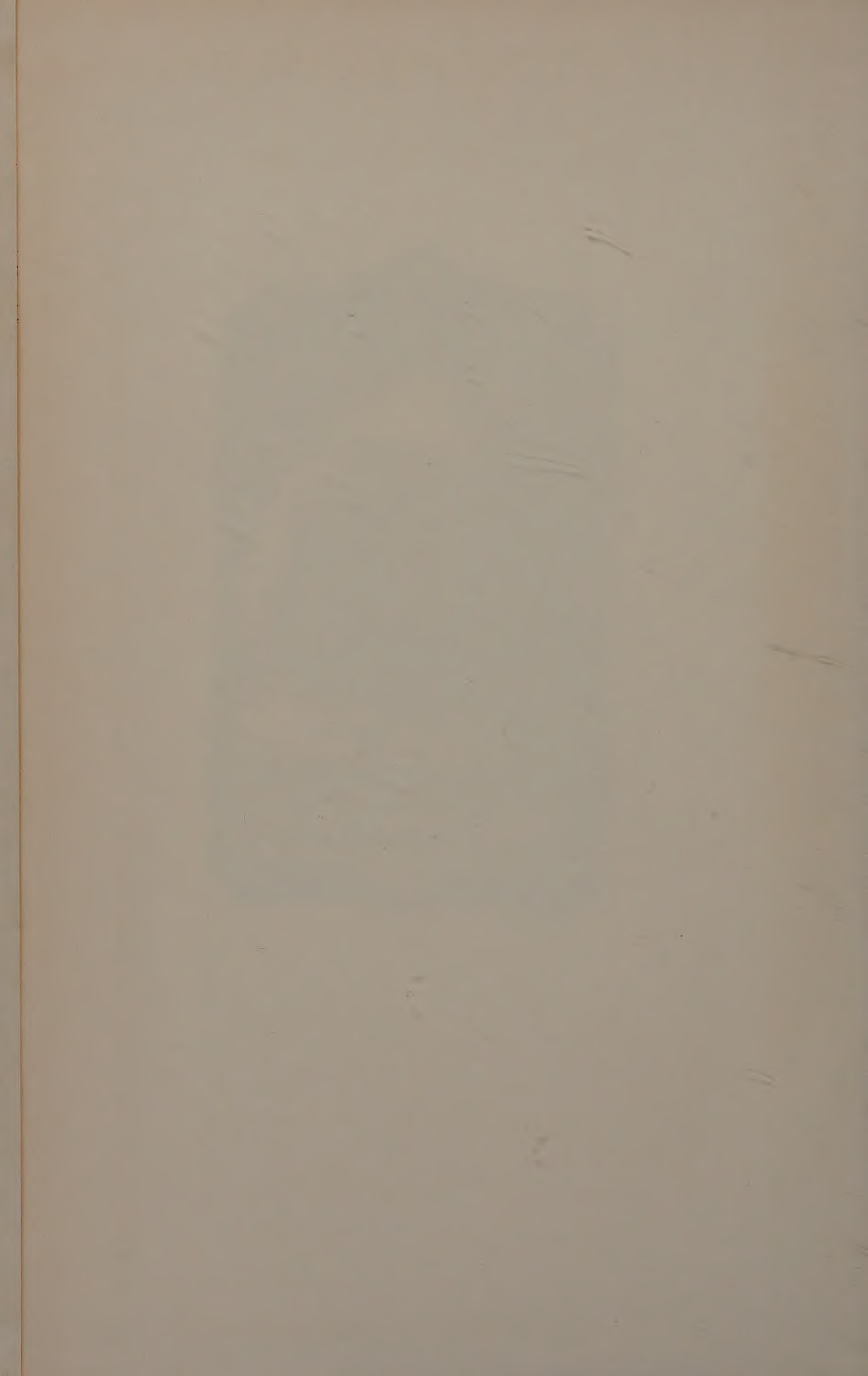



SIGILL SCHOLÆ RELIGIONIS PACIFICÆ
PRO
VERITATE
ET
REGNO
DEI
CHARLES HOLBROOK LIBRARY
Pacific School of Religion







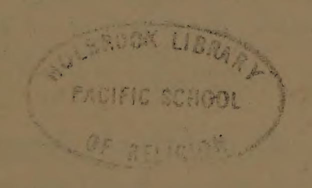


# Neue Wege

## Blätter für religiöse Arbeit

16

Sechzehnter Jahrgang
1922




Rotapfel-Verlag. Erlenbach-Zürich

# Inhalt

## I. Betrachtungen und Predigten



## II. Religiöse und ethische Probleme



## III. Soziales und Politisches

## IV. Rundschau.

### V. Gedichte, Sprüche, Lesefrüchte



### VI. Bücherbesprechungen.



### VII. Verschiedenes.

# Zum Jahresanfang

Wir können die Jahreswende als solche nicht so wichtig nehmen, — was kann sie denn von sich aus anderes bringen als einen Wechsel der Jahrzahl? Jene Erlösung vom Alten, jenen Anbruch eines Neuen, nach dem wir so bange ausschauen, kann uns ja der blosse Wechsel der Jahre nicht bringen und alle Hoffnung, die wir auf die «kommenden Zeiten» setzen würden, müsste notwendig zu schanden werden und in lauter Enttäuschung enden. Neues kann nur dort unter uns werden, wo mitten im Ablauf unserer irdischen Jahre das Licht eines neuen Gottestages aufleuchtet, wo mitten in unserem menschlichen Wesen und Treiben Leben aus Gott sich geltend macht, wo also mitten in unserer vergänglichen Welt jene ewige Welt Gottes sich Bahn bricht, die über aller Zeit steht und an keine Jahre gebunden ist. Nicht aus dem Wechsel der Jahre und Zeiten geht das Neue hervor, sondern umgekehrt wird es dieses Neue selbst sein, das, von oben geboren, auch ins Zeitliche hinein wahren Wechsel und eine wirkliche Wende trägt, und unsere irdischen Jahre zu herrlichen Gottesjahren hinführt. So war's ja auch bei jener entscheidenden Neuschöpfung, der wir alles verdanken, was an neuem Geist und Leben in unserer alten Welt noch vorhanden ist: nicht als das Jahr 1 herannahte, wurde Christus geboren, sondern als Gott Christus auf Erden sandte, bewirkte er eine solche Wende im ganzen Leben des Menschen und der Menschheit, dass man sogar die irdische Jahre mit dem Erscheinen Christi auf Erden neu zu zählen begann. Auf solche Kundgebungen Gottes, auf ein Offenbarwerden seines Reiches auf Erden sind wir angewiesen, wenn wirklich Neues unter uns werden soll.

Drum erwarten wir vom Neujahrstag nichts und wollen nicht mit gespannten Hoffnungen oder banger Erwartung in das «neue» Jahr hineinstarren, das sich jetzt vor uns auftut. An sich ist ja der Neujahrstag ein rein weltlicher Tag, völlig eingetaucht in den Strom der Zeit und nur mit einer gewissen Willkür darin hervorgehoben. Er trägt drum auch keinerlei Verheissung in sich und bietet insbesondere nicht die geringste Gewähr dafür, dass mit ihm wirklich ein n e u e s Jahr beginne. Ja, gerade an der Jahreswende kommt uns das Wesen der Zeit und alles Zeitlichen ganz besonders deutlich zum

Bewusstsein und leicht macht sich da beim Blick auf die dahineilenden Jahre eine beklemmende Unsicherheit in uns geltend, — ja angesichts all der Eitelkeit, Sinn- und Nutzlosigkeit in diesem steten Ablauf der Zeiten will uns gar ein Schwindel ergreifen, sodass wir haltlos dastehen mit all unserem Glauben und Hoffen und in kleingläubiger Verzagtheit in die Zukunft blicken. Und tatsächlich: wenn wir nur auf unsere irdische Zeit und was sie uns bringt, angewiesen sind, dann muss unser Glauben und Hoffen schwinden, dann muss es uns gehen wie jenem Petrus, der zu sinken begann, als er auf Wind und Wasser achtete, statt auf den Herrn zu blicken. Einen Halt können wir nur finden, wenn wirklich einer da ist, der sicher über die Fluten der Zeit wandeln kann, und dessen Hand wir im Glauben ergreifen können. Nur dann kann es festen Stand mitten in allem Zeitlichen geben, wenn über diesem Zeitlichen eine ewige Welt steht, die in unser zeitliches Dasein hineingreifen und darin ihr Leben entfalten kann. Wir kennen aber tatsächlich einen, in dem mitten in aller Eitelkeit und Vergänglichkeit des irdischen Wesens neues, unvergängliches Wesen erschienen ist, der uns mitten in all dem entarteten, verwüsteten Menschentum wieder jenes reine Menschentum offenbart, das im Menschen das Ebenbild Gottes erkennen lässt, und dessen Leben, wohin immer es dringt, die verdorbene Welt wieder zum Reiche Gottes gestaltet. Auf diese herrlichste Kundgebung einer Welt Gottes blicken wir deshalb, um mit unserer Hoffnung auf ein neues Jahr und eine neue Zeit bestehen zu können. Wie einst durch Christus wahrhaft neue Zeiten kamen, so kann es auch jetzt noch durch ihn zu einem Neujahr im wahren Sinn kommen; ja, wenn s e i n Licht wieder in unsere irdischen Tage hineinstrahlen wird, dann — aber nur dann — werden wir ein wahrhaft n e u e s Jahr erleben.

Drum soll es für uns bedeutsam sein, dass wir kurz vor unserem Jahresanfang Weihnachten gefeiert haben. Auf Weihnachten und ein neues Erleben seiner Wahrheit sind wir angewiesen, wenn es zu einer wirklichen Erneuerung unserer Welt kommen soll. Dort sehen wir ja das Neue, das allein uns vom alten Wesen erlösen könnte. Statt dass wir drum mit bangen Fragen ins neue Jahr hineinblicken und angesichts all der dunkeln Ungewissheit fast verzagen, wollen wir uns in der tröstlichen Gewissheit aufrichten: Christus, der An-

fänger einer neuen Schöpfung ist geboren, jenes Kind, an dessen Geburt der Prophet seine Verheissungen knüpfte, ist uns gegeben, wir haben und kennen den Wunderrat, Gotthelden und Friedefürsten. In all unserer Finsternis steht einer da, der von sich sagen kann: «Ich bin das Licht der Welt; wer mir nachfolget, der wird nicht wandeln in Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben». Mit ihm kam Leben in unser Todeswesen, Ewiges in unser Zeitliches, Himmlisches in unser Irdisches, Göttliches in unser Menschliches, — wo er ist, da heisst's: «sehet doch, das Reich Gottes ist mitten unter euch!» In ihm will Gott auch heute noch erkannt und erlebt werden, und er ist ja auch heute noch derselbe wie gestern, — da er «von oben her» ist, vermag keine Macht der Zeit, keine Gewalt der Welt, überhaupt nichts, das «von unter her» ist, ihn zu verdrängen. Ja, heute noch entscheidet unsere Stellung zu diesem Licht der Welt über Licht oder Finsternis in uns und auch das Schicksal der Menschheit wird Heil oder Gericht sein, je nachdem sie sich ihm zuwendet oder von ihm sich abwendet. Noch heute gibt das Wort des Johannesevangeliums den besten Schlüssel für die drückenden Rätsel unserer Finsternis und unserer Gerichte: «Das ist das Gericht, dass das Licht in die Welt gekommen ist, und die Menschen liebten die Finsternis mehr als das Licht». Seitdem Gott seinen Christus in die Welt gesandt hat, muss sich an ihm immer wieder das Schicksal des Einzelnen wie der ganzen Welt entscheiden.

Wenn es so nur im Licht der Weihnachtsbotschaft zu einem neuen Jahre kommen kann und Neujahr für die Erfüllung seiner Verheissung ganz auf Weihnachten angewiesen ist, so darf uns Weihnachten freilich nicht ein menschliches Fest, ein hoher Tag im Kirchenjahr bleiben, denn mit solchen menschlichen Tagen ist uns — auch bei allem geistlichen und kirchlichen Gepräge — nicht geholfen. Uns hilft nur eine Weihnacht, bei der Christus auch in uns geboren wird, bei der sein Leben unser Leben wird und die Menschenwelt wieder im Glanz seiner Wahrheit aufleuchten kann. Was in Christus begonnen hat, das muss sich in uns Menschen fortsetzen. Nur so kann es ja überhaupt zu einem Reiche Gottes auf Erden kommen, dass Christus uns Menschen Macht gibt, Kinder Gottes zu werden, damit auch wir unserem wahren Sein und Leben nach nicht von unten, sondern von oben her seien. Gerade als Gottessohn will er

«der Erstgeborene unter vielen Brüdern» sein und drum will er ein Volk um sich sammeln, das durch ihn zu wahrem Leben gekommen ist und sein Dasein zu einem Stück s e i n e r Schöpfung gestaltet. An jene erste Weihnacht darf sich nicht bloss eine neue Religion anschliessen, da man Christus zwar in seinem «Glauben» hat und mit allerlei neuen Erkenntnissen ausgerüstet ist, aber im eigenen Leben nichts von ihm spüren lässt; Christus will uns nicht zu einem «Christentum» führen, sondern er will uns unter s e i n Regiment stellen, damit auch durch uns geschehe was G o t t will. Nur so kann es zu jener Freude für alles Volk, zu jenem Frieden auf Erden, überhaupt zum Heil für alle Welt kommen, wie es bei seiner Geburt verheissen wurde, während die Welt ohne dieses tatsächliche Regiment Christi bei aller Religion und allem Christentum doch in der alten Unerlöstheit stecken bleibt. Waren doch gerade Religion und Christentum je und je das beliebte Mittel, sich mit der Verkehrtheit, dem Elend und Verderben der Welt abzufinden und diese sich in einem frommen System zurecht zu legen. «Christentum» pflegt allem Geschehen seinen Lauf zu lassen, Christus aber greift in das Geschehen ein und beginnt eine n e u e Geschichte, die den Menschen aus seinem gottentfremdeten und drum so dunkeln, verderblichen Dasein herausführen soll zu einem neuen Leben, das seine tiefste Quelle in der Gemeinschaft mit dem himmlischen Vater und sein Ziel in der Erfüllung seines Willens auf Erden hat. Solange wir uns aber durch Weihnachten nicht aus unserem eigenen Wesen heraus in diese von Christus geleitete Geschichte führen lassen, kann es zu keinem neuen Jahre kommen, — denn wo wir nicht in das wirkliche Christusleben hineingezogen werden, bleiben wir in unserem alten Treiben stecken und werden drum auch im neuen Jahr lauter Altes erleben.

Wenn aber Weihnachten derart ein Neues in uns begründen und auch in der Menschenwelt eine Umgestaltung zu ihrer wahren, ursprünglichen Bestimmung bewirken soll, dann muss der Mensch bei diesem Geschehen mitwirken. Wie Gott in dem M e n s c h e n Jesus sich offenbarte, so will er auch fortan auf Erden M e n s c h e n als Bahnbrecher und Vertreter seiner Wahrheit haben und durch Menschen sein Reich bauen. Muss da nicht sein Heilsplan unverwirklicht liegen bleiben, solange wir Menschen uns ihm verschliessen, anderes suchen als seine Herrschaft und andern Mächten willige Vertreter

sind? Ohne Menschen, die wirklich Gott sich ergeben und seinem Willen dienen wollen, kann es zu keinem Gottesreich auf Erden kommen. Weil Jesus ganz nur Gott dienen wollte, darum konnte er der Christus sein, durch den die Werke des Vaters offenbar wurden und durch den wieder Hoffnung für die Menschenwelt kam. Weil sein Leben ganz Dienst für Gott war, drum kann auch nichts dieses Leben zerstören, kein Kreuz und auch keine Zeit, aber — dieser Christus kann uns wieder fern sein, wenn wir nicht bereit sind für ihn und das neue Regiment Gottes. Und ist er uns jetzt denn nicht tatsächlich so fern, dass die alte Finsternis uns wieder umgibt, trotzdem er doch auf Erden erschienen und auch für diese Erde auferstanden ist, als die Menschen ihn zu verdrängen suchten? Wie schon den sichtbaren Christus diejenigen nicht erkannt haben, die eben nur sich, ihr eigenes Wesen und ihre eigene Welt gelten lassen wollten, so bleibt auch der unsichtbare Christus denen fern, die sein Regiment nicht wollen. Er findet neben einem eigenwilligen, auf seine Geltung erpichten Ich keinen Platz in einem Herzen und in einer Welt, die all den Götzen menschlicher Selbstsucht dienen will, kann er sein Reich nicht aufrichten. Nur wer mit Paulus sagen kann: «Ich lebe, doch nicht i c h», wird mit ihm auch die Erfahrung machen dürfen: «Christus lebt in mir». Und nur, wenn wir bereit sind, in unserer Welt das preiszugeben und beiseite zu schieben, was sich mit der Herrschaft Christi nicht verträgt, nur wenn wir die Hindernisse des Gottesreiches, die in uns selber liegen, in schmerzhafter Aufräumungsarbeit wegzuschaffen suchen, kann es zu einer Aufrichtung seines Reiches unter uns kommen. Wo uns aber derart seine Herrschaft wichtiger ist als alles andere, sodass wir dieses andere drangeben können, um uns unter seine Wahrheit zu beugen, da werden wir nicht ohne wirkliche Erfahrungen seines Lebens und seiner Kraft bleiben. Es bedarf eben unserer Hingabe, unserer Arbeit und unseres Kampfes, dass dieser Christus, den uns Gott gesandt hat, auch wirklich der Herr werde über unser Leben und unsere Welt. Dessen wollen wir uns gerade auch am Jahresanfang bewusst sein, dann werden wir nicht in törichter Hoffnung erwarten, dass das neue Jahr von sich aus, ohne dass wir uns dafür einzusetzen brauchten, uns neue Verwirklichungen der Wahrheit Christi bringe, sondern uns vielmehr sagen, dass es zwar durch Gott allein zu solchen Verwirklichungen

kommen kann, dass er diese aber nur geschehen lassen wird durch Menschen, die sich ihm hingeben mit demütigem Herzen und ganzem, reinem Wollen.

In diesem Sinn soll es drum für uns auch bedeutsam sein, dass kurz nach unserm Weihnachtsfest ein neues Jahr beginnt. Das mag uns andeuten, dass wir von unserem Feste, das uns aufs neue Christus zeigen wollte, den Weg in einen neuen Werktag finden müssen, der aber Zeugnis für die neu erlebte Wahrheit ablegt. Christus will uns ja zu tatsächlichem Leben für Gott und sein Reich führen und nicht etwa einfach Anlass zu fröhlichen Festen geben. Weihnachten muss in uns einen neuen Boden legen, auf dem wir in einem neuen Sinne leben und wirken. Glauben heisst ja nicht alles Mögliche bejahen und bekennen, das uns von andern vorgelegt wird, sondern in dem leben, was wir empfangen haben, das auswirken, was wir erkannt haben und so treu zu der Wahrheit stehen, die uns geschenkt worden ist. Unser Glaube darf nicht in unseren Gedanken, Festlichkeiten und Erbaulichkeiten eingeschlossen bleiben, sondern wir müssen aus der Sphäre des Geistlichen und Religiösen immer den Weg in unsere Wirklichkeit, unsern Alltag und unsere Welt finden, denn die Wahrheit Gottes will nicht «geistlich», sondern «weltlich», nicht «Religion», sondern Reich Gottes werden. Alles, was uns Weihnacht an Licht schenkt, muss durch uns andern zugute kommen, denn wenn uns der begegnet, der das Licht der Welt ist, so stellt er uns erst recht in die Welt hinein mit dem Berufe: «Ihr seid das Licht der Welt!» Und er warnt uns, das uns anvertraute Licht nicht unter den Scheffel zu stellen, d. h. eben in ein religiöses, geistliches, erbauliches oder kirchliches Wesen einzuschliessen. Der Glaube an Christus bleibt eine fromme Spielerei, wenn er uns nicht in die Arbeit, in das treue Wirken für sein Reich stellt, sodass wir uns ganz dafür einsetzen, dass er wirklich der Herr unseres Lebens und unserer Welt werde. Nicht jener Petrus, der auf dem Berge der Verklärung gerne Hütten bauen möchte, weil es so gut sein ist dort oben, nein, Christus, der mit den Jüngern hernieder in die Niederungen menschlicher Not steigt, um sein Licht in all das Dunkel zu tragen, zeigt uns, wozu uns Gott seine Wahrheit erleben lässt. Gerade mit dem, was er uns an Licht und Leben gibt, will er uns in neue Arbeit hineinführen und nicht einfach unserer persönlichen Erbauung dienen. Da-

durch eben ist der Christenglaube zu einem Gespött in der Welt geworden, dass von all dem Heilandsglauben keine Kraft des Heiles ausgegangen ist und wir helfen mit, die Menschen von Christus fernzuhalten, wenn wir von unserm Glauben zu keinem Leben, von unsern Erkenntnissen zu keinen Taten, oder eben von unserer Weihnacht zu keinem neuen im Weihnachtslicht stehenden Jahre kommen.

So sind Weihnachten und Neujahr gegenseitig aufeinander angewiesen: Neujahr kann nur von Weihnachten her Licht bekommen und Weihnachten muss sich im neuen Jahre auswirken. Wie der Körper des Geistes bedarf, dass er recht geleitet werde, der Geist aber einen Körper braucht, um offenbar zu werden und wirken zu können, so gehören auch Weihnachten und Neujahr zusammen. Weihnachten ist der Tag, den Gott gemacht hat, Neujahr aber ist der Tag des Menschen, über dem noch die Frage steht: was tust nun du, Mensch, damit das Licht des Gottestages auch deinen Tag erleuchte? Diese beiden Tage dürfen nicht nebeneinander hergehen, sondern der Gottestag muss noch den Tag der Menschen durchdringen, der Tag der Menschen in den Tag Gottes einmünden. Das ist ja eben die Wurzel der Not und Schwierigkeiten, die über unserem Tage stehen, dass dieser noch nicht berührt wurde vom Tage Gottes. Weihnachten und all die andern Tage Gottes, wie sie das Kirchenjahr enthält, stehen neben und ausserhalb unserer irdischen Tage, — sie sind in einem blossen K i r c h e n jahr aufgehoben, wie unsere christlichen Wahrheiten sorgsam in unsere Kirchen eingemauert sind. Wie sollte da noch eine Wirkung auf unser irdisches Jahr ausgehen können? Das Kirchenjahr, ursprünglich ein schönes Symbol lebendiger Wahrheiten, eben ein Ausdruck dessen, dass die Wahrheiten, die das Leben Jesu verkörpert, uns durch das ganze Jahr hindurch begleiten sollen, ist zur toten Form geworden. Nun läuft das Kirchenjahr ganz für sich ab, ohne irgendwie mit seinen Wahrheiten ins weltliche Jahr einzudringen; die Wahrheiten Christi schweben gleichsam über unseren irdischen Tagen, können aber, eingeschlossen in ihre kirchliche, geistliche Hülle, nie wirksam werden in diesen. Wie sollte auch Kraft ausgehen können von blossen Formen? So wenig unsere heutige Taufe die Menschen wirklich in eine Gemeinschaft mit Gott stellt, so wenig unsere Abendmahlsfeier unsere Zerrissenheit zu überwinden und uns brüderlich zu einen vermag, so

wenig überhaupt unsere Kirche die Welt für Gott heiligen kann, so wenig kann auch ein Tag des Kirchenjahrs unser irdisches Jahr heiligen und unter Gottes Regiment bringen. Erst wenn das Leben, das einst diese Formen geschaffen hat, wieder erwacht und uns erfüllt, erst wenn wir wieder in Christus leben und mit ihm durch unsere Jahre schreiten, können von ihm wieder Wirkungen auf unsern Alltag ausgehen, dass wir aus unsern blossen Weltjahren heraus in wirkliche Gottesjahre kommen. Drum eben müssen sich unsere Herzen einem neuen Erleben der Weihnachtswahrheit aufschliessen und drum eben müssen wir diese Wahrheit als wirkliche Lebenskraft in unser neues Jahr hineintragen. Gott hat das seine getan, er hat uns eine Weihnacht gegeben, — was tun wir, um dieser Wahrheit Einlass in unser neues Jahr zu verschaffen?

Doch — können wir denn überhaupt etwas tun für das Kommen des Reiches Gottes? Heissts nicht eben einfach «auf den Herrn warten»? Es gibt freilich seit den Tagen Jesu immer wieder Christen, die sehnsüchtig zum Himmel empor blicken und auf das göttliche Wunder harren, das ihnen mit einem Male das Gottesreich bringen soll. Sie warten darauf, das Christus eines Tages auf den Wolken des Himmels daherkomme und über der Welt das Licht des jüngsten Tages aufblitze, — und unterdessen lassen sie den Dingen ihren Lauf und stellen, in vermeintlichem Gottvertrauen die Hände in den Schoss legend, alles Gott anheim. Und es gibt auch unter uns eine neue Gottesreichstheologie, die sich nicht genug tun kann in der Geringschätzung alles menschlichen Tuns, die von der Höhe ihrer geistlichen Erkenntnisse aus mitleidig über diejenigen lächelt, welche von irgendwelchem konkreten Handeln etwas für das Kommen des Gottesreiches erwarten, ja die jede Gewissenstat Einzelner als menschliche Mache diskreditieren will und eine Bewegung schon gerichtet glaubt, wenn irgend ein «Tun» der Menschen darin zum Ausdruck kommt. Und haben wir denn nicht selbst als Adventslosung jenes «Wartet auf den Herrn!» ausgegeben, einzig von einem neuen Kommen Christi unsere Erlösung und unser Heil erwartend? Gewiss, — und es geschah dies wahrhaftig nicht in einer blossen Anpassung an die kirchliche Adventszeit. Gerade weil auch wir im Warten auf den Herrn das Eine was Not tut sehen, möchten wir jetzt aber betonen, dass dies Warten nicht als eine bloss geistige und geistliche

Einstellung auf das Kommen des Gottesreiches missdeutet werden darf, sondern das diese Adventswahrheit auch auf Neujahr angewiesen ist, um zur rechten Auswirkung zu kommen, uns also auch in einen neuen Werktag stellen muss. Wie das Gottesreich eine neue Gestaltung der Erde und all ihres Lebens, ihrer Verhältnisse und Ordnungen bedeutet, so muss sich auch das Kommen dieses Reiches auf Erden in diesen menschlichen Lebensgestaltungen und Zuständen vorbereiten und anbahnen. Das Warten auf den Herrn darf sich also nicht nur in einer neuen geistigen Haltung zeigen, so sehr diese immer die Grundlage alles andern sein wird, sondern muss sich auch in einer neuen praktischen Haltung äussern, bei der wir suchen, dem Herrn gerade in unsere menschlichen Verhältnisse hinein einen Weg zu bahnen und drum wegräumen, was vor ihm nicht bestehen kann und nach Kräften herrichten, was seinem Willen entspricht. Ohne diese neue Haltung bis ins Praktische hinein wird all unsere, an sich noch so wahre Erkenntnis nur wieder Theorie werden und uns entweder in unwirksame Geistlichkeiten und Erbaulichkeiten führen oder dann zu einer neuen, ebenso unfruchtbaren Theologie entarten. Das Warten auf den Herrn erträgt keine quietistische Deutung, bei der man einfach den Dingen ihren Lauf lässt und sich mitten in den widergöttlichsten Verhältnissen drin bei der eigenen geistigen und geistlichen Haltung beruhigt. Gleichen wir mit solchem untätigen Warten nicht jenem faulen Knecht, der das ihm anvertraute Talent vergraben hat und damit für das Gottesreich unnütz wurde? Das rechte Warten auf den Herrn lähmt nicht nur unser Arbeiten und Kämpfen für Gottes Sache, dieses von vornherein als völlig unzulänglich und bedeutungslos hinstellend, sondern es stellt uns mit unserem ganzen Sein und Leben in das Kommen des Herrn und gibt so unserem Glauben und Hoffen, Sinnen und Trachten, Tun und Wirken die rechte Richtung. Dem rechten Warten ist es eben so ernst mit diesem Kommen des Herrn, dass es sich bereits auf dieses Kommen rüstet, auf die Seite schafft, was ihn stören müsste und in Ordnung bringt, was er gerne haben möchte. Das Warten auf den Herrn ist eine Zurüstung des Hauses auf seine Ankunft und eben diese Zurüstung muss unsere Arbeit fürs neue Jahr sein, unser Wirken in all den irdischen Tagen, die sich nun wieder vor uns auftun.

So will Gott Menschen finden, die das vom ihm Empfangene aus-

wirken in ihrem Leben, die für sein Reich einstehen in der Welt und damit Vertreter seiner Wahrheit und Bahnbrecher seines Reiches werden. Und wenn wir uns auch wahrhaftig dessen bewusst sind, wie kümmerlich noch das göttliche Licht in uns brennt, und es unser grösster Schmerz ist, dass Gott uns noch so wenig brauchen kann zur Aufrichtung seines Reiches, so wollen wir uns aber auch dessen bewusst sein, dass trotz aller Verhüllungen uns doch genug Licht Christi gegeben ist, um in manchen dunklen Winkel unseres Lebens hineinzuzünden, und dass auf Grund der Wahrheit, die uns bereits gegeben ist, manches für das Gottesreich geschehen kann. Wenn uns auch nicht fünf oder auch nur zwei Talente anvertraut wurden, so doch vielleicht eines, und sofern wir nur dieses nicht einfach vergraben in den unfruchtbaren Boden unseres geistlichen, kirchlichen und theologischen Wesens, sondern damit etwas für Gott auszurichten suchen, kann es doch heissen: «Du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen». Gerade dann, wenn wir mit dem einen Talent etwas für Gott zu wirken vermögen, dann können uns mehr Talente anvertraut werden, während uns auch das eine genommen wird, wenn wir damit nicht arbeiten. Wenn wir uns nicht einzusetzen vermögen für Gottes Sache, dann können wir tatsächlich mit all unserer religiösen Erkenntnis und unserem geistlichen Reichtum verkümmern und verarmen. Wo uns aber wirklich am Sieg der Herrschaft Gottes gelegen ist, und wo wir bereit sind, zu tun, was an uns herankommt, da wird es nicht fehlen an Aufträgen, mit denen uns Gott zur Mithilfe aufrufen möchte. Das Gottesreich wartet ja nur darauf, in unsere irdischen Verhältnisse eindringen und sie unter Gottes Herrschaft bringen zu können, und wo es Menschen findet, die in Selbstverleugnung und Dienstbereitschaft sich ihm zur Verfügung stellen, da tritt es an sie heran und sie werden es in kleinen und grossen Dingen erleben dürfen, dass schon heute, mitten in unserer gottverlassenen, verkehrten Welt, doch manches sich machen lässt, das dem Willen Gottes entspricht und in dem drum sein Walten spürbar wird. Wo es uns ernst ist mit einem Regiment Gottes auf Erden und wir seinen Geist mächtig über uns werden lassen, da werden wir immer wieder dazu gedrängt, für seine Wahrheit und gegen unsere Lüge und Verkehrtheit, für seine Gerechtigkeit und gegen unser Unrecht, für seine Liebe und gegen unsern Hass und Krieg

einzustehen. Oder werden wir als solche, die wirklich auf den Herrn warten und ihm den Weg zu uns bereiten möchten, ruhig, ohne einen Finger zu rühren, in unserem gottwidrigen Treiben verharren können und den Dingen einfach ihren Lauf lassen? Um ein konkretes Beispiel herauszugreifen — und in dieser Werktagsarbeit handelt es sich eben um sehr konkrete und greifbare Dinge! — können wir nach all den fluchvollen Jahren des Weltkrieges ruhig zusehen, wie dieses verhängnisvolle Gewaltwesen immer weiter sein Wesen treibt und sich gerade unter uns statt ernster Abrüstungsarbeit ein immer üppigeres Blühen des schlimmsten Militarismus entwickelt? Trifft uns mitten in diesem Wüsten Treiben, da «die Herrscher der Völker sie unterjochen und die Grossen sie vergewaltigen» (Matthäus 20, 25) denn nicht das Wort des Herrn: «unter euch aber soll es nicht also sein»? Wollen wir wirklich warten, bis der Herr selber komme, um unsere Schwerter in Pflugscharen und unsere Spiesse in Sicheln umzuschmieden, bis dahin aber ruhig weiter den Krieg erlernen und uns unsern Kriegsfürsten statt dem Friedensfürsten zur Verfügung stellen? Wahrlich, — dann möchte es vielleicht ein langes Warten geben, denn mag und kann der Herr überhaupt in unser Haus eintreten, so lange es noch so erfüllt ist von Gewaltgeist und Kriegslärm und wir gar nichts in Ordnung bringen für ihn? Unter sein Regiment müssen wir uns stellen und unsern weltlichen Herrschern und Machthabern den Dienst verweigern, — Gott mehr gehorchen als den Menschen, — nur dann kann sein Reich unter uns hervortreten. Da soll uns auch das Gebaren unserer heutigen Herodesse nicht erschrecken, die ihre Gesetze aufstellen und ihre Waffen schmieden, nicht nur um ihre Rivalen niederzuhalten, die aus gleicher Herrschsucht sich an ihre Stelle setzen möchten, sondern um auch denen entgegenzutreten, die mit der Weihnachtsbotschaft der Liebe und des Friedens Ernst machen könnten. Wenn sie erschrecken vor der Weihnachtsbotschaft — «da das der König Herodes hörte, erschrack er und mit ihm das ganze Jerusalem» — und das Kindlein in Bethlehem gleich in seiner zarten Kindheit vernichten möchten, dann wollen wir uns zu diesem Kindlein bekennen, ihm die Ehre geben und es schützen, dass es heranwachsen kann zu seiner Herrschaft. Oder wenn unter uns der Mammon sein tolles Regiment führt, wollen wir ihn ruhig die Welt und — uns regieren lassen, vergessend, dass

wo er Herr ist, Gott nicht Herr sein kann? Wahrlich, wo in diesen irdischen Verhältnissen von solchen, die auf den Herrn warten und in seinem Kommen stehen, etwas getan und gehandelt wird durch Wegräumen und Aufbauen, da geschieht etwas für das Gottesreich. Darum wollen wir nicht durch falsches geistliches Wesen oder durch Gleichgültigkeit gegenüber jener Welt, die doch noch zur Stätte des Gottesreiches werden soll, unnütze Knechte werden, sondern uns immer fragen, ob nicht auch uns etwas aufgetragen ist, um dem Herrn den Weg in unsere Welt zu bahnen. Damit allein kommt ja ein neuer Sinn und eine wirkliche Bedeutung in unser Leben, dass wir es nicht für uns leben, sondern in den Dienst der Sache Gottes stellen.

So wollen wir das neue Jahr betreten in der frohen Gewissheit, dass mit Christus gleichsam die Welt Gottes für unsere Welt geöffnet wurde, zugleich aber im Bewusstsein, dass nun auch wir uns öffnen müssen für ihn. Von Weihnachten her leuchtet verheissungsvoll eine neue Bereitschaft des Gottesreiches uns entgegen, — Neujahr aber fragt ernst nach unserer Bereitschaft für dieses Reich. Wo wir diese Weihnachtsbotschaft und diesen Neujahrsauftrag im Herzen tragen, da muss all das ängstliche Sorgen und Fragen, das gewöhnlich am Jahresanfang die Herzen bewegt, verschwinden. All jenes kleinliche Fragen, das sich ja doch nur um uns, unser Wohlergehen und unser Glück dreht, muss verstummen, wo Gott selbst die Frage nach dem Gottesreich gestellt hat und all unsere persönlichen Sorgen müssen weichen, wo uns die eine Sorge ums Gottesreich auferlegt ist. Alles wirkliche Heil muss uns ja vom Reiche Gottes her zuteil werden, — nur von einem immer mächtigeren Hervortreten desselben können wir drum auch eine Überwindung unserer persönlichen Sorgen und Nöte erwarten. Mitten in unserer alten Welt und unter all ihrem Druck kann uns aber bereits die Gewissheit stärken, dass es zu einem Sieg über alle die Mächte und Herrschaften, die uns jetzt bedrücken, kommen muss, wenn wir uns entschlossen unter Gottes Herrschaft stellen; und wir dürfen immer mehr von seinem Regiment erfahren, je mehr wir ihn wirklich über uns regieren lassen. «Ist einer in Christus, so ist er eine neue Schöpfung», — Er allein macht unsere Jahre neu.

R. Lejeune

# Theosophie oder Reich Gottes?

## I. Nun werden sie Theosophen!

Im Evangelium wird uns erzählt: Als Jesus auf dem Berge der Verklärung weilte und seine Jünger allein unten zurückgeblieben waren, da brachte man zu diesen einen Menschen, der war von Dämonen besessen und übel dran. Bald fiel er ins Feuer und bald ins Wasser. Die Jünger Jesu bemühten sich auf allerlei Weise um ihn, aber umsonst. Es fehlte ihnen an der Kraft zu heilen. Da kommt Jesus vom Berge herunter und tritt unter die hin und her redende, lärmende, ratlose Menge. Ein Blick, ein Wort und der Kranke ist gesund.[1])

Diesem Kranken ist wohl unser Geschlecht zu vergleichen. Es wird von einem Geist der Unruhe hin und her geworfen. In seiner Ratlosigkeit sucht es bald da, bald dort Hilfe und ist jedem sozialen oder religiösen Spekulanten ausgeliefert. Aber krank bleibt es.

Die Welterschütterung, die wir durchmachen, hat freilich eine grosse Änderung gebracht. Die Götzen der früheren Tage, noch der ersten anderthalb Jahrzehnte des Jahrhunderts, sind gestürzt, mit dem Vertrauen zu ihnen ist es vorbei. Der alte Materialismus ist abgetan, das Freidenkertum hat ausgespielt, die Religion braust wieder als ein gewaltiger Strom in unser Geistesleben herein. Eine Wendung zur Tiefe hat mit Gewalt die Gemüter erfasst. Während noch vor kurzem die «naturwissenschaftliche Weltanschauung» herrschte, die alles, was nach Übernatürlichem aussah, mit Acht und Bann belegte und sogar alles geistige Leben überhaupt zur Illusion machte, ist jetzt ein Heisshunger nach Mystik und Geheimnis erwacht und an Stelle der Natur die Geisterwelt getreten.

Aus dieser grossen Gärung taucht eine Erscheinung auf, die von alters her und unter mannigfachen Formen im Leben der Menschheit eine grosse Rolle gespielt hat, die Theosophie. Ihr fallen die heutigen Menschen in Scharen zu und zwar «Gläubige» und «Ungläubige», besonders aber die Letzteren.

Wo vor zehn Jahren die Leute Monisten wurden, da werden sie jetzt Theosophen. Welch ein Umschwung der Zeiten! Während sie vorher in dem, was sie Natur nannten, mit anderen Worten, in der

[1]) Matth. 17, 1—21.

zum Gott gemachten Welt, ihr Heil suchten, flüchten sie jetzt — oder wollen sie doch flüchten — in die Tiefen der Gottheit. Das muss doch in unseren Augen ein grosser Fortschritt sein!

Ist es das wirklich? Oder wäre die Sache vielleicht gar so, dass unser Geschlecht jenem Kranken gliche, von dem das Evangelium erzählt und nun aus dem Wasser des Monismus oder der Natur- und Weltvergottung ins Feuer der Theosophie oder der Selbstvergottung im Gewande der Religion fiele, ohne deswegen gesünder zu werden?

Wir wollen mit allem Ernst und aller Wahrhaftigkeit, ohne Vorurteil, ja mit Liebe und jeder allfälligen neuen Erkenntnis offen diese wichtige Sache prüfen.

Unsere erste Frage ist:

## II. Was ist und was will die Theosophie?

### 1. Warum nicht Anthroposophie?

Man redet heute, wenigstens bei uns in der Schweiz, wie in Deutschland und anderwärts, meistens nicht von Theosophie, sondern von Anthroposophie, und denkt dabei vor allem an den Mann, der von seinem Tempel bei Dornach aus nicht wenig die Geister bewegt. Was ist denn der Unterschied? Warum reden wir doch von der Theosophie und nicht von der Anthroposophie?

Wir tun es mit Bedacht. Für uns ist die sogenannte Anthroposophie bloss eine bestimmte Art von Theosophie. Sie ist ein Versuch, die alten theosophischen Ideen mit dem sogenannten modernen Denken, der modernen Naturwissenschaft und neuerdings den modernen Bewegungen in Kunst, Erziehung, politischem und sozialem Leben zu verbinden, wobei besonders Goethe als Vermittler dienen soll. Die Anthroposophie will damit das Beste an der modernen Kultur wahren und retten, dies aber gerade auch dadurch, dass sie ihre Linie weiterführt in eine neue Höhe und Tiefe der Geisteswelt — eben in jene Welt hinein, von der die Theosophie zu reden weiss. Das soll gegenüber der bisherigen Theosophie ein Neues sein.

Ist es das? Wir glauben nicht! Alle Theosophie hat seit alten Zeiten irgendwie an die vorhandene Kultur angeschlossen im Sinne einer

Kritik und Weiterführung. Nur mit **e i n e m** Unterschied: sie hat dabei einen reineren Stil bewahrt, ihr eigentliches Wesen ist wahrer und damit auch grossartiger hervorgetreten. Was Doktor Rudolf Steiner an Wissenschaft vorbringt, ist für unsere besondere Untersuchung unwesentlich, es ist Wissenschaft wie andere auch, vielleicht wahre, vielleicht irrende; was er aber dazu tut, ist die alte Theosophie. Nicht **e i n** wesentlich neuer Gedanke ist dabei, was übrigens kein Vorwurf sein soll.

Der Schreibende hat gerade die Steinersche Anthroposophie besonders genau studiert und alle ihm zugänglichen Quellen für ihre Kenntnis sorgfältig benützt. Trotzdem hielte er es für falsch, sich gerade an diesem Typus theosophischen Denkens zu halten und zwar gerade darum, weil dessen Wesen darin am wenigstens klar hervortritt. Steiner ist eine einzelne und vorübergehende Erscheinung, die Theosophie besteht neben ihm in andern Formen; sie ist eine umfassende Erscheinung und wird als solche nach Steiner bestehen, wie sie vor ihm bestanden hat. Mir erscheint die Anthroposophie als eine Vermischung ganz verschiedener Stile des Geisteslebens, es kommt aber darauf an, die **r e i n e n** Formen zu erkennen und zu prüfen.

An diese alte Theosophie halten wir uns. Sie ist, ähnlich wie der Monismus oder Pantheismus, eine der typischen Denk- und Lebensmöglichkeiten, deren tiefstes Wesen sich bei allen Veränderungen der Erscheinungsform gleich bleibt. Sie hat einen ganz bestimmten Sinn, einen ganz bestimmten Stil und Charakter. Damit spielt sie ihre ganz bestimmte Rolle im menschlichen Geistesleben. Diesen Sinn gilt es festzustellen, diesen Stil und Charakter streng im Auge zu behalten, und das zum Unterschied von andern geistigen Erscheinungen. Dann versteht man, was die Theosophie ist und will, dann kann man über ihren Wert oder Unwert, ihre Wahrheit oder Falschheit das Urteil fällen.

Und das ist denn auch viel wichtiger, als sich mit der besonderen Art Steiners einzulassen. Was dieser auch sein mag, davon hängt das Urteil über die Theosophie nicht ab. Es kommt darauf an, zu wissen, mit was für einer Art Geistesmacht wir es zu tun haben, was für Wurzeln sie im Menschenwesen und ausserhalb desselben hat. Darnach allein mag über sie entschieden werden; Personenfragen sind neben-

sächlich und der Streit über sie könnte nur die Klarheit der Untersuchung trüben.

Aus diesen Gründen ist es auch nicht entscheidend, was einzelne Vertreter der Theosopie etwa damit meinen. Sie mögen mit ihr vielleicht etwas wollen, was mit ihrem eigentlichen Wesen wenig zu tun hat. Sie mögen ihr eine Auslegung geben, die wir für unerlaubt halten. Zwar werden wir darauf gewissenhaft hören und es mag für unser Urteil mitbestimmend werden, aber entscheidend kann es nicht sein. Theosophen können sich über das Wesen der Theosophie ebenso gut täuschen, als etwa Sozialisten über das Wesen des Sozialismus. Wir wollen nicht wissen, was die Theosophen meinen, sondern was die Theosophie ist und allein sein kann.

### 2. Woher stammt die Theosophie?

Die eigentliche Heimat der Theosophie ist Indien. Dort hat sie schon lange vor Christus eine grossartige Entfaltung erlangt und man darf ruhig sagen, alle ihre wichtigsten Gedanken hervorgebracht. Dort tritt ihr eigentliches Wesen am klarsten hervor. Ihre besondere Art, Gott und Welt, Natur und Geschichte zu erfassen, wird in klassischer Form ausgearbeitet. Wenn heute die Theosophie in der Welt des Westens eine Macht wird, so ist dies eine Welle aus dem grossen Strom, der uns auch sonst aus dem Osten her überflutet. Es ist nicht nutzlos, dies zu bedenken; das Urteil über Wert und Unwert der ganzen Bewegung wird dadurch beeinflusst. Es ist der Osten, der auch in dieser Form mit dem Westen ringt.[1])

Freilich ist Theosophie in jedem Kulturkreis aufgetreten, auch im Abendland. In Griechenland verkörpert sie sich ausser in den Geheim-Gottesdiensten (Mysterien), besonders in der sogenannten neuplatonischen Philosophie. Sie erscheint dann auch auf dem Boden des Christentums. Die älteste Christenheit ist von einer unter dem Namen der Gnosis (= Erkenntnis) auftauchenden Bewegung beinahe verschlungen worden. Aber auch nach deren Niederwerfung geht eine freilich mehr oder weniger ketzerische Strömung dieser Denkweise durch alle Jahrhunderte bis

[1]) Das Hauptquartier der theosophischen Bewegung ist auch heute nicht Dornach in der Schweiz, sondern Adyar in Indien.

herab zu unseren Tagen. Namen wie Dionysius Areopagita, Scotus Erigena, Theophrastus Paracelsus, Jakob Böhme, Immanuel Swedenborg wären als Beispiele zu nennen.

Das ist ein Beweis für unsere Behauptung, dass es sich hier um eine jener Denkweisen handelt, die eine der typischen Grundmöglichkeiten des Geistes bezeichnen. Also irgend ein Modeschwindel ist es schon nicht, sondern auf alle Fälle eine grossartige und mit einer gewissen Notwendigkeit auftretende Erscheinung.

### 3. Theosophie und Geheimnis.

Was ist denn die Theosophie? Ist sie die Sehnsucht nach dem Geheimnis, die Enthüllung des Geheimnisses aller Wirklichkeit? Also irgend eine Mystik, vielleicht gar eine Art Spiritismus? Tatsächlich strömen viele ihr aus dem Grunde zu, weil sie die Atmosphäre des Geheimnisses suchen. Sie möchten aus der seelenmordenden Leere einer entgeisteten Welt in die heilige Dämmerung des Mysteriums flüchten.

Ist das wirklich der Sinn der Theosophie?

Ja und nein!

Ja; denn Geheimnis enthüllen will sie allerdings. Aber Spiritismus ist sie nicht; sie hat andere Methoden und will nicht in erster Linie einen Verkehr mit den Toten herstellen. Sie ist aber auch nicht einfach das, was man sonst Mystik nennt, d. h. eine Denkweise, die über alle Vermittlungen des Denkens, Fühlens und Wollens weg sich unmittelbar in die Gottheit selbst stürzen und darin aufgehen will. Es ist in aller Theosophie ein Stück Mystik, wie in allen Mysterien ein Stück Theosophie, aber die Mystik ist doch etwas anderes, besonderes; der heilige Franz ist ein Mystiker, aber kein Theosoph.

### 4. Die Theosophie ist Wissen, aber höheres Wissen.

Was die Theosophie will, ist Wissen, höheres Wissen, heiliges Wissen, Wissen von Gott zuerst (darüber soll das Wort: Anthroposophie = Menschenweisheit, nicht wegtäuschen!) und dann freilich auch von der Welt und vom Menschen. Dadurch ist sie charakterisiert. Sie will wissen — das ist der Durst, der sie verzehrt. Er kann in wahrhaft titanischen Formen erscheinen.

Sie will aber auf besondere Weise wissen.

Zunächst will sie anders wissen, als der Glaube. Das, was der Glaube uns sagen kann, genügt ihr nicht. Das ist für sie eben kein Wissen, das heisst: keine Gewissheit. Die Aussagen des Glaubens sind subjektiv und unsicher. Glauben ist Wähnen, höchstens Ahnen, oft ist es Aberglauben, jedenfalls etwas Kindisches, von dem es zur Geistesreife echten Erkennens aufzusteigen gilt; Glauben ist Dämmerung, Wissen allein ist Tag. Nur Wissen gibt Gewissheit. Es gilt, den Glauben zum Wissen, das Sinnbild zum Begriff oder noch höher hinauf, zur Idee, zu erheben.

Aber das Wissen der Theosophie ist auch anders als das Wissen der gewöhnlichen Wissenschaft, die Philosophie inbegriffen. Dieses bleibt an der sinnlichen Oberfläche der Dinge, am Scheine, oder an dem Schatten des Geistes, der Begriff heisst, haften, die Theosophie erst dringt zur Wahrheit, zum Kern der Dinge, vor. Das heisst mit anderen Worten: sie dringt zu Gott vor. Denn das ist die Grundanschauung der Theosophie: alles Wissen, das diesen Namen verdient, ist eigentlich Wissen von Gott. Und est ist Weisheit, und zwar Gottes-Weisheit. Wo es sich der Welt, dem Menschen, der Natur und Geschichte zuwendet, da geschieht dies bloss in dem Sinne, dass sie von jenem höheren Lichte durchstrahlt werden. Alles Leben der Menschen und besonders alles Erkennen senkt seine Wurzeln, bewusst oder unbewusst, in eine höhere Geisteswelt. Diese Wurzel aufzuzeigen, diese Welt zu enthüllen und damit allem Leben, besonders aber dem Erkennen, seine Wahrheit und tiefste Begründung zu geben, ist der Grundwille der Theosophie. Sie ist höheres Wissen, welches das, was man Glauben, wie das, was man sonst Wissen nennt, zugleich aufhebt und erfüllt.

Ein solches höheres Wissen gibt es, behauptet nun die Theosophie weiter. Das wird von verschiedenen Seiten her geleugnet. Es leugnet es der Glaube. Er ist meistens nicht geneigt, zuzugeben, dass es eine bessere Quelle der Erkenntnis des Höchsten gebe, als er selbst sei. Nur dem Glauben erschliesse sich Gott. Die Versuche des menschlichen Denkens, diesen zu erfassen, sein Dasein zu beweisen oder gar sein Wesen zu ergründen, seien Torheit. Aber auch das Wissen stimmt in dieser Beziehung mit dem Glauben überein. Es setzt sich selbst Grenzen. Es erklärt die übersinnlichen Dinge, wo es sie nicht kurzweg leugnet, für unerkennbar. Es beschränkt sich auf

die Erscheinung der Dinge und lässt das Ding an sich im Geheimnis. Das ist die Ansicht, die besonders durch Kant beinahe die Alleinherrschaft erlangt hat. Wo aber etwa eine Philosophie erklärte, dass sie doch die letzte Wahrheit, das «Absolute», selbst, zu erkennen vermöge, da konnte sie dafür nicht den Beweis antreten. Sie konnte wohl behaupten, dass sie jene übersinnliche Welt erkenne, aber sie konnte keine solche Erkenntnis aufzeigen. Es fehlt ihr die höhere Erfahrung, der höhere Realismus, also das, was Glaube und Wissen auf ihre Weise, aber in einer niedrigeren Sphäre, besitzen.

Die Theosophie will diesen Beweis für sich antreten. Sie behauptet, dass es einen andern, bessern Erkenntnisweg zu höheren Welten gebe und dass er gangbar sei, ja, sie will die Früchte dieses Weges zeigen.

Und wie denn?

## 5. Wie gelangt man zu diesem höheren Wissen?

Es muss zu dieser höheren Erkenntnis, welche durch die Theosophie verheissen wird, einen besonderen Weg geben, einen andern als der Glaube und einen andern als das Wissen im gewöhnlichen Sinne. Der Glaube will zu seiner Erkenntnis gelangen durch demütige und vertrauensvolle Annahme dessen, was ihm an höchster Wahrheit entgegenkommt, also durch ein Erlebnis, das Wissen zu der seinigen durch begriffliche Verarbeitung und Ordnung von Erscheinungen, die ihm in der natürlichen Welt begegnen, also durch das, was man Denken zu nennen pflegt. Wie gelangt die Theosophie zu der ihrigen?

Die Antwort lautet: durch das Schauen. Es gibt eine Fähigkeit, nicht bloss an dem Aussenwerk der Dinge herumzumachen, wie die Wissenschaft, oder sich mit einer Ahnung von ihrem Wesen zufrieden zu geben, wie der Glaube, sondern in dieses Wesen selbst einzudringen, ja sogar mit ihm völlig eins zu werden und es so zu fassen wie es ist, unmittelbar, zentral und mit absoluter Sicherheit, sodass Erleben und Denken sich verbinden und der Idealismus zugleich höchster Realismus wird. Diesem Schauen enthüllen sich Gott, Welt und Mensch in ihrem innersten Kern.

Ist das etwas neues? Redet nicht die Mystik und die sogenannte spekulative Philosophie auch von einem solchen Schauen oder, wie man sich häufiger ausdrückt, von der Intuition, der sich Wesen und Sinn der Dinge kund täten? Was meint denn die Theosophie besonderes?

Sie hat tatsächlich etwas besonderes. Ihr Schauen ist anders als das der Mystik und Philosophie: es ist realistischer, handlicher, es ist Erleben und zwar in einem massiven Sinn. Wir können es so ausdrücken: Mystik und Philosophie erschauen die Geisteswelt, die Theosophie aber die Geisterwelt. Das Schauen der Theosophie ist ein Eindringen in die Geisterwelt, eine Begegnung mit dieser Welt, eine Wanderung durch sie von ihren Vorhöfen bis ins Allerheiligste, ähnlich der Wanderung Dantes durch Hölle, Fegfeuer und Paradies. Dies Schauen ist eine Gabe ganz besonderer Art. Es ist zunächst nicht jedermanns Sache, sondern etwas sehr Aristokratisches. Es ist der Vorzug der Eingeweihten, das heisst, gewisser Geister von höherer Natur, die entweder geradewegs aus der oberen Welt herniedergestiegen sind, um der unteren Licht und Hilfe zu bringen oder die sich auf einem langen und schweren Weg aus der irdischen Dunkelheit in die Regionen der Geisterwelt emporgearbeitet haben.

Denn möglich ist der Weg insofern für jedermann, als er jedem offensteht. Freilich ihn allein und ohne Führer zu gehen, wäre eine Vermessenheit, die sich furchtbar rächen müsste, vorausgesetzt, dass man allein wirklich ein Stück weit kommen könnte; denn der Weg ist voll Versuchung und Schrecken. Es muss vielmehr der Schüler den Meister, der Einzuweihende den Eingeweihten zum Führer haben. So wird von vornherein der Unterschied zwischen Esoterikern, das heisst, in die eigentliche Wahrheit Eingeführten, und Erotikern, das heisst, noch draussen Stehenden, geschaffen, der für diese Denkweise tief charakteristisch ist und von dem der von Gebildet und Ungebildet oder von Lehrer und Schüler im gewöhnlichen Sinn, nur einen Schatten bildet.

Das Beschreiten dieses Weges geschieht nun so, dass es von Stufe zu Stufe, von Offenbarung zu Offenbarung geht. Es ist dabei an feste Bedingungen geknüpf, die zum Teil moralischer Natur sind. Der Schüler beginnt mit der Übung in der Mediation, das heisst, der stillen und

andächtigen Versenkung in das innerste Wesen der Dinge. Er arbeitet vor allem auch an seiner sittlichen Reinigung und Vervollkommnung, an der Überwindung von Leidenschaft und Sinnlichkeit, besonders aber der Selbstsucht, kurz, an der Befreiung seiner Seele aus ihren natürlichen Banden. Enthaltung von Fleischgenuss und geistigen Getränken, Fasten und andere Askese mögen ihn darin unterstützen. In dem Masse, als so seine Seele frei wird, schaut sie auch die Seele, das heisst die Geisterwelt. Die den Sinnen gegebene Welt verwandelt sich nach und nach und tut ihr Geistwesen kund. Aus Bäumen und Tieren werden Geister. An Stelle des physischen Leibes tritt der Aetherleib und Astralleib, der ganz andere Organe besitzt als jener. Es enthüllt sich der höhere Sinn des eigenen Lebens, das Karma, das heisst die Reihe der schon erlebten Geburten und Tode; das Geheimnis von Geburt und Tod selbst wird durchsichtig. Zuletzt befreit sich die Seele nicht nur im Traum, sondern auch im Tagesbewusstsein von dem Gefängnis des Körpers und nun ist sie vorbereitet, den «Hüter der Schwelle» zu erblicken, der ihr die Türe zu den Geheimnissen der übersinnlichen Welt öffnet, sie aber auch davor warnt, diese anders zu brauchen als für die Erlösung der Brüder.

Das ist das Schauen der Theosophie. Man sieht klar, das das etwas ganz anderes ist, als die Intuition der Mystik und Philosophie oder gar das Gottschauen, von dem die Bibel redet. Es ist darum ganz gut, dass für jenes ein eigener Ausdruck gebraucht wird. Dieses Schauen ist Hellsehen, das heisst die Öffnung eines ganz neuen Organs für die Erkenntnis der Dinge. Die ganze Methode aber nennt sich darum Occultismus, das heisst Geheimwissen; es ist ein geheimer Weg zu den letzten Geheimnissen des Alls.

### 6. Wozu soll dieses höhere Wissen dienen?

Aber wozu denn soll ein Mensch sich die ungeheure Mühe geben, diesen langen, schweren, gefährlichen und im Grunde wenig aussichtsvollen Weg — denn wenige sind es, die ihn finden — zu versuchen?

Die Antwort liegt auf der Hand: um sein Heil zu gewinnen. Die Theosophie ist ein Heilsweg. Er ist eine gewissen Gründen der Taktik entsprungene Täuschung oder auch eine Selbsttäuschung,

wenn man das leugnet. Sie ist einer der typischen Heilswege, auf die je und je der seine Erlösung suchende Menschengeist gewiesen wird.

Und worin besteht dieses Heil?

1. Es besteht in einem Wissen vom Sinn des Lebens und des Todes. Was quält den Menschen mehr als die scheinbare Sinnlosigkeit seiner Existenz? Sie ist eine tiefe Finsternis, die seine Seele ersticken will. Was ist das Leben, was besonders der Tod? Was ist der Sinn meines Schicksals? Hat es überhaupt einen Sinn? Warum diese Rätsel, diese Widersprüche, diese Leiden, diese Ungerechtigkeiten, diese ganze Tragik des Menschenloses? Gesunder Menschenverstand, Philosophie, Wissenschaft und Glauben haben sich — so scheint es — vergeblich bemüht, darauf eine befriedigende Antwort zu geben. Die Theosophie aber hat den Schlüssel. Sie sagt: «Dein jetziges Schicksal ist die Folge eines früheren Lebens; deine Leiden sind Busse für dort begangene Schuld; alles, alles, was du bist und erlebst, ist notwendig und sinnvoll; denn es ist die Auswirkung des ewigen Gesetzes, der sittlichen Weltordnung (Dharna). Du musst dich ehrfürchtig darin fügen. Dies kann dir nicht schwer werden. Denn du weisst ja, dass du weiter wanderst, durch einen neuen Tod in ein neues Leben, in dem du die Frucht des vorhandenen erntest und wo du, wenn du dieses recht verstanden und gelebt hast, befreit von vielem, was dich jetzt belastet, aufatmen wirst im Licht, um dann weiter zu steigen, in noch höheres Licht hinein, Gott entgegen, der Gottwerdung entgegen. So wird dein Leben leicht und versöhnt. Der Tod aber, was hat er noch für Schrecken? Du stehst ja schon ü b e r ihm; denn du hast ihn nicht bloss verstanden, sondern schon durchgemacht — und zwar vielmal. Du weisst: nicht ist das Leben der Tag und der Tod die Nacht, sondern umgekehrt der Tod das Aufstrahlen des vollen Tages.»

2. Das Heil besteht sodann in einem wirklichen Wissen von der Welt, von der Natur und Geschichte in ihrem letzten, verborgenen Sinn. Welch eine Erlösung wieder! Denn was quält uns mehr, als dass die Welt so undurchsichtig ist, so sinnlos scheint, so fremd, geistfeindlich, materiell auf uns lastet? Wieder hebt die Theosophie den Schleier. Sie offenbart uns den Sinn der Welt. Sie zeigt, dass sie G e i s t ist, also unserm Geiste verwandt; sie zeigt, wie sie eine Geisterwelt ist, die von Gott ausgehend in immer weiteren Ringen sich ausbreitet und so die ganze unendliche Wirklichkeit bildet, und sie

zeigt, wie dieser ganze Prozess ein riesiges Drama ist, worin der Mensch eine zentrale Rolle spielt und sein Schicksal gewebt, seine Erlösung geschafft wird. Sollte dies ihn nicht unendlich befreien, erheben, beglücken? Faust hat ja nun seine Antwort bekommen. Auch die Osterfrage! Denn alle letzten Geheimnisse der Religion werden von der grossen Sonne dieser Erkenntnis erleuchtet, bestätigt und vertieft.

3. Denn das letzte Wort dieses Heils ist ja Gott. Theosophie ist Gotteserkenntnis, Gottesweisheit. Der Gipfel des Heils ist, Gott zu erkennen, Gott zu schauen, nein, Gott zu werden! Denn nach der ganzen Art des theosophischen Wissens kann der Mensch Gott nur schauen in dem Masse, als er Gott wird. Und hier stossen wir sozusagen auf das innerste Herz aller Theosophie und enthüllen ihr vor den Uneingeweihten sorgfältig gehütetes Geheimnis: sie ist ein Weg zur Vergottung, Gottwerdung des Menschen. Und zwar ist es nun eben das Wissen, das dieses Höchste verschafft. So lange der Mensch bloss auf den Glauben angewiesen ist, oder auf die dürftige Abschlagszahlung der weltlichen und natürlichen Wissenschaft, so lange bleibt er abhängig, ist er ein Sklave oder ein Kind; erst das Wissen macht ihn frei. In einem gewissen Grade tut dies schon jenes niedere Wissen, das höhere Wissen aber gibt ihm die Freiheit Gottes, macht ihn zum Gott. In diesem höheren Wissen erkennt sich Gott im Menschen, kommt Gott im Menschen zu sich. Das Versprechen der Schlange ist erfüllt: Eritis sicut Deus, Ihr werdet sein wie Gott. So wird Theosophie Anthroposophie! Wer diesen Gipfel erstiegen hat, durchschaut mit göttlichem Blick und schon wer hinaufklimmt mit entsprechend steigender Helligkeit das innerste Geheimnis aller Wirklichkeit vom Grössten bis zum Kleinsten. Und zum Wissen gesellt sich die Macht. Wer alles weiss, kann alles. Die Theosophie wird zur Magie, das Geheimwissen zur Geheimkunst. Aller «Aberglaube» der Jahrtausende wacht auf und bekommt sein Recht.

4. Sollen wir noch hinzufügen, dass der Mensch in dem Grade, als er diesen Pfad hinansteigt, auch sittlich erlöst wird? Er muss allerdings auch schon sittlich wachsen, um ihn hinansteigen zu können, aber es besteht hier natürlich eine Wechselwirkung: im Steigen wird er befreit von Leidenschaft, Verwirrung, Befangenheit; er wird entselbstet und doch erst recht Selbst; er wächst in der Reinheit und

Güte, bis er als strahlender Heiliger in der Geisterwelt leuchtet und ein Erlöser der Brüder werden kann.

Das ist das Heil, das durch das höhere Wissen der Theosophie geschafft werden soll.

## 7. Was weiss denn die Theosophie?

Worin besteht nun aber genauer das Wissen der Theosophie? Was ist's, das sie uns über Gott, Welt und Mensch zu sagen hat?

Als Antwort auf diese Frage taucht ein ganz bestimmtes Bild vor uns auf, das seit den ältesten Zeiten in allen wesentlichen Zügen sich gleich geblieben ist. Es ist, um es gleich zu sagen, eine Mythologie, das heisst eine unendliche Welt von Bildern und Gestalten, die den Sinn von Natur und Geschichte darstellen sollen. Es wird zuerst den Blick in den «Himmel», das heisst, die Welt der Gottheit selbst, eröffnet und gezeigt, durch welchen Prozess es zur Erschaffung einer Welt kommt. Diese Erschaffung ist in Wirklichkeit eine Entwicklung, das heisst, ein fortschreitendes Ausströmen von Welten und Geisterreichen und Aeonen aus dem Urschosse der Dinge. Gleichsam als letztes Glied in dieser Kette erscheint der Mensch. Er ist also Bürger eines Geisterreiches, nicht Spross des Tierreiches. Eher ist das Tier aus ihm entstanden, sozusagen als Abfallsprodukt beim Werden des Menschen, als umgekehrt der Mensch aus dem Tiere. Überhaupt bildet diese Art von Entwicklung zunächst eine absteigende Linie: nicht steigt der Geist aus der Materie auf, sondern die Materie entsteht aus dem Geist; sie ist gefallener Geist. Es geht von oben nach unten; die ganze Schöpfung ist Abfall. Aber allerdings kommt es dann wieder zu einem Aufstieg. Aus der höhern Welt steigen die Erlöser in mannigfacher Gestalt, als Helden, Priester, Gesetzgeber, Denker, Künstler, herunter zu der armen Menschheit, bringen ihr Licht und führen sie auf geheimnisvollen Wegen wieder zurück zu ihrem Ursprung, freilich als eine durch diese Wanderung nun auch bereicherte.

Stellt sich also schon die theosophische Entwicklung der Welt durch die Natur zum Menschen anders dar, als die uns heute gewohnte, so vollends die Geschichte. Wie dem heutigen Menschen eine Menge von Gestaltungen vorausgegangen sind, von denen unsere

Naturwissenschaft nichts sagen kann, nicht tierische, aber gleichsam vormenschliche, zum Teil übermenschliche, zum Teil untermenschliche, so kennt die Theosophie auch einen Geschichtsverlauf, dem gegenüber der uns vertraute nur wie ein Schattenspiel erscheint. Sie erzählt von versunkenen Kontinenten mit Rassen voll hoher Kultur und von ungeheuren Katastrophen, worin sie untergegangen sind; sie eröffnet den Blick auf neue, über die jetzige Weltperiode hinausgehende Entwicklungen voll phantastischer Grossartigkeit. Charakteristisch ist der Form nach eben diese Gliederung der Geschichte in gewaltige Perioden, von denen jede ihren besonderen Sinn hat, dem Inhalt nach aber der Gedanke, dass diese Entwicklung aus einem Zustand der kindlichen und traumhaften Unmittelbarkeit des Lebens, die zugleich Gebundenheit bedeutet, über die Stufe des Verstandes und der Wissenschaft, die ein Erwachen zur Freiheit sind — und freilich auch eine Entfremdung von der Wahrheit bedeuten können —, zu einer Stufe des Schauens, das zugleich unmittelbar und frei ist. Mit anderen Worten: die Geschichte wird dargestellt als Abstieg des Menschen von Gott und als Wiederaufstieg zu Gott.

Eine besondere Rolle spielt dabei selbstverständlich die Religion. Die verschiedenen Religionen werden verstanden als ebensoviele Versuche der höheren Wesen, die ja die ganze menschliche Geschichte sichtbar oder unsichtbar leiten, die Menschheit auf ihrem Weg zum Lichte weiter zu führen. Die Mythologie ist nicht bloss Gebilde dichtender Phantasie, sondern Realität, wirklich geschehene, wenn auch später oft missdeutete Geschichte. Ihren Mittelpunkt haben alle Religionen, das Christentum inbegriffen, im Mysterium, das heisst, in Geheim-Gottesdiensten und entsprechenden Geheimlehren, deren Quintessenz die Dreieinigkeitslehre ist. Der Sinn des Mysteriums selbst aber ist die Überwindung des Todes durch die Vereinigung mit der Gottheit, die Gottwerdung durch die Erlangung göttlichen Wissens und göttlicher Macht.

Im Mittelpunkt dieser ganzen Entwicklung steht das Wesen, das die an das Christentum anknüpfenden Theosophen Christus nennen. Es ist der Mensch werdende Gott. Unter den mannigfachsten Namen tritt er auf: als Krischna bei den Indiern, als Tao bei den Chinesen, als Logos bei den Griechen, als Mithra bei den Persern,

immer aber ist er das eine Prinzip der Gott-Menschheit, besonders des sterbenden und auferstehenden Gottes. Es ist auch die Seele der Natur und die Sonne ihr sichtbarer Ausdruck. Dieses Prinzip ist mit dem Menschen Jesus eine zeitweilige Verbindung eingegangen, aber alle Ereignisse des Lebens Jesu sind kosmische Vorgänge und im ganzen Kosmos symbolisch vorgebildet, besonders das Kreuz, alle christliche Wahrheit aber allüberall schon irgendwie vorhanden.

Das ist, in seinen Grundzügen erfasst, das Weltbild der Theosophie. Es entsteht die Frage: Woher wissen die Theosophen denn das alles? Die Antwort lautet: Eben durch das Hellsehen! Das sind die Dinge, die die «grossen Eingeweihten» schauen. Ihr erleuchteter Blick dringt in alle Tiefen der Natur und alle Theorien der Vergangenheit und Zukunft. Sie lesen die «Akascha-Chronik», und teilen daraus mit, was ihnen nützlich scheint.[1] Vielleicht, dass von ihnen aus eines Tages das höhere Wissen für alle Menschen die ganze sichtbare und unsichtbare Welt erhellt, womit sie aufglänzt in der Herrlichkeit der in ihr verkörperten Gottheit.

Es soll ja — besonders nach der Anthroposophie — auch die Wissenschaft dadurch fortgeführt und auf eine höhere Stufe gehoben werden. Soziale Erkenntnis soll von dieser Quelle ausströmen und die Welt umgestalten. Die Pädagogik, die Religion, die Kunst sollen von hier aus Erneuerungen erfahren, die ganze Kultur eine bessere Gestalt und Begründung erhalten.

Auch die Religion. — Darüber noch ein Wort.

## 8. Theosophie und Religion.

Wie verhält sich die Theosophie prinzipiell zur Religion? Wir haben sie einfach als eine Art von Relgion dargestellt. Das lassen besonders die Anthroposophen nicht gelten. Sie erklären, die Anthroposophie wolle nur eine Weltanschauung, einen allgemeinen Rahmen für die ganze Kultur schaffen. Darin könnten sich dann die Religionen einordnen. Die Religion ersetzen wolle sie nicht. Wohl aber könne sie eines der schwersten Probleme der Kultur lösen, indem sie eine Versöhnung von Glaube und Wissen herbeiführe. Auch könne sie dem Glauben eine Stütze sein gegenüber Materialismus und Naturalis-

[1]) Es gibt z. B. von Steiner solche Offenbarungen aus der „Akascha-Chronik“, offenbar in grosser Zahl. Der Verfasser kennt eine Anzahl davon.

mus, indem sie ein Weltbild schaffe, worin er atmen und sich wohl fühlen dürfe. Also nicht Herrschaft und nicht Gegnerschaft, sondern Freundschaft und Bundesgenossenschaft!

Was sagen wir dazu? — Wir wiederholen, dass das nach unserer Meinung Täuschung, vielleicht bloss Selbsttäuschung ist. Dass die Theosophie im allgemeinen Religion ist, haben wir gezeigt. Aber auch die Anthroposophie ist es, soweit sie etwas besonderes, eine «Sophie», eine Geheimlehre, ist. Die Behauptung, sie sei es nicht, ist beinahe eine Ausflucht zu nennen. Sie mag den Religionen erlauben, sich in einem eigenen Kämmerchen des grossen Gebäudes, das sie erstellt, einzurichten, aber dieses Kämmerchen trägt den Stil des ganzen Gebäudes und unterliegt s e i n e m Gesetz. Die Religion ist für die Theosophie jeder Art (auch die Anthroposophie) eben — Theosophie. Die ganze Art der Theosophie, die Welt zu erklären, umfasst selbstverständlich auch die Religion. So muss es prinzipiell sein und so ist es tatsächlich. Das haben wir gezeigt und könnten wir mit Leichtigkeit weiter bis ins Einzelste hinein zeigen.

Vielleicht ist es noch genauer, wenn wir sagen, dass wir es in der Theosophie mit einer ganz bestimmten r e l i g i ö s e n M e t h o d e zu tun haben. Jedenfalls aber handelt es sich nicht um eine sozusagen neutrale Weltanschauung, in die man nach Belieben etwa das Christentum einfügen könnte, ohne dass sein Sinn dadurch entstellt würde. Es bleibt ja zu untersuchen, wie es sich damit verhält, gewiss ist aber von vornherein, dass eine religiöse Methode zu einer bestimmten Religion gehört, ja die Hauptsache daran ist. Denn was ist wesentlicher für eine Religion als ihre Auffassung vom Heilsweg?

In diesem Sinne sagen wir, die Theosophie sei eine Religion. Wir haben also zu fragen, ob diese Religion vielleicht das Christentum oder mit ihm wenigstens wahlverwandt, oder von ihm verschieden, ihm vielleicht gar entgegengesetzt ist.

## III. Ergebnis.

So steht die Theosophie vor uns als eine ganz bestimmte, genau umrissene Erscheinung. Nun hebt sie sich von der Wissenschaft und Philosophie, wie von der Mystik und dem Spiritismus scharf und deutlich ab. Nun können wir uns mit ihr auseinandersetzen.

Zweierlei wird man zugestehen müssen: Einmal, dass wir versucht haben, diese Erscheinung mit Gerechtigkeit und Liebe, ohne Kleinlichkeit oder wohlfeile Karikatur darzustellen; sodann, dass es eine grossartige Erscheinung ist, eine der gewaltigsten Geistesmächte, die von alters her um den Preis der Wahrheit ringen, eine Erscheinung, die kühne und tiefe Geister zu bezaubern vermag. Wir haben es, falls es ein Gegner sein sollte, mit keinem verächtlichen zu tun. (Fortsetzung folgt.) L. Ragaz

# Gemeinschaft

### Eine Forderung und eine Verheissung.

In Gemeinschaften tritt die Menschheit aus den verhüllenden Nebeln der Vorgeschichte in die ungewissen Breiten der Urgeschichte, in Gemeinschaften des Blutes, der Sippen, der Stämme. Einzig mit Hilfe dieser Gemeinschaften vermag sich, was der Einzelne nie vermocht hätte, die Menschheit im Unwegsamen der damaligen Umwelt zu behaupten, vermag sie das Unwegsame zu lichten und die Menschheit in die verhältnismässige Sicherheit späterer Zustände hinanzuführen.

Wo sich dann — mit infolge dieser Sicherheit — im Verlauf der Geschichte diese urtümlichen Gemeinschaften auflösen, hebt ein Sehnen an nach Gemeinschaften höherer Art, die die Menschheit als ihre wahre Heimat empfindet, Heimat, die sie in der Vergangenheit besessen und verloren, und die ihr für die Zukunft verheissen.

Sehnen, dem die Seele des Guten einmündet in die Gemeinschaft der Verklärten. Sehnen, dem die Seele des Bösen ausgestossen wird in die Vereinzelung der Verdammten, hinunter in die Hölle, wo jeder in eine besondere Qual gebannt, auf eine besondere Folter gespannt erscheint, wo hilflose Wut des Gequälten sich gegen alle andern richtet.

Hölle — Zerrissenheit und Chaos. Himmel — Gemeinschaft und Harmonie.

### Zerrissenheit.

Sind Ausschliessung aus der Gemeinschaft und Hölle einander gleichzusetzen, so müssen wir sagen: wir leben heute in tiefern Höl-

len als irgend ein menschliches Geschlecht. Denn nie seit die Menschheit die Wärme der urzeitlichen Verbände verlassen, hat Zerrissenheit in solchem Masse geherrscht wie heute. Von ehemaligen Verbänden sind kaum mehr Spuren vorhanden. Sogar die Familie, die sich von natürlichen Gemeinschaften am längsten erhalten, ist heute nur noch äusserlich verbunden und diese lockere Verbindung ist geneigt, bei jedem kleinsten Anlass zu zerreissen, zu zerfallen.

Wo Zusammengehörigkeiten bestehen, Verbände der Rasse, der Sprache, der Nation, Verbände der Weltanschauung, der Überzeugung, des Glaubens, Verbände der Beschäftigung, der Arbeit, des Berufes, Verbände der Geselligkeit, des Vergnügens, der Lust — handelt es sich lange nicht mehr um Gemeinschaften. Ihnen allen fehlt das Wesentliche: Übereinstimmung nach innen, Preisgabe des Selbstischen an ein Höheres, das über dem Verbande schwebt und die Gemeinschaft darstellt und bezeugt. Sie sind nur Verbände nach aussen, scharen sich zusammen, wenn es gilt, nach aussen aufzutreten, Dasein bekundend und behauptend, abwehrend, angreifend. Zerfallen aber nach innen in so und so viel Gruppen — meist so viele als Mitglieder vorhanden — von denen jede jederzeit bereit, gegen alle andern aufzutreten und ihr Ich gegen sie auszuspielen.

## Ichsucht

Ich begehrt Unabhängigkeit von allen andern Ichen, von jeder Aufsicht, von jeder Beengung, von jeder Forderung auf Rücksicht. Ich begehrt Freiheit oder das, was heute unter diesem Wort verstanden wird:

Möglichkeit, zu tun, was dem Ich gerade durch den Kopf schiesst. Nicht etwa nur so weit, als die Gesetze dies zulassen, vielmehr so weit, als Gesetze dies nicht verhindern. Am Gesetz vorüberzukommen — darauf ist Dichten und Trachten des Ichs gerichtet.

Im Kriege — unlängst — hat diese Art wie nie zuvor Orgien gefeiert.

Herrschte an der Front unbarmherzig erzwungener Zusammenhalt der Todgeweihten, so wucherte hinter der Front rücksichtslose Zertrenntheit der vor dem Tod Gesicherten. Der Geschäftenmacher in Ausnützung der grössten Not, der Schieber, der Kriegsgewinner, aber auch der Hamsterer und Schleichhändler, sind neue Typen

schrankenloser Ichsucht, Typen, die das Gesetz ihrer Neuartigkeit wegen noch nicht fassen konnte, in vielen Fällen nicht fassen wollte oder durfte, weil der Staat zur Beschaffung seiner Bedürfnisse auf sie angewiesen war. Wie anstachelnd musste die Erkenntnis solcher Zwangslage auf diese Typen zurückwirken!

Äusserlich eine Gleichmacherei — innerlich schrankenlose Ausnützung aller Möglichkeiten. Solidarität, wo man davon profitieren konnte, sonst aber schamlose Ichsucht. Und damit das Ganze nichts anderes als fratzenhaftes Offenbarwerden dessen, was um uns und in uns gewaltig war und ist.

Heute sind es wieder andere Möglichkeiten, die sich dieser hemmungslosen Ichsucht erbieten: vor allem die kranke Valuta, die selber ein Zeugnis der Zerrissenheit unserer Zustände. Würde dieses Übel behoben, so fände sich ein neues, in dem als in einem willkommenen Sumpfgrund Ichsucht, die sich mittlerweile zum grotesken Ungetüm entfaltet, noch weiter mästen könnte und aufgehen bis zum endlichen Zerplatzen.

Der Wurm aber, der an diesen Ausnahmezuständen also übermässig gediehen, krümmte und schlang sich schon lange her durch alle unsere «normalen» Beziehungen und Institutionen und weidete sich an ihnen.

## Politik, Handel und Industrie.

Bedürfte es inbezug auf sie des Erweises? Sind nicht sie — die äusserlich auf Solidarität angewiesen — innerlich von Ichsucht beherrscht und allen übeln Tugenden, die diese Ichsucht zeitigt? Ist nicht gerade im politischen und wirtschaftlichen Gebiet das Übel am deutlichsten aufgegangen? Widerstreit, Neid, Kampf, Hass, Übervorteilung, Lüge, Verleumdung — wo könnten sie besser gedeihen, diese Giftfrüchte der Ichsucht?

Nicht einmal jene Partei darf ich — betrüblicherweise — ausnehmen, die das Wort Solidarität in besonderer Weise für sich beanspruchen möchte. Wäre es vordem nötig gewesen, solche Behauptung zu erhärten, so erbietet sich heute Erhärtung selber in den fortgesetzten Tumulten und den Rissen, die davon her in der Partei sichtbar werden und diese aller Bedeutung und allen Einflusses berauben und sie zu einem Spott der Gegner machen.

## Wissenschaft, Kunst und Religion.

Macht aber Ichsucht nicht wenigstens da Halt, wo Bildung in nie erhörter Ausgiebigkeit über die Menschen ausgeschüttet wird? Warum sollte sie? Unsere ganze Bildung wird bedingt durch Betrieb und Politik und was in jenen Grund ist, wird nun auch hier Grund. Was könnte dann aus solchem Beet viel Geniessbareres aufschiessen als wieder Ichsucht?

Man denkt, Wissenschaft ist eine Sache und steht über allem Betrieb. Der Wissenschaftler hat keinen andern Gedanken als den: der Wissenschaft zu dienen in Treue und richtiger Erkenntnis und Einschätzung seiner Anlagen. Kein anderes Bedürfnis als das: an ihrem ewig klaren Quell zu schöpfen und der dürstenden Menschheit den labenden Trank darzubieten.

Und erkennt eines Tages: Wissenschaft ist heute genau ein Vehikel der Ichsucht wie irgend ein anderes. Nicht dienen möchte der Wissenschaftler der Wissenschaft, vielmehr sich ihrer bedienen. Nicht das Gedeihen der Wissenschaft ist ihm das Wesentliche, vielmehr sein eigenes Gedeihen. Wissenschaft soll ihm zu Erfolgen verhelfen, des Namens, des Beutels, und zu Einfluss, auf beidem begründet. Aus vielen, unter denen ich die Wahl hätte, soll eine einzige Tatsache dies belegen: Die Prioritätsstreitereien! Wäre es den Herren um die Sache zu tun, könnte es ihnen ja ganz gleichgültig sein, wer zuerst diese oder jene Entdeckung gemacht, wer zuerst Wissenschaft nach der oder jener Richtung besonders gemehrt. Dass ihnen das nicht gleichgültig, beweist eben, dass es ihnen mehr um sich selbst zu tun ist, um ihr Ich, als um die Sache. Und so kommt es denn zu jenen eilfertigen «vorläufigen Mitteilungen», zu jenen notariell beglaubigten Depositionen, damit man im Notfalle sagen könne: da, in dem versiegelten Umschlag steckts. Was mein geehrter Herr Kollege heute entdeckt, habe ich bereits vor drei Monaten und siebzehn Tagen gewusst. Trotz so vieler Vorsicht dann doch immer wieder Prioritätshändel! Und neben ihnen andere, ein ewiges Hinundher, ein Besserwissen, ein Verächtlichmachen des Gegners und daher eine Zerfahrenheit, Zersplitterung, Zerrissenheit, wobei Zeit, Kraft, Talent, Eifer verschwendet werden, unnützerweise, weil nur durch Zusammenfassung, sinnvolle Einteilung beruhend auf dem Glauben an das Ganze, weil nur durch planvolles Handinhandarbeiten die riesenhaf-

ten Aufgaben, die die Wissenschaft stellt, den Menschen zu einem Segen gelöst werden könnten.

Man denkt, Kunst ist eine Sache und steht über jedem Betrieb, jeder Eitelkeit, jeder Ichsucht. Der Künstler hat kein anderes Gefühl, als sich mit seinem ganzen und besten Innern an sie zu ergeben und von ihr in Ehrfurcht erschauernd anzunehmen, was sie ihm zuteil werden lässt, anzunehmen — und es als getreuer Mittler der Menschheit weiter zu bieten.

Und erkennt eines Tages: Kunst ist heute nicht weniger ein Vehikel der Ichsucht als Wissenschaft, Technik oder irgend ein Betrieb. Nicht Kunst und Kunstwerk überhaupt sind dem Künstler das Wichtige, sondern seine Kunst und sein Kunstwerk als Spiegeleien seiner «Persönlichkeit», mit der er auffallen möchte um jeden Preis, mit der er an den Ausstellungen durchdringen und alle andern totschlagen möchte. Daher die hundert und hundert einander widerhaarigen Richtungen, wo im Grund genommen nur eine einzige Richtung möglich wäre. Daher das irre Bestreben, Neues zu bringen, Niedagewesenes, Verblüffendes. Komisch wirkt dann die Nötigung, der wir die Neutöner unterworfen sehen, ihr Gebaren irgendwie und von möglichst weit her zu rechtfertigen. Revolutionen, Weltgerichtsstimmungen, Weltuntergangshalluzinationen des eigenen Innern werden vorgeschoben — wo es sich meistens nur um Katzenjammer des Unvermögens handelt, den ein immer gefälliges Ich ins Kosmische projiziert. Überheblichkeit, die sich in all diesen Werken und ihren Rechtfertigungen äussert, richtet sich dann auch gegen alles Andersartige, mag es lange echt sein, wahre Darstellung wahrhaften Erlebens. Neid, Feindschaft, Schädigung, Ichsucht auch hier.

Zuguterletzt, wenn alles andere seine ichsüchtige Fratze enthüllt, wendet man sich der Religion zu, der Kirche: «Aber du .....» Doch der Gruss erstirbt einem auf der Zunge. Denn da sieht man noch mehr als in irgend einem andern Betrieb, sogar noch mehr als in der Politik, Zerfahrenheit und Bekämpfung, Hass. Ketzerrichter recken sich empor und Scheiterhaufen qualmen. Der Rauch davonher brennt uns in den Augen und verschlägt uns den Atem.

Wäre Religion das, was wir ihr einen Augenblick haben zutrauen wollen, so hätte es nie zu der Zerrissenheit, zu der ichsüchtigen Wut unserer Tage kommen können.

Denn das haben wir ihr zutrauen wollen: Vernichtung des Ichs um eines Höheren willen, das da Einlass begehrt in unser Inneres. Ablegung alles Äusserlichen um des Innersten willen. Überwindung der Welt. Hinwendung zur Gemeinschaft, zu Gott.

Würden wir Gemeinschaft länger suchen, wenn sie irgendwo vorhanden wäre?

## Beunruhigung.

Mag sich indessen das Ich noch so kolossalisch gebläht haben, nie hat es vermocht, das urtümliche Sehnen nach Gemeinschaft, das Heimweh nach Gott, aus dem Menschen zu verdrängen. In allem Wust und Schwulst des Kranken regt sich das Gesunde und sehnt sich und trachtet hinaus durch den Wall von Fett, der sich um es emportürmt. Bei den meisten vielleicht nur matt und schwächlich, bei andern immer stärker, bei einigen entschieden und kraftvoll. Je nach dem Grad dieses sehnsüchtigen Trachtens, sieht sich der Mensch in aller Selbstsicherheit des Ichs beunruhigt. Je nach dem Grad der Beunruhigung entsteht in ihm ein Bedürfnis, ein Verlangen, den Widerstand des Ichs zu durchbrechen, um von seinem eigenen Innerlichsten zum Innerlichsten des andern zu gelangen (wo dann sofort und ohne weiteres das allgemeine Innere, die Gemeinschaft erreicht wäre!) — sofern die Beunruhigung nicht nur bewirkt, den andern erst recht abzuwehren, fortzuscheuchen: «Aus den Augen! aus den Augen! du verdirbst mir die Freude an meiner Havannah!»

## Wohltätelei.

Schwächlichste Beunruhigung des Innerlichsten durchdringt den Ichwall in nichts anderem als bloss in einer schönen Gebärde, die meist darin besteht, dass man Geld hergibt, Geld ab einem Überfluss. Man gibt es willig, und Geben wird zum Vergnügen. Wie könnte uns unser Vergnügen den andern näher bringen? Man gibt es unwillig und Geben wird zum Verdruss. Wie könnte uns unser Verdruss den andern näher bringen? Man gibt in zusammengefasstem guten Willen, und Geben wird ein bewusster und gewollter Schritt den andern entgegen. Und vermag so Ahnung zu werden dessen, was sein sollte.

Denn nicht das ist beim Geben das Wichtige, was man von seinen

Mitteln gibt, sondern das, was man von sich selber gibt, von seinem Inneren, von seiner Kraft, von seiner Tat.

Wird von hier aus nicht fratzenhaft, was sogenannte wohltätige Anlässe leisten, Wohltätigkeitsbazare, Wohltätigkeitstees, Wohltätigkeitsbälle, Wohltätigkeitsfeste, wo man darauf ausgeht, Ichsucht in plumpster Weise zu kitzeln, damit sie in lustvoller Aufregung einige Goldstücke von sich gebe?

### Wohltätigkeit.

Stärkere Beunruhigung des Innerlichsten durchdringt den Ichwall in dem Bedürfnis nach wahrhaftem Tun im Zeichen des Wahlspruches: Gib dem Dürftigen und du hilfst ihm halb. Zeige ihm, wie er sich helfen kann, und du hilfst ihm ganz (vorausgesetzt, dass solches Zeigen im rechten, demütigen Sinn geschieht, ohne Selbstüberhebung und Pharisäerei).

Wenn nun solche Einsicht die wahre Richtung finden, die erforderliche Kraft zur Hinbewegung vom eigenen Innern zum Innern des andern aufbringen können sollte, scheut sie doch in den meisten Fällen davor zurück, dies nun auch wirklich zu tun. Sie begnügt sich damit, die Schäden innerhalb der bestehenden Gesellschaftsordnung zu lindern, ist vielleicht dann und wann unglücklich darüber, dass ihr das nicht besser gelingt, anerkennt aber sowohl durch ihr Bemühen als auch durch diese ihre Selbstkritik die bestehende Gesellschaftsordnung durchaus.

### Reförmlerei.

Wiederum stärkere Beunruhigung des Innern durchdringt den Ichwall in einer besonderen Erkenntnis: dass die bestehende Gesellschaft krank sei und des Arztes bedürfe — oder des Chirurgen.

Das Übel hat sich diesen Beunruhigten nämlich an einem bestimmten Teil des Gesellschaftskörpers oder an einem bestimmten Symptom erwiesen: an der Sucht nach Alkohol, nach Fleisch, nach Tabak, an der Sucht nach Vergnügen, nach Lust, nach Wohllust, an der Sucht nach Herrschaft und Macht durch Gewalt, durch Militär und Krieg. Das Symptom wird ihnen zum Übel selber. Und nun wollen sie ihm im Sturmschritt auf den Leib rücken. Sie stürzen vor, zücken das Messer und schreien: «Da sitzts! es muss ausgeschnitten werden».

Ihr Blick bleibt an der engumgrenzten Stelle haften, ihr Bemühen steigert sich aus ehrlichem Eifer zu wütendem Fanatismus: ist hier geholfen, so ist allem geholfen. Auffassungen, die der ihrigen entgegentreten werden Gemeinheit. Sie bekämpfen sie. Erregen Hass und Verhärtung gegen sich. Verhärten sich selber im Kampf. Die Summe der Ichsucht in der Menschheit wird vergrössert. Der Teufel unserer Zeit reibt sich vergnügt die Hände.

Wäre das schwer zu begreifen? Demjenigen, der unter allen Symptomen das Übel selber erkannt hat, ist es fasslich genug: Ehrliches Wollen wird dazu missbraucht, Bestehendes zu bekämpfen, wo ehrliches Wollen dazu in der Welt ist, Neues zu schaffen.

Da, wo die Einwirkung auf einzelne Symptome nicht so sehr kämpferisch ist als schöpferisch, da wo sie nicht nur Bestehendes angreift, wo sie sich vielmehr bemüht, das Bessere an dessen Stelle zu errichten, verliert sie sogleich ihre aufreizende Schärfe, bekundet sie schon Spuren göttlichen Regens, wird sie aus einer stürmischen Gebärde schon wirkliche Bewegung.

## Reform — Revolution.

Noch einmal stärkere Beunruhigung des Innerlichsten durchdringt den Ichwall in der umfassenden Erkenntnis: dass es sich nicht darum handeln könne, das Bestehende zu kurieren oder operieren, dass es vielmehr gelte, über das Bestehende hinaus ein Neues, Gesundes zu gewinnen.

Und schon spannen einige die Flügel der Romantik und Schwärmerei aus und beginnen damit zu schlagen. Sie heben sich in die Luft, wiegen dahin, gefallen sich darin, gelangen immer weiter hinan ins Blaue — und erst recht ab von allen Übrigen.

Andere besinnen sich, ehe sie die Erkenntnis in Tat umsetzen, auf den rechten Weg und bewegen sich dann ernsthaft auf ihm, dem mühsamen, dahin. Leider aber mit rückwärts gewandtem Angesicht. Sei es, um Einzelnen innerhalb des Bestehenden zu helfen, sie zum Mitkommen zu bewegen, sei es, um andere innerhalb des Bestehenden zu bekämpfen. Und lassen sich dadurch von dem Bestehenden festhalten, wo sie sich eben von ihm befreien möchten. Dadurch erregen sie Gegenwärtiges gegen sich. Ablehnung, Kampf, Hass entstehen. Ja, sie geraten in Gefahr, hinuntergerissen zu werden von der Bahn,

die sie hoffnungsfreudig betreten, zurück in den pechkochenden Strudel des Gegenwärtigen.

Wieder ist bestärkt, was hätte überwunden werden sollen. Kein Kampf, der nicht Ichsucht vermehrte.

Je grösseren Raum Ichsucht erobert, so kleineren Raum hat Gott.

## Unendliche Ferne — unendliche Nähe.

Bliebs bei dem, dass sie Ichsucht vermehrten, indem sie Kampf erregten — Kampf ist wenigstens nicht Sattheit, ist nicht Schlaf! Aber sie erregen in sich selber Ichsucht als Überhebung.

Wer immer etwas leistet in Wohltätelei, Wohltätigkeit, Reförmlerei, Reform, bildet sich nun ein, das Genügende getan, die rechte Höhe erklommen zu haben, über allen andern zu stehen und mehr wert zu sein als sie: «Ich danke Gott, dass ich nicht bin wie dieser Zöllner da!» Dabei bleiben sie und wollen nicht mehr aus ihrem Hochmut fort.

Wären sie noch irgendwie zugänglich, müsste man ihnen entgegenhalten: Schrittweise, stufenweise ist das Vollkommene, ist Gemeinschaft nicht zu erlangen. Es geht nicht so, dass man sich sagt: Heute wird der Alkohol abgeschafft, morgen der Tabak, übermorgen die Prostitution, überübermorgen der Krieg, dann sind wir, wo die Menschheit hingehört.

Nach einer Seite ist Gemeinschaft unendlich weit von uns entfernt. Wir mögen Schritte tun, Schritte und immer Schritte, und bleiben stets gleich weit von ihr weg und haben sie immer gleich weit vor uns im Wünschbaren.

Nach der andern Seite aber ist Gemeinschaft unendlich nahe. Es braucht nur einer entschiedenen Abkehr von allem Bestehenden, nur eine entschlossene Umkehr, so stehen wir plötzlich mitten in ihr, mitten in der Gemeinschaft.

## Revolution!

Gott muss Raum geschaffen werden.

Das Ich, das Selbst, das Selbstische muss restlos überwunden, gebunden und rücksichtlos ausgestossen werden. Dann ist Raum geschaffen und das Überich, das umfassende Ich, Gott, kann einströmen in den Einzelnen.

Stehen wir von Gott belebt, so sind wir einer wie der andere, alle gleich belebt, finden wir uns in gleicher Weise an der gleichen Aufgabe zum gleichen Ziel berufen, sind wir eine Gemeinschaft.

Wo alle Eins, hat der beunruhigte Drang des einen Innern zum andern ein Ende.

### Gegenwärtiges und Künftiges.

Hat der Einzelne sein Ich abgetan, so lebt er in dem, was vom Gegenwärtigen aus als Künftiges erscheint. Und da, im Neuen, muss er atmen und wirken, dem Alten entfremdet.

Es gibt für ihn kein Hintersich, weder in Blicken, Worten noch Taten. Er darf an das Überwundene nicht mehr rühren, darf sich aber auch von ihm nicht mehr rühren lassen.

Er wird es gar nicht können! Könnte er es, so bewiese das, dass er noch nicht über das Heutige hinausgekommen, dass er ihm noch verbunden, dass er sein Ich nicht restlos getötet, dass Gott noch nicht völlig in ihm wohnt.

Solange er nicht den Mut hat, die heutige Gegenwart sich selbst zu überlassen und ihrem Verderb, noch nicht die Kraft hat, sich dieser Gegenwart zu verschliessen, solange er auf sie einwirken, ihr helfen, ihre Schäden bessern will, steht er noch in ihr befangen. Mit ihr verstrickt — wie wollte er ihr helfen?

Ihr enthoben — warum sollte er ihr helfen?

In der neuen Welt steht er von aller alten Welt abgewandt, blickt vorwärts, aufwärts, über sich empor zu dem Einen, dem er sein Inneres überlassen.

Mit Macht und Gewalt, eine Sturzwoge, rauscht und braust das Ewige unaufhörlich hinunter in den Raum, der ihm aufgetan worden. Und bewegt nun aus Kräften, die der Mensch nicht abzuschätzen vermag, Gedanken und Glieder dessen, der sich seinem Sturze erboten.

### Erlösung.

Diesen Gliedern, diesen Gedanken, die nicht mehr von einem Ich, die von dem Ewigen selbst bewegt werden, gelingt nun plötzlich das Ganze, das Umfassende. Während ihnen, solange sie im Gegenwärtigen von einem Ich bewegt wurden, nirgends ein Teil, nicht ein kleinster gelungen. (Teilweises weicht den Händen aus ins übrige Teil-

weise. Das Ganze kann nirgends hin ausweichen. Es muss sich geben, sobald ihm die Kraft gegenübertritt, die ihm gewachsen.)

Wo wir hier Herren und Knechte haben, bekommen wir dort Führer und Geführte. Der Führer kennt nur die einzige Sorgfalt: den rechten Weg zum rechten Ziel zu ermitteln, der Geführte nur eine einzige Sorge: dem Führer in rechtem Schritt nach Massgabe seiner Kräfte zu folgen.

Wo wir hier Zerfahrenheit haben, bekommen wir dort Sammlung. Wo wir hier Zerrissenheit haben, bekommen wir dort Einigkeit. Wo wir hier hilflos und ratlos stehen, wird uns dort Hilfe und Rat überschwänglich zuteil. Wo wir hier aus Wunden und Schwären bluten, fühlen wir uns dort gesund und heil. Wo wir hier dem Laster und dem Verbrechen ausgeliefert, umfängt uns dort Tugend und Wohlfahrt. Wo hier einer gegen den andern steht, stehen dort alle zusammen. Wo hier eins gegen das andere wirkt, wirken dort alle miteinander, alle zusammen, alle gemeinsam an dem Einen, Einheitlichen, sinnvoll, planvoll und also in überpersönlichen Kräften zu überweltlichen Erfüllungen.

Nichts wird Aufgabe, was nicht Lösung verdiente. Und mit jeder Aufgabe ist auch die Lösung gegeben: die nötigen Köpfe, die nötigen Hände regen sich über die ganze Erde hin in sinnvollem Ineinandergreifen.

Gott, der in uns wirkt, ist das Unmögliche möglich. Das Wunder geschieht unter unseren erstaunten Händen. Das Unerwartete ergibt sich. Das Unfassliche ist getan.

## Alles neu!

Politik ist verschwunden.

Handel und Betrieb sind nicht mehr Vehikel der Ichsucht, sind Ordnungen, das Nötige und Wünschenswerte zu gewinnen, hervorzubringen, zu verteilen, der Gesamtheit darzubieten und jedem einzelnen Gliede.

Wissenschaft ergründet alles und verschafft dem Wirkenden den nötigen Einblick, den wünschbaren Überblick, durchdringt alles und ermöglicht dem Erfinder und Entdecker Vereinfachungen und Verbesserungen, vergeistigt alles und gestattet dem Denker letzte Verklärungen des Seienden.

Kunst wird aus dem Innern des Schaffenden das, was ihr anfänglich bestimmt. Alle Werke in Worten, Farben, Steinen, Tönen verschmelzen in einen, der aus Urtiefen in Himmelshöhen anschwillt, Hymnus des Lobes und des Dankes und der überschwänglichen Freude.

Religion endlich ist nicht mehr Kirche, nicht mehr Sonntag, nicht mehr Sakrament, nicht mehr Dogma, Religion ist jede Betätigung in Worten und Werken.

Das Reich, um das wir gebeten, ist gekommen.

### Kleiner Verlust — grosser Gewinn.

Stehen wir heute zaghaft da und schätzen ab, was der Einzelne aufgeben müsste, so stehen wir künftig sieghaft dort und gedenken ob des Reichtums, den wir gewonnen, dessen nicht mehr, was wir drangegeben.

Einer verliess nach langem Schwanken, der Not seiner Umgebung zu entrinnen, seine Heimstatt und wanderte mit den Seinen aus nach einer fernen Küste. Dort, beim Graben seines neuen Hauses, fand er Gold in Fülle. Was kann ihm nun das noch bedeuten, was er aufgegeben?

Wir aber werden mehr finden als bloss Gold, wir werden Erhöhung finden, Erfüllung.

### Gesundung.

Solange wir im Gegenwärtigen befangen, kann uns alles, selbst das Reine und Gute, Gefahr werden. Sobald wir dort, im Künftigen, kann uns nichts mehr etwas anhaben, nicht einmal das Schlimmste.

Wo alles aufgegangen in dem Gemeinsamen, haben Lüste des Vereinzelten weder Raum noch Gelegenheit zur Entfaltung. Das Ich, in dem sie sich einnisten konnten, ist abgetan. Nun aber statt des einzelnen Ichs das Gesamt-Ich zu erfassen, vermögen sie nicht. Sie waren Lüste, solange sich ihnen der Einzelne erbot. Sie würden Krankheit und Wahn, wo sie eine Gemeinschaft erfassen wollten. Und damit Übel, die die Gemeinschaft nicht dulden wird, Übel, zu deren Abwehr, sofern sie von irgend einem Ende drohen sollten, die Gemeinschaft sich erheben würde, wie die heutige Menschheit sich gegen Grippe, Pocken und Pest erhebt.

Woran sich heute Tausende abmühen und abquälen, ohne Nennenswertes zu erreichen — denn Beseitigung eines Symptoms, und wäre es ein noch so schwerwiegendes Symtom, ist nichts Nennenswertes — das ist mit dem Übertritt von dem Gegenwärtigen ins Künftige selbstverständlich getan und voll gelungen: durch Abtuung der Ichsucht.

Gesundheit breitet sich aus und auf ihrer Grundlage gedeiht alles in Frohsinn und göttlicher Heiterkeit.

### Der Entschluss.

Sollten wir uns nicht aufraffen um dieser Aussichten willen? Sollten wir uns nicht von dem Ich wegwenden und der Gemeinschaft zu?

Es gälte, alles abzuwerfen, was ihr widerstreben möchte, und alles zusammenzunehmen, was sie erfüllen wollte. Halbheit ist unmöglich. Man kann nur mit seinem ganzen Dasein hinüber.

Jeder muss es für sich wollen. Keiner darf sich auch nur im Geringsten um die kümmern, die nicht wollen, die hinter uns bleiben. Der Held des Märchens sieht sich von allen Ungeheuern bedroht, wenn er auf der Bahn, zu der er sich entschlossen, den Blick rückwärts wendet.

Nicht einmal durch das Beispiel dürfen wir auf die andern einwirken wollen.

Nur Eines dürfen wir, müssen wir, sobald wir uns selber entschlossen, den andern fragen: «Hast auch du dich entschlossen? — Ja? — So gehen wir miteinander!» Denn nur in einer Schar ist der Auszug möglich.

An dem Ort, wo sich die Auswanderer aus dem Gegenwärtigen niederlassen, wird sich Wärme neuer Art bilden und ein Licht aufgehen. Und Wärme und Licht werden, ohne dass die Gemeinschaft dies wollte und etwas dazu täte, ausstrahlen in alle Länder und werden die Blicke und Herzen an sich ziehen.

In dieser neuen Heimat, wo es wärmt und wo es leuchtet, wird ein Strom von Innerlichkeit himmelan entstehen, so mächtig, dass er von weither Innerlichkeiten hereinreisst in sich und seinen Zug nach oben. Leuchten und Glühen werden stärker. Der Strom aufwärts wird gewaltiger. Seine Saugkraft nimmt zu.

Sie wird zuletzt so stark und sieghaft, dass sie die ganze Erde mit allem, wie sie heute ist, mit Menschen und Tieren, mit Pflanzen und Steinen, mit Wissenschaft und Technik, mit Erfindungen und Künsten in sich hereinreisst, mit sich nach oben reisst, erlöst und erfüllt.

### Ohne Gesetze.

Für sich sein — aber nicht abgeschlossen sein! Nicht durch Formeln, noch durch Vorschriften, noch durch Gesetze! Was hülfen sie, wo das Eine nicht wäre? Was braucht es ihrer, wo das Eine ist?

Jede Formel, jede Vorschrift, jedes Gesetz würde Ichsucht emporhämmern. Der Teufel hielte Einzug in die Stätte der Erfüllenden und Erfüllten.

Den Wesen allen müssen sie offen stehen und aller Sachen müssen sie sich als eines Mittels zu bedienen wissen. Wer sich nicht mit ihnen vertragen könnte, würde sich von selber verziehen vor einer Glut, die ihm unerträglich. Wessen sie sich aber bedienten, seien es nun Maschinen oder was immer sonst, das würde geweiht und geheiligt dadurch, dass sie sich seiner bedienten. Was sich aber irgend nicht heiligen und weihen liesse, würde unter der Wucht ihrer gotteskräftigen Hände zerbrechen.

### Die Entschlossenen.

Wer ergriffen steht von dem, was hier entwickelt worden, muss den entscheidenden Schritt tun.

Wer aber das Ganze nicht aus sich vermag, der lasse die Hände auch von dem Einzelnen. Ist es nicht möglich, die Ichsucht als Ganzes und als Grundübel abzutöten, so ist ganz gleichgültig und belanglos, wie viel davon übrig bleibt, und ebenso belanglos, was innerhalb der Reihen der Ichsüchtigen vor sich geht. Sie leben in der Hölle, der Teufel hat sie am Kragen, so zappeln sie denn in seinen Händen, wie sie eben mögen.

Sind wir unfähig, uns zu dem grossen Entschluss zu sammeln, der uns von aller und jeder Gewalt erlöst, so packen Militarismus oder Bolschewismus uns immerhin an der Gurgel und stürzen sich mit uns in den Abgrund.

Aber wir können es. Wir werden das Ich überwinden, wir werden uns alles Selbstischen begeben. Wir werden unser Inneres vorbehalt-

los dem Ewigen überlassen und in ihm und durch es in der Gemeinschaft aufgehen.

### Das Werk.

Gemeinschaft kann sich nicht anders erweisen als in Arbeit. Arbeit kann nicht anders geschehen als an einem Werk. Ein Werk — soll es nicht bloss Spielerei bleiben — kann nicht anders sein als fruchtbar und weiterwirkend.

Und wird also denen, die sich an ihm zusammenfinden, den nötigen Halt gewähren, wirtschaftlich und geistig, und wird sie von diesem Halt aus in die wünschbare Freiheit entlassen. Es wird den Einzelnen an sich binden und wird ihn in dieser Bindung erlösen.

Es wird sichtbares und wirksames Zeichen der Gemeinschaft werden und damit sichtbares und wirksames Zeichen alles dessen, was wahrhaft schaffen und wirken will. Und wird alles in sich hereinziehen, was sein Schaffen und Wirken nicht mehr länger in den Dienst eines Unpersönlichen, des Kapitals oder der Technik, stellen will, vielmehr in den Dienst eines Persönlichen: des Menschen.

Als dem einzigen Dienst, der erweckter Kraft und Tüchtigkeit würdig.

Emil Roniger

# Auf den Boden herunter!

«Unsere Zeit muss herunter, nicht hinauf! Ich sage es euch: Herunter müssen wir.»

Im Sinne dieses Blumhardt-Wortes (aus Heft 12 der «Neuen Wege», 1921) werden die folgenden Zeilen geschrieben, die eine Frage behandeln möchten, auf welche die Schreibende selbst freilich noch keine absolut fertige Antwort hat. Aber ich denke, es sei der Aufgabe der «Neuen Wege» und dem Geiste ihrer Leser entsprechend, wenn wir uns nicht nur mit schon gelösten Fragen einander nähern, sondern wenn wir gemeinsam Antworten suchen und von ihnen her dann vielleicht gemeinsam an Aufgaben gehen. Das bindet und vereinigt wohl mehr, als wenn wir meinen, zuerst selbst fertig sein zu müssen, ehe wir uns andern gegenüber äussern. So bitte ich die Freunde, meine Frage aufzufassen und vielleicht selbst dazu Stellung zu nehmen.

Beim Blick in Wirrnis und Chaos unserer Zeit und gegenüber den sich gewaltig türmenden Hindernissen, die das Bestehende in allen Formen dem Neuen entgegenstellt, presst sich wohl die ganze tiefe Sehnsucht nach völliger Erneuerung vom Zentrum und von der Quelle her in das Wort zusammen: «Ja, komm, Herr Jesu». Es scheint nur noch das Eine zu geben: ein Warten und Hoffen auf das radikale Neuwerden, auf die Umwandlung der Menschen; völliges Neuanfangen, ein Brechen mit allem Alten und Bestehenden, ein Durchbrechen der Einzelnen in anderes Wesen und Leben hinein, ein Versuchen kommunistischer, durchaus brüderlicher Lebensgestaltung! Es geht gewiss den meisten von uns ähnlich: bei diesen Dingen wird uns unendlich warm und weit ums Herz, und wenn wir auch die gewaltigen Schwierigkeiten nicht verkennen, so haben wir doch das Gefühl: das Richtige wäre es, und es sollte möglich sein; denn was von Gott aus richtig ist, wird Er auch zur rechten Zeit möglich machen.

Wir fühlen aber auch, dass es für viele von uns noch individuelle Schranken gibt, die uns hindern, diesen Weg gleich zu gehen. Und wir sehen die ganze grosse Masse der Menschen, von der wir wissen — ohne damit etwa über sie urteilen zu wollen —, dass sie heute für ihn nicht zu haben, auch nicht fähig wäre, ihn zu gehen. Sie wartet der Pioniere, und wird ihnen einmal folgen; wir alle warten ihrer und erflehen den Geist und die Kraft, die sie aussenden werden. Aber es drängt uns, mehr zu tun. Wenn wir selbst noch nicht zu den Pionieren gehören können, so könnten und sollten wir ihnen doch den Weg bahnen.

Das ist ja der Sinn all der Anfänge, all des Suchens und Zusammenfindens, das sich in unseren Kreisen kundtut. Was sollen, was können wir tun? Das bewegt uns alle. Wir schliessen uns zusammen und suchen, aus diesen engsten Kreisen vorzudringen mit dem Zeugnis für unsern Glauben und unser Hoffen. Und ich glaube fest, dass aus diesen Anfängen und über sie hinaus es zum Suchen und Finden neuer Lebensformen kommen muss, dass die geistige Gemeinschaft «auf den Boden herunter» kommen, sich in wirtschaftlicher Gemeinschaft äussern muss.

Nun aber möchte ich meine Frage stellen: ist dies der einzige Weg, den wir zu beschreiten haben, oder gibt es noch andere Möglichkei-

ten der Auswirkung desselben Geistes? Müssen wir unbedingt von unserm Zentrum aus an die Bildung völlig neuer wirtschaftlicher Formen gehen, oder finden wir um uns in der Gegenwart schon Gebilde vor, mit denen wir es versuchen könnten — oder sollten? Die Leser werden unschwer erraten, was ich meine. Es handelt sich darum, ob wir die Genossenschaftsbewegung in ihren verschiedenen heutigen Gestalten noch als ein Feld und eine Aufgabe für uns betrachten können?

Dabei wird uns von vornherein zweierlei klar sein: auf welchem Wege wir auch von unserm Glauben aus hineinzugehen suchen in die Wirtschaft, es wird immer die Form der Genossenschaft sein, die sich das Gemeinschaftsleben schaffen muss. Und dann: das Sozialisierungsproblem wird, trotz augenblicklicher Müdigkeit und Stagnation, nicht zur Ruhe kommen; zu seiner Lösung wird aber die Genossenschaft in jeglicher Gestalt einen ganz hervorragenden Beitrag leisten. Diese beiden Gesichtspunkte scheinen mir wichtig genug, um, aller Enttäuschung, aller vollauf berechtigten Kritik an den heutigen Genossenschaften zum Trotz, die Frage zu stellen, ob wir recht daran tun, das Genossenschaftswesen links liegen zu lassen und nur andere Wege zu beschreiten.

Man wird mir wohl entgegnen, dass dies in unsern Kreisen doch nie der Fall war und ist; es wird bei uns so viel von diesem Thema geschrieben und gesprochen, und die meisten von uns werden Genossenschaftsmitglieder sein. Aber das ist auch alles; darüber hinaus haben wir eigentlich wenig getan, und die Genossenschaft haben wir selten als unsere besondere Aufgabe — ich möchte sagen: als unsern besonderen Kampfplatz betrachtet. Aber das müsste sie werden. Wir müssten in ihr einen Kampf aufnehmen und in ihr und mit ihr zu einer gemeinsamen Arbeit kommen.

Unser Kampf im Rahmen der Genossenschaft müsste auch hier dem Bestehenden, dem Überlebten und seinem Geiste gelten. Er fände viel zu tun. Das, glaube ich, brauche ich in diesen Blättern und in ihrem Leserkreis nicht erst auszuführen. Dort ist die Kritik der Genossenschaften an der Tagesordnung. Aber der Kampf gegen die bestehenden Mängel wird so gut wie nie aufgenommen. Wo z. B. haben wir uns schon einmal gemeinsam gegen den Alkoholvertrieb durch Konsumvereine gewehrt? Wo hat es von uns aus einmal einen

Feldzug gegen das Partei-Unwesen in der Genossenschaft gegeben; oder gegen die heillose Schwächung und Verengung der Bewegung durch die Dividendensucht? Oder haben wir uns z. B. schon einmal ernstlich um Lage und Leben «unserer» Angestellten bekümmert? Die Regel war und ist doch wohl, dass wir uns ärgerten über die vielen Unvollkommenheiten, daran Kritik übten, aber im wesentlichen untätig dabei oder enttäuscht draussen blieben und andere weiter arbeiten liessen. Wären wir aber dazu nicht doch erst dann berechtigt, wenn wir gemeinsam den Kampf aufgenommen und seine Vergeblichkeit wirklich erlebt hätten? Wohl klingt auch mir das Wort im Herzen: «Pflüget ein Neues»; aber es fragt sich doch, ob nicht die Genossenschaft zum Neuen gehört, dem das Alte mit Entartung und Verderbnis droht, wenn nicht ein neuer Geist darin pflügt. Glauben und hoffen wir nicht, etwas, wenigstens einen Funken, von diesem neuen Geiste zu haben? Dann aber haben wir ihn gewiss nicht, um uns seiner zu freuen, uns etwas darauf zugut zu tun oder gar uns zu einem solchen alltäglichen Kampf in diesen materiellen, wirtschaftlichen Regionen für zu gut zu halten. Dann würde dieses Fünkchen wohl bald wieder verlöschen, wenn es die Mahnung nicht achtet: Herunter müssen wir.

Vielleicht hat uns bisher gar nicht immer nur der gute Wille und ehrliche Wunsch zur Mitarbeit gefehlt, sondern doch auch die Möglichkeit. Wir waren immer Einzelne, die sich auch in der Genossenschaftsbewegung der grossen Macht des Bestehenden gegenüber wie ohnmächtig vorkamen. Nun aber beginnen wir, uns mehr und mehr zu finden. In den verschiedenen Gegenden unsres Landes bilden sich Gruppen von Freunden und Gesinnungsgenossen, die mehr und mehr nicht nur Anregung und Stärkung aneinander suchen, sondern auch ausschauen nach gemeinsamen Aufgaben.

Sollte eine dieser Aufgaben nicht darin bestehen, innerhalb der Genossenschaften nun zu Kampf und Arbeit zu schreiten?

Wie könnte man sich die Arbeit vorstellen? Wir hätten ja verschiedene Möglichkeiten. Zum Beispiel eine rege und geschlossene Beteiligung unsererseits bei den Genossenschaftswahlen, und infolge davon Mitarbeit in den Behörden, an der Presse usw. Doch schwebt mir eine besondere Art der Arbeit vor, die zugleich am Grundmangel unserer Genossenschaften ansetzt: wir sollten versuchen, im Mit-

gliederkreis selbst zu arbeiten, genossenschaftliches Interesse, Verständnis, Zielbewusstsein, kurz — genossenschaftliches Leben zu wecken. Besonders liegt da eine Aufgabe für die Frauen und an den Frauen vor. Aber wir werden der Hilfe unserer männlichen Gesinnungsfreunde nicht entraten können. Zunächst sollten wir selbst, in unsern Kreisen und Gruppen, uns vorbereiten, in die Genossenschaftsidee, in ihre Probleme, ihre Bedeutung für die gesamte Neuordnung unsrer Lebensbeziehungen tiefer eindringen. Von hier aus sollten dann die Einzelnen weitergehen, im Rahmen ihrer eigenen Genossenschaft, am besten im eignen Wohnbezirk, wieder andere Menschen sammeln, die gleiche Arbeit mit ihnen leisten, damit aber auch andere, praktische verbinden: Angelegenheiten, Alltagsfragen der Genossenschaft behandeln und weiterleiten, Wahlen vorbereiten, Aufgaben anfassen, die dazu gehören; und vor allem die Menschen einmal da, wo sie aufeinander angewiesen sind und wo sie schon gemeinsame Anliegen haben, dazu bringen und erziehen, diese auch wirklich gemeinsam zu regeln. Im besonderen würden hier die Frauen miteinander ihre nächsten Lebensfragen, Fragen des Hauses, der Familie, der Erziehung behandeln.

Eine solche Arbeit ginge, wie gesagt, von der Hoffnung aus, dass in den meisten Menschen die Fähigkeit zur Gemeinschaft wenigstens in Ansätzen vorhanden sei; in Ansätzen, die man pflegen sollte zu besserem Erstarken, damit im gleichen Masse dann auch die Lebensgebiete wachsen könnten, die der Gemeinschaft zu gewinnen wären. Diese Art des Vorgehens ist viel weniger gross, viel weniger hinreissend, als die andere, die darauf hofft, dass in uns allen die Erneuerung des Geistes so gewaltig werde und durchbreche, dass sie im Sturm sich einmal auch die materiellen Lebensverhältnisse dienstbar machte.

Besteht aber wirklich zwischen beiden ein Gegensatz, sodass eines das andere ausschlösse? Ich glaube doch nicht. Da wo Zeit und Geister reif und bereit sind zum Kommunismus der Lebensführung, wer wird denen, die hier vorangehen, mehr zustimmen und mehr danken, als gerade die, welche sich in Kleinarbeit mühen und es wissen, welch neuer Impuls und welche Vertiefung von dem Vorstoss der Pioniere gerade in diese Kleinarbeit strömt! Und umgekehrt wird das Werk der Pioniere angebahnt, unterstützt und umgeben gerade vom

alltäglichen Schaffen und Bauen derer, die so im Kleinen arbeiten. Ja, mir scheint, wir könnten noch ganz anders, noch viel inbrünstiger und auch viel hoffender seufzen: «Komm, Herr Jesu», wenn wir da schlicht und einfach die Hand anlegen würden, wo wir's schon heute können. Wir wissen freilich, ohne Ihn geht es nicht, aber auch hier gilt es, dass wir arbeitend seiner warten, ihn erbitten müssen. Und wir haben hier noch nicht alles getan — auch für Ihn und mit Ihm noch nicht alles getan —, was wir sollten und könnten.

Und wenn ich nun ganz persönlich sprechen darf, so möchte ich sagen: ich empfinde es immer wieder als Pflicht, auf diesem Boden zu arbeiten. Aber das kann man nicht, wenn man allein ist. Könnten wir uns wohl in dieser Arbeit helfen? Denken andere unter uns ebenso von dieser Frage und besteht die Möglichkeit, die Genossenschaftssache mehr als bisher in unser Programm aufzunehmen? Noch immer glaube ich, dass unser Weg, wenn er uns so «auf den Boden herunter» führt, ganz gewiss zu ihr hin lenken wird.[1])

Dora Staudinger

# Zur Weltlage.

Dass die Weltlage, trotzdem sie selbstverständlich schwer bleibt (und fügen wir hinzu: in bestimmtem Sinne bleiben soll) zum Beginn des neuen Jahres eine Aufhellung erfahren hat, ist wohl für jeden, der sich nicht die dunkelste Brille eines tendenziösen Pessimismus aufgesetzt hat, offensichtlich. Es beginnt nach und nach zu werden, was viele, zum Teil etwas oberflächlicher Weise, beim Abschluss des Weltkrieges gern sofort gehabt hätten. — Fassen wir zuerst

1. Die politische Lage

ins Auge. Hier ist der gegebene Ausgangspunkt unserer Betrachtungen selbstverständlich die Washingtoner Konferenz. Man wird die Bedeutsamkeit dieses Ereignisses nicht leicht überschätzen

[1]) Anmerkung der Redaktion. Wir möchten lebhaft wünschen, dass gerade dieses für unser Wollen so wichtige Thema eine rege Aussprache erzeuge. Die Genossenschaft ist die Urzelle einer wahrhaft sozialistischen Gesellschaft und eine der Hauptformen alles Gemeinschaftslebens überhaupt. Wir werden ihr aufs neue unsere höchste Aufmerksamkeit und einen wertvollen Teil unserer Kraft widmen müssen.

Es sei auch auf den weiter hinten angezeigten Kurs über das Genossenschaftswesen von Frau Staudinger hingewiesen.

können. Es ist natürlich bequem, nach der Methode unserer «Radikalen» oder «Absoluten» ihr zuerst ein viel zu hohes Ziel zu setzen, eines, das sie selbst gar nicht gewagt hätte, sich zu setzen, und dann höhnend zu erklären: «Sie hat Fiasko gemacht!» Mit dieser ganz und gar unfruchtbaren, nachgerade fast etwas kindisch gewordenen Art können wir nicht rasch genug aufräumen. Wir haben uns an dieser Stelle oft genug dagegen gewehrt und können das, was letzthin Herr Pfarrer Gerber im «Aufbau» (Nr. 50, 1921) darüber geschrieben hat, nur von Herzen unterstützen. Es scheint uns auch falsch, wenn unser Freund Dr. Vollenweider, den wir natürlich nicht zu der vorhin getadelten Kategorie zählen, doch der Washingtoner Konferenz als Haupttraktandum die Aufteilung Chinas und dessen Eroberung für den Kapitalismus zuschreibt und sie auf Grund davon verurteilt. Ob China dem Kapitalismus verfällt, oder nicht, ist eine Sache für sich. Die Washingtoner Konferenz war vor die Tatsache gestellt, dass im Ringen Japans und Amerikas um die industrielle und zum Teil auch politische Vorherrschaft in China sich ein neuer Weltbrand zu entzünden drohte. Dies zu verhindern, ist ihr, wie es scheint, in ganz hervorragender Weise gelungen und das ist nun vorläufig keine kleine Sache. Ich habe kürzlich Gelegenheit gehabt, über dieses Thema mit einem Kenner Chinas und des fernen Ostens überhaupt zu sprechen, wie es deren nicht viele gibt. Ihm war, trotzdem er dem Sozialismus nahe genug steht, die Argumentation Vollenweiders ganz fremd. Die Angst, die ich gegen ihn aussprach, dass China unserm Industrialismus verfallen könnte, beschwichtigte er durch einen Hinweis auf die von der unsrigen fundamental verschiedene chinesische Art, die industrielle Produktion zu gestalten. Jedenfalls aber begrüsste er die Konferenz mit den grössten Hoffnungen. Es sei entscheidend wichtig, dass zunächst einmal Z e i t gewonnen werde. Japan wünsche, abgesehen von einer verhältnismässig kleinen militaristischen Partei, dringend die Erhaltung des Friedens und hoffe nur, dass Amerika sich nicht zum Krieg hinreissen lassen. Meine auch in den «Neuen Wegen» wiederholt ausgesprochene Skepsis in bezug auf die unter uns übliche Art, vom japanischen Militarismus zu reden, billigte er vollkommen. Es seien in Japan ganz andere Kräfte gerüstet, wovon eine der — auch von mir erwähnte — Sozialismus bilde, und man dürfe von dorther auf erfreuliche Überraschungen gefasst sein.

Was nun die Konferenz betrifft, so hat sie uns freilich den Weltfrieden und die vollständige Abrüstung nicht gebracht und übrigens auch nicht zu bringen versprochen. Aber Grosses, das auf dieser Linie liegt, ist doch geschehen. Zum ersten Mal ist ein Stück Abrüstung beschlossen. Endlich hat also gegenüber dem, was nun so viele Jahrzehnte lang geschehen, die umgekehrte Bewegung eingesetzt. Die Flottenstärke wird bedeutend herabgesetzt, die Schiffe — zum Teil im Bau befindliche nach der allerneuesten Art —, die zerstört werden müssen, bilden zusammen eine Riesenflotte, gegen welche die spanische Armada und die Flotte Nelsons von Trafalgar zu einem Kinderspielzeug würden. Zum ersten Mal also zerstört man freiwillig und im Frieden die Werkzeuge des Krieges. Das ist doch ein guter Anfang der Erfüllung der Weissagung von den Schwertern, die zu Pflugscharen und den Spiessen, die zu Winzermessern werden. Denn das dadurch frei gewordene Budget kann zu Zwecken des Aufbaus verwendet werden. Der Militarismus verblasst, er bricht Stück für Stück zusammen. Denn er ist g e r i c h t e t. Auch die Unterseeboote, die Giftgase, obschon es nicht gelungen ist, sie ganz zu verbieten, sind doch von diesem Gericht getroffen. Und ebenso die grossen Landheere. Wie steht das sich sträubende Frankreich vor der ganzen Welt da — doch ganz anders, als Deutschland einst ob seinem Verhalten an der Friedenskonferenz im Haag! Es wäre auch wieder ein ganz oberflächliches Verfahren, wenn man, um die Bedeutung dieser Dinge abzuschwächen, darauf hinweisen wollte, dass es ja bloss Diplomaten und militärische Fachleute seien, die solche Beschlüsse fassten und dass es denen doch nicht ernst sein könne. Mich dünkt umgekehrt das ergreifend und hochbedeutsam, dass gerade diese Leute, durch die Stimme der Völker und die Wucht der Wahrheit gezwungen, das Gericht vollziehen müssen. Darum finde ich endlich auch jene scheinbar fromme Art so dürftig und und unfromm, die uns vorhält, es sei oberflächlich, in diesen Dingen etwas von Menschen zu erwarten und wären es die mächtigsten, Gott allein könne es tun. Als ob Gott nicht durch Menschen arbeiten könnte und wollte! Er bleibt es doch allein, von dem dieses Gericht über die Welt des Krieges kommt.

An der Washingtoner Konferenz ist noch allerlei anderes bedeutsam. Vor allem, dass sie eben in Washington stattfindet. Sie bezeich-

net das Wiedereintreten der Vereinigten Staaten in die Lösung der politischen Weltfragen. Aber sie wäre — das darf man ruhig sagen — nicht zustande gekommen, wenn in Washington nicht ein Mann geglaubt, gekämpft und gelitten hätte, den eine arge und gedankenlose Welt ob seines «Misserfolges» verhöhnt und kreuzigt. Ohne Wilson kein Harding, der eine Abrüstungskonferenz einberuft. Es wiederholt sich das alte tragische Schauspiel, dass auf der Strasse, die ein Pionier in Not und Anfechtung ausgehauen, ein anderer, der ihn mit Worten verleugnet, leicht zu Erfolgen, die die Welt bejubelt, vorschreiten kann. Und ohne Völkerbund keine Washingtoner Konferenz! Diese musste kommen und kam allein, weil man den Kampf gegen Wilson und den Völkerbund nicht hätte führen können, ohne dass man, sie mit Steinen bewerfend, das Hauptstück ihres Programms angenommen hätte. Das klingt bitter und ist doch tröstlich; denn es zeigt, wie gewaltig die Wahrheit ist und wie sie, wo ihr der direkte Weg versperrt ist, auf Umwegen vordringt. Übrigens haben Harding und Hughes und mit ihnen die Welt, soweit sie zu denken gewohnt ist, bei diesem Anlass auch erkennen können, was für eine Aufgabe Wilson in Paris vor sich hatte. Wenn Harding und Hughes jetzt, wo Amerika wieder Weltgebieter ist, wo die drei Jahre, die seit dem Waffenstillstand verflossen sind, die Gemüter abgekühlt und die Köpfe erhellt haben, unterstützt von ganz Amerika, einen Zehntel der Aufgabe, die Wilson inmitten der Berauschung von Hass und Sieg, von seinem Volk zum Teil verleugnet, in der Maienblüte des alliierten Selbstgefühls, ganz hätte lösen sollen, nur halb lösen konnten, so wird man vielleicht ermessen können, was Wilson gekämpft und geleistet hat.

Endlich gehört zum Hocherfreulichen der Enthusiasmus sozusagen des ganzen nordamerikanischen Volkes für die Sache des Friedens und der neuen Ordnung des Völkerlebens, der unwiderstehlich auf die Politiker und Militärs drückte und der weiter wirken wird. Diejenigen, die vom «Westen» noch etwas erwarteten und nicht der Meinung sind, Gott rechne auf absehbare Zeit nicht mehr mit ihm, sehen sich nicht enttäuscht und werden sich auch in anderen Hoffnungen nicht enttäuscht sehen.

Das gilt auch von England. Die Art und Weise, wie dieses nun die irische Frage gelöst hat, ist eine weithin leuchtende Fackel

der Hoffnung auf einen neuen Geist in der Völkerwelt und zugleich ein neues Probestück der politischen Weltmission dieses Volkes, das zweifellos auch die ägyptische und indische Frage so zu lösen vermag, dass aus dem englischen «Reiche» vollends ein Bund freier Völker wird. England nimmt ja nun auch die europäische Politik in diesem Sinn in die Hand. Was wir von Cannes her vernehmen, ist doch gewiss gute Botschaft. Ein Bündnis zwischen England, Frankreich, Italien und andern Staaten, das sich zu den Vereinigten Staaten von Europa zu erweitern strebte und durch seine Friedenssicherung Frankreich zur Abrüstung fähig machte, ja moralisch zwänge, was dann wieder auf Deutschlands Stimmung zurückwirken müsste; eine neue Gestaltung der Gutmachungsfrage; die Einberufung einer Weltwirtschaftskonferenz, worin wir den Anfang eines wirtschaftlichen Weltparlamentes erblicken dürfen, das eine notwendige Ergänzung des politischen Völkerbundes bildet; die Einladung auch Russlands zu dieser Konferenz; mit alledem aber die Auflösung des Versailler Friedens und der Beginn eines neuen Weges — das sind grosse, erstaunliche Dinge, das sind Erfüllungen langer Sehnsucht und schweren geistigen Ringens. Gewiss werden wir uns nur mühsam und unter schweren zeitweiligen Verdunkelungen [1]) diesen Zielen entgegenbewegen, aber es ist schon etwas Grosses und ist wohl die Hauptsache, dass sie in dieser Form vor uns auftauchen. Im übrigen wollen wir ja doch gern kämpfen und arbeiten und uns eine erneuerte Welt nicht auf dem Präsentierteller anbieten lassen.

Ganz deutlich zeigt sich, dass die Völkerwelt sich zu einer Einheit zusammenschliesst. Die unaufhörlich sich folgenden Konferenzen und Besprechungen sind einfach Organe dieser neuen Einheit, dieser Vereinigten Staaten der Welt. Man wird sie später einmal deutlich als solche erkennen. Der Umstand, dass sie oft direkt wenig fruchten, ändert daran nichts. Sie zeigen eben doch die Notwendigkeit einer fortlaufenden Verständigung zwischen den Völkern. Und wenn Chinesen, Japaner und Südamerikaner über Oberschlesien beraten, so ist das an sich ein verheissungsvolles Zei-

[1]) Als eine solche betrachte ich die inzwischen eingetretene Demission Briands und die Uebernahme der Macht durch Poincaré. Gewiss ist damit Gefahr verbunden, aber diese Entwicklung kann auch den Sinn einer heilsamen Krisis bekommen.

chen neuer Zeiten, mag nun das Ergebnis im einzelnen Falle uns richtig scheinen oder nicht.

Dass diese Entwicklung auch lauter Folgen der Idee des V ö l k e r - b u n d e s sind, liegt auf der Hand. Bei ihm kommt es uns ja stets auf sein Wesen an, nicht auf seine jetzige Form. Diese wird mit den genannten Entwicklungen Schritt halten müssen und ein neu zu Freiheit und Glauben erwachendes Europa wird das möglich und notwendig machen. Dass dieses Erwachen stattfindet, davon ist unter anderem ein schönes Symptom der d e m o k r a t i s c h e W e l t - k o n g r e s s, der vom 4. bis 11. Dezember unter der Leitung des Führers der katholischen Demokratie in Frankreich, Marc Sangnier, stattfand. Hier wurde in Verhandlungen, an denen auch Deutsche und Österreicher unter begeistertem Beifall riesiger Versammlungen auftraten, so ziemlich das ganze demokratisch-pazifistische Programm der neuen Welt gebilligt, und hier von jenem guten Franzosen folgendes über Frankreichs Politik gesagt:

Übrigens sage ich mir, dass es für uns Franzosen eine seltsame und verhängnisvolle Haltung wäre, wollten wir in dieser immer wachen Ängstlichkeit und diesem Mangel an Glauben gegenüber den Weltentwicklungen verharren. Warum sollte ich es nicht sagen; ich habe manchmal darunter gelitten, dass in Genf die Vertreter Frankreichs in den Augen der Welt nicht als die Vorkämpfer neuer Zeiten erschienen, dass sie im Gegenteil oft die Rolle der Verteidiger der alten Ordnung gespielt haben. Ich behaupte, dass dies nicht dem tiefsten Empfinden Frankreichs entspricht und in Gegenwart unserer Freunde aus Deutschland, aus Österreich und aus allen Ländern Europas und der übrigen Welt rufe ich Sie als Zeugen an: Nicht wahr, sie wollen nicht, dass Frankreich die Hochburg der sozialen und internationalen Reaktion werde? Nicht wahr, Sie wollen, dass es, getreu seinen Jahrhunderte alten Überlieferungen, mit Begeisterung auf dem Wege des Fortschrittes wandle und sich auch nicht davor fürchte, für die Verwirklichung der wahren Gerechtigkeit und der wahren menschlichen Gemeinschaft sogar einige materielle Interessen zu opfern?

Übrigens gibt es tatsächlich — und ich werde mich darüber sofort mit meinen Gegnern auseinanderzusetzen haben — es gibt auch vom ausschliesslich französischen Standpunkt aus keine ungeschicktere und trügerischere Politik als diese Politik mit engem Ausblick, diese schwunglose Politik, diese Politik der Kurzsichtigen, die sich über kleine augenblickliche Sicherungen beugen und die sich nicht Rechenschaft geben über die wahre, grosse, einzige Sicherung für Frankreich: nämlich die Stellung, die es in der Achtung und der Sympathie der ganzen Welt einnimmt.

Sind wir nicht gelegentlich beunruhigt gewesen, haben wir nicht gefühlt,

dass wir Gefahr laufen, in eine moralische Isolierung hineinzugeraten? Haben wir es nicht bedauert, dass gewisse Worte, die gesprochen wurden, nicht in Frankreich gesprochen wurden? Haben wir nicht begriffen, dass darin unser Land seiner historischen Rolle untreu wurde? Ich wende mich an die Utilitarier selbst und ich frage sie, was 1914 aus Frankreich geworden wäre, wenn es nicht in den Augen der Neutralen und in den Augen der Welt als eine Macht erschienen wäre, die den Krieg nicht gewollt hat, die den Krieg nur führte, weil er ihr aufgedrungen wurde, und die ihn nur führte, um Recht und Gerechtigkeit zu schützen? Man hat uns dies vier Jahre lang wiederholt und wir haben es geglaubt; und wir müssen diese Behauptungen mehr als je wiederholen, jetzt, wo wir Sieger geworden sind. Als wir 1870 die Besiegten waren, lag kein Verdienst darin, es zu tun; jetzt, wo wir, 1918, die Sieger sind, liegt ein gewisser Ruhm darin, zu verkünden, dass wir fähig sind, alles den Interessen der ganzen Menschheit zu opfern.

Man vergesse nicht: hier und nicht in dem unter dem Einfluss des Siegesrausches gewählten französischen Parlament, spricht das wahre Frankreich, das Frankreich, das eines Tages wieder obenauf sein wird.

Und der Sozialismus? Können wir uns darin finden, dürfen wir es zugeben, dass die Welt ohne ihn neu geordnet wird? Müssen wir es nicht in seinem Namen leugnen oder hindern?

Ich antworte: dieser Teil der Neuordnung der Welt ist Sozialismus! Wenn der Parteisozialismus sich zum grossen Teil, in Doktrinarismus, Selbstgerechtigkeit und falscher Einschätzung der Lage befangen und an nichtsozialistische, d. h. gewaltgläubige politische Dogmen gebunden, selbst davon ausgeschlossen hat, so ist es ein Stück Nemesis, das sich nun vollzieht. Desswegen wird eine wieder zu sich selbst gekommene und stark gewordene Arbeiterbewegung doch noch genug zu tun haben. So ruht, um nur zwei grosse Beispiele zu nennen, die Erhaltung des Weltfriedens sehr stark auf den Schultern der deutschen Arbeiterschaft und das Vordringen einer neuen Weltpolitik auf denen der englischen. Ein Sieg dieser letzteren bei den Wahlen wäre auch ein Stück Weltwende. Was für eine Rolle die gesamte Gewerkschaftsorganisation in dieser Beziehung zu spielen berufen ist, haben wir oft gezeigt. Ähnliches gilt von der internationalen Genossenschaftsbewegung.

## 2. Die soziale Lage.

Wir sind damit von selbst zu der sozialen Lage gelangt. Diese erscheint viel trüber als die rein politische. Furchtbar ist die Not der Arbeitslosigkeit, um von der russischen Hungersnot zu schweigen! Die Verwirrung und Ratlosigkeit ist allgemein. Davon zieht zunächst die Reaktion Gewinn, die fast überall Triumphe feiert. Das verhängnisvolle Experiment des Bolschewismus mit seinem furchtbaren Misslingen hat dem Glauben an den Sozialismus einen schweren Stoss versetzt. Ebenso gewisse Erscheinungen in den Ländern, wo der Sozialismus ganz oder teilweise zum Siege gelangt ist.

Aber an diesem tiefsten Punkt setzt auch die Umkehr ein. Dass der Bolschewismus endgültig gestürzt ist, dürfen wir zu den entscheidenden Ereignissen des letzten Jahres rechnen. Es ist aber auch ein heilsames Ereignis. Dieses Experiment musste, scheint es, gemacht werden, damit ein im ganzen modernen Sozialismus angelegter Fehler zum krassen Ausbruch und damit zur Heilung gelange. Ich glaube, dass auch der übliche Marxismus, der freilich noch als orthodoxes Bekenntnis von den Führern einiger sozialistischer Parteien aufrechterhalten wird, nur noch eine leere Form sei. Der lebendige sozialistische Geist geht andere, mehr sozialistische Wege. Er erscheint vielleicht in seiner edelsten Gestalt in der Siedelungsbewegung. Auch der Kommunismus ist ja nicht tot, er sucht bloss andere Ausdrucksformen. Dann wirft sich der Sozialismus auf die Gewerkschaft und Genossenschaft. Er wird — trotz allem — das Landproblem immer mehr ergreifen. Er wird immer mehr zu Gesinnung und Lebensstil werden, wird idealistische, religiöse Form annehmen. Aus dem teilweisen Fiasko des bisherigen wird ein neuer Sozialismus aufsteigen. Diese von uns oft behauptete Entwicklung ist jetzt mit Händen zu greifen. Weil das aber eine so grosse Sache ist, kann uns alles, was an Niederlagen der Sozialismus, wirklichen oder scheinbaren, eingetreten ist, nicht allzusehr bedrücken. Der Gewinn überwiegt sie alle.

Äusserlich hat zunächst freilich der Kapitalismus sich wieder aufgerichtet. Er schickt sich an, ganze Welten neu zu erobern, nicht nur China und Indien, sondern auch Russland. Eine Erscheinung wie Hugo Stinnes erweckt die übelsten Ahnungen eines kommenden

Kapital-Zäsarismus. Trotzdem brauchen wir uns nicht schrecken zu lassen. Tatsachen, wie die heutige Valuta schreien förmlich nach einer neuen Ordnung. Die Weltnot, für deren Fortdauer ja gesorgt ist, wird ganz von selbst zu Massregeln zwingen, deren gemeinwirtschaftlicher Charakter in die Augen springt. Schon geschieht vielerlei dieser Art — gehört nicht das ganze Gutmachungsproblem, wie auch das oberschlesische, hieher? Es ist vielleicht, damit die Völker überhaupt leben können, zunächst wirklich notwendig, dass die Weltwirtschaft auch in der «kapitalistischen» Form nur wieder in Gang komme. Inzwischen aber sammelt der Sozialismus als Bewegung Kraft zu neuen Vorstössen. Eine der notwendigen Vorbedingungen hiefür erfüllt sich zusehends, ich meine *die neue Einheit der Arbeiterbewegung.* Nachdem Moskau ausgespielt hat, lebt die Arbeiterschaft langsam von der Betäubung der Schlagworte auf und fängt an, sich um neue Wirklichkeiten zu sammeln. Was jetzt in Deutschland vor sich geht, ist ein Vorspiel weiter greifender Entwicklungen. Es wird geschehen, was wir einst gefordert haben: nicht um neue *Dogmen* wird man sich sammeln, sondern um neue *Aufgaben.* Und wie wir einen neuen Sozialismus haben werden, so auch eine neue Arbeiterbewegung.

### 3. Die schweizerische Lage.

Am düstersten sieht das Bild aus, wenn wir uns noch einen Augenblick der besonderen Lage der Schweiz zuwenden. Unsere *wirtschaftlichen* Zustände erscheinen beinahe trostlos. Wir haben von allen Ländern die stärkste Arbeitslosigkeit. Unsere schweizerische Industrie ist in wichtigsten Zweigen aufs schwerste bedroht. Das Fett, das sich bei uns während des Krieges und in der unmittelbar darauf folgenden Periode angesammelt, wird bald aufgezehrt sein. Zur wirtschaftlichen gesellt sich die *moralische* Not. Die Lex Häberlin bezeichnet ungefähr den tiefsten Punkt, bis zu dem wir in dieser Beziehung überhaupt gelangen konnten. Ganz besonders leid tut es uns, dass von den gleichen welschen Politikern, die während des Krieges so leidenschaftlich gegen den preussischen Etatimus und Militarismus und für le droit et la liberté geeifert, nicht ein Einziger sich genötigt fühlte, gegen dieses überpreussische Machwerk eines traurigen Nachbeters einstiger überrheinischer Losungen aufzutreten. Einen schwereren Abfall von sich selbst kann man sich

kaum denken. Ein beinahe ebenso schlimmes Zeichen ist die Motion Abt, weniger ihr direkter Inhalt (obschon auch dieser abzulehnen ist) als der Geist, oder vielmehr Ungeist, der dahinter steckt. Und endlich unser Militarismus, der uns vollends zum Hort aller Reaktion macht. So geben wir alles preis, was Ehre und Stolz der Schweiz sein und ihr ein Existenzrecht verschaffen müsste. Zugleich überschwemmt uns wieder eine fremde Propaganda, die in tausend maskierten und unmaskierten Formen einsetzt und der der Schweizer so widerstandslos als nur je zu verfallen scheint.

Und doch habe ich auch hier das Gefühl, dass wir vor einer Wendung zum Bessern stünden. Gerade das Übermass des Schlimmen muss eine Reaktion alles guten Geistes, der noch unter uns vorhanden ist, hervorrufen. Die Lex Häberlin weckt doch da und dort den eingeschlafenen Freiheitssinn unseres Bürgertums wieder auf und wird es vielleicht immer mehr tun. Die Angriffe auf die Errungenschaften des sozialen Kampfes schliessen die Arbeiterschaft wieder zusammen und führen neue Scharen in ihre Reihen. Man braucht zum Beweis dafür nur auf die «Neue Schweizer Zeitung» hinzuweisen, worin diese neue Stimmung besonders deutlich hervortritt. Der moralische Zerfall weckt eine Fülle von edleren Kräften auf, sich ihm entgegenzustellen und erst recht ein höheres und reineres Leben zu suchen. Solange wir bloss auf die Oberfläche sehen, wo die Parlamente und Zeitungen das Wort haben, sieht alles freilich zum Verzweifeln aus; aber in der Tiefe, im Stillen und Verborgenen, regt sich auch bei uns eine Fülle neuen Wollens und Schaffens, eine neue Schweiz und eine neue Welt.

Dass grosse N o t über uns gekommen ist und noch weiter kommen wird, können wir im übrigen sehr wohl verstehen. Wir hatten und haben sie nötig. Es ist eine etwas banale Wahrheit, aber es ist uns Schweizern zu wohl ergangen. Dass wir dem Todesringen der anderen Völker in einem gewissen Frieden zusehen und davon sogar materiellen Gewinn haben durften, hat uns nicht gut getan. Uns fehlte das tiefe Umgepflügtwerden. Wenn wir nun in schweren Tagen manches nachholen müssen, so mag das eine Gunst für uns sein. Ich glaube, dass wir es werden aushalten können. Wir haben noch wirtschaftliche und geistige Reserven. Die Not wird vielleicht doch unter uns jene Erneuerung der Kraft aus tiefen Quellen schaf-

fen, die kein anderer Appell zu bewirken vermochte.

So blicken wir in die Welt, die das neue Jahr uns zeigt und die ja gewiss noch dunkel genug ist, doch mit grösserer Zuversicht hinaus. Es geht dem Besseren entgegen. Zwar werden wir noch Geduld haben müssen. Die Offenbarung des Bösen wird vielleicht noch eine Weile ihren Tag haben dürfen. Noch ist die Welt kalt und düster und die Flur kahl. Noch brausen die nächtlichen Stürme und hangen die Nebel tief herunter. Aber ein neues Wachsen und Schaffen hat eingesetzt und wird zunehmen. Es geht doch dem Frühling entgegen.

Wir haben in diesen Betrachtungen freilich nur denjenigen Kreis von Zeiterscheinungen ins Auge gefasst, der sich auf den mehr äusserlichen Gebieten des Lebens darstellt. Wenn wir uns darüber erheben wollten, dann hätten wir zu grossem Hoffen vielleicht noch mehr Anlass. Was an Lichtstrahlen in das Dunkel der heutigen Welt hereinbricht, scheint uns von einer Sonne zu kommen, die hinter den Bergen hervor der Welt neu aufgeht. Sie zu grüssen ist uns Neujahr im höchsten Sinne. Und wenn es entgegen unserer Erwartung weiter ins Schlimme hineinginge, dann wüssten wir, dass es desto herrlicheren Entscheidungen entgegengehe.

Den 11. Januar. L. R.

**Von Parlamenten.** Ach, der fernstehende Beobachter kennt das Wesen der Parlamente nicht, weiss nicht, dass Parlamente, die um des englischen Volkes willen da sind, finden, dass sie nebenher auch ein klein wenig für sich selbst existieren, weiss nicht, wie die Parlamente so gemütlich in ihrem alten Schlendrian einhertrotten und so tief in Gemeinplätzen stecken, dass nur eine mutige hochherzige Kraftanstrengung sie daraus erlösen kann; er weiss nicht, dass in Parlamenten jeder Art ein unabhängig denkender, klar sehender, hochherziger, ausdauernder und mutiger Mann sein oder fehlen kann, dass aber im allgemeinen die Parlamente in den tiefausgefahrenen Geleisen der Alltäglichkeit einherrumpeln und denken, wie es viele von uns in anderer Weise auch tun, dass es schwer sei, die achsentiefen Geleise zu verlassen, dass das Fahren an sich schon mühsam genug sei und dass jeder Tag seine eigene Plage habe. Was die Parlamente in dieser Sache (und in der Arbeiterfrage) hätten tun sollen, was sie tun wollen, tun können oder nicht tun können, und wo die Grenzen ihres Verschuldens in dieser Beziehung liegen — das wäre eine langwierige Untersuchung, in welche wir uns augenblicklich nicht einzulassen brauchen. Bis jetzt hat uns in dieser nationalsten aller nationalen Fragen die «vereinigte Weisheit» der Nation so gut wie gar nichts genützt! Thomas Carlyle (1839!)

# Rundschau

## Von der russischen Not

Nansen schreibt in einem seiner neuesten Berichte aus Russland u. a.: «Ich habe die Gegend von Samara besucht. Das Elend ist grösser, als die schlimmsten Voraussagen annehmen liessen. Im Distrikt von Buzuluk, wo die Quäker arbeiten, haben auf 915,000 Einwohner 537,000 keine Lebensmittel mehr; 30.405 sind während der Monate September, Oktober, November gestorben, aber die Sterblichkeit nimmt rasch zu und bis zum Frühling werden mindestens zwei Drittel der Bevölkerung umkommen, wenn nicht genügende Hilfe unverzüglich eintrifft. In der Stadt Buzuluk findet man jeden Morgen in den Strassen Leichen von Kindern, Frauen und Männer, die dort tagelang bleiben, weil keine Transportmittel vorhanden sind. Ich habe auf der Strasse einen Leichnam gesehen, der von den verhungernden Hunden zerrissen war.

Auf dem Friedhof lagen etwa achzig Tote, hauptsächlich Kinder, aufeinander geschichtet, alle ihrer Kleider beraubt, weil die Lebenden ihrer bedurften: es war die Ernte der Leichenwagen während weniger Tage! Als man den Totengräber fragte, wie viele Leichen jeden Tag auf dem Friedhof ankämen, antwortete er, dass er das nicht sagen könne, weil man sie wagenweise bringe. Nicht beschreiben kann man die Hunderte von Kindern, die nur noch die Haut an den Knochen haben und sich kaum mehr aufrecht halten können, die hagern Mütter, die ihre sterbenden Kinder bringen und flehen, dass man ihnen Nahrung gebe, das Leben ihrer Lieben zu retten, aber auch die Männer, die schweigend und verzweifelt das unerbittliche Schicksal nahen sehen.

Das alles ist nur e i n Beispiel, einem Distrikt entnommen, wo die Verhältnisse noch besser sind, als in andern Teilen des Gouvernements von Samara; aber die Lage ist in weiten Gegenden des östlichen Russland ebenso schlimm oder noch schlimmer.

Das amerikanische Hilfswerk und die Quäker leisten eine ausgezeichnete Arbeit. Die Schweden sind soeben angekommen und beginnen ihr Werk. Aber diese ganze Hilfsaktion vermag bloss den Saum des Elendes zu erreichen. Die Bevölkerung leidet und stirbt resigniert in der Erwartung der Hilfe, da sie nicht glauben kann, dass die Brudervölker Europas sie im Stiche lassen werden. Es muss Getreide für die Ernährung ganzer Distrikte kommen. Jede versäumte Minute ist kostbar und bedeutet den Verlust von Hunderten von Leben...

Die Völker und Regierungen Europas müssen endlich erwachen und des Furchtbaren bewusst werden, was hier vorgeht. Es darf im Namen der Menschlichkeit nicht geschehen, dass ein solcher Zustand weiter dauere. Es ist spät, aber noch kann geholfen werden.»

## Die Bewährung des Gildensozialismus

Ein unbefangener Sozialpolitiker namens S a l l e y hat die Tätigkeit der englischen B a u g i l d e n unter Teilnahme von vielen Sachverständigen einer sehr eingehenden Untersuchung unterzogen. Sein Bericht ist eine glänzende Anerkennung des Erfolges dieser Unternehmungen der englischen Bauarbeiter. Besonders sei folgende Feststellung hervorgehoben: «Die Arbeiter haben die Auswahl ihrer Vertreter in den Vorstand sehr vernünftig vorgenommen und die Erfahrung von zehn Monaten zeigt, dass sie v o l l k o m m e n f ä h i g s i n d, d i e g e e i g n e t s t e n P e r s o n e n z u r L e i t u n g h e r a n z u z i e h e n.» In dieser konkreten Feststellung sollte also die gerne gebrauchte Einwendung gegen die Fähigkeit der Arbeiter, entsprechende Vorgesetzte — Werkmeister usw. — vermittelst Wahl zu bestellen, ihre Widerlegung finden.

Die Leistungen der Arbeiter sind nach den einmütigen Feststellungen sehr gut, nach mancher Schätzung 25 Prozent höher als in der Privatindustrie; die ausgeführten Arbeiten sind vorzüglich; die Qualität der Leistung hat keine Herabminderung erfahren. Ein Mitglied des Wohlfahrtsministeriums erklärte, die Arbeiten der Baugilde seien die besten in ganz England. Die Kosten sind bei den bisher ausgeführten Bauten viel geringer als in der Privatindustrie; vertragsgemäss bauen sie ein Haus um 36—200 Pfund (900—5900 Fr.) billiger als die letztere. Nach der Meinung des erwähnten Berichtes ist es sehr wahrscheinlich, dass nach Beendigung der Bauten die die Gesamtkosten bedeutend geringer sein werden, als die im Vertrag festgesetzten. «Volksrecht».

## Versammlungen und Kurse

### Kurse der Zürcher Arbeitsgemeinschaft zur Neuorientierung des sozialen und geistigen Lebens

Zu den im Dezemberheft angezeigten Kursen gesellt sich noch einer, dessen Beginn später angesetzt werden musste:

Der genossenschaftliche Sozialismus und seine neuen Aufgaben. Leiterin: Frau Prof. Dora Staudinger. Der Kurs findet am Mittwoch Abend, von 8 bis 10 Uhr, im alkoholfreien Restaurant an der Josephstrasse statt und beginnt am 25. Januar. Ob er allwöchentlich oder nur alle vierzehn Tage stattfindet, soll von den Teilnehmern ausgemacht werden.

Wir möchten auf diesen Kurs unter Hinweis auf den Artikel von Frau Staudinger in diesem Hefte und die Anmerkung der Redaktion ganz besonders aufmerksam machen. Namentlich sollten weibliche Genossenschafter ihn nicht versäumen. Anmeldungen sind zu richten an Frau Prof. Dora Staudinger, Hadlaubstrasse 81, Zürich 6.

### Leser und Freunde der „Neuen Wege“ in Bern

Zusammenkunft im Volkshaus, Zimmer Nr. 9, 5. Februar, nachmittags 2 Uhr.

### Aarau

Die in Nummer 52 des «Aufbau» angekündete Zusammenkunft der Freunde des «Aufbau» und der «Neuen Wege» vereinigte am 6. Januar 16 Personen aller Stände und Berufe zu einer gemeinsamen Aussprache.

Es zeigte sich deutlich ein lebhaftes Bedürfnis, nach engerem Zusammenschluss der im Sinne eines praktischen Sozialismus Denkenden. Einstimmig wurde beschlossen, als zwanglose Vereinigung sich vorläufig alle zwei Wochen am Mittwoch abend zusammenzufinden. Die Vereinigung setzt sich zum Ziele, durch persönliche Aussprache, Referate und Lektüre ihren Mitgliedern eine klare Stellungnahme zu ermöglichen, zu der es alle drängt, die sich prinzipiell zum Sozialismus als einer ethischen Forderung bekennen.

Den theoretischen Erörterungen, die an unsern Zusammenkünften gepflogen werden, wird, wenigstens vorläufig, das «Sozialistische Programm» von Ragaz und Mitarbeitern zu grunde gelegt. Daneben sollen aber auch die wichtigen Tagesfragen, welche in einer nähern Beziehung zum Thema «Sozialismus» stehen, besprochen werden.

Für die Leitung der Vereinigung stellte sich eine vorzügliche Kraft zur Verfügung, nachdem sich zur Mitarbeit eine schöne Zahl der Anwesenden bereit erklärten. Damit besteht eine sichere Gewähr für produktive und anregende Arbeit in unserm Kreise.

Gesinnungsfreunde, die mit uns arbeiten wollen, sind zu unsern Zusammenkünften freundlich eingeladen. C. L.

### Verdankung

Für Russland sind bei uns eingegangen: durch Pfr. H. in S. 45.—; R. R. in J. 10.—; Arbeiterfrauen 5.—; Ch. N. 10.—; Fr. Pfr. B., Kinder und Magd 55.—; Fr. K. 40.—; D. St. 20.—; M. 5.—; durch Pfr. Rooschüz, Spiez 215.—; durch A. P. in Sch. 100.—; total 505.—. Wir danken allen Gebern aufs herzlichste!

# Bücher

## Jakob Bossharts soziales Werk.[1])

Einen «Rufer in der Wüste», nennt er seinen Roman und gibt die Auseinandersetzung unserer heutigen Jugend mit der Weltwirklichkeit, gemessen am Gefühl der Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Das ist das Problem, welches Bosshart aufrollt und in grossen Bildern und Strichen zu einem Gemälde der Gegenwart zusammenträgt. Wer nach Jahren erfahren will, was und wie es gewesen ist, der wird an diesem Werk nicht vorbeigehen dürfen. Schicksalswege und Sehnsucht der Jugend wird er finden, die in der Welt für die Welt leben, die Gutes wollen und durch lebenslängliches Leiden erkaufen müssen, auch wenn sie daran zugrunde gehen. — Das Bild ist so gross und mannigfaltig, wie das Leben selbst, so dass das Grundproblem fast darin untergeht und von andern Fragen überwuchert zu werden droht.

Trotzdem bleibt ein Problem stets im Mittelpunkt: die Umgestaltung der Gesinnung und die damit verbundene unermüdliche Arbeit an sich selbst; die Abwendung von der Materialisierung des Lebens und die stets neu zu schaffenden Widerstände, sich von der Materialisierung nicht einfangen zu lassen. Diese dogmatischen Sätze klingen wie etwas Fertiges, wie jede Sollforderung an den Menschen, aber hinter ihnen steht der schwere Zwiespalt menschlichen Denkens und Fühlens, das Anpassungsformen an die Weltwirklichkeit sucht und da es keine findet, einsam den eigenen Weg gehen muss. Und diesen Weg kann der Mensch nur ertragen, wenn er sich täglich unter sein eigenes Gesicht, unter seinen Glauben an die absolute Wahrheit stellt. Jede Abweichung von ihr, die er sich zur Richterin gesetzt, zwingt den Willen zur Überwindung. So wird Abwendung von der Materialisierung des Lebens, die unermüdliche Arbeit an sich zur steten Willensarbeit, zum steten Wollen, den eigenen Weg zu gehen.

Zwei Typen hat Bosshart aus diesem Problem gestaltet: den jungen Reinhart Stapfer, den Sohn des Grossindustriellen und Politikers, der in die grossen Zusammenhänge von Wirtschafts- und Staatspolitik eingefangen ist und alle negativen Merkmale dieser Verhältnisse aufweist: Erwerbs-

[1]) Wir bringen vorläufig diese Besprechung des ausgezeichneten Romanes, hoffen aber darauf noch von andern Gesichtspunkten aus zurückkommen zu können.
Die Red.

und Gewinnsucht, Ehrgeiz, Macht- und Herrschgier, der alles erreicht und dabei den Menschen in sich und in andern verloren hat. Aus der gefühlsgemässen Erkenntnis, dass der lebendige Mensch bei dieser Einstellung zugrunde gehen muss, wendet sich der Sohn gegen den Vater und je mehr er sich in die Probleme hineinfühlt, je mehr er Elend und Missgeschick erfährt und erlebt, um so strenger wendet er sich ab. Der zweite Typus ist Enzio Kraus; auch ihn hat Erfahrung und Erlebnis der Welt abwendig gemacht, aber er hat sich nur zurückgezogen von ihr und empfindet jede Berührung mit ihr als Samsara, d. h. Irrweg. Er glaubt sich zu retten, indem er flieht, er lebt im luftlosen Raume, versunken in Beschaulichkeit und Nachdenken. Alles Handeln wird für ihn Quelle der Verwirrung und Schuld. So wird er ein Opfer falsch aufgefasster und falsch gedeuteter indischer Lebensphilosophie.

Für Reinhart Stapfer wird die Erkenntnis der Zustände in der Welt zu einem Schuldgefühl, besser Mitverantwortungsgefühl. Schuld nicht in dem Sinne, dass er für die Verhältnisse verantwortlich gemacht werden kann, in die er hineingeboren, sondern Schuld in dem Sinne, dass er in seinem Streben, den Zusammenhang der Menschen und der Zustände zu erkennen, nicht von den Menschen ausgeht, die leiden, weil sie zu schwach sind, dass er nicht mitleidet und mitträgt, nachdem er die Ursachen menschlicher Schwächen ergründet und erkannt — es ist die Schuld gegenüber der tieferen Erkenntnis und das daraus folgende Verantwortlichkeitsgefühl, sich zu dieser Erkenntnis durchringen zu wollen und zu müssen. Dieses Wollen ist gleich Können.

So kommt der eine Typus vom Wollen zum Quietismus, zur Selbstbeschaulichkeit, der andere vom Wollen zu den Menschen, zur Erkenntnis der Menschen und zum Mitgefühl für sie. Aus diesem Mitgefühl erwächst für ihn das Streben, sie zu erlösen und zu erretten von der sie unterjochenden Materialisierung zur Befreiung ihres geistigen Daseins. Jenes Nietzschewort: nicht nur frei sein wovon, sondern auch wozu — findet hier seine Bestätigung. Das ist die Triebfeder für die Arbeit, die Grundlage für das Dasein von R. Stapfer und auch der Weg, der ihn über sein Gethsemane nach Golgatha führt.

Die Befreiung von dem Elend und den drückenden Verhältnissen ist die Sehnsucht in der Seele der Masse; der Weg zur Freiheit aber ist der Weg innerer Arbeit, seelischer Überwindung; es reicht nicht aus, sich abzuwenden, man muss sich herausheben, mit seinem geistigen Sein herauswachsen aus der Masse. Frei werden kann nur der Einzelne, erlöst zu werden im geistigen Sinne ist ein seelischer Prozess individueller Natur. Zu diesem Missverhältnis zwischen der Sehnsucht nach dem Ziel und dem steinichten dornenvollen Wege unermüdlicher Arbeit und Überwindung, der zum Ziele führt, liegt die Tragik des guten Willens, der auch der junge Stapfer, wie so oft die Jugend, zum Opfer fällt.

Dass er vom Menschen, vom Werte des Lebens ausgeht, ist seine sittliche Grösse; er erlebt das Missverhältnis zwischen Ideal und Wirklichkeit

an sich selbst und an seiner Umgebung und glaubt das Ideal freizulegen, wenn er die Sehnucht nach ihm stark macht in der Masse: «Nicht Klassenkampf, sondern Menschengemeinschaft! Nicht mithassen, sondern mitttragen! Nicht Parteiparole, sondern Menschengewissen! Nicht Gegenwart, sondern Zukunft!» Er hatte sich die Seele befreit mit diesen Worten, wie er sagte. Es ist aber zu wenig, dem Menschen nur die eigene Seele frei zu machen, ohne dass sie selbst als Masse frei zu werden imstande sind. Tolstoi hatte bei Gelegenheit der Volkszählung in Moskau sich an dieses Problem gewagt, indem er die Menschen zum Bewusstsein ihres Elends bringen wollte. Das Bewusstsein allein des Elends aber, gemessen am Ideal der Freiheit und an der Sehnsucht nach ihr, erzeugt das Bewusstsein der Schwäche, der Unzulänglichkeit, des Allzumenschlichen, und Liebe wird Hass gegen das Unzulängliche, richtet sich aber gegen den, der dieses Gefühl erzeugte. Die Erfahrungen, die Tolstoi machte, sind denen ähnlich, die Bosshart in diesem Kapitel anführt, und es sind Worte tiefster Weisheit, die Bosshart nach dem Vortrage tröstend sagen lässt: «Schau, sie geben dir in einem Brustwinkel alle recht, aber sie können dir nicht nachfliegen, darum werden sie so toll.» Vielleicht hätte Bosshart sagen können: Sie müssen zu schwer ringen, um fliegen zu lernen, und deshalb verzichten sie auf etwas, das sie als Masse nicht können.

In diesen Worten liegt das eigentliche Problem, aus dem die Tragik des guten Willens im einzelnen und der Widerstand und Hass der Masse herauswächst. Wohl sagt Tolstoi, «es brauchen nur alle zu wollen» und die Mutter Stapfer meint: «wenn jeder sich selbst rettet, so sind sie alle gerettet», aber die Grenze menschlichen Wollens und Könnens ist nicht berücksichtigt. An den Grenzen aber liegt wie immer das Tragische, dort wo begrenzte Kraft über sich hinaus will, wo die Aufgaben so gross werden, dass menschliche Möglichkeiten zu zerbrechen drohen.

Man muss sich diesen Weg vom unbegrenzten Wollen zum Erkennen der Grenzen einmal vorstellen, um zu begreifen, wie schwer es vor allem der mit viel Kenntnissen, aber wenig Erkenntnissen ausgerüsteten Jugend fällt, diesen Weg inneren Erlebens zu gehen und bei jedem Schritt im Leben den Abstand zwischen Ideal und Wirklichkeit sich vergrössern zu sehen. Und wie viele haben einen so tief gewurzelten Glauben, der selbst die Täuschungen der Erkenntnis zu überwinden vermag? Wenn der Glaube an die Richtigkeit gewonnener Erkenntnisse wankt, so sind nur die Wege zum Fanatiker und Resignierten offen. Das sind die notwendigen Konsequenzen.

Bosshart vermag seinen R. Stapfer hart an den Grenzen wankender Glaubensstärke vorüberzuleiten. Weder persönliche Schicksalsschläge noch trübe Erfahrungen in der Umwelt vermögen seinen Glauben zu untergraben, aber als die Zuversicht in das Streben der Masse nach besserem Dasein wankend wird, da gilt es die letzte Probe. Nur eines rettet ihn: dass er sein Ideal von Liebe und Gerechtigkeit so tief erlebte, dass es ihm erhalten

bleibt, auch gegen den Ausdruck der Masse. Seine sittliche Weltanschauung ist so aus den sozialen Verhältnissen organisch herausgewachsen, dass sie richtig bleiben muss, selbst wenn die Zeit und die Menschen, für die sie gedacht, dagegen zeugen.

Man muss sich fragen, wo Bosshart die Quelle findet, aus der diese Kräfte stets erneut fliessen. Es wäre ja ein Leichtes gewesen, sie im religiösen Empfinden zu suchen, von dem aus der Weg zum Menschen, die Orientierung am Menschen gegeben wäre. Bosshart hat diesen Weg nicht eingeschlagen, eher den umgekehrten, von der Erkenntnis des Sozialen zum Religiösen. Die Quellen, aus denen ihm die Triebkräfte zufliessen, sind für ihn tiefer verborgen. Wer das Kapitel liest: «Auf einem Grabe wächst Unkraut», die Abschiedsszene des sterbenden Grossvaters auf dem Golsterhofe, oder die Irrwege Mauderlis verfolgt, der «Ihn» auf allen Irrwegen sucht und nicht finden kann, weil die Welt ihm immer wieder über den Hals kommt, und wer zuletzt Melchiors, des Golsterhofes verlorenen Sohnes, ewig besänftigendes Flötenspiel zu verstehen vermag, der findet die Quellen. Sie liegen in der Verbindung des Menschen mit der Natur, in dem beseligenden Gefühl, nicht richten oder hassen, sondern lieben zu müssen. Wem die Natur heilig wird, der rettet seine Seele, denn auch diese gehört in den grossen Umkreis mit hinein, den die Natur zieht. Und R. Stapfer ist der Enkel des Golsterhofes, der Enkel der Menschen, die der Natur nahe stehen und ablehnen, was ihr zuwider ist. Hier liegen nicht die Wurzeln der sittlichen Anschauung, aber die der Kräfte zur Sittlichkeit.

Es ist sehr bezeichnet, dass Bosshart seinen Prototyp der ernsten Jugend weder an der Masse noch am Fanatismus zugrunde gehen lässt, obgleich diese Lösung naheläge. Noch bevor er durch die Böswilligkeit einiger weniger mit dem Leben abschliessen muss, findet er Freunde, die zur Natur zurückkehren. Der kleine Kreis wird Keimzelle späterer Entwicklung, als solche ist er gedacht. Darin liegt die Regenerationsmöglichkeit. Der Zusammenhang mit der Natur ist notwendige Voraussetzung zur sittlichen Entwicklung des Verstandes und Gefühlslebens und ebenso zur Entwicklung sittlicher Anschauungen. Damit ist das Problem scheinbar gelöst.

Es ist noch ein zweites angedeutet, aber es ist zurückgestellt: das Geheimnis der Natur, das den einen Menschen zur blühenden Blume, den andern zum schmucklosen Gewächs bestimmt. Dieses Problem geht über ethische Ideen weit hinaus. In diesem Wesen aber «bringen die besten Erzeugnisse der Natur sich selbst zum Opfer dar und das Herrlichste ist, dass sie selbst kaum darum wissen», wie Bosshart einmal an anderer Stelle sagt.

C. B.

## Zum neuen Jahrgang

bitten wir unsere bisherigen Leser und Freunde noch einmal um ihre kräftige Hilfe. Wir wollen unser Werk mit neuer Anspannung der Kräfte fortsetzen, und dürfen wohl sagen, dass es uns an wertvollem Stoff hiezu

nicht fehlt. Neuland tut sich auf. Die Sache, für die wir in so viel Kampf und Mühsal gestanden, tritt in ein neues Stadium: auf der einen Seite enthüllt sie immer mehr ihren letzten Sinn, gewinnt neue Höhen und Tiefen, auf der andern wird sie immer mehr konkrete Arbeit. Jetzt gilt es, durch eine letzte Anstrengung in dies neue Werden und Schaffen hineinzukommen und solche, die dafür in Betracht kommen, mit hineinzuziehen. Noch einmal bitten wir die Freunde um eine eifrige Werbearbeit. Wir legen eine Liste bei, die wir mit Namen von solchen auszufüllen bitten, denen ein Probeheft mit einiger Aussicht auf Erfolg zugestellt werden könnte. Da die Nummer in grösserer Auflage gedruckt wird, so stellt der Verlag auch gern Hefte zu direkter Werbearbeit zur Verfügung. Zum voraus danken wir allen aufs herzlichste die sich an dieser Arbeit beteiligen. Sie bedeutet ja nicht bloss Propaganda einer Zeitschrift, sondern Ausbreitung einer Sache.

Wir bitten aber auch um geistige Hilfe das ganze Jahr hindurch, um Rat, Mahnung, Mitarbeit am Inhalt der «Neuen Wege», sei es durch kleine, sei es durch grössere Beiträge. Wir wiederholen: es soll ein gemeinsames Werk sein, ein Werk des brüderlichen Zusammenarbeitens in grösster Geistesfreiheit, ein Stück Sozialismus und Kommunismus geistiger Arbeit. Wir hoffen damit immer mehr in eine Gemeinschaft des frohen Schaffens hinein zu kommen, die für alle irgendwie — und seis auch nur durch inneres Mitmachen — daran Beteiligten eine Bereicherung des Lebens sein könne. Nicht umsonst nimmt in diesem ersten Heft das Gemeinschaftsthema einen so grossen Raum ein und wird das auch in den folgenden der Fall sein. Möge das zum guten Zeichen werden!

Die Überlast, die diese Jahre auf uns allen ruhte, der schwere Kampf mit dem Raum, Veränderungen der Organisation haben mancherlei mit sich gebracht, was wohl da und dort einige Verstimmung erzeugt haben mag. Wir bitten um Verzeihung und Nachsicht. Unser Kampf war und ist schwer. Übler Wille darf nicht angenommen werden, sondern bloss Mangel an Kräften und Mitteln. Zu der neuen Welt, der wir zustreben, gehören vor allem Vertrauen, Grossherzigkeit, Wille zur Gemeinschaft, selbstlose Sachlichkeit. Darum bitten wir aufs neue.

Mit Gott vorwärts! Vieles ist gearbeitet und gekämpft, vieles erreicht, vieles verfehlt, auch vieles gefehlt worden — aber erst recht vorwärts! Neue Verheissung steigt allenthalben vor uns auf. Lasst uns allerlei alten Zwist und alte Rechthaberei vergessen und teilnehmen an der grossen Versöhnung in der Liebe und Freiheit, die jetzt das Programm der Welt sein muss. «Pflüget ein Neues und säet nicht unter die Dornen.»

## Druckfehler-Berichtigung

In der Adventsbetrachtung von R. Lejeune im letzten Hefte ist auf Seite 455 (Mitte) durch Ausfall einer Zeile der Zusammenhang gestört worden. Es sollte heissen: «Jenes bekannte Wort Goethes an Eckermann, dass alle diejenigen auch für dieses Leben tot sind, die auf kein anderes hoffen, könnte man auch dahin variieren, dass alle diejenigen auch in ihrer Gegenwart nichts ausrichten können, die nicht auf ihren Herrn warten und nicht nach seinem Kommen ausschauen.»

# Der gegenwärtige Mensch

Gegenwärtig sein, ist alles. Was für Anlagen und Talente ein Mensch auch besitze, sie sind unfruchtbar und eitel, sie machen aus ihm keinen ganzen Menschen, wenn er sie nicht der Gegenwart zur Verfügung stellt. Und wenn sein Verstand auch durch die verborgensten Dunkelheiten der Probleme dränge, und wenn sein Gefühl unergründliche Tiefen hätte, und wenn Willenskräfte in ihm lägen, um Berge von der Stelle zu rücken: ist er kein gegenwärtiger Mensch, so sind ihm Verstand, Gefühl, Wille, sind ihm alle Tugenden zu nichts nutze; es sind überhaupt keine Tugenden, sondern unausgewertete Möglichkeiten, totem Kapital oder brachliegendem Ackerland vergleichbar.

Was für den einzelnen Menschen gilt, das gilt für ein ganzes Geschlecht. Und was für das Verhältnis zu andern Menschen gilt, das gilt für das Verhältnis zur Wirklichkeit überhaupt. Es kann uns jemand sehr wehe tun, an den Rand der Verzweiflung bringen; solange wir spüren, dass er uns wichtig nimmt, dass wir ihm etwas bedeuten, dass er für uns, wir für ihn da sind, werden wir es ertragen. Und umgekehrt: es kann uns jemand mit Wohltaten überschütten, wenn wir fühlen, dass er dabei nicht zuinnerst beteiligt, dass er nicht unserem Innersten zugewendet ist, lässt es uns kalt und leer und bürdet uns bloss eine lästige Verpflichtung auf. Das ist auch durchaus begreiflich. Denn wir wollen im andern Menschen wie in den Dingen vor allem eine Steigerung unseres *Seins* erleben; das Schlimmste, das wir jemand antun können, ist nicht, ihn zu beschimpfen oder zu misshandeln, sondern ihm gegenüber so vorzugehen, als existierte er nicht für uns. Und ebenso: wer uns abwesend ist, für den existieren *wir* nicht. Ist aber die Liebe das Höchste, das wir geben und empfangen können, nun, so versteht es sich, warum nichts uns so tief betrübt wie ein solches Verhalten: eher nämlich lässt sich noch Hass in Liebe verwandeln als Gleichgültigkeit und Abwesenheit.

Gegenwärtig sein, heisst also, sich darbieten, Hingabe und Liebe üben. Wenn wir der Mitwelt, der Wirklichkeit, unsrer Zeit nicht gegenwärtig sind, so heisst dies, dass wir ihnen unsere Liebe versagen, also auch keine Schöpferkräfte in sie einströmen lassen. Und

dann wird nichts Grosses weder aus der Zeit noch aus uns. Wir greifen ja nicht in den Weltprozess ein und so nehmen die Dinge ihren Verlauf und üben Gewalt an uns, anstatt dass wir in sie eingreifen.

Gegenwärtig sein heisst demnach weiter: in jedem Augenblicke wissen, worauf es ankommt. Das geschieht nicht mit dem Verstande; denn der Verstand vergleicht, abstrahiert und verallgemeinert; kein Augenblick gleicht aber dem andren, ein jeder ist neu und erstmalig; und es handelt sich für den gegenwärtigen Menschen gerade darum, jeden Augenblick in seiner einzigartigen, unvergleichbaren, noch nicht dagewesenen und niemals wiederkehrenden Individualität zu erfassen. Bloss aus dem Zentrum der Seele, dem innersten, unteilbaren Ich, ist dies möglich. Wenn wir es aber verwirklichen, dann und allein dann führen wir ein richtiges Leben. Denn wenn wir in jedem Augenblicke das Richtige tun, so tun wir es auch in der Summe aller Augenblicke, aus denen sich unser Dasein zusammensetzt.

Aber, wendet man hier ein, ist es nicht gerade die Art flacher und unbedeutender Menschen, so ganz dem Augenblicke, dem jeweiligen Zeitpunkte zugekehrt zu sein? Ist nicht der Mensch umso zeitloser, je tiefer und innerlicher er ist? Seht euch doch die Alltagsnaturen an, wie sie ganz auf der Oberfläche der Ereignisse schwimmen, ganz auf der Oberfläche der Ereignisse getragen werden! Und ihnen sollen wir es gleichtun! Nein, im Gegenteile. Denn wir sollen den Augenblick meistern und beherrschen, während sie sich ihm einfach anpassen. Wir sollen uns über ihn erheben, während sie unter ihm stehn. Menschen, die ganz durch den Augenblick bestimmbar sind oder die einen verblüffenden Spürsinn für dasjenige bekunden, was er ihnen bieten kann, für die Ausnützbarkeit der Situation, die Chance, die Gelegenheit; die Apparaten gleichen, welche auf die leiseste Erschütterung der Zeit reagieren und an denen man daher stets den Stand und die Schwankungen der öffentlichen Meinung ablesen kann: Menschen solcher Art sind nicht im wahren Sinne gegenwärtig, eben weil sie nicht aktiv und schöpferisch sind, so anschmiegsam und betriebsam sie auch sein mögen. Schliesslich müssen wir nämlich zwischen Augenblick und Gegenwart unterscheiden; bloss der Augenblick, den wir ergreifen und formen, wird zur Gegenwart und damit zur Wirklichkeit.

Aber, sagt man uns weiter, wir streben doch aus der Zeit in die Zeitlosigkeit und nicht umgekehrt! Wir wollen doch, wenn wir wirklich etwas Rechtes wollen, nicht vergängliche, sondern ewige Werte! Ist das nicht vor allem Sinn und Ziel der Religion, aber auch jeder grossen Weltanschauung, jedes echten Kunstwerkes, all dessen, was Kultur, Geist, Genialität genannt wird? Umschreibt es nicht geradezu den Begriff des Genies? Das letztere ist ja, wie wir längst begriffen haben, nicht bloss eine Gradsteigerung des Talentes, sondern eine eigene Seinsform. Genie ist, wer sich in seinen Leistungen der zeitlichen Bedingtheit entrafft, wer Endgiltiges, Absolutes und Ewiges ans Licht fördert. Dem allein und sonst keinem gebührt dieser Titel; denn es offenbart sich in ihm dann wirklich eine geheimnisvolle, göttliche Macht und Wesenheit, ein Genius, der nicht die Spuren der Vergänglichkeit an sich trägt.

Ich denke nicht daran, dies zu leugnen, denn auch ich bin davon überzeugt, dass es ewige Werte gibt und dass wir aus ihnen den tiefsten Gehalt unseres Daseins schöpfen. Wenn wir religiös gerichtet sind und das heisst, wenn wir das Leben auf einen festen, dauerbaren Grund stellen wollen, so wollen wir gleichsam das Zeitliche im Zeitlosen, im Ewigen verankern. Je vergänglicher etwas ist, umso wertloser, wesenloser erscheint es uns; ja, das Kennzeichen des Wichtigen, Eitlen ist es gerade, dass es so rasch vergeht und keine Spuren hinterlässt, sich also in nichts niederschlägt und bewahrt. Indem wir in den logischen, mathematischen, mechanischen Grundsätzen etwas Überzeitliches berühren, glauben wir schon nicht mit Unrecht, in eine höhere Sphäre einzudringen, obgleich wir aus diesen Erkenntnissen doch nicht unmittelbar den Stoff unsres Daseins formen können. Religion aber, die in einer für uns unfassbaren Weise sicherlich auch dem Gebiete theoretischer Wahrheiten zugrunde liegt, hat es lediglich mit der Überwindung der Zeit durch die Ewigkeit zu tun.

Soweit geben wir also unsern Widersachern Recht. Allein damit ziehen wir nichts von unsrer ersten Behauptung zurück, räumen wir ihnen noch immer kein Recht gegen uns ein. Denn wie vollzieht sich die Überwindung der Zeit durch die Ewigkeit? Jedenfalls nicht so, wie jene es sich vorstellen: nämlich durch *Flucht* aus der Zeit, sondern durch *Gestaltung* derselben aus ewigen Ideen. Es kommt

hier wiederum darauf an, einzusehen, dass die Ewigkeit, ob sie auch nicht dem zeitlichen Wandel untersteht, doch nichts Einförmiges und Starres ist, vielmehr dass sie *lebt*. Sie ist sogar das lebendigste Leben, denn sie verkörpert sich unablässig aufs neue. Der Körper, den sie anzieht, heisst aber: die *Gegenwart*. Erst wenn man dies erkannt hat, wenn man den tiefen Zusammenhang begreift, in dem Ewigkeit und Gegenwart trotz ihres scheinbar unpersönlichen Widerstreites stehn, gewinnt man das richtige Verhältnis zu beiden. Man sucht dann die Ewigkeit nicht mehr in einer jenseitigen Sphäre, ausserhalb der Zeit, ausserhalb der Gegenwart, sondern in ihr selber. Und umgekehrt erscheint einem die Gegenwart nicht mehr als ein flüchtiger Augenblick — aus dem Nichts emportauchend, ins Nichts zurücksinkend —, sondern als etwas, das Dauer und Bestand hat.

Es ist notwendig, beides zu vereinigen, um ein wirklich geistiger, wesentlicher Mensch zu sein. Einige Beispiele mögen dies erhärten. Wer nichts von Ewigkeit weiss oder sie verleugnet, ist kein solcher. Denn Geist und Ewigkeit sind, wie ich schon sagte, unzertrennlich verbunden. Man kann dies beim einzelnen Menschen wie bei einem ganzen Geschlechte wahrnehmen. Je mehr der Relativismus um sich greift, der bloss ein *bedingtermassen* Gutes, Schönes, Wahres anerkennt, umso mehr sinkt das innere Niveau einer Kultur. Vor einigen Generationen gab es nicht Wenige, die glaubten, durch *Darwin* sei alles widerlegt, was vor ihm gedacht und geschrieben hatte, Kant und Platon, Moses und Christus — sei Gott selbst enttront worden. Alles sei Entwicklung; das jeweilig Geltende werde durch den nächsten Moment aufgehoben. Man war höchstens so inkonsequent, den Darwinismus selber für eine endgiltige Wahrheit anzusehen. Kaum eine Generation war vergangen und gerade ihm hat sich das Schicksal der Relativität wenigstens zum Teile erfüllt, während die ewigen Werte der grossen Religionen, Weltanschauungen und Kunstwerke das Dunkel der heutigen Zeit umso reiner durchleuchten.

Aber es ist auch der kein geistiger Mensch, der der Ewigkeit die Gegenwart preisgibt, der also dasjenige verkennt, was wir das Leben der ersteren genannt haben. Wenn wir vom ewigen Leben sprechen, so meinen wir im letzten Grunde gar nichts anderes als dieses Leben der Ewigkeit. Sicherlich ist das Wesentliche, also das Ewige der

Platonischen Ideenlehre heute — trotz Aufklärung und Evolutionismus — ebenso giltig und endgiltig wie vor zweitausend Jahren. Aber es wäre doch verfehlt, heute in ganz derselben Weise Platoniker sein zu wollen wie damals; nicht bloss dass man damit die Gegenwart preisgäbe, man würde eben dem Tiefsten und Besten des Platonismus nicht gerecht. Denn dies ist ja das Grosse, das Unendliche dieser Gedanken, das, was die Fesseln zeitlicher Bedingtheit erst sprengen lässt: dass sie niemals ganz ausgeschöpft werden, ja gar nicht ausgeschöpft werden können, weil ihre Quellen unversiegbar strömen; dass man sie nicht abernten und ein für alle Male unter Dach bringen kann, weil sie aus unterirdischen Kräften weiter wachsen und immerdar neue Blüten treiben. Über Platon hinaus geht seine Schöpfung, der Platonismus; über Kant der Kantianismus; ja, wir können, wir müssen sagen: über Christus das Christentum. Das ist keine Gottlosigkeit, sondern erst der rechte Weg zu Gott, den freilich der Kirchenglaube, der Konfessionalismus nicht betreten hat. Aber durch Jesus selber sind wir in ihm unterwiesen. Wie lesen wir im Johannesevangelium? «Ich bin der rechte Weinstock und mein Vater der Weingärtner. Eine jegliche Rebe an mir, die nicht Frucht bringt, wird er wegnehmen; und eine jegliche, die da Frucht bringt, wird er reinigen, dass sie mehr Frucht bringe.»[1]) Es ist der ganze unversöhnliche Gegensatz zweier Welten, der hier aufgerissen wird. Das Dogma ist das Ende der Religion, weil es starr und tot ist, während wahre Religion Leben und Bewegung hat, Leben und Bewegung *ist*. Das Dogma, so können wir auch sagen, ist Flucht in die Ewigkeit und Flucht ist mit Glauben, ist mit dem Mut, in dem sich der rechte Glaube bezeugt, unvereinbar. Was ewig ist wie die Lehre Christi, das muss, eben weil es durch keine Zeit eingegrenzt ist, jeder Zeit in bestimmter, ihr allein eigentümlicher und notwendiger Weise dienen können. Wer wirklich Christ sein will, der wird — klinge es auch zunächst paradox — es nicht so sein dürfen, wie man es zur Zeit der Apostel und der ersten Gemeinde war. So erklärt sich die unauslöschbare Tatsache des Sektierertums, unauslöschbar, solange es einerseits Religion, andrerseits Konfessionen gibt. In solchen Sekten offenbart sich die lebendige Religiösität, die in unentrinnbaren Konflikt mit Dogma und Kirche gerät. Freilich ist es in der Regel das

[1]) Joh. 15, 5.

Schicksal der Sekten, sich selbst zu dogmatisieren und zu konfessionalisieren, wie es das Schicksal des Einzellebens ist, zu sterben; aber sie hören dann eben auf zu sein, was sie urprünglich waren und sein wollten, sie sind sich selbst untreu geworden. Und es kann uns nicht mehr Wunder nehmen, dass wir so viele Echt-Religiöse ausserhalb der Kirche finden und dass der Begriff der freien Religiösität gerade in unserer Zeit mehr und mehr und sehr verheissungsvoll die geistige Welt zu erfüllen beginnt. Denn es bedeutet das erstarkende Bewusstsein davon, dass die Ewigkeit nicht jenseits der Zeit, sondern in ihr sich erfüllt; dass sie immerwährende Gegenwart ist.

Wer sich ausserhalb der letzteren stellt, ist also ein ungeistiger Mensch, mag er auch noch so viel Material des Geistes aufgenommen haben. Ja, es kommt darauf an, dies völlig klar und bis ins Einzelne hinein zu erfassen. Ungemein Wichtiges folgt daraus; vor allem, dass sich nichts in der Welt wiederholt und dass darum auch nichts wiederholt werden darf. Freilich gibt es Vorbilder und es gibt sogar dasjenige, was man, mit Vorsicht und Einschränkung, Autoritäten nennen kann. Es gibt Lehrmeister unseres Geschlechtes und arg stünde es um dasselbe, wenn es die richtige Ehrfurcht vor ihnen verlernt hätte. Diese besteht aber nicht darin, auf den Knien liegend sie zu vergötzen, einen Kult des Genies zu treiben, wie es der letzten Generation zur Gewohnheit geworden war. Sie besteht auch nicht in knechtischer Unterwerfung und Nachahmung. Wehe denen, welchen das Vorbild zu nichts Besserem dient, als ein dürftiges Nachbild desselben zu werden! Darum fort mit allem Epigonentum, das sich stets auf der absteigenden Linie des Lebens bewegt! Wir haben freilich nicht die Pflicht, Originale um jeden Preis zu sein und es ist verhängnisvoll, wenn wir es gewaltsam sein möchten; aber wir haben die Pflicht, keine Kopien zu sein. Was also sollen wir sein? Gibt es denn ein Drittes? Ja, es gibt ein Drittes oder, wie ich richtiger sagen will, Erstes, im strengen Wortsinn absolut Erstes: wir müssen ursprünglich sein. Und das heisst wiederum: wir müssen uns der Gegenwart zur Verfügung stellen, aus ihr heraus leben und wirken. Dann werden wir immer wir selber sein, auch wenn wir anderen täuschend gleichen sollten. Man kann seine Verehrung einem grossen Lehrmeister gegenüber gar nicht schlechter zum Ausdrucke bringen, als indem man ihn kopiert;

denn der wahre Lehrmeister will seine Schüler nicht abermals zu Schülern, sondern zu Lehrern erziehen; er will ihnen die *Meisterschaft* geben. Wohl spricht er zu ihnen: *Werdet wie ich!* Aber das «Wie» nicht im Sinne einer äusserlichen Vergleichung verstanden; sondern es heisst: werde wie ich, indem du wirst, was *du* bist! Werde du selber! Es ist ja auch einleuchtend, dass wer es ernst mit den Menschen meint, sie zu Menschen und nicht zu Affen, zu Freien und nicht zu Sklaven heranbilden will. Ihr habt einen freien und nicht einen knechtischen Sinn empfangen, sagt Paulus zu den Bekehrten, um sie zum richtigen Glauben zu führen.[1]) Autoritäten müssen uns wecken, nicht aber einschläfern; sie müssen uns befreien, nicht aber binden. Und das gilt auch im Höchsten und gerade in ihm. Ein Christ sein, heisst wörtlich, ein Christus sein.

Ich rede nicht durchaus von Extremen, obwohl auch an solchen — und eben in unsrer Zeit — kein Mangel ist; ich meine, an Menschen, die aus der Gegenwart in die Vergangenheit flüchten, an schlechthin *gewesenen* Menschen. Es sind manchmal wohlmeinende, gutgesinnte, feinfühlige Naturen; sie können ausgezeichnete Qualitäten haben; aber sie machen nicht den richtigen Gebrauch von ihnen, können sie nicht fruchtbar machen; denn sie stehen nicht auf der festen, dauernden, wohlgegründeten Erde, sie sind nicht gegenwärtig. Die klassische Verkörperung dieser Art ist der Don Quijote des Cervantes. Er ist kein Idealist, wie man ihn irrtümlich ausgelegt hat, nicht einmal ein Schwärmer, aber auch keine lächerliche Figur; er ist ein vergangener Mensch, ist *der* vergangene Mensch. Er versteht seine Zeit nicht und will sie nicht verstehen; so verdichtet sich ihm der Gehalt dieser Zeit zum Sancho Pansa, dem Inbegriff nüchternster Realistik, plumpster Alltäglichkeit, er selber aber ist dem Gelächter aller Welt preisgegeben. Etwas vom Don Quijote ist in jedem Phantasten, in jedem Romantiker, in jedem, der seiner Stunde nicht gewachsen ist. Sie ist in jedem, der heute die Welt durch Kunst oder durch Philosophie erlösen will. Denn er versteht die Not der Zeit nicht. Ich sage nicht, dass wir keine Kunst oder keine Philosophie haben sollen; ich will mich hier weder auf Rousseau noch auf Tolstoi berufen. Aber ich spreche von dem, was Kunst und Philosophie der *jetzigen* Menschheit bedeuten können, von ihrem

[1]) Röm. 8, 14 ff.

aktuellen Werte. Jeder Augenblick löst die Forderungen ein, die in ihm — gerade in ihm fällig geworden sind, und das sind heute weder ästhetische noch spekulative Forderungen. Ich erinnere mich noch des unheimlichen Eindruckes, den ich erhielt, als sich, vom Feld heimkehrend, wieder Theater, Gemäldeausstellungen, Diskussionssäle betrat. Wie seltsam! Als ob draussen wie drinnen nichts geschehen wäre; als ob nicht eine Welt in Trümmer gesunken wäre; als ob der Zeitprozess hier erstarrt wäre! Es mag manchen schmerzlich berühren, aber es ist so: Philosophie und Kunst, wie die meisten andren, abgeleiteten Kulturphänomene haben derzeit ihre unmittelbare Bedeutung eingebüsst, sie können der Not unseres Geschlechtes nicht abhelfen. Aber lässt sich denn geistige Kultur einem Rangierbahnhof oder gar einem Kurszettel vergleichen? In bestimmtem Sinne ja, wofern wir uns bloss der Vorurteile entäussern, die sich für uns mit diesen Begriffen zu verknüpfen pflegen und sie als das nehmen, was sie sind: Ausdrucksformen des lebendigen Verkehres, des Austausches von Gütern und Werten. Kunst und Philosophie stehen heute auf einem Nebengeleise der Kultur, vielleicht nicht dauernd — wer wollte überhaupt prophezeien? Offenbar sind sie nicht ohne eigenes Verschulden dahin geraten; diese Frage ist hier indessen gar nicht zu stellen; uns genügt die Tatsache und an der ist vorderhand umso weniger zu ändern, je mehr man es gewaltsam versucht. Die Weichensteller erkennen auch im Geistigen die Gefahr, wenn die strenge Verkehrsordnung nicht eingehalten wird. Im alten Athen suchten die Besten ihr Heil in endlosen Zergliederungen der Begriffe von Gut und Böse, Wahr und Falsch; die Dialektik erschien ihnen als Quelle der Erlösung. Im Zeitalter der Renaissance versetzte der Anblick eines Gnadenbildes das Volk in so helle Begeisterung, dass es dasselbe im Triumph durch die Gassen trug. Heute ist beides unmöglich; und das Bedauern hierüber ist übel angebracht, denn die blosse Vorstellung davon wirkt, auf unsere Zeit bezogen, wie eine Fratze. Jedes Geschlecht hat seine eigenen, unveräusserlichen und gegen die eines andern nicht austauschbaren Impulse. Shakespeares «Hamlet», Goethes «Faust» sind sicherlich unsterbliche Werke, und wer daran zweifelt, dass ihre Geltung von den Jahrhunderten unabhängig ist, missversteht sie und den Geistesprozess der Menschheit. Den-

noch konnten beide Werke, auch wenn wir ganz von der Person ihrer Schöpfer absehen, bloss zu der Zeit verfasst werden, in der sie wirklich entstanden sind. Ja, es mag paradox klingen und ich gebe ja auch zu, dass es eine Konstruktion ohne Realität ist, aber eine notwendige Konstruktion wie die imaginäre Grösse der Mathematik: würde «Hamlet» oder «Faust» heute verfasst, er würde nicht gelten, weder heute noch irgendwann. Aber sagt ihr, er *kann* ja heute nicht verfasst werden. Zugegeben. Doch warum? Weil er schon verfasst worden ist? Die Lösung wäre allzu wohlfeil. Nein. Weil er zwar *für* jede Zeit, aber *aus* einer bestimmten Zeit ist, und weil das Erstere durch das Letztere bedingt ist. Räumt ihr dies ein, dann seid ihr einer Meinung mit mir; ihr billigt mir zu, dass es eine *Ewigkeit* gibt, dass sie aber stets ihre Gegenwart hat, dass sie stets *Gegenwart* ist.

Ich will hier gleich bemerken, was ohnedies bereits angedeutet wurde: dass es wie zur Zukunft, so auch zur Vergangenheit keinen anderen Weg gibt als durch die Gegenwart. Das will sagen: wir müssen, gerade um das wirklich Positive der Vergangenheit festhalten, die Zukunft vorausnehmen zu können, uns der Gegenwart zur Verfügung stellen. Gegenwärtig sein, braucht ganz und gar nicht die Verbindung mit der Vergangenheit zu lösen, es heisst vielmehr, sie erst in der rechten Weise knüpfen; ebenso wie, wer Gott im richtigen Geiste sucht, das Beste dieser Welt nicht verlieren, sondern gewinnen muss. Es wird uns nach dem Ausspruche Jesu von selber zufallen, wenn wir der höchsten Gerechtigkeit zugewendet sind. Lasst uns also heute nicht ästhetisch noch spekulativ sein und wir werden mehr von Platon, von Kant, von Goethe haben als die Ästhetischen und Spekulativen; es wird uns zur rechten Stunde geschenkt. Und ebenso: hätte Don Quijote nicht vergangene Abenteuer gesucht, hätte er seine edelsten Kräfte dem Jetzt geschenkt, er wäre keineswegs dazu verurteilt worden, ein Sancho Pansa zu werden, in der grauen Nüchternheit des Alltags unterzusinken, sondern er hätte erst die wirklichen Abenteuer erlebt, die nicht wiederholt werden können, die einzigartig und unerschöpflich sind wie der Augenblick selber, der sie gebiert.

Ich möchte den Menschen einem Kletterer vergleichen und die Ewigkeit dem Seile, an dem er hängt. Ohne das Seil würde er kei-

nen festen Stand gewinnen; er wäre in Gefahr, auszurutschen und in den Abgrund hinabzustürzen. Das Seil gibt ihm einen Halt; aber es soll ihm keinen Halt zum Stehen geben, sondern zum Klettern. Es genügt ja keineswegs, dass er nicht abstürze; er muss sich bewegen, er muss von der Stelle kommen. So ist der Mensch, der aus der Ewigkeit in die Gegenwart wirkt: er hat das Gleichgewicht der Bewegung und nicht des Stillstandes. Die Ewigkeit ist in ihm nicht tot, sondern sie ist lebendiges, gegenwärtiges Sein.

Was ist denn nun die eigentliche Forderung unserer Gegenwart, auf die es ja nach dem Gesagten allein ankommt, da sonst alles, wovon wir Kenntnis haben, der Vergangenheit angehört? Wir hörten, dass sie keine Kunst und keine Philosophie verlangt. Was also denn? Das Einfachste und Unmittelbarste: sie verlangt Leben, richtiges Leben. Der Krieg hat die Komplikationen des alten Daseins mit elementarer Macht aufgelöst, er hat es, im Physischen wie im Seelisch-Geistigen, auf die simpelste Alternative zurückgeführt: Sein oder Nichtsein. Das hat aber eine noch tiefere Bedeutung. Zu diesem furchtbarsten aller Kriege, man darf ihn den Krieg an sich nennen, zu diesem bestorganisierten Massenmorde konnte es bloss kommen, weil wir keine Ehrfurcht mehr vor dem Leben hatten; und wir hatten keine Ehrfurcht mehr, weil uns sein Wesentlichstes entglitten war, weil wir nicht mehr zu leben verstanden. Wir nahmen überall die Schale für den Kern, die Ausdrucksform für die Sache, das Mittel für den Zweck. Und darum wurden wir zwar mehr und mehr zivilisiert, büssten aber im gleichen Masse die Fähigkeit ein, echte und ewige Kultur hervorzubringen. Der immer aufdringlichere Schrei nach ihr und die Bemühungen, uns eine solche abzupressen, verrieten bloss unsere Sterilität. Wir hatten zu leben verlernt und wir werden durch den Krieg, die Verneinung des Lebens, nicht wieder zum wahren Frieden, der das wahre Leben ist, vordringen, ehe wir nicht eben dieses uns aneignen. Aber kann das denn der Sonderinhalt einer bestimmten, nämlich unserer Gegenwart sein? Ist es nicht erste Aufgabe jedes Menschen, jeder Zeit, zu leben, richtig zu leben? Und haben wir nicht soeben selber gesagt, dass ohne ihre Erfüllung keine Kunstwerke, keine Weltanschauung, keine Kultur möglich ist? Was heisst das ferner: leben! Gibt es denn dergleichen als eine einzelne, gleichsam isolierte Beschäftigung n e b e n den anderen Beschäftigungen,

neben Gehen und Sitzen, Lesen und Schreiben, Essen und Trinken, Arbeiten und Ruhen? Sind sie alle nicht Äusserungen und Erscheinungsweisen des einen, ungeteilten und schlechtweg unteilbaren Lebens? Auf alle diese Fragen haben wir bloss eine Antwort: Ja, es ist wahr, dass das Leben nicht ausserhalb dessen gelegen ist, was der Mensch im Kleinen wie im Grossen tut und dass es stets eines bestimmten Ausdruckes bedarf. Aber dieser Ausdruck kann seinem Zentrum näher oder ferner sein; es gibt gleichsam verschiedene Lebenszonen und sie müssen nach dem, was dem Menschen im jeweiligen Zeitpunkte nottut, wechseln. Heute ist das Leben in seinen einfachsten Elementen erschüttert, hinfällig geworden, diese müssen neu auferbaut werden. Was ist darunter aber verstanden? Was sind das für Elemente? Vor allem handelt es sich um unser Verhältnis zur M a t e r i e , der schlichten, soliden Materie, der sich der Geist völlig entfremdet hat: vom eigenen Körper angefangen bis zum Werkzeug, der Maschine, der gesamten materiellen Welt und ihrer richtigen Verwendung; und ebenso handelt es sich hier überall um die rechte Schätzung und Verwendung der Kräfte. Es handelt sich um das, was wir prosaisch w i r t s c h a f t e n nennen. Hier gilt nämlich das früher über Don Quijote und Sancho Pansa Gesagte. Dass wir die Wirtschaft, die unmittelbare Arbeit an der Materie als prosaisch empfanden, hiess sie, aber auch uns verwahrlosen. Sie wurde nüchtern, weil wir ihr alle höheren Kräfte entzogen und diese in eine isolierte Schicht des Geistes trugen. Damit verurteilten wir den Geist selber dazu, phantastisch, ideologisch auszuschweifen, mehr und mehr Don Quijotes Züge anzunehmen. Der Weltkrieg hat dies Missverhältnis erst deutlich gemacht. Und wenn wir es nicht überwinden, verschliessen wir uns selber den Weg in die Zukunft. Seine Überwindung ist der innewohnende Sinn des s o z i a l e n Problems. Wir können das Letztere gar nicht anders verstehen als unter diesem Gesichtswinkel. Es bedeutet viel mehr als eine Regelung des Verhältnisses von Lohn und Arbeit, als eine neue, gerechtere Verteilung der Güter: es bedeutet die V e r g e i s t i g u n g d e r M a t e r i e. Es soll, was bisher dem Zufall, der Willkür und zumal der Selbstsucht unterworfen war, nunmehr planvoll und aus einem wirklichen Gemeinsinne gestaltet werden. Vor allem handelt es sich darum, einen neuen und höheren Begriff der A r b e i t zu realisieren

als bisher. Die abgrundstiefe Kluft zwischen geistiger und körperlicher Arbeit, die noch tiefer ist als die zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten, Herren und Knechten, muss überbrückt werden: von ihrer Überbrückung ist unser Heil abhängig. Sie geschieht aber nicht dadurch, dass ein äusserlicher Verkehr angebahnt wird. Sondern es muss zu einer Durchdringung kommen. Das Leben jedes Menschen muss aufgebaut werden aus beiderlei Arbeit, die im Grunde doch eine ist; denn ein Geist, der keinen Körper hat, ist ebenso unwirklich wie ein Körper ohne Geist. Das ist der eigentliche Kernpunkt der sozialen Frage; und wir werden ganz von selber zu ihm geführt. Wer ein Organ für Zeitgeschehnisse hat, der weiss, worauf es ankommt, nämlich: die schon vor dem Kriege und mehr noch durch ihn zerstörte Gemeinschaft der Menschen zu begründen. Nun ist aber Gemeinschaft kein ruhendes Verhältnis, kein blosses Spielen von Beziehungen wie etwa dasjenige, was wir Geselligkeit nennen, für welch letztere es genügt, dass Menschen einander kennen, an einem Raume beisammen sind, ihre Empfindungen und Meinungen austauschen. Richtige Gemeinschaft entsteht, wie Kant bereits definiert hat, durch Wechselwirkung. Es müssen die einzelnen Glieder lebendig ineinandergreifen. Das wirkliche Sein ist immerdar ein Tun und deshalb sind erst die Menschen etwas für einander und durch einander, die etwas zusammen tun, die sich zu einer Arbeitsgemeinschaft verbunden haben.

Wir wollen nicht vergangene Zeiten um Rat fragen. Wir wollen nicht darnach forschen, ob und inwieweit es füher eine soziale Frage gab und ob ihre Lösung stets der Kultur zugrunde gelegen hat. Genug, dass sie für uns zur unabweisbaren Notwendigkeit geworden ist und dass wir nicht um sie herum können. Sie ist nicht bloss eine negative Bedingung unsrer Entfaltung, in dem Sinne, dass sie, wenn sie ungelöst bleibt, diese hemmt: vielmehr werden wir aus ihrer Lösung erst die positiven Kräfte des gesamten Aufbaus schöpfen: denn wir werden die Verbindung des Geistes mit der Materie gewinnen. Daher kommt es, dass der Schwerpunkt der heutigen Menschheit weder in der Kunst, noch in der Philosophie liegt. Ich will nicht sagen, dass er in der Politik zu suchen ist, jedenfalls aber im sozialen Leben. Grosse und unmittelbare Wirkungen können wir bloss in dieser Sphäre üben. Alles andere ist Theorie oder Spiel und

Luxus. Sagt nicht, dies sei Massenwirkung, Verzicht auf Tiefe, Feinheit und Fülle des Persönlichen oder Ähnliches. Freilich dies kann es sein und es kann auch das Ende der Kultur einleiten, wenn wir nicht unser Bestes und Stärkstes hineintragen. Immer wieder neigt der Mensch zu dogmatischer Bewertung, Bejahung und Verneinung, ohne zu bedenken, dass die Dinge zunächst blosse Möglichkeiten sind, die durch ihn erst zu einer bestimmten, positiven oder negativen Wirklichkeit werden. So verhält es sich auch mit dem S o z i a l i s m u s. Er ist ja noch etwas durchaus Werdendes, Unbestimmtes, gleichsam ein Gefäss, das des Inhalts harrt, mit dem es gefüllt werden soll, nicht aber eine endgiltig fixierte Grösse, von der nichts genommen und der nichts hinzugefügt werden darf. Mag sein, dass der Sozialismus in seiner gegenwärtigen Gestalt schwer mit materialistischen Elementen belastet ist, dass gerade der Marxismus von diesem Vorwurf nicht losgesprochen werden kann. Dann bedarf er umso mehr der Erneuerung, und er wird das sein, was wir aus ihm machen wollen.

Und damit werden wir wieder zu unserem Ausgangspunkte geführt. Es ist ja nicht so, als stünde die Gegenwart fertig und vollendet vor uns und käme es bloss darauf an, uns ihr zu unterwerfen; noch geschieht sie ganz aus uns und aus unserer Entscheidung. Sie ist weder unsere Schöpfung, noch sind wir ihre Geschöpfe. Keines von beiden, aber beides zusammen ist wahr. Es herrscht hier eine wunderbare Übereinstimmung zwischen dem, was in uns und dem, was ausser uns ist. Unser Verhältnis zu unserer Zeit ist wie die Wirkung eines Menschen auf den andren Menschen, einer Seele auf die andre Seele. Wenn wir jemand helfen, der Not leidet und unser bedarf, dann dürfen wir ihm doch keine Gewalt antun, das heisst, wir dürfen ihm nicht unsern Willen aufdrängen, wir müssen in ihn hineinhorchen und die tiefen Quellen seines werdenden Lebens rauschen hören. Aber eben damit, dass wir uns ganz empfangend und verstehend dem hingeben, was, ihm selber nicht klar bewusst, in ihm befreit sein will, nach Gestaltung ringt, werden wir s c h ö p f e r i s c h an ihm. Wir helfen ihm, den Widerstand lösen, der seiner eigenen Trägheit, seinem vergangenen Sein entstammt. Nicht anders verhalten wir uns der Zeit gegenüber. Denn auch sie leidet Not; sie will aber, dass wir ihr zu Hilfe kommen. Sie ist wie eine Frau, deren Stunde

gekommen ist und die doch nicht gebären kann. Wir müssen Geburtshelfer des neuen Lebens in ihr sein. So erlösen wir den Augenblick zur Gegenwart und zur Ewigkeit, dadurch, dass wir uns ihm darbieten: dass wir gegenwärtige Menschen sind.

Oskar Ewald

# Theosophie oder Reich Gottes?

## IV. **Was mag an der Sache wahr und berechtigt sein?**[1]

Wenn wir nun zur Prüfung dieser Sache übergehen, so werden wir also vermuten dürfen, dass sie nicht ohne Recht und Wahrheit sei. Das viel missbrauchte Wort, dass alles Wirkliche vernünftig und alles Vernünftige wirklich sei, enthält jedenfalls den Wahrheitskern, dass es keine bedeutsame, ja überhaupt keine Erscheinung im menschlichen Wesen geben kann, die nicht irgend einen Sinn und eine Notwendigkeit hätte, die nicht aus einer an sich berechtigten Forderung der Natur entstanden wäre und nicht irgendwie an der Wahrheit Teil hätte — möge sie daneben auch noch so sehr mit Irrtum behaftet sein. Auch der Irrtum bezieht seine Lebenskraft aus der Wahrheit und die grössten Irrtümer sind darum oft der Wahrheit am nächsten, wie wohl auch die grössten Wahrheiten am nächsten dem Irrtum. Jedenfalls können gerade die grossartigsten Erscheinungen ganz besonders irrig und gefährlich sein.

Wir dürfen von vornherein annehmen, dass das alles wohl auch von der Theosophie gelten werde. Und es trifft denn auch tatsächlich zu.

### 1. Das Recht der Theosophie in unserer Zeit.

Ganz klar und auf der Hand liegend ist, dass die theosophische Bewegung einem gewissen Suchen und Bedürfen unseres Geschlechtes entspricht. Sie ist eine Gegenwirkung auf die Verödung und Verwüstung, die der Materialismus herbeigeführt hat, eine Antwort auf den Schrei der aus ihrer Weltbetäubung wieder erwachenden Seele, eine inmitten des Bankrottes einer Kultur den Menschen dargebotene Hilfe, eine Stillung des Verlangens nach mehr Tiefe und Grösse des Lebens und nach einer geistigen Heimat der Seele.

[1]) Vergl. Nr. 1.

Wir sind ja mit unserm geistigen Leben furchtbar auf den Sand geraten. Das Bild der Welt, das uns die sogenannte moderne Naturwissenschaft (ich sage «sogenannte», denn es handelte sich dabei ja gar nicht um Wissenschaft, sondern um Philosophie und Mythologie, um Weltanschauung, und zwar im Sinne des Materialismus, Naturalismus, Mechanismus) entworfen hatte, war trostlos genug: das selbstgenugsame, mechanisch ablaufende Räderwerk der sogenannten Naturgesetze an Stelle eines göttlichen Sinnes und Zieles der Welt; auch im Menschenwesen das Walten des Naturtriebes und seiner Notwendigkeit an Stelle von Seele, Freiheit und naturüberlegenem Wollen; der Geist ein Geschöpf der Materie, mit ihr vergehend; der Tod der endgültige Herr aller Dinge; die Menschengeschichte auslaufend in ein paar letzte Vertreter des Geschlechtes, auf einer verwaisten Erde verhungernd und erfrierend, oder auch die Erde in die Sonne zurückstürzend oder von einem mit ihr zusammenstossenden Stern zertrümmert — das war freilich keine Heimat der Seele und keine Atmosphäre für ein wahres geistiges Leben mehr. Ganz besonders konnte die moderne Entwicklungslehre mit der so lange währenden Vorherrschaft des Darwinismus das tiefere Selbstbewusstsein des Geistes von seinem Wesen und Ursprung nicht befriedigen. Wir erstickten in diesem Weltbild und schrien, bewusst oder unbewusst, nach Erlösung von ihm. Die Theosophie kommt diesem Verlangen entgegen. Darauf beruht ein Teil ihrer Anziehungskraft. Und sie enthält gerade in dieser Beziehung grosse, langverkannte Wahrheiten, die freilich nicht nur sie vertritt, und sie nicht einmal in der reinsten Form, die aber durch sie vielen nahe gebracht werden, die sonst in ihrem Sehnen nach einer geistigen Welt verschmachten müssten. Dass die Entwicklung nicht bloss von unten nach oben führt, sondern zunächst von oben nach unten; dass das Erste der Geist ist und nicht die Materie, die göttliche Vernunft und nicht der Naturtrieb, die Freiheit und nicht der Mechanismus; dass der Mensch nicht nur eine Fortsetzung des Tierreiches ist, von diesem nur gradweise unterschieden, sondern dass er der «Sinn der Erde» ist und das Tierreich nur gleichsam eine zurückgelassene Schale seiner Entwicklung, dass er schon am Anfang ist, und nicht bloss am Ende, das sind Wahrheiten, die nun, wie ein starker Strom aus den Tiefen brechend, bald die dürftigen

und rohen Vorstellungen verdrängen werden, von denen wir so lange uns mussten beherrschen lassen. Lange vor dem Auftauchen der Theosophie unter uns hat — um nur dies eine grosse Beispiel zu nennen — die Philosophie des französischen Philosophen Bergson sie vertreten. Es öffnet sich die materialistische Hülle, womit diese sogenannte naturwissenschaftliche Weltanschauung die Welt verhängt hatte und der tiefere Hintergrund aller Wirklichkeit wird wieder sichtbar. Die Sehnsucht des Geistes nach sich selbst wird Verlangen nach Gott. Stürmisch bricht dieses aus den ausgehungerten Seelen. Die Theosophie ist ein Ausdruck dieser Bewegung der Geister aus einer entseelten, entgeisteten, entgotteten Welt und Kultur heraus. Sie ruft die kühnen Geister zu titanischem Hochflug und reicht den schwachen, zagenden aus dem heiligen Geheimnis die rettende Hand. Auch gewährt sie den ob der politischen und sozialen Katastrophe erschrockenen Seelen ein Asyl, und auch das ist ein Geheimnis ihres Erfolges.

Denn die Nöte, die sie stillt, oder doch zu stillen vorgibt, sind nicht nur theoretischer, sondern auch praktischer Art. Wir haben nicht nur in der Weltanschauung, sondern auch in der Lebenspraxis Schiffbruch gelitten. Der politische und soziale Zusammensturz ist nur die oberflächlichste Erscheinungsform dieser Tatsache. Eine tiefe Verzweiflung an aller menschlichen Kraft hat die Seelen ergriffen. Die Sehnsucht nach Erlösung durch übernatürliche Kräfte und Mächte ist riesengross geworden. Und wieder kommt die Theosophie und bietet die Hand, die begierig ergriffen wird.

Aber wo bleiben denn die andern Mächte, die den Menschen helfen wollten und sollten: Wissenschaft und Bildung und vor allem die Religion?

Ja, wo bleiben sie? Offenbar können sie den Menschen nicht helfen. Das ist ein klarer Sinn des Auftretens und Erfolges der Theosophie. Sie konnte nur darum zu der heutigen Rolle gelangen, weil Wissenschaft und Bildung mit ihrem Latein zu Ende und die Religion — im höchsten Sinne — tot oder sagen wir lieber scheintot ist. Sie hat sich an einer leeren Stelle festgesetzt. Es sei schon hier, um alles Missverstehen nach Möglichkeit zu vermeiden, erklärt, dass nach unserer Ueberzeugung diese Religion, d. h. das Christentum — auch in seiner kirchlichen Form, geschweige denn

seinem tiefsten Wesen nach — der Theosophie an Wahrheit unvergleichlich überlegen ist; aber ein lebendiger Irrtum ist stärker als eine tote oder scheintote Wahrheit.

Die Theosophie ist ein Gericht über unsere vorhandene Kultur, unsere Wissenschaft und unsere Religion.

## 2. Das Recht der Theosopie an sich.

Sollte die Theosophie aber nicht auch abgesehen von den besondern Zuständen unserer Zeit, also nicht nur relativ, sondern absolut betrachtet, ein Recht und eine Wahrheit haben? Wie steht es mit ihrer Grundbehauptung, dass es eine Geisterwelt gebe und von dieser ein höheres Wissen? Wollen wir diese Behauptung bestreiten?

Gar nicht! Es muss mit Nachdruck erklärt werden, dass eine Bekämpfung dieser Lehre in dem Sinne, dass man sie im Namen des gesunden Menschenverstandes oder der Wissenschaft als Phantastik oder Schwindel abtäte, wertlos wäre und ihr Ziel verfehlte. Vielmehr ist in dieser Beziehung das weiteste Entgegenkommen möglich, ja notwendig. Weder der gesunde Menschenverstand noch die Wissenschaft haben irgend ein Recht, jene Grundbehauptung einfach zu leugnen: dass es eine Geisterwelt gebe, und ein höheres Wissen, als das der gewöhnlichen Wissenschaft.

Um mit diesem Zweiten zu beginnen, so müsste man, um es zu leugnen, alles höhere Geistesleben der Menschheit durchstreichen. Wir müssten alle Seher und Propheten beseitigen und alle Gesichte der Kunst für eitles Spiel erklären. Alle tiefere Philosophie hat, wie wir gezeigt haben, Anspruch auf eine Art von Erkenntnis gemacht, die den Zugang zum Kern der Dinge, auch zur übersinnlichen Welt, öffne. Aber auch die Wissenschaft ist sich in ihren grössten Zeiten und Vertretern ihrer Grenzen wohl bewusst gewesen. Ein Kant hat die Möglichkeit des «Geistersehens» eines Swedenborg gar nicht so kurzweg geleugnet, auch wenn er dieses freilich nicht als Wissenschaft konnte gelten lassen. Man darf heute wohl kühner auftreten und sagen: es ist einfach eine Tatsache, die nur das Vorurteil leugnen kann, dass es ein «Hellsehen» gibt, ein höheres Schauen in eine jen-

seitige Welt, in die Vergangenheit und in die Zukunft. Gewisse Menschen haben diese Begabung besessen und besitzen sie heute, womit durchaus nicht gesagt sein soll, dass dies immer besonders wertvolle oder in a n d e r e r Beziehung überlegene Menschen sein müssten. Die Welt ist aber jedenfalls nicht so mit Brettern vernagelt, wie der Verstand (auch der wissenschaftliche), der ewige Philister, meint.

Und so haben wir auch weder Lust noch Ursache, die Wirklichkeit einer Geisterwelt zu leugnen. Man darf sich darüber bloss keine phantastischen Vorstellungen machen, etwa gar an den Spiritismus denken, sondern muss sich in aller Nüchternheit fragen: Ist es denkbar, ist es eine vernünftige Annahme, dass der Mensch das einzige geistbegabte Wesen im Weltall sei, dass die Wirklichkeit rings um uns herum, die geheimnisvolle Tiefe, leer sei, dass es unter und über uns keine uns analogen Wesen gebe? Was ist phantastischer, dies zu behaupten und zu glauben, oder das Gegenteil? Die Annahme einer solchen Geisterwelt entspricht einem tiefen Bedürfnis des Geistes. Denn eine leere Welt, eine Welt, wo die Menschen als Geisteswesen einsam sind, kann nicht recht eine Heimat des Geistes sein. Sie entspricht aber auch einer alten Ahnung, der kaum eine Religion oder tiefere Philosophie sich hat entziehen können.

Ja, der Schreibende möchte sogar bekennen, dass wir nach seiner Überzeugung einer Periode entgegengehen, wo diese Geisterwelt mehr als bisher hervortreten wird. Auch mögen wir ganz wohl am Beginn einer neuen Kulturepoche stehen, wo sich dem Erkennen bisher kaum geahnte Möglichkeiten erschliessen und das Bild der Welt, der körperlichen und geistigen, der Natur und Geschichte, der Vergangenheit und Gegenwart sich von Grund aus ändern wird. Es mag ja vor allem wieder die Gotterkenntnis zum Quell aller andern Erkenntnis werden, ja sie m u s s es, wenn wir nicht geistig verkommen sollen.

Wenn die Theosophie dergestalt mit ihrer Grundbehauptung ganz wohl recht haben mag, so auch in mancher einzelnen ihrer Lehren und nicht nur den von uns in dieser Beziehung schon hervorgehobenen. Vieles, was sie von der Geschichte der Religionen sagt, auch von deren Verhältnis zum Christentum, ihre Deutung der Mythologie, ihre Geschichtsauffassung, ihre Erklärung der Geburt und des To-

des, mag einen Kern von Wahrheit entfalten, den man im rechten Zusammenhang wohl anerkennen und verwerten kann.

Und so soll auch nicht geleugnet werden, dass ihre praktische Weisheit manches enthält, was nicht wertlos ist. Sie mag für müde Seelen ein Stab, für weltverirrte ein erstes Aufleuchten höherer Wahrheit bedeuten. Was so viele in dieser Beziehung an Beruhigung, Erleuchtung und Erhöhung des Lebens von ihr empfangen zu haben bekennen, müssen wir nicht einfach als Täuschung erklären.

Überhaupt: es gibt allerlei Wege zur Wahrheit, oft seltsame. Auch Irrwege können oft nötig sein! In unseres Vaters Hause sind viele Wohnungen. Wer will da Verbotstafeln aufstellen?

Wieder scheint uns klar zu sein: diese Erscheinung mag in noch so verschiedenen Formen auftreten, sie mag der Entstellung, dem Schwindel ausgesetzt sein, ihrem tiefsten Sinn und Wesen nach ist sie etwas Bedeutendes und wir begreifen, dass edle, tiefe, fromme Seelen ihr zufallen.

Trotzdem meine ich, müssen wir sie als Ganzes absolut ablehnen, müssen sie besonders als Religion ablehnen.

## V. Theosophie oder Reich Gottes!

### 1. Das Christentum ist das Gegenteil der Theosophie.

Wir haben über einzelne Züge an ihr oder einzelne ihrer Formen hinaus, an die man sich wohl etwa zu halten pflegt, zum eigentlichen Grundwesen der Theosophie vorzudringen versucht und den geistigen Typus, den sie bildet, festgestellt. Auf Grund dieser Untersuchung haben wir erklärt, dass wir es hier mit einer *Religion* zu tun hätten, einer Religion, die auf indischem Boden ihre klassische Ausbildung erhalten habe, aber freilich in allerlei Formen durch alle Zeiten fortwirke. Nun vergleichen wir diese Religion mit dem Christentum und fragen: Wie verhalten sie sich zu einander?

Unsere Antwort lautet: *Was die Theosophie auch Grosses und Tiefes sein mag, so ist sie doch das Gegenteil des Christentums!*

Das gilt es nun zu beweisen.

Da stellt sich denn eine grosse Schwierigkeit ein: Wie über das

Wesen der Theosophie so bestehen auch über das Wesen des Christentums die grössten Meinungsverschiedenheiten. Was ist das Christentum? Wer will darüber entscheiden?

In dieser Verlegenheit gibt es eine Hilfe, die nie versagt: das Christentum entfaltet seinen Sinn am meisten in seinen Anfängen, wie sie uns in der Bibel entgegentreten. Wie die Theosophie auf indischem Boden erwachsen ist, so ist das Christentum, menschlich gesprochen, aus Israel hervorgegangen. Es sind zwei ganz deutlich, sehr deutlich, geschiedene Welten, die damit einander gegenübertreten. Wir haben die eine dargestellt und wollen dies nun mit der anderen zu tun versuchen.

Eine andere Welt freilich ist es, in die wir treten, wenn wir von der Theosophie zur Bibel kommen. Alle die Unterschiede im Einzelnen konzentrieren sich aber in einem:

### 2. Die Bibel will nicht eine **Geheimweisheit von jenseitigen Welten,** sondern das **Reich Gottes für die Erde.**

Damit ist die Hauptsache gleich gesagt und die Scheidewand zwischen beiden Welten aufgerichtet. Was die Bibel von Anfang bis zu Ende verkündigt, ist die kommende Herrschaft Gottes über die Erde. Die Bitte «Dein Reich komme zu uns» und das Bekenntnis: «Wir warten eines neuen Himmels und einer neuen Erde, nach seiner Verheissung, worinnen Gerechtigkeit wohnt»[1]), bilden die Seele der Bibel und damit des Christentums. Das ist etwas völlig Anderes als die Theosophie. Was diese geben will, ist eine Weisheit, das heisst, eine religions-philosophische Wahrheit, was die Bibel will, ist eine Kraft, eine neue Wirklichkeit, eine Bewegung auf ein letztes Ziel hin. Dabei ist die Erde der Mittelpunkt. Die Theosophie lenkt den Blick aufs Jenseits ab, führt den Menschen ins Mysterium hinein und lässt ihn in den Tiefen des Geisterreiches sozusagen sich auflösen, das Reich Gottes schickt den Menschen erst recht zum Menschen, stellt ihm konkrete menschliche Aufgaben. Mag die Theosophie auf ihre Weise die Erde im Auge behalten, diese verliert doch die eigentümliche Bedeutsamkeit, die sie für die Bibel, für das Reich Gottes hat, sie löst sich mit samt den Menschen in eine Art Traumwelt auf und verliert ihre Wichtigkeit. Indien ist dafür das deutliche Beispiel.

[1]) 2. Petr. 3, 13.

Die Theosophie umkreist, was damit zusammenhängt, das Geheimnis des Todes. Sie verklärt den Tod und saugt damit dem Leben den Saft aus. Sie will den Tod überwinden, aber legt ihn damit fest und verheisst ihm die Herrschaft über alles Leben. Und so legt sie auch Schuld und Schicksal fest, setzt einen gewissen Fatalismus und weiht somit die vorhandene Welt, versenkt sie in Traum und Erstarrung, wovon wieder besonders Indien Zeugnis ablegt. Ganz anders die Bibel. Sie erwartet, dass die Herrschaft Gottes, des Lebendigen, in ihrem Vorschreiten allen Tod aufhebe und mit dem Tod die Sünde, aus der er stammt, und alle Not, die aus der Sünde fliesst; sie verkündet Leben, konkretes, taghelles, strahlendes menschliches Leben. Das Reich Gottes weiht nicht die Welt, sondern verändert sie, macht darin Gott und dem Menschen Bahn, bringt Gerechtigkeit, Wahrheit und Liebe zum Sieg, schafft eine neue Welt. «Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?»

Man könnte — mit einigem Vorbehalt — den Unterschied auch so formulieren: In der Theosophie steigt die Erde zu Gott empor, im Reich Gottes steigt Gott zur Erde herunter.

Eine Ahnung freilich von der Wahrheit des Reiches Gottes lebt auch in der Theosophie, aber sie löst sich, weil ihr die Grundlage fehlt, in Traum und Mythus auf.

Dies alles wird noch klarer, wenn wir den Unterschied weiter verfolgen.

### 3. Der Gott der Bibel ist völlig anders als der der Theosophie.

Warum ist und bleibt die Theosophie so stark in den Tod verstrickt? Warum versenkt sie die Welt in Erstarrung? Weil sie keinen lebendigen Gott kennt!

Das ist ganz klar: der Gott der Theosophie ist völlig anders, als der der Bibel. Er ist entweder eine unpersönliche Idee oder er löst sich in die Geisterwelt auf. Das muss jedem auffallen, der die theosophischen Schriften liest. Gott tritt darin eigentlich ganz zurück. Er rückt in die unendliche Ferne eines unnahbaren Mysteriums. Ja, es dürfte wohl der letzte, selten verratene Sinn der Theosophie sein, dass er sich überhaupt in seiner Geisterwelt verliert. Oder auch er kommt erst in dieser zu sich. Jedenfalls bleibt er dem Herzen ganz

ferne und wird ein verborgener Gott. Aber nicht im Sinne der Bibel. Denn hier ist Gott dem Menschen nahe, ist Gott menschlich, wird Gott Mensch. Wohl wird er im Alten Testament etwa ein verborgener Gott genannt, in dem Sinne, dass seine Ratschlüsse etwas Geheimnisvolles haben, aber Gott selbst ist doch gegenwärtig und nahe und sein Gesetz deutlich. In Jesus Christus aber hört alle Verborgenheit erst recht auf. In ihm wird das Wort «Fleisch», und «wohnt unter uns», Gott wird unser Bruder und macht den Menschen erst zum Menschen. Alle Fremdheit zwischen Gott und Mensch ist aufgehoben. Die Theosophie kniet vor dem Altar des unbekannten Gottes, durch Christus ist dieser Altar erledigt. Gott ist bekannt. Er zeigt sich im Licht des Tages, nicht bloss im Schatten der Dämmerung, er ist auf dem Markt und der Gasse, nicht im Mysterium des Tempels. Und er tritt nicht hinter einer Geisterwelt zurück, sondern ist die allmächtige und allumfassende majestätische Gegenwart, Kraft und Wirklichkeit.

Die Gottesvorstellung der Theosophie ist und bleibt im letzten Grunde pantheistisch. Der Monotheismus der Bibel ist damit nicht erreicht. Dieser Gott ist kein persönlicher Gott. Er steht nicht in jenem unbeschreiblich nahen, persönlichen, individuellen, menschlichen, innigen Verhältnis zu dem Menschen, das wir durch die Bibel kennen und haben. Er ist nicht der freie, unmittelbare Lenker und Herr der Geschicke, sondern steht selbst unter dem Bann irgend einer geheimen Urmacht. Er kann nicht erlösen, sondern bedarf selbst der Erlösung. Er ist nicht das Urbild menschlicher Reinheit und Güte, sondern verliert sich wieder in das Mysterium des Unerkennbaren. Er ist nicht der Schaffende, die Welt vorwärts Führende und vorwärts Drängende, sondern das ewige Geheimnis, von dem die Welt einen Abglanz bildet. Es geht keine heilige Unruhe und ewige Revolution der Welt von ihm aus. Es gibt für die Theosophie, wo sie *echt* ist, keine soziale Frage. Wehe der Welt, wenn sie von dem Gott der Bibel zu dem der Theosophie abfiele — sie versänke in Traum und Tod, verlöre Gott und den Menschen; denn der Gott der Theosophie ist kein Gott und darum schafft er auch nicht den Menschen.

Denn weil Gott hier nicht persönlich ist, so ist auch nicht der Mensch. Beides gehört ja zusammen. Wo das Wesen Gottes sich ins Abstrakte und Allgemeine verliert, da auch das des Menschen. Nur das

göttliche Du zeugt das menschliche. Die menschliche Persönlichkeit ist der Abglanz der göttlichen und nur so zu verstehen. Gott allein ist — im Gegensatz zu der gewöhnlichen Annahme — volle Persönlichkeit, der Mensch aber wird es in dem Masse, als er zu Gott emporwächst. Da in der Theosophie Gott sich ins Wesenlose verliert, (das «Nichts» ist dafür eine alte Formel), so auch der Mensch. Soweit die Theosophie herrscht (also wieder besonders in Indien, aber nicht nur dort), fehlt dieses Grundelement aller menschlich-sittlichen Kultur. Hier springt wieder die furchtbare Gefahr dieser Denkweise in die Augen.

Wir werden damit aber weiter gedrängt. L. Ragaz

(Fortsetzung folgt.)

# Einiges zum Gedanken der kommunistischen Siedelung

Ist die Idee des Sozialismus endlich daran, Fleisch und Blut zu bekommen? Gewiss war und ist auch die Arbeiterbewegung nicht nur ein Ideengebilde, aber was dort Fleisch und Blut hat, ist doch vornehmlich nur das Klasseninteresse, der Lohnkampf; die innere Idee des Sozialismus aber ist gar sehr nur ein blasser Schemen geblieben. In dem von einem grossen Teil der Träger der Bewegung wieder vorgenommenen Namenswechsel vom Sozialismus zum Kommunismus liegt wohl mehr als nur der Anschluss an eine bestimmte Partei, an Moskau, liegt der Sinn einer tieferen Wandlung. Statt Kommunismus möchten wir lieber noch Gemeinschaftstum sagen, schon um die Verwechslung mit der Sache einer politischen Partei zu vermeiden. Dann verdeutscht das Wort Gemeinschaft den Namen der Bewegung und bringt sie uns damit näher; zugleich vertieft es sie. Sozialismus ist Genossentum. Gemeinschaft aber ist mehr als Genossen sein. Das Verlangen nach Gemeinschaft hat sich in letzter Zeit viel mit dem Gedanken der kommunistischen Siedelung, der völligen Lebensgemeinschaft, zumeist auf landwirtschaftlicher Grundlage, beschäftigt. Damit werden Anläufe wieder aufgenommen, die schon öfters gemacht worden, aber noch nie geglückt sind. Ist ihre Stunde nun wohl gekommen?

Der Gedanke der kommunistischen Siedelung ist in der Tat wohl

geeignet, Menschen zu packen, die endlich einmal aus den bestehenden Verhältnissen herauskommen, nicht immer nur von einer kommenden neuen Ordnung reden, sondern mit beiden Füssen in das neue Leben hineintreten wollen. Oder Menschen, die sich für allerhand Einzelreformen einsetzten und müde wurden, indem sie sahen, dass diese Bemühungen fast hoffnungslos verurteilt waren, im Interessenkampf oder Genusstrubel unterzugehen wie in einen Sumpf geworfene Steine. Ferner Menschen, die die Hoffnung nicht mehr aufbringen, in einer Partei oder sonst einem grössern Kreis von Menschen eine Mehrheit für etwas Höheres als Interessen- und Standespolitik oder Klassenkampf zu gewinnen, die doch aber nicht resigniert den Dingen den Lauf lassen wollen, sondern sich daran erinnern, dass Minderheiten, «kleinen Herden» verheissen ist, das Reich zu gewinnen. Wieder andere Menschen stimmen dem zu, was der syndikalistische Sozialismus von der Verfehltheit des Parlamentarismus und der Eroberung der politischen Macht sagt, sind aber ebensowenig überzeugt, dass die direkte, wirtschaftliche Aktion, der mit fast wundergläubigen Hoffnungen erwartete, mit einem unwirklich erscheinenden Glorienschein umgebene Generalstreik den allgemeinen Umschwung und entscheidenden, dauernden Sieg des neuen Lebens zu bringen vermöge. Dann sind da die durch die misslungenen Sozialisierungsanläufe nach dem Kriege und all die damaligen, wurzellos gebliebenen Umgestaltungsideen Enttäuschten; sie sind zum Schluss gekommen, dass eine Transformation auf der Grundlage der jetzigen Wohn-, Arbeits- und überhaupt Lebens- und Denkweise, der Wirtschafts- und Gesellschaftsformen, die die privatkapitalistische Vergangenheit herausgebildet hat, unmöglich, eine Quadratur des Zirkels, d. h. eine unlösbare Aufgabe ist. Die Fragen der Volksgesundheit, der Jugenderziehung, die Wohnungsfrage, die Probleme des Familienlebens, der Entmechanisierung der Arbeit, der Sozialisierung der Produktionsmittel, und wie sie alle heissen, erscheinen ihnen unlösbar, solange die Zerreissung des Volkes in Besitzende und Besitzlose, die Trennung von Stadt- und Landleben, die Kasernierung von Zahllosen in den Städten, die Konzentrierung der Produktion in Grossbetrieben, die Vertrustung ganzer Wirtschaftschaftszweige, die geschäftliche Ausbeutung absichtlich aufgepeitschter Genussbedürfnisse bestehen. Das neue Leben kann

sich gar nicht entfalten, scheint ihnen, unter der fortdauernden Beherrschung der äussern und innern Politik durch wirtschaftliche Interessen, unter einer Rechtsordnung, die vor allem auf den Schutz des Eigentums, nicht auf den des Menschen zugeschnitten ist und namentlich, solange alle diese Verhältnisse treibhausartig den Geist der Selbst-, Genuss-, Macht- und Prunksucht züchten.

Da mag leicht der Gedanke Wurzel fassen, sich mit einer Zahl überzeugter, wirklicher Gesinnungsgenossen zu voller Lebensgemeinschaft zusammenzutun, die Grosstadt, jene Quelle so vieler Laster und Leiden, zu verlassen und zu einfacher Lebensweise zurückzukehren, am Leben der Natur, an der Landarbeit, die so viel Gesundes und Köstliches enthalten kann, wieder Anteil zu nehmen. Könnte man so nicht dem ewigen Jammer der matt machenden Kompromisse entgehen und das neue Leben in Reinheit und Fülle verwirklichen? Man braucht dabei nicht an kleine abgeschlossene Zirkel zu denken, sondern an innerlich festverbundene, aber der Welt zugewandte und für alle Mitbrüder offene Kreise, in denen ohne den Lärm der Politik und Presse eine neue Welt sich gestaltet. Erschlösse sich dort nicht vor allem auch ein gutes und sonniges Erdreich, in das man die Kinder verpflanzen könnte, die in den alten Verhältnissen keine gesunde Entwicklungsmöglichkeit finden? Kinder sind ja unsere beste Hoffnung, in ihnen sollen die neuen Menschen heranwachsen. Wäre nicht sogar Platz in solchen Siedelungen für jene Menschen, die in der heutigen Welt nicht da sein können, ohne sich selbst und ihre Mitmenschen zu schädigen, und die man jetzt in Irren-, Korrektions- und Strafanstalten höchstens unschädlich machen kann, ja nicht einmal das? Wäre es nicht möglich, diese «Sozial-Kranken» in einer lebensvollen, sich sozial verantwortlich fühlenden, geschwisterlichen Gemeinschaft und durch Fortfall von Versuchung und von Ausbeutung ihrer Schwächen und Gebresten zu heilen oder doch wenigstens zu bewahren? In einer seiner Dichtungen beschreibt Emil Roniger, wie Christus in der Hölle durch geduldiges, tausend- und abertausendmaliges Streicheln die Verworfenen und zuletzt Satan selbst heilt. Könnte nicht die Wunderblume solcher Erlösungskraft in einer wirklich brüderlichen Gemeinschaft aufblühen?

So oft stösst man neuerdings auf den Siedelungsgedanken, dass

man in der Tat das Gefühl erhält, es mit einem lebendigen und für die Gestaltung der Zukunft, sofern wir überhaupt noch eine vor uns haben, wichtigen, nach Meinung mancher gar entscheidenden Gedanken zu tun zu haben. Selbstverständlich fehlen auch Einwendungen und Bedenken nicht und dürfen nicht fehlen.

Wenn die kommunistische Siedelung, die natürlich mit dem Parteikommunismus nichts zu tun hat, sondern gemeinwirtschaftliches Zusammenleben und -arbeiten, volle Lebensgemeinschaft bedeutet, wirklich die kommende Lösung ist, dann ist sie auf alle Fälle weder eine spielend-leichte Kunstgriff-, noch eine plötzliche Gewaltstreichlösung, sondern Schwerarbeit, die gewissenhafteste, intensivste Anstrengung jedes Siedlers, selbstlose Einfügung ins Ganze und zäheste Ausdauer erfordert.

Volle kommunistische Lebensgemeinschaft — mit dieser Bestimmung ihres Wesens geht die Siedelung, mit der wir es zu tun haben, natürlich weit über das hinaus, was z. B. die bekannte «Siedelung» Freidorf bei Basel, die der Verband Schweizerischer Konsumvereine gegründet hat, ist und sein will. Dort steht man in allerhand Beziehungen genossenschaftlicher Art zueinander und erstrebt auch geistige Genossenschaft. Aber jeder führt seinen eigenen Haushalt mit eigenem Einkommen und eigenen Ausgaben. Volle Lebensgemeinschaft braucht nun zwar nicht zu bedeuten, dass alle in *einer* Kaserne wohnen, in *einem* Speisesaal essen und womöglich noch in *einem* Schlafsaal schlafen; die Wahrung des Rechtes und Wertes der Familie wird bei weitem nicht die grösste Schwierigkeit in der Siedelung sein. Aber kommunistisch siedeln bedeutet doch, auf privaten Besitz und privates Einkommen verzichten, alles der Gemeinschaft und dem gemeinsamen Leben zuwenden. Diese wirtschaftliche Gemeinschaft ist schon ein sehr schwieriger Punkt. Die Gefahr liegt nahe, dass entweder die Gesamtmittel nicht ausreichen, sodass die Siedelung nicht lebensfähig ist. Oder, wenn sie einigermassen auf einen grünen Zweig kommt, so muss sie sich anscheinend notwendigerweise abschliessen, um das Errungene zu halten. Wenn es dann in ihr auch kein einzelpersönliches Eigentum mehr gibt, so wird doch die ganze Gemeinschaft zu einem kollektiven Kapitalisten und sinkt auch damit in den Kapitalismus zurück. Für den Sozialismus ist dann das Ergebnis nur, dass eine Anzahl vielleicht besonders

tätiger Menschen dem Befreiungskampf des Proletariats entzogen worden sind. Um kommunistisch zu bleiben, müssen die Türen der Siedelung stets für neu Beitrende offen sein und darf der Eintritt nicht an die Beibringung von Besitz geknüpft werden. Damit ist natürlich auch nicht gesagt, dass für jeden Faulpelz ein Liegestuhl und ein gedecktes Tischlein bereit zu stellen ist.

Eine Lösung schiene mir etwa in der Art möglich, dass die Siedelung nur diejenigen als voll in ihr selbst beschäftigte Menschen aufnimmt, für die sie in ihren eigenen landwirtschaftlichen und andern Betrieben Arbeit hat, dass daneben aber noch jeder andere ohne weiteres beitreten kann, der sich ihren Gesinnungsgrundsätzen anschliesst und ausserhalb der Siedelung in einer normalen Erwerbsarbeit steht, aus der er das gesamte Einkommen der Siedelung zuzuführen bereit ist, ob es nun vier-, fünf- oder mehrstellig sei. Neben der Arbeit ausserhalb der Siedelung müssten auch diese Siedler natürlich noch in entsprechender Weise an der Arbeit in der Siedelung teilnehmen, wie man jetzt neben dem Berufe noch zu Hause arbeitet.

Die Tätigkeit ausserhalb der Siedelung wäre wohl von grosser Bedeutung für die finanzielle Existenzfähigkeit der Siedelungen und auch als Verbindung mit der übrigen, nicht kommunistischen Welt, die unentbehrlich ist, solange die kommunistischen Gemeinschaften nur kleine Oasen bilden. Möglicherweise hätte die wenigstens teilweise Arbeit ausserhalb der Siedelung selbst dann noch weiterzubestehen, wenn einmal die kommunistische Ordnung verallgemeinert wäre. Betriebe, die durch die Art ihrer Produktion gezwungenermassen Grossbetriebe bleiben müssen, z. B. die schwere Metallindustrie, für die auch Kropotkin, der Befürworter der Dezentralisierung der Industrie, noch zentralisierte Grossbetriebe gelten lässt, müssen wohl ausserhalb der Siedelungen weiterbestehen, vielleicht als Überreste unserer jetzigen Grosstädte. Sie wären dann von den Siedelungen mit Arbeitern zu beschicken, nur nicht dauernd mit den gleichen.

Eine grosse Streitfrage ist, ob es überhaupt tunlich, aussichtsreich und für den Sozialismus förderlich ist, schon unter der noch bestehenden privatkapitalistischen Ordnung solche Oasen zu gründen. Die Gegner solcher Versuche sagen: «Sozialismus kann nun einmal nicht

innerhalb des Kapitalismus gemacht werden». «Ich sehe in den Siedelungsunternehmen im kapitalistischen Staate das Gegenteil vom praktischen Sozialismus. Solche Siedelungen können nicht anders als innerhalb der kapitalistischen Wirtschaftsform selbst kapitalistisch wirtschaften.» «Die sozialistische Gesellschaft kann in der kapitalistischen Welt niemals aufgebaut werden.» «Ohne Sozialisierung der Kohle, der Kraftzentren, der Kaliwerke, der Maschinen, der ganzen technischen Hilfsmittel ist jede derartige Siedelung dem Untergang oder neuer kapitalistischer Versklavung ausgeliefert.»

Schwierig ist vor allem schon die Beschaffung des Landes, das die Siedelung für Wohn- wie Garten- und Ackerbauzwecke braucht. «Solange die Siedler das Land, das sie bebauen, pachten oder durch Kauf erwerben müssen, solange kann von sozialistischen Gründungen nicht die Rede sein», wird da gesagt. «Sozialismus ist die Aufhebung des Privateigentums an Grund und Boden, Fabriken und Werkstätten, er kann nicht durch Kauf von Grund und Boden begonnen werden».

Zweifellos ist das Problem der Beschaffung des Landes, wie auch des übrigen nötigen «Kapitals» sehr schwer. Wie schon angedeutet, glaube ich, dass durch Erwerbsarbeit von Siedlern ausserhalb der Siedelung in dieser Beziehung eine Erleichterung und Stärkung des Unternehmens möglich wäre, sodass wenigstens mit der Zeit einiges von allen privatkapitalistischen Lasten und Bindungen befreites Land und ebensolche Wohnungen, Betriebsmittel und andere Einrichtungen beschafft werden könnten. Nützlich wäre es sicher auch, die Siedelungen zusammen mit Kleinbauern zu beginnen, die nicht nur etwas Land, sondern auch die nicht weniger nötigen praktischen Kenntnisse und Fähigkeiten mitbrächten. Wenn die Siedelung die Landarbeit so sehr in den Vordergrund stellt, wie es in der Regel geschieht, so ist das Vorhandensein nicht nur von gutem Willen und idealer Begeisterung dafür, sondern auch von praktischen Kenntnissen unbedingt nötig.

Wo es unter diesen Voraussetzungen dazu kommt, dass solche Menschen sich zu einer kommunistischen Siedelung zusammentun, die willens sind, Schwerarbeit zu leisten, Opfer an Bequemlichkeiten und sogenannten Genüssen zu bringen, und die durch eine starke und reine Gesinnung verbunden sind, dann scheint mir ihr Unterneh-

men doch nicht ganz hoffnungslos und zum Misserfolg verurteilt, sondern ich glaube, sie könnten die von ihren Freunden erwartete, wertvolle Pionier- und Wegbereiter-Arbeit leisten; sie könnten Menschen bereit stellen, die «im gegebenen Moment nach Niederwerfung der kapitalistischen Wirtschaft sofort mit den sozialistischen Siedelungen erfolgreich beginnen könnten». Solche vorbereitete Menschen werden höchst nötig sein, damit nicht wiederum eine Erringung der Macht durch den Sozialismus fruchtlos bleibt. Schulze-Sölde, der entschiedenste Befürworter der Siedelungsidee in der deutschen syndikalistischen Bewegung, führt als Gründe für solche Siedelungen, die jetzt schon unternommen werden, eben die Wichtigkeit von Pionierarbeit und die Vorbereitung von Menschen für die praktische Neuordnung der Verhältnisse beim Eintritt einer allgemeinen Umwälzung an, dazu die Annäherung zwischen sogenannten Intellektuellen und Arbeitern, die in der kommunistischen Siedlung zusammentreffen, und die Propaganda, welche kommunistisch-sozialistisches Leben statt nur parteikommunistisches und -sozialistisches Politisieren machen muss. «Nichts ist revolutionierender als die Tat!» Sicher würden praktische Beispiele von vollständiger Lebensgemeinschaft, wahrhaft verwirklichter und durchgeführter Brüderlichkeit «Gnade haben bei dem ganzen Volk», wie es in der Apostelgeschichte von der ersten Christengemeinde, die ja kommunistisch war, heisst. Sie würden wie Quellen sein, die in dürrem Land aufsprudeln und ringsum neues Leben hervorrufen. Gustav Landauer sagt, dass zwar die sozialistische Ordnung nicht durch Kauf einzelner Stücke Land, womit die heutigen Siedelungen anfangen müssten, herbeigeführt werden kann, bejaht aber zugleich doch, dass jetzt schon Siedelungen «als Vorbilder der Gerechtigkeit und der freudigen Arbeit» ihren Wert haben können. K. v. Meyenburg in Basel schreibt mit Bezug auf Pioniersiedelungen: «Worte sind Zwerge, Zahlen Männer, Taten Riesen. Selbst irrige Taten sind Riesen; sie allein überzeugen schrittweise durch die Kritik des Realen die heute massgebenden, führerlosen Massen!»

Ich selbst brächte es nicht fertig, Menschen, die nicht viel mehr als guten Willen mitbringen, h e u t e zum Siedeln zu raten oder mit ihnen zu siedeln. Die innern und äussern Schwierigkeiten der Bildung einer vollständigen Lebensgemeinschaft scheinen mir ausser-

ordentlich gross. Wir heutigen Menschen sind nicht im Geiste der Gemeinschaft und des Sozialismus aufgewachsen und erzogen, nicht einmal die Proletarier, sondern in dem des Geschäftes und des Privatbesitzes. Wir sind damit unendlich tief durchtränkt und zäh durchwurzelt. Dazu ist eine kommunistische Siedelung inmitten einer privatkapitalistischen Welt, wie mir scheint, vergleichbar einem Stück Garten, das man künstlich ein beträchtliches Stück über das Niveau des Landes ringsum erhöht hat. Da wären ständige und grosse Anstrengungen nötig, um zu verhüten, dass der Boden dieses Gartens nicht von Regen und Wind nach und nach immer wieder hinuntergeschwemmt und -geweht würde, und dass er mangels Grundwasser nicht austrocknete.

Jedenfalls glaube ich, dass im eigensten Interesse der schliesslichen Verwirklichung einer neuen, sozialistischen und kommunistischen Ordnung alle Vorsicht, Überlegung, Vorbereitung und Sorgfalt angewendet werden müssen und nicht, in blindem Vertrauen, die Sache werde schon gut gehen, drauflosgesiedelt wird. Sonst pflückt man voreilig unreife Früchte, die ungeniessbar sind und, einmal gepflückt, zugrunde gehen müssen, statt zu reifen.

Ich frage mich sogar, ob man einen solchen Schritt in neues Leben hinein, wie es eine Siedelung ist, nicht erst dann tun darf, wenn ausser der innern Stimme, die dazu treibt, äussere Umstände da sind, die ihn zuversichtlich erlauben oder gebieterisch verlangen. In einzelnen Fällen mögen es günstige Verhältnisse sein, die für die Gründung einer Siedelung sprechen, z. B. Schenkung von Land, Vorhandensein innerlich verbundener und praktisch geeigneter Menschen. Aber im allgemeinen denke ich viel eher, dass erst ungünstige Umstände, Not vielleicht oder Verfolgung, genügend starke und dauerhafte Anstösse zur Bildung solcher Lebensgemeinschaften geben werden, indem sie Menschen zwingen, sich so eng und vollständig zusammenzutun, damit sie überhaupt existieren können.

Wer weiss allerdings, ob nicht gerade solche gebieterische Notwendigkeiten nahe vor unserer Türe stehen?

Um ein Bild zu gebrauchen: vielleicht sind die Siedelungen berufen, die Bausteine einer neuen Ordnung zu sein. Aber Lehmklumpen sind noch keine Ziegelsteine, sie müssen zuerst geformt und dann gebrannt werden. Die neuen Gemeinschaften, nach denen wir wohl

ein tiefes Bedürfnis unter uns fühlen, sind noch nicht geformt, geschweige denn gebrannt. Aber wir irren wohl auch nicht, wenn wir Gott am Formen spüren.

Weitere Hinweise auf die Lebendigkeit und Zukunftswichtigkeit des Siedelungsgedankens sind mir unabhängig davon, aber in ähnlicher Richtung sich entwickelnde Bewegungen. Es sind ihrer drei, von denen ich glaube, dass sie eines Tages mit dem Siedelungsgedanken in ein Flussbett einmünden könnten, die Frauenbewegung, die Schulreform und der englische Gildensozialismus.

Während oberflächlich betrachtet, die Siedelung leicht als Aufhebung der Familie und damit namentlich auch als Bedrohung der Frau angesehen werden könnte, soll sie das Gegenteil sein. Jetzt ist die Frau vielfach Haus- und Herdsklavin. Sie soll entlastet und befreit werden durch eine bessere Arbeitsgemeinschaft von Mann und Frau auch in den häuslichen Verrichtungen, Vereinfachung der Lebensweise, organisatorische Einsparung von Arbeit, z. B. vielleicht durch Besorgung der Nahrungsbereitung für die Gesamtsiedelung turnusweise jeweils durch einen Teil der Frauen, wobei ganz gut die Mahlzeiten von denen, welche es vorziehen, familienweise für sich eingenommen werden könnten, neben einer gemeinsamen Tafel für die andern. Damit soll der Frau mehr Zeit verschafft werden nicht nur für die Teilnahme am allgemeinen und geistigen Leben, sondern vor allem auch für ihren Mann und ihre Kinder, damit sie dem Manne auf mehr Gebieten des Lebens als jetzt die gleichwertige Kameradin und Genossin und den Kindern viel mehr eine Erzieherin zu sein vermag, als es jetzt nicht nur die mitverdienende Arbeiterfrau, sondern auch die durchschnittliche Hausfrau kann. Solche Befreiung und Entfaltung ist aber gerade das Ziel der Frauenbewegung, nicht nur die Erringung des Frauenstimmrechtes; letzteres ist vielmehr nur ein Symbol des erstrebten Zieles und eines der Mittel zu seiner Erreichung.

Bei Schulreform denke ich an die Bewegung, die freie Schulgemeinden und von diesen geführte freie Schulen erstrebt. Eine solche Schulgemeinde soll die Schulerziehung und -ausbildung der Kinder zur gemeinsamen Sache einer Gemeinschaft der Eltern machen. Diese Elterngemeinschaft soll die tragfähige Grundlage für die Schulung aller Kinder der Gemeinde sein. Ihre Schule soll

allen Kindern der Gemeinde eine ihrer Veranlagung angemessene Ausbildung gewähren und zugleich eine einheitliche Charaktererziehung entsprechend der Gesinnung, auf deren Boden die Elterngemeinde sich zusammengeschlossen hat.

Bei der Verfolgung dieser Ziele ist es aber gar nicht anders möglich, als dass die Eltern bald genug merken, dass die gemeinschaftliche wirtschaftliche Sorge für Dasein und Gesundheit der Kinder Voraussetzung für die erstrebte gemeinschaftliche Sorge für die Ausbildung und unerlässliche Bedingung einer wirklichen und tatkräftigen Gesinnungsgemeinschaft ist. Wenn diese Schulgemeinden wirklich auf dem Weg zu ihrem Ziele vorwärtsgehen wollen, werden sie mehr und mehr, wenn auch schrittweise, dazu gedrängt werden, sich zu immer weiteren und zuletzt völligen Lebensgemeinschaften auszugestalten. L. Ragaz in Zürich weist darauf hin, wenn er sagt, dass eine neue Bildung nicht nur eine neue Geistigkeit, sondern auch eine neue soziale Gemeinschaft zur Voraussetzung hat. Der Basler Vorkämpfer der freien Schulgemeinden, Prof. Herm. Bächtold, legt besondern Wert darauf, dass die freien Schulgemeinden die Kristallisationspunkte neuer, wirklicher und lebendiger Gemeinschaftskörper sein sollen, und zwar denkt er dabei an Gemeinschaften des echten und ursprünglichen christlichen Geistes, der Brüderlichkeit auf allen Lebensgebieten fordert. Auch was wir an praktischen Versuchen in der Richtung freier Schulgemeinden schon vor uns sehen, wie in der Schweiz Wartenweilers «Nussbaum» in Frauenfeld und Berlepsch-Valendàs «Neuwerk» in Bern, enthält oder erstrebt schon verheissungsvoll nicht nur geistige, sondern auch praktische, wirtschaftliche Gemeinschaft.

Endlich der Gildensozialismus. Er zielt ausgesprochen auf die Bildung neuer wirtschaftlicher und kultureller Gemeinschaftsbeziehungen und -körper. Dabei geht er von der Gewerkschaftsbewegung der Produzenten und der Genossenschaftsbewegung der Konsumenten zugleich aus und will ihren Streit um die Vorherrschaft lösen. Der erstere will die Wirtschaft von der Produktion aus organisieren und die Produzentenverbindungen, die Gewerkschaften, zum grundlegenden und bestimmenden Element in der Wirtschaft machen, worauf dann die Organisation des Konsums, die Güterverteilung von diesen Produzentorganisationen aus geschehen soll

(durch das Mittel der Arbeiterbörsen, das heisst lokaler oder regionaler Verbände der verschiedenen Berufsgewerkschaften). Die Konsumentengenossenschaften hingegen wollen sich die Produktion unterordnen, indem die Konsumgenossenschaften, oder Verbände solcher, alle möglichen Produktionsunternehmen betreiben.

Die Gildensozialisten wollen dieses «Über» und «Unter» durch ein «Nebeneinander» ersetzen. Neben den Gilden der Produzenten und gleichen Rechtes mit ihnen sollen (nach Cole, einem ihrer bedeutendsten Theoretiker) Cooperatives, Konsumgenossenschaften für den gewöhnlichen Konsum, Collective Utilities Councils, d. h. Körperschaften oder Räte für die Verwaltung der allgemeinen Bedürfnissen dienenden Werke wie Eisenbahnen, Wasser-, Gas-, Elektrizitätswerke, und Cultural Councils für die Verwaltung der kulturellen Bedürfnisse, z. B. der Schulen, entstehen. Durch dieses «Nebeneinander» sollen Rivalitäten und gegenseitige Übervorteilungen der einen Interessenten durch die andern, z. B. der Konsumenten durch die Produzenten oder umgekehrt, oder des Publikums durch die Eisenbahnen etc., verhütet werden. Mir scheint, dass auch ein solches «Nebeneinander» das Problem des Ausgleiches oder besser der Vereinigung der verschiedenen Interessen noch nicht lösen kann, abgesehen davon, dass die zahllosen Fäden dieses Systems doch wohl ein recht kompliziertes Gewebe ergäben. Auch scheint es mir ein Fehler des Gildensozialismus, dass er sein System einer neuen Welt immer noch zu sehr auf Gebilde aufbaut, die in der alten Welt entstanden und bei allem Gegensatz zum Alten doch noch tief von ihm beeinflusst sind, nämlich auf Gewerkschaften und Genossenschaften. Ganz neue Gemeinschaftsformen scheinen mir nötig, die nicht nur ein Nebeneinander und einen Ausgleich der Interessen, sondern ihr Miteinander, ihre Verschmelzung erstreben. Vielleicht ist die volle Lebensgemeinschaft der kommunistischen Siedelung diese ganz neue Gemeinschaftsform. In diesem Sinne wiese der Gildensozialismus noch über sich selbst hinaus auf die kommunistische Siedelung hin.

So scheinen mir mancherlei Erwägungen und Bewegungen den Siedelungsgedanken zwar uns nicht als einen Schlüssel hinzuhalten, den wir nur ins Schloss des Tores der Zukunft zu stecken und umzudrehen haben, wohl aber als den Anfang eines Leitfadens, der genaue Prüfung, ja einiges Vertrauen verdient. Trotz alledem bezweifle

ich nicht, dass es noch viele sehr fremd anmuten wird, dass durch Siedelungen eines Tages das Bild unserer Gesellschaft und die Art unseres Lebens völlig umgestaltet werden könnten, darunter auch solche oder gerade solche, die sich daran gewöhnt haben, von einer Eroberung der Macht durch das Proletariat auf politisch-parlamentarischem Wege oder durch den Generalstreik eine vollständige Neuordnung zu erwarten.

Aber wäre vielleicht gerade die Fremdheit des Siedelungsgedankens ein letztes Zeichen für seine Bedeutung? Haben wir nun nicht schon solange von gewohnten Kräften und Mächten, wie Parlament, Gewerkschaft, Genossenschaft, das neue Leben und die neue Ordnung erhofft und nicht erhalten, dass wir uns sagen müssen, etwas ganz Neues, Ungewohntes, Fremdes müsse kommen, nach dem Wort: pflüget ein Neues und säet nicht unter die Dornen, damit das neue Leben endlich aufgehen und seine Blätter, Blüten und Früchte treiben könne? Den jungen Menschen jedenfalls und namentlich denen darunter, die sich nach dem Alles-Erneuerer, nach dem Revolutionär aller Zeiten nennen wollen, steht es sicher nicht schlecht an, ihre Augen hoffend, auch begeistert, aber dabei fest und prüfend auf das Neue zu richten, das im Chaos dieser Zeitwende, im Schöpfungsnebel unserer nachtdunklen Gegenwart wie ein neues Festland, mit dem ersten Schimmer eines neuen Tages auf seinen Bergspitzen, vor ihnen auftaucht.

A. Bietenholz-Gerhard

# Zur Weltlage.

## Politik und Religion.

Nachdem wir im letzten Hefte mehr der politischen und sozialen Form der heutigen Weltbewegung nachgegangen sind, wollen wir diesmal, als Ergänzung dazu, die religiöse und kirchliche ins Auge fassen. Dies freilich nur in Kürze und nicht mit der Absicht, dieses gewaltige Thema in seine Tiefen zu verfolgen, sondern mehr zu dem Zwecke, überhaupt darauf hinzuweisen und die Tatsachen, Aufgaben und Probleme, die sich auf diesem Lebensgebiete erheben, ins Licht zu stellen — alles aber in diesem Zusammenhang mit dem Blick auf das politische Leben.

Unsern Ausgangspunkt bildet

## 1. Die Papstwahl.

Sie hat diesmal unter sehr bedeutsamen Umständen stattgefunden. Schon lange nicht mehr hat die Welt mit solcher Aufmerksamkeit nach Rom, dem Rom des Vatikans und der Peterskirche, geschaut, wie bei diesem Anlass. Der verstorbene Papst wurde in aller Welt als Friedenspapst gefeiert und auch die Organe unseres «Freisinns», die solange vom Kulturkampfknochen lebten, haben begeistert mitgemacht. Nun bin ich selbst nie ein Kulturkämpfer gewesen, weiss die Wahrheit des Katholizismus zu schätzen und meine, über die Schranken des konfessionellen Denkens hinaus zu sein, aber zu dieser Friedensrolle des Papsttums muss ich doch ein paar Fragezeichen machen. Gewiss, der Papst ist für Frieden und Abrüstung eingetreten, den alten Idealen des Papsttums getreu; er hat den Krieg kräftig verurteilt, hat Friedensversuche angestellt. Am höchsten rechne ich ihm an, dass er die Selbstüberwindung aufgebracht hat, für den nicht von ihm ausgehenden Völkerbund einzutreten, ein Umstand, dem der Eintritt der Schweiz in diesen vor allem zu verdanken ist. Daneben stehen aber andere Tatsachen. Hat man denn während des Krieges gespürt, dass der Katholizismus eine antimilitaristische Macht sei? Wer hat denn Bann der Kriegsbesessenheit gebrochen? Doch nicht etwa der Papst, auch nicht Bischöfe, Priester, Mönche, die haben doch so ziemlich alle (ganz verschwindend selten waren die Ausnahmen) mitgemacht, haben das göttliche Recht des Krieges verteidigt und das Kriegshandwerk religiös geweiht. Nein, es waren auch diesmal die «Ketzer», die Sozialisten, Pazifisten, Antimilitaristen, Dienstverweigerer, die dem Reiche Gottes Bahn bereitet haben, und wenige davon waren Katholiken. Der Papst hat gesprochen, gewiss, aber zu sehr als Funktionär, zu sehr im feierlichen Stil der Offizialität, zu wenig als lebendiger Mensch und mit der heiligen Leidenschaft der Unmittelbarkeit, zu sehr wie der Papst, zu wenig wie Jesus. Hätte er gesprochen, wie Jesus — wenigstens nach seinem Sinn und seiner Art — welch einen Sturm hätte das gegeben, welch eine Revolution! Wie wäre das Papsttum da erst in die Höhe gestiegen! So aber war es die Sprache einer kirchlichen Diplomatie. Es war das, was der Papst als geistlicher Vater sowohl der Ententevölker wie der zentralmächtlichen, tun *musste*. Dass er es offenbar auch mit Überzeugung und von Herzen getan, ist dabei sein einziges

Verdienst und freilich kein kleines. Aber wie ganz anders lebendig, ganz anders unmittelbar vom Herzen Gottes herkommend, wie viel menschlich-persönlicher zugleich und darum auch wie viel aufrüttelnder ist die Stimme Wilsons gewesen, des Protestanten, des Enkels der Puritaner! Man sage mir nicht, ich leide nun einmal an Wilsonmanie — das ist nicht richtig, ich muss nur auf diese Dinge aufmerksam machen um der bedeutsamen Wahrheiten willen, die sich damit verbinden. Ich tue es auch nicht um des Protestantismus willen. Mein Streben und Sehnen ist sehr ernsthaft auf den «neuen Katholizismus» gerichtet, der die protestantische und katholische Wahrheit in einer höheren Sphäre verbände; aber dieser Katholizismus ist freilich nicht bloss Romanismus. Es ist nun aber interessant, wie die gleichen protestantischen Kreise, die Wilson, den Erzprotestanten, nicht genug ablehnen und verhöhnen konnten und können, für den Friedenspapst Lobeshymnen haben. Dabei übersehen sie ganz, dass Wilson trotz all seiner Fehler und Niederlagen doch für die Schaffung einer neuen Völkerordnung ganz unvergleichlich mehr ausgerichtet hat, als der Papst.

Aber jedenfalls haben nun das Papsttum und der Katholizismus Oberwasser. Es liegt einer müden, von dunklen Stürmen hin und her geworfenen Welt, zu diesem scheinbar festen Felsen Petri aufzuschauen, von dem das milde Licht des Friedens strahlt. Aus tiefster Verweltlichung erwachend, noch glaubensschwach, des unmittelbaren Schöpfens aus der Quelle entwöhnt, liebt sie das erste Wiederaufglänzen einer die Welt beherrschenden Wahrheit in dieser etwas allgemeinen, auch der Sentimentalität und dem Vergötterungstrieb entgegenkommenden Form. Wir begreifen, dass die katholische Kirche voll neuen Hochgefühls ist. Mächtige Stimmungen kommen ihr entgegen. Die Aussicht auf eine neue Weltherrschaft scheint sich aufzutun. Frankreich hat sich mit der Kirche schon weitgehend ausgesöhnt, es wird wieder katholischer. Italien geht den gleichen Weg. Die Schweiz hat wieder einen Nuntius. In der angelsächsichen Welt schreitet der Katholizismus fort. In Deutschland stellt er die regierende Partei. Die Übertritte zu ihm mehren sich. Katholisierende Strömungen zeigen sich mitten in erzprotestantischen Ländern.

Wenn der neue Papst zum ersten Mal seit dem Verlust des Kirchenstaates wieder von der Loggia der Peterskirche aus urbi et orbi

Rom und allen Völkern, seinen Segen und besonders einen Weltfriedenssegen erteilt hat, so ist das freilich ein sehr wichtiges Zeichen der Zeit. Man hat darin einen Akt der Versöhnung sehen wollen und mit Recht, aber es ist nicht nur eine Versöhnung des Papsttums mit Italien und der Welt überhaupt, sondern noch viel mehr umgekehrt Italiens und der Welt mit dem Papsttum. Dieser Akt ist die symbolische Ankündigung, dass Rom sich anschicke, wieder die Führung der Welt zu ergreifen, und zwar die politische und soziale wie die religiöse. Es will an die Spitze eines Weltfriedensreiches treten. Den Völkerbund hofft es wohl zu katholisieren. Man wird sich die demokratische Bewegung eingliedern. Es ist eine vielsagende Tatsache, die man wohl zu wenig bedenkt, dass in Deutschland das Zentrum die Demokratie stützt und dass der einflussreichste demokratische Politiker des Bürgertums, der Reichskanzler selbst, Katholik ist, wie Erzberger, der treue Sohn der Kirche, einer der radikalsten Demokraten und Sozialpolitiker war. In Frankreich gehören die «christlichen Demokraten» um Marc Sangnier zu den tapfersten Vertretern einer demokratischen, pazifistischen und internationalistischen Opposition und in Italien vollends reicht die katholische Volkspartei einem ausgesprochenen Sozialismus die Hand, sodass von einem «christlichen Bolschewismus» geredet worden ist. Ganz gewiss wird die Kirche, vielleicht von einem intelligenten Papsttum geführt, versuchen, auch den Sozialismus zu erobern. Ansätze dazu sind auch sonst vorhanden. Sogar in dem reaktionären Katholizismus der Schweiz ist noch mehr sozialer Sinn und mehr Offenheit für die neue Welt vorhanden als in unserm protestantischen Bürgertum, wie die Motion Gotteret im Nationalrat und ihr Schicksal beweist.

Es gibt ja zweifellos auch eine andere Strömung im heutigen Katholizismus, eine reaktionäre, absolutistische, und man darf wohl die Vermutung hegen, dass es wesentlich der Ringkampf dieser beiden Tendenzen war, der die Papstwahl beherrschte, und dass er mit einem Sieg der auf «Versöhnung» mit den heutigen Weltbewegungen zum Zwecke ihrer Beherrschung ausgehenden geendigt hat. Aber das ist ja die Eigenart der katholischen Kirche, dass sie sehr wohl solche Gegensätze in ihrem Schosse tragen und auch verschiedene Eisen gleichzeitig im Feuer haben kann.

So wird sich der Katholizismus in der nächsten Zeit mit neuer Gewalt als Faktor der politischen und sozialen Weltgestaltung erweisen. Wir tun gut, darauf gefasst zu sein. Abgesehen von der umfassenden Wirksamkeit, die wir angedeutet haben, wird er auch besondere einzelne Pläne verfolgen. Er wird versuchen, ein neues mitteleuropäisches Reich zu schaffen, das an Stelle der gestürzten Habsburgermonarchie ein weltliche Konzentration katholischer Macht darstellte. Dazu eignet sich am besten das vom Zentrum beherrschte neue Deutsche Reich. Es könnte als katholische Macht an die Stelle der formell immerhin protestantischen Hohenzollernmonarchie treten. Der langgehegte Plan, unter Auflösung des neudeutschen Reiches eine in München oder Wien ihr Zentrum besitzende katholische Monarchie zu schaffen, ist vorläufig wohl aufgegegeben, doch hält man jedenfalls Ungarn warm. Dazu kommt, dass durch die vom Weltkrieg herbeigeführte Umwälzung ein römisch-katholisches Land, Polen, neue Bedeutung bekommen hat. Wenn man bedenkt, wie dieses mit Frankreich verbunden ist, so taucht eine neue Beziehung auf, die in diesem Zusammenhang beachtenswert ist.

Mit Polen sind wir schon mehr gegen Osten gerückt. Und nun ist zur Vervollständigung des Bildes noch die Tatsache zu erwähnen, dass eine ganz ernstliche Bewegung im Gange ist, die griechisch-katholische Kirche, zum mindesten die russische, wieder mit der römischen zu vereinigen, das heisst: sie unter deren Oberhoheit zu bringen. Denn diese russische, die sogenannte orthodoxe Kirche, hat mit dem Zarentum ihr Haupt und ihre weltliche Stütze verloren, sie ist aus den Fugen gegangen. Wenn diese Wiedervereinigung zustande käme, so wäre das ein Ereignis von einer Tragweite, gegen die gehalten sehr vieles andere, was uns diese Zeiten gebracht, verblassen müsste. Eine vielhundertjährige Geschichte würde dadurch aufgehoben, Ost und Westen wieder verbunden. Das müsste auf alle übrigen Entwicklungen mächtig einwirken.

So erhebt sich scheinbar diese zeitweilig schon fast totgesagte römische Kirche auf einmal mitten aus der Katastrophe der Welt zu neuer Macht und Herrlichkeit und wird der vielleicht bedeutsamste Faktor der Weltentwicklungen.

## 2. Der Protestantismus.

Was sollen wir zu diesen Aussichten sagen? Wir werden wohl vor allem auf die angelsächsische Welt verwiesen, die doch im wesentlichen eine protestantische Macht sei und die jetzt politisch, wirtschaftlich und schliesslich doch auch kulturell die Welt beherrschen werde. Die übrige protestantische Welt müsste sich dann gleichsam um sie zusammenschliessen. Wieder würde der Protestantismus gleichsam durch Calvin und Cromwell gerettet.

Es liegt darin wohl ein Stück Wahrheit. Zwar ist zu bedenken, dass zweifellos jene moderne Richtung im Katholizismus den Blick der Eroberung vorwiegend gerade auf die angelsächsiche Welt, die Trägerin der politischen Zukunft, richtet, aber noch steht hier doch eine gewaltige protestantische Macht, die der katholischen wohl das Gegengewicht zu halten vermag.

Es ist auch nicht zu vergessen, dass die Umwälzung des Weltkrieges auch dem Protestantismus Türen geöffnet hat. Der Krieg hat allüberall katholische Menschen zu einem neuen Suchen veranlasst und den Glauben an ihre Kirche erschüttert. Er hat im östlichen Mitteleuropa geradezu eine alte antikatholische Macht, das Hussitentum, zu neuem Leben erweckt. Denn es bildet die Seele der neuen tschechoslowakischen Republik. Ihr Präsident Masaryk, eine der edelsten und segensvollsten Gestalten unserer Zeit, ist ein überzeugter Protestant. Aus dieser Quelle fliesst viel Hass und Verleumdung gegen diesen jungen Staat und seinen Leiter. — Überhaupt bildet die religiöse Gärung dieser zu neuer Selbständigkeit und Bedeutung erwachten Völker Osteuropas eine grosse Möglichkeit für den Protestantismus und in Russland vollends nimmt mit dem Zerfall der «orthodoxen» Kirche die ketzerisch religiöse Bewegung gewaltig zu.

Auch in anderer Form wehrt sich der Protestantismus seines Lebens. Er schliesst sich selbst zu grossen ökumenischen Gebilden zusammen, wie wir sie früher einmal in diesen Heften geschildert haben. «Der Weltbund der Kirchen» vereinigt alle nichtrömischen Kirchen zu einer gewissen Einheit und stärkt sie durch das Gefühl eines solchen Zusammenschlusses gegen die Gefahren des Chaos. Ähnliche Entwicklungen gehen im Innern der einzelnen Völker vor sich. Die Einheitstendenz waltet also auch hier vor. Dass das

angelsächsische Christentum in dieser Weltorganisation die Führung hat, stimmt mit dem früheren Gedankengang ganz zusammen. Und nun ist zu beachten, dass auch dieser vereinigte Protestantismus die Welt neu organisieren will, nur in Freiheit. Der Weltbund will durch die Verbindung im Höchsten die Völker versöhnen und so als Ergänzung zu dem politischen Völkerbunde diesem «eine christliche Seele» geben. Er beschäftigt sich auch mit der Aufstellung eines sozialen Programms, das zweifellos wesentliche Elemente des Sozialismus aufnähme. Wenn diese Entwicklungen vorwärts gehen, dann mögen sie ebenfalls einen grossen Einfluss gewinnen. Es wird aus zuverlässiger Quelle berichtet, dass es eine Abordnung des amerikanischen Kirchenbundes (Federal Council) gewesen sei, die Präsident Harding zur Einberufung einer Abrüstungskonferenz veranlasst habe, und gewiss ist von dem Enthusiasmus und der Tatkraft des angelsächsischen Christentums für die neue Gestaltung der Welt noch Grosses zu erwarten. Es lebt im reformierten Christentum von Anfang an ein «neuer Katholizismus», der Welteroberungsdrang einer laienhaften Theokratie. Dass Genf und damit auch Zürich, das heisst, die ganze Schweiz, durch die Verlegung des Völkerbundssitzes in unsere Mitte aufs neue in diesen grossen Zusammenhang gestellt worden ist, kann ich auch unter d i e s e n Gesichtspunkten nur als weltgeschichtliche Gnade betrachten, freilich auch als Ruf zu neuen Aufgaben.

Nehmen wir noch dazu, dass eine Reihe von f r e i e n B e w e g u n g e n, wie die «Christliche Internationale», der «Versöhnungsbund», die Quäker, die Brüdergemeinde, auf vorwiegend protestantischem Boden die Geister über alle Welt hin sammeln und zwar auf die Wirklichkeit des Gottesreichs in a l l e m Leben hin, dann tritt der katholischen Weltorganisation eine ebenbürtige protestantische entgegen. Fügen wir noch hinzu, dass auch die c h r i s t k a t h o l i s c h e K i r c h e edlen frischen Lebenssaft zeigt.

Im Angesicht dieser Tatsachen braucht uns um das Schicksal des Protestantismus noch nicht bange zu sein. Gewiss ist vorläufig die Einheitstendenz stärker als der Freiheitsdrang und insofern herrscht der Katholizismus als P r i n z i p vor, aber das bedeutet noch nicht die Vorherrschaft Roms. Vielleicht ist diese Reaktion auf den Atomismus und das Chaos nötig. Es vollzieht sich in diesen katholischen

Formen eine neue Sammlung der Geister. Diese wird ganz von selbst zu neuer religiöser Vertiefung führen und diese wieder zu jener Unmittelbarkeit, aus der neue Freiheit entspringt. Es sind Kräfte gerüstet, die sowohl über den historischen Katholizismus, als über den historischen Protestantismus hinausführen werden. Gewiss mag uns der Ausblick auf die nächsten Entwicklungen im religiös-kirchlichen wie im politischen und sozialen Leben wenig gefallen: grosse Zentralisationen, Zurücktreten des freien, individuellen Lebens und Gestaltens. Aber die Freiheit ist in unserer Welt so tief begründet, dass sie immer wieder durchbrechen wird, wenn ihre Zeit gekommen ist. Sie sucht heute einerseits neue Begründung, anderseits neue Formen. Gottes Wege sind über denen der Menschen.

### 3. Östliches Neuland.

Wenn wir einen Augenblick noch über den Bereich der «christlichen Welt» hinaus blicken dürfen, so möchte ich auf zwei Punkte hinweisen: auf die Armenier und auf den Zionismus.

Es hat uns leid getan, dass wir zeitweilig in den «Neuen Wegen» der Armenier zu vergessen schienen. Dies war aber nicht der Fall, wir fanden nur nicht Zeit und Raum, ihre Lose hier gebührend zu verfolgen. Wir hätten sonst gern von der Schändlichkeit einer Politik geredet, die zwar gegen Deutschland alle Strenge des Rechtes (und Unrechtes!) geltend machen, aber den Türken, entgegen allen feierlichen Versprechungen und aller Menschlichkeit zum Hohn, die Armenier ausliefern will. Wir würden für diese Politik vor allem Frankreich brandmarken, wenn nicht England, Amerika und Italien so wenig Energie zum Gegenteil zeigten, dass sie schliesslich im Grund ebenso schuldig werden. Besonders Amerika wird für den Egoismus seiner antiwilsonschen Politik viel zu büssen haben! Wir Andern aber blicken auf Armenien als auf eine Hoffnung für Vorderasien, trotz allem. Wir glauben, dass das Märtyrerleiden auch Märtyrerlohn zur Folge haben wird und tragen dieses gemartertste der Völker durch unsere Gebete.

Vom Zionismus, das heisst, von dem Einfluss, den das Judentum, wenn es sich in Palästina einen Mittelpunkt schafft, auf Asiens Geschicke gewinnen kann, soll nur eine Andeutung gemacht werden. Hier taucht ein neuer Faktor der Weltgestaltung auf. Es sei vorläufig nur darauf hingewiesen.

## 4. Ein Blick weiter in den Osten.

Die Armenierfrage führt uns weiter zum Islam. Die Preisgabe der Armenier bedeutet bei Frankreich einmal Angst vor Russland, dem man einen Bundesgenossen entziehen will, und sodann Rivalität mit England, das sich mit Frankreich in den Einfluss auf die islamische Welt teilt. Der griechich-türkische Krieg ist in diesen Zusammenhang einzuordnen.

Wir stehen vor der Tatsache, dass auch der Islam ein immer stärkerer Faktor der Weltbewegung wird. Die egyptische und indische Erhebung sind Äusserungen seines neuen Lebens. Ob nicht auch für ihn der Verlust direkter politischer Macht ebenso segensreich wird, als er für die römische Kirche war? Von der islamischen Propaganda in Mekka und Egypten ist schon lange eine Erweckung der muhammedanischen Welt ausgegangen.[1] Ob diese nicht auch innerlicher Natur sein könnte? Es gibt im Islam( der ja «Friede» heisst) schon lange die universalistische und pazifistische Bewegung des Bahaismus, der ein Pendant zu allerlei christlichen Bewegungen der Gegenwart bildet. Sollte nicht unsere Hoffnung auf eine solche innere Umwälzung des Islams gehen? Was für eine heilige Kraft könnte aus diesen leidenschaftlichen Seelen brechen, wenn sie wieder einmal vom Feuer der höchsten Wahrheit ergriffen würden? Und ist nicht auch dies allein der Weg zu einer politischen Erlösung des Ostens? Zum mindestens sollten wir versuchen, den Islam besser kennen zu lernen.

So ist denn neues Leben vorhanden und wir wollen uns darüber freuen, in dem Glauben, dass es auf Gottes, nicht des Teufels, Wegen vorwärts gehe.

Und noch weiter im Osten? — Alle Zeichen und Zeugen sagen uns: grosse Gärung, grosses Sehnen der Seelen nach neuem Licht und Leben. Sadhu Sundar Singh, Tagore, Gandhi, Sun-Ja-Tsen, Utschimura, lauter Boten einer neuen Zeit.

Ich habe zuletzt nur noch in Andeutungen geredet und es war meine Meinung, nur einige Fragen zu stellen. Sie sollten wieder bloss auf solche Seiten an der heutigen Weltbewegung aufmerksam machen, die wir ob den rein politischen und sozialen nicht übersehen dür-

[1]) Vergl. Gottfried Simon: Islam und Christentum.

fen, schon darum nicht, weil diese von ihnen so tief beeinflusst werden. Nach meiner Überzeugung werden sie an Wichtigkeit nur noch gewinnen, und es ist mein Glaube, dass sie alle neuen Offenbarungen des Reiches Gottes und einer neuen Erde entgegentreiben. L. R.

# Rundschau

**Aus Deutschland.** Drei deutsche Konferenzen. Die drei Konferenzen, von denen hier berichtet werden soll, scheinen mir am besten den Stand des religiösen Ringens im gegenwärtigen Deutschland anzuzeigen. Es fanden freilich noch viel mehr Herbstkonferenzen statt als diese drei, darunter mehrere Jugend-Zusammenkünfte, eine sogar unter dem Namen «religiöse Woche». An diesen war es uns nicht vergönnt, teilzunehmen, darum wird das Urteil über die drei Konferenzen irgendwie beengt sein, aber ihre Höhenlage bürgt für ihren entscheidenden Sinn und Wert.

Die erste Konferenz war um den 13. September in Hannover. Sie war ganz privat von Karl Mennicke einberufen und sammelte die versprengten Häuflein derer, die aus der aufwallenden «religiös-sozialen» Bewegung Deutschlands übrig geblieben waren, die sich vor zwei Jahren in Tambach zu sammeln und vor einem Jahre in Marburg zu zerstreuen begonnen hatte. Das will heissen, Hannover vereinigte diejenigen unter ihnen, die sich auch weiterhin an ernster theoretischer Arbeit beteiligen wollen, die zugleich die Wirtschafts- und Gesellschaftsfragen mit ihrer Eigengesetzlichkeit sehr ernst nehmen, ja sie studieren wollen, und die drittens, auch das muss bemerkt sein, nicht allzu sehr eschatologisch eingestellt sind.

Wir bewegten uns um die Frage, die das Thema des zweitägigen Zusammenseins bildete: Was heisst sozialistische Lebensgestaltung?

Die Versuchung lag nahe, von allen möglichen Versuchen zu berichten, wie man die egoistische Lebensgestaltung schon jetzt, inmitten der bösen Wirtschafts- und Weltordnung, überwinden könne. Aber im grossen und ganzen entging man dieser Versuchung. Es wurden eigentlich in dauernd bewegten Aussprachen nur die Probleme an den Tag gestellt. Dabei waren zwei Pole der Gedankenführung zu bemerken, durch die die Aussprache grundsätzliche und wesentliche Bedeutung erhielt (obwohl anderseits das Verhältnis, d. h. das gegenseitige Verständnis der Kopf- und zahlreich erschienenen Handarbeiter durchaus ungeklärt war). Der eine dieser Pole waren die Fragen des Marxismus, in besonderer Zuspitzung auf den Klassenkampf und die Möglichkeit individueller Freiheit innerhalb der kapitalistischen Bindungen. Resultate wurden hier nicht erreicht, sondern nur, wohl für alle Teilnehmer, eine Vertiefung der Erkenntnis der Dinge. Der andere Pol wurde bezeichnet durch die praktische Aufgabe, die darin besteht, die kleinbürgerliche, auch die Sozialisten fesselnde Ideologie und Lebensweise, Vereinsbetrieb, Zweckehe und alles was damit zusammenhängt, durch gemeinsame Tätigkeit, also nicht einsiedlerisch-wichtigtuend, sondern in «kleinen Gemeinschaften» einer neuen Art zu überwinden — oder wenigstens dies zu versuchen. Auch hier kam man nicht über allererste Anfänge hinaus, gerade weil alle die, die von einer neuen Sicht, auf den «sozialistischen Menschen» zu, berührt waren, das starke Gefühl hatten, jetzt nur Vorläufiges und Vorbereitendes sagen zu können und zu dürfen. Gleichwohl: wenn wir sagten, dass «nur» die Probleme deutlicher vor

uns aufstanden, so bedeutet das nicht, dass hier ein unfruchtbarer sozialistischer Diskussionsklub aufgetan wurde, sondern dass ein lebendiges Verhältnis zwischen Schau und Tat zu schwingen begann — wobei Tat freilich nicht in dem naiven, ungehemmten Sinn zu nehmen ist, als ob man nur zuzugreifen brauche und als ob nichts leichter sei, als die uns gestellten Fragen und Antworten zu lösen.

Auch die zweite der Herbstkonferenzen, die Gemeinschaft der amerikanischen und englischen Quäker mit deutschen Quäkerfreunden in Dillenburg, vom 17. bis 19. September, liess jenes Schwanken zwischen Erkenntnis und Tat ganz deutlich spüren, wenn auch, der Situation der Quäker angemessen, das «Tatbetonte» viel stärker hervortrat. Der Kreis war wie in Hannover auf etwa 40 Teilnehmer beschränkt. Dabei trat nicht nur hervor, dass die Quäker von jeder Eitelkeit auf ihre Berufung zu praktischer Hilfe frei sind, sondern dass sie auch für die letzten Lebensfragen ein viel ausgeprägteres Verständnis haben, als es sonst bei Engländern der Fall ist. Viel historisches Material wurde aufgerollt. Auch ein deutscher Mennonitenpfarrer konnte auf die grosse Aehnlichkeit zwischen Quäkern und deutschen Mennoniten, nicht nur in der Verfolgung, sondern auch im Aufbau, hinweisen. Aber vor allem spürten wir mit Carl Heath und Carolina Wood, die zugleich an leitender Stelle in der Quäkerspeisung stehen, starke Verwandtschaft des Geistes. Nur eine letzte Schranke blieb, da wo es sich um unsere ureinfachen neuen Formulierungen handelte, die von den Quäkern als zu theoretisch und zu wenig unmittelbar empfunden wurden. Gogarten selbst war nicht anwesend, aber sein Geist und seine «Theologie» beherrschten stundenlang die Aussprache.

Der von vornherein nicht allzu starke Ueberschwang einiger Deutscher, die daran dachten, die Quäkerformen direkt auf Deutschland zu übertragen, wurde stark gehemmt. Denn es trat deutlich hervor, dass die Quäker durchaus nicht alle Menschen zu Anhängern gewinnen wollen, sondern mit einem gewissen Stolz auf ihren «Quakerism» bei allen das innere Licht suchen und — selbst mit uns Pfarrern, deren drei oder vier zugegen waren, herzliche und dauernde Gemeinschaft halten wollen. —

Gestalteten sich diese beiden Konferenzen zu einem stillen, starken, ernsten, wenn auch zähen Ringen, so brachte die Eisenacher Konferenz des «Bundes für Gegenwartschristentum» (d. h. vereinigte «Freunde der christlichen Welt» und Bünde für freie Volkskirche in Thüringen und beiden Sachsen und Anhalt) Anfang Oktober nicht nur einen grossen Aufmarsch von Hunderten von Personen, sondern auch einen grossen Kampf. Die Verbindung des Nationalismus stärkster Dosis mit dem Liberalismus erwies dessen Unfruchtbarkeit, und wenn die Triumphe, die diese Verbindung hier noch einmal feierte, gewiss nicht die letzten sind, so lag doch für die Wissenden ein Hauch der Vernichtung über jenen Aeusserungen einer Religion, die im Paktieren mit den (vermeintlichen!) Staatsnotwendigkeiten und den platten Verstandesweisheiten der Menschen besteht. Dass wir vor allem den Internationalismus bekämpfen müssen und dass die Deutschen das beste Volk der Welt seien, dass man sich nicht mit Schwarzen und Gelben abzugeben habe und die Rachepsalmen ein Spiegel unserer Gefühle gegenüber der Entente seien, dass wir die Teile des Psalters, wo ein zertretenes und gepeinigtes Volk Gott um Hilfe und bessere Zukunft bittet, ungehemmt übernehmen können — das sind nur einige Proben dafür, was man in weiten Kreisen noch als wesentlich ansieht — in weiten christlichen Kreisen! Und diese Proben erhalten dadurch, dass sie den stärksten Beifall auf dieser Heerschau-Tagung des freien deutschen

Protestantismus fanden, noch besondere Schwere.

Aber nun erhob sich aus tieferen Gründen ein Geist, der jenen Geist überlieferter Denkbahnen und Kompromisse absolut in Frage stellte. Ein Gott, der dazu missbraucht wird, um einem Volk die verlorene politische und wirtschaftliche Macht wieder zu verschaffen, ein Gott, der vorwiegend durch treue Pflichterfüllung im Beruf geehrt wird (so Förster-Frankfurt in seinem sonst biendenden Vortrag über Marcionitisches Christentum), als ob Gott nicht jeden Beruf und gerade den des Theologen ständig in Frage stellte, ein Gott, der mit der Umschaffung der Wirklichkeit nichts mehr zu tun hatte: solch ein Gott wurde und wird doch mehr und mehr als ein Götze unserer Phantasie oder unseres Verstandes erkannt.

Wenn nun aber Liebe aus Freiberg in seinem Vortrag «der Gott des neuen Geschlechts und wir» den Versuch machte, die verschiedenen Gottesbegriffe der Gegenwart nebeneinander aufzureihen, so musste dieser Versuch notwendig scheitern. Nicht nur war es unvermeidbar, dass die der Gegenwart eingeborene Spannung zwischen theophilem und atheistischem Lebensgefühl — etwa im Sinne Dostojewskis — gar nicht zur Geltung kam, weil eben nur eine positive Anschauung neben der andern ohne immanente oder entwicklungsgeschichtliche Kritik hingestellt wurde; sondern eben diese Anschauungen konnten im Fluge der lehrhaften Aneinanderreihung gar nicht wirklich ernst genommen werden, obwohl des öfteren programmatisch erklärt wurde, man müsse sie alle, selbst die Vertreter der Wotansreligion, ernst nehmen. Und so kam es, dass wohl alle möglichen modernen Gottesbegriffe und Stimmungen, auch bei modernen Dichtern, berührt wurden, dass aber das, was man heute die Gottesfrage nennt, gar nicht ins Licht trat. Der Gott, wie ihn Christus sah, der ein schöpferischer und umschaffender ist, wurde nicht verspürt. Aber das Seltsame war, dass diese Frage nach Gott doch über der ganzen Tagung lag, auch wenn gerade in dem Vortrage über Gott nicht die Rede davon war. Denn die unerbittliche Notwendigkeit, den gegenwärtigen Augenblick, den «Kairos», als absolut zu nehmen und in das Licht des Absoluten fallen zu lassen, wurde eben unausgesprochen ganz stark gefühlt. Und die Aussprache besonders Gogartens, Mennickes und Rades, holten dann das Versäumte nach und stellten so die recht erkannte Kampffront der Gegenwart gegen die Vergangenheit her. So wurde der erste, nicht erfolglose Vorstoss getan, um den Begriff «Gegenwarts - Christentum» seines schwächlichen, relativen Inhalts zu entkleiden und ihn mit dem zu füllen, der uns, im Lichte und im Geiste des Absoluten, nottut.

Hans Hartmann

**Neue Entwicklung des Genossenschaftswesens.** Von B. Jäggi und K. Munding sind soeben «Richtlinien zur weiteren Entwicklung der Genossenschaftsbewegung» herausgegeben worden.[1])

Wer innerhalb und ausserhalb der Genossenschaftsbewegung für die ihr innewohnende Idee gearbeitet hat, wer sich dabei häufig die Frage vorlegen musste, ob die gegenwärtige Gestalt der Bewegung wohl noch die rechte Verkörperung dieser Idee sei und genügend Lebens- und Entwicklungskraft in sich trage, um sich zur Idee zu entfalten, der muss diese «Richtlinien» von ganzem Herzen begrüssen. Aus ihnen kommt uns wirklich ein ersehnter neuer Ton entgegen, weht es uns frühlingshaft und hoffnungsvoll an. Denn sie greifen klar und resolut wieder zum alten, ursprünglichen Genossenschaftideal zurück, das eine Familienhaftigkeit der Wirtschaft, eine Besserung un-

[1]) Zu beziehen beim Verband schweizerischer Konsumvereine, Basel.

seres Arbeitslebens erstrebt, durch Zusammenfassung der Einzelfamilien in kleine W i r t s c h a f t s g e m e i n d e n, die dann, vom organisierten Warenbezug ausgehend, das Gefüge der Gütervermittlung und der Güterproduktion zu tragen haben. Wo die heutige Organisationsform der Konsumgenossenschaften sich von diesem Ideal der kleinen Wirtschaftsgemeinde entfernt, fordern die «Richtlinien» eine andere, wobei immer wieder der eine grundlegende Gedanke betont wird: das genossenschaftliche Ideal besteht nicht nur in einer besonderen Form der Güterverteilung, sondern in einer Art menschlicher Gemeinschaft, in einem Ausströmen des F a m i l i e n g e i s t e s in die weiteren Kreise hinein. Dazu bedarf es neben der genossenschaftlichen Warenvermittlung, ja mit ihr und durch sie, der genossenschaftlichen E r z i e h u n g. Für beide Ziele aber muss die entsprechende Organisationsform gewählt werden. Diese erblicken die «Richtlinien» in der Zentralisation der Warenvermittlung (Grossbezug, Eigenproduktion etc.) einerseits, in der D e z e n t r a l i s a t i o n d e s g e n o s s e n s c h a f t l c h e n L e b e n s andererseits. Heute haben wir, besonders bei den umfangreichen Konsumvereinen der Städte, häufig gerade das Gegenteil: eigenen Warenbezug der Einzelvereine neben der Grosseinkaufstelle des Verbandes, also Zersplitterung der wirtschaftlichen Kräfte, Häufung von Angestellten und Beamten, starke k a u f m ä n n i s c h e Inanspruchnahme der Leiter, die sich dann dem Innenbetrieb, der Propaganda und der Erziehung nicht mehr genügend widmen können. Andererseits völliger Mangel an Gliederung innerhalb der Riesenvereine, eine Mitgliedschaft, die sich weder untereinander kennt, noch mit der Verwaltung in Beziehung steht, ja, oft kaum mehr Interesse am Genossenschaftsbetrieb nimmt als an irgend einem Privatgeschäft. Demgegenüber schlagen nun die «Richtlinien» vor, die mittleren und grossen Vereine, die besonders weit vom Ideal der «Wirtschaftsgemeinde» entfernt sind, in kleine, um Warenvermittlungsstellen gescharte Gruppen derart aufzuteilen, dass der wirtschaftliche Vorteil des Grossbetriebes gewahrt werde, die Mitverwaltung und Mitverantwortlichkeit des Einzelnen, vor allem auch der Frauen, aber völlig zum Ausdruck und zur Auswirkung komme. In dieser neuen Organisationsform, in der wohl auch schon mancher von uns die rechte Umkehr zum Genossenschaftsideal gesehen, erblicken die «Richtlinien» den Weg, die Konsumgenossenschaften zu ihrem Ziel zu führen, in ihnen die Konsum- und Sparkraft der Glieder möglichst vollständig zu erfassen und aus ihnen jenes Gemeinschaftsleben herauszugestalten, das erst den Namen «Sozialismus» verdiente.

Die «Richtlinien» befassen sich naturgemäss nur mit der K o n s u m e n t e n organisation, in der ja auch wir mit ihnen den Ausgangspunkt für die Sozialisierung auf genossenschaftlichem Wege erblicken. Doch sei darauf hingewiesen, dass sie im Hinblick auf die P r o d u k t i o n für die Konsumgenossenschaften nicht nur von der bisher fast ausschliesslich angewandten und propagierten Form der Eigenbetriebe der Vereine oder Verbände sprechen, sondern auch von «Zweckgenossenschaften», unter Beteiligung der Arbeiterschaft, worin doch wohl eine tiefere Berücksichtigung des Arbeitsinteresses gesehen werden kann und ein Versuch, dasselbe organisch und zweckmässig mit dem Konsuminteresse zu verbinden?

Die «Richtlinien» sollen in den Kreiskonferenzen der Konsumvereine, vielleicht auch in den Vereinen selbst, besprochen werden. Wie sie dort aufgenommen, vor allem, wie sie befolgt werden, wird dann zeigen, über wieviel Lebenskraft und Schaffensgeist die Bewegung verfügt. Für uns aber, die wir im Genossenschaftsgedanken immer

ein wichtiges Stück unserer Hoffnung und unserer Aufgabe erblickten, für uns sind diese Äusserungen führender Genossenschafter nicht nur Grund zur Freude, sondern eine Aufforderung, in ihrem Sinne mit an die Arbeit zu gehen. Denn zu ihrer Erfüllung braucht es viele Hände und Herzen, und es wäre ein Versagen unserseits, wenn wir uns hier nicht zur Verfügung stellen wollten. D. St.

**Versammlungen.** Leser und Freunde der Neuen Wege in Bern. Zusammenkunft im Volkshaus, Zimmer Nr. 9. Sonntag, 5. März, nachmittags 4 Uhr.

«Neue Wege» und «Aufbau» — Kreis Basel. Am 4. November 1921 hat in Basel ein Vortrag von Dr. L. Ragaz über die Frage: «Was sollen wir denn tun?» stattgefunden, bei dem sich eine zahlreiche Zuhörerschaft einstellte und etwa hundert Personen sich in Listen als Interessenten für weitere Zusammenkünfte usw. eintrugen. Zu einer solchen kam es erst am 8. Februar, wo Dr. J. Vuilleumier über Strafrechtsreform referierte. Man ging mit der Absicht auseinander, nun möglichst jeden Monat einmal zusammenzukommen und dann die Erörterung des an einem solchen Abend behandelten Gegenstandes in kleinern Gruppen fortzusetzen, soweit der Wunsch dafür da ist.

Im März, voraussichtlich Donnerstag den 16., abends 8 Uhr, soll im «Johanniter» Johannsvorstadt Nr. 48, die nächste Zusammenkunft stattfinden und A. Bietenholz-Gerhard eine Einleitung zu einer Diskussion über den Siedelungsgedanken geben.

Im «Aufbau», und soweit möglich auch in den «Neuen Wegen», soll jeweils zu diesen Zusammenkünften eingeladen werden. Ferner erhalten die auf der Liste vom 4. November 1921 Verzeichneten, soweit sie nicht «Aufbau»-Abonnenten sind, Einladungen. Weitere Gesinnungsfreunde, die ebenfalls eingeladen zu sein wünschen, wollen sich bei A. Bietenholz-Gerhard, Riehen, Kilchgrundstrasse 81, melden.

**Für die russichen Kinder** sind weiter folgende Gaben bei uns eingegangen:

Fr. B. Fr. 10.—. Fr. Sch. 5.—. N.-P. 50.—. E. B. 10.—. B. H. 50.—. Dr. E. H. in B. 20.—. Ungen. Rh. 150.—. Zusammen Fr. 295.—.

# Bücher

Da wir in diesem Hefte wieder einen Aufsatz von Dr. Oskar Ewald in Salzburg, zurzeit Privatdozent an der Universität Wien, bringen, so sei endlich die Gelegenheit benutzt, auf eine Schrift von ihm hinzuweisen, die freilich schon vor einem Jahre erschienen ist, an Wert aber noch nichts eingebüsst hat. Ihr Titel lautet: Die Wiedergeburt des Geistes.[1]) Ihre einzelnen Abschnitte lauten: Söldner und Bekenner. Idole der Zeit. Der Aktivismus und die geistige Internationale. Internationale und Humanität. Die Friedensidee. Schon diese Themen zeigen, wie zeitgemäss im tieftsen Sinne (also «gegenwärtig») sie ist. Sie gehört nach meinem Urteil zum Allerbesten, was über die Probleme der heutigen Krise und ihre Lösung gesagt worden ist. Besonders habe ich zur Begründung des Pazifismus nirgends etwas so Tiefes und Letztes gelesen. Eine innige Freude war mir eine, trotzdem wir einander bis vor kurzem unbekannt

[1]) Ernst Hofmann & Co., Berlin W. 35.

waren, ganz wunderbare Uebereinstimmung in liebsten und innersten Gedanken. Ewald, der meines Wissens von Beruf Philosoph ist, gehört jedenfalls theoretisch und praktisch zu den bedeutendsten und zukunftsvollsten Vertretern der Sache, der wir dienen. Die Beziehung zu jenem österreichischen Kreise von Gesinnungsgenossen, die in Salzburg ihr Zentrum haben, ist für uns vom höchsten Werte. Das Büchlein Ewalds ist gar sehr geeignet, sie herzustellen. Aus einem sehr persönlichen und sehr praktischen Ringen um die Wahrheit Christi entstanden, ist es ein Becher der Erquickung. L. R.

## Sprüche von Zwingendorf.

Es ist dem menschlichen Gemüte schon so: es ist nicht gern für sich, es lehnt sich gern an.

*

Es ist wohl kein Kind Gottes in der Welt, oder es hat Banden, Brüder, Schwestern nach unserm Sinn und Gebrauch. Kein natürlicher Mensch kann leben ohne dergleichen Gesellschaft in seiner Art.

*

Mein Herz ist auf Gemeinschaft gerichtet.

*

Alle Gemeinschaft, die bloss auf Uebereinstimmung der Meinungen und Formen ohne Aenderung des Herzens sich gründet, ist eine schädliche Sekte.

## Redaktionelle Bemerkung.

Zu unserm grössten Verdruss konnte das letzte Heft infolge schwerer technischer Störungen nicht einmal am Ende des Monats erscheinen, geschweige denn, wie geplant war, früher als gewöhnlich. Wir bitten die Leser, diesmal noch Nachsicht zu üben und werden unser Möglichstes tung, dass Aehnliches nicht mehr vorkomme. Die Redaktion trifft keine Schuld. Allfällige Reklamationen in bezug auf Spedition der Hefte und Aehnliches sind an den Rotapfel-Verlag, Erlenbach (Zürich), zu richten.

## Druckfehler-Berichtigung

In den Aufsatz: «Reich Gottes oder Theosophie» sind ohne Schuld des Verfassers zwei sinnstörende Druckfehler gekommen. Es muss Seite 20, Zeile 9 von unten nicht «Erotiker» heissen, sondern «Exoteriker», und Zeile 1 von unten nicht «Mediation», sondern «Meditation».

# Zur Passionszeit

Früher hatte das gesamte Leben während der Passionszeit sein bestimmtes, ernstes Gepräge, — heute aber wird man — abgesehen von den Passionsliedern und Passionspredigten in den Kirchen — kaum mehr an die Passionszeit erinnert. Ja, die Fastnacht, die sich mit ihrer tollen Ausgelassenheit unmittelbar vor die Passionszeit hingepflanzt hat und mit jedem Jahre noch widerwärtigere Formen anzunehmen scheint, ist bald der einzige Hinweis auf diese Wochen der Erinnerung an die Leidenszeit Christi. Gewiss, es liegt nicht an all den Äusserlichkeiten der alten «Fastenzeit», — aber zugleich mit diesen scheint uns doch auch etwas Tieferes verschwunden zu sein. Und wenn wir auch das närrische Fastnachtstreiben, das einen so grellen Gegensatz zu der unmittelbar darauf folgenden Passionszeit bildet, nicht allzu wichtig nehmen, so können wir doch sein immer aufdringlicheres Hervortreten auch nicht bloss als eine belanglose Zufälligkeit ansehen. Wie schon dem Ursprung des Fastnachttreibens zweifellos eine, sei's auch unbewusste Auflehnung des Menschen gegen den Ernst der Passionszeit zugrunde liegt, so kann dessen auffallende Entfaltung in unserer Zeit ein Ausdruck der immer vollständigeren Entfremdung unseres Geschlechtes gegenüber dem Sinn des Kreuzes Christi sein. Oder wer könnte sich des Eindrucks erwehren, dass unser Geschlecht achtlos an dem Kreuz Christi vorübergeht und dass es auch dort, wo es ihm zwar im Vorübergehen noch flüchtig die schuldige Reverenz erweist, die Wahrheit nicht mehr versteht, die Christus als Gekreuzigter verkündet?

Wo aber eine Wahrheit, in der doch einmal Unzählige die Kraft zu einem neuen Leben gefunden haben, derart beiseite geschoben wird, da kann sie auch bei denen, die sich noch zu ihr bekennen, nicht mehr lebendig sein. Nur wo eine Wahrheit zur toten Formel erstarrt ist, wird sie schliesslich wie ein alt und unnütz gewordener Gegenstand in die Ecke gestellt und bleibt dort unbeachtet liegen. Lebendige Wahrheit aber weckt entweder Glaube und Hingabe, oder erregt Ärger und Widerstand; sie erscheint, wie Paulus gerade im Hinblick auf seine Botschaft vom Kreuz Christi gesagt hat, entweder als Torheit oder Ärgernis, oder erweist sich als Gotteskraft. Wo aber gibt sich denn heute das Wort vom Kreuz als solche Gottes-

kraft kund, auch wenn wir uns an diejenigen halten, die sich mit allem Nachdruck zu Christus als dem Gekreuzigten bekennen und das Kreuz als höchstes Heiligtum verehren? Es wird ja unter uns noch viel über das Kreuz Christi gelehrt, gepredigt und geeifert und immer noch bildet es den eigentlichen Mittelpunkt christlicher Andacht und Erbauung; in der Erinnerung an den Gekreuzigten mag auch mancher Gläubige heute noch Trost für sein Leiden, das so gerne auch als «Kreuz» hingestellt wird, finden und der Glaube an eine Sündenvergebung pflegt sich immer noch auf den Kreuzestod Jesu zu berufen. Aber wo macht sich denn unter uns jene Kraft der Weltüberwindung geltend, die sich doch am Kreuz Christi offenbarte? Wo gehen vom Opfertod Christi Wirkungen auf unser Leben aus, dass auch hier die von Christus verkörperte Wahrheit spürbar wird? Wo schafft das Kreúz heute noch Erlösung unter uns? Wir haben ja der Welt immer nur erbauliche Erinnerungen an den Gekreuzigten und geistliche Betrachtungen über seinen Tod zu bieten, nicht aber Wirkungen desselben. Dürfen wir uns da noch wundern, wenn unsere Lehren von der erlösenden Kraft des Kreuzes die Menschen nicht mehr überzeugen können und unsere Predigt keinen Glauben findet? Unser Wort sagt, weil es blosses Wort ist, den meisten nichts mehr und die andern suchen sich nur mühsam seinen Sinn einzureden. Wie in katholischen Gegenden all die hölzernen und steinernen Kreuze zwar auch auf den Gekreuzigten hinweisen wollen und an ihn erinnern, aber doch keine Wirkung auf die Welt, in der sie stehen, ausüben, so stehen auch unsere Lehren vom Kreuz recht hölzern und steinern in unserem Leben drin, ohne sich an diesem als wirkliche Kraft zu erweisen.

Wie anders stand es da doch mit der ursprünglichen Verkündigung dieser Botschaft vom Kreuz Christi. Auch ein Paulus wollte, wie er an die Korinther schreibt, mit keinem andern Wissen auftreten, als dem von Jesus Christus und zwar dem Gekreuzigten. Aber sein Wort und seine Predigt stand nicht auf Überredungskunst der Weisheit, sondern auf dem Erweise des Geistes und der Kraft; denn auf Gotteskraft und nicht auf Menschenweisheit wollte er den Glauben der Seinen gründen (2. Kor., 2, 2—5.). Nicht durch seine neue «Lehre», sein «Dogma» vom gestorbenen und auferstandenen Christus, die man später aus seiner Verkündigung herausschälte, bewirkte

er unter den Menschen tatsächliche Erlösung vom alten Leben und brachte er ihnen neues Leben, sondern durch den Geist und die Kraft, die seine ganze Verkündigung trugen. Er selber war dabei ein lebendiges Zeugnis seiner Verkündigung; die Wahrheit des Kreuzes hatte er an sich selber erfahren und was Christus am Kreuz erkämpft hatte, das wies er als Wirkung in seinem eigenen Leben auf: «Ich bin mit Christus gekreuzigt, — nun lebe ich, aber nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir». Indem Paulus in der Nachfolge Christi, des Gekreuzigten sein Leben für Gott geopfert hat, konnte in ihm auch das neue Leben aus Gott, das mit Christus auf Erden erschienen ist, offenbar werden. Wenn er drum aus eigener Erfahrung schreiben darf: «Ist einer in Christus, so ist er eine neue Schöpfung, das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden!», so dürfen wir nicht übersehen, dass es der gekreuzigte Christus ist, in dem er dies neue Leben gewonnen hat. An ihm hat das Kreuz seine erlösende Kraft erwiesen; in dieser Kraft stehend kann er das Erlösungswerk Christi festhalten und fortführen, sodass im Zeichen des Kreuzes neue Siege des Gottesreiches erfochten werden.

Und das ist eben die Bedeutung und Wirkung, die das Kreuz Christi auch für uns haben soll. Die Erlösung, die uns das Kreuz Christi bringen will, besteht in der Loslösung von der alten Welt, die wir um uns haben und in uns tragen, und in der Bindung an die neue Welt Gottes, die in Christus ihren Anfang genommen hat. Gerade als Gekreuzigter will uns Christus dahin bringen, dass wir die alte Welt fahren lassen können, um dafür die durch ihn geoffenbarte Gotteswelt zu ergreifen. Mitten in einer Welt, die sich von Gottes Willen und Absichten losgesagt hatte, um ihre eigene Herrschaft errichten zu können, stellte Jesus sein Leben völlig unter den Willen Gottes, nur von dem einen Verlangen erfüllt, dass sein Name geheiligt werde, sein Reich komme und sein Wille auch auf Erden geschehe. Und wie er für Gott und sein Reich gelebt hat, so ist er auch für ihn gestorben, in diesem «Gehorsam bis zum Tod, ja bis zum Tod am Kreuz» sein Leben der steten Unterordnung unter Gottes Absichten vollendend. Als sein Leben aus Gott und für Gott der Welt zum Ärgernis ward und ihren Widerstand hervorrief, da hat er diesen Hass der Welt willig auf sich genommen, ja er hat die Schuld der Welt als eigene gefühlt und getragen und sich für sie als Opfer hingegeben, bis zu-

letzt das Leben Gottes offenbarend. Und wahrlich, mehr als der Bussruf des Propheten und die frohe Botschaft des Gottgesandten ergreift uns die stumme Predigt des Gekreuzigten. Muss uns diese nicht im Innersten aufrütteln und zur Besinnung bringen? Die Welt, der wir doch auch angehören, und zwar nicht nur äusserlich, sie hat d e n gekreuzigt, der das Ebenbild Gottes im Menschen wieder sichtbar werden liess und die Welt ihrer ursprünglichen, gottgewollten Bestimmung zuführen wollte! Können wir an dieser Welt, die das Göttliche verdrängt und erdrückt um ihres Eigenwillens und ihrer Selbstherrschaft willen, wirklich noch festhalten? Wird dieses Eigene des Menschen und seiner Welt, das seit dem ersten Sündenfall die Schöpfung Gottes verwüstet, nicht vor dem Kreuz gerichtet, so gerichtet, dass wir uns nie mehr bei seiner Herrschaft in uns und um uns her beruhigen können? Ja, gerade dieses Eigene, Selbstherrliche, das fern von Gott sein eigenes Leben führen und sein eigenes Reich errichten will, will das Kreuz Christi brechen, damit G o t t wieder unser Leben regieren kann. Wir alle sollen noch vor dem Kreuz Christi dahin kommen, dass wir mit Paulus erkennen: «Dazu ist Christus für alle gestorben, dass die, so da leben, hinfort nicht sich selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben und auferstanden ist». Das muss die Wirkung des Todes Christi für uns werden, dass wir unsern Eigenwillen, unser Eigenleben, unsere ganze Eigenwelt, die immer wieder in irgend einer Form zur Kreuzigung des Göttlichen und zur Vernichtung des wahrhaft Menschlichen führen, preisgeben. Nur wenn wir, im Innersten erschüttert durch das Kreuz Christi, dieses Eigene, das wir dem Regiment Gottes entzogen haben, wieder fahren lassen, kann Gott uns sein Leben schenken, uns nach seinem Willen leiten und so sein Reich unter uns aufrichten. Und das ist das Erlösungswerk Christi, dass er wieder eine Bahn gebrochen hat, die aus unserer von Gott losgelösten Welt hinführt zu seinem Reich. Wo wir Christus folgen auf seinem Weg der völligen Hingabe an Gott und mit ihm das eigene Leben zum Opfer bringen, da führt er uns in jene neue Welt, in der nicht mehr sich selbst gelebt wird, sondern dem, der allein auf Erden Macht und Ehre haben soll.

So lässt sich die Erlösung, die uns das Kreuz Christi bringen will, nicht loslösen von seinem Kampf für das Reich Gottes auf Erden, der ja auch der letzte Sinn seiner ganzen Sendung ist. Für Gott und

sein Reich ist Christus gestorben, und nur dann kann sein Tod uns Erlösung bringen, wenn wir uns durch denselben zur Preisgabe unseres Eigenlebens und zur Hingabe an Gott bewegen lassen. Solange wir uns aber den Zustand der Gottesferne, in dem sich unsere Welt noch befindet, nicht einmal zu Herzen gehen lassen, uns im Gegenteil sehr gut, vielleicht gar in zufriedenem Behagen mit der bestehenden Welt abfinden, können wir nicht teilhaben an der Erlösungskraft des Kreuzes. Drum ist nichts verkehrter, als jenes Ausruhen auf dem Opfertod Jesu, wie wir es häufig unter uns haben und das sich noch als besonders gläubig fühlt. Im Vertrauen darauf, dass durch Christus das Erlösungswerk vollbracht und die Menschheit wieder mit Gott versöhnt sei, wähnt man sich alles weiteren Sorgens enthoben; im Opfertod Christi sieht man die feste Bürgschaft für die künftige Seligkeit, und über die Welt ist man um so weniger beunruhigt, als man, ganz nur um das eigene Seelenheil besorgt, überhaupt nicht mehr daran denkt, dass gerade sie nach den Absichten Gottes noch zu seinem Reiche gestaltet werden sollte. So muss das Kreuz Christi, das uns doch mit tiefster Beunruhigung über unsere Welt erfüllen und in den Kampf gegen sie stellen will, schliesslich dazu dienen, dem Menschen mitten im alten Zustand der Welt Beruhigung, ja ein gewisses frommes Behagen zu schaffen! Wo man aber meint, derart in Christi Tod die Bürgschaft für das eigene Seelenheil zu besitzen, ohne doch ihm auf seinem Weg der Selbstverleugnung und des Kreuzes folgen zu müssen, da können sich die Kräfte jenes Lebens, das er uns am Kreuze erkämpfte, nicht geltend machen und bleibt alles im Alten stecken. Da ist aus der Gotteskraft, von der Paulus redet, eine menschliche Religionssatzung geworden, da ist Christus umsonst gestorben, ohne uns seinem Reich und Leben irgendwie näher zu bringen.

Auch als Gekreuzigter weist uns Christus eben einen Weg, und nur wo wir ihm auf diesem Weg folgen, winkt uns das verheissene Ziel; nur wo wir mit ihm kämpfen, erleben wir mit ihm seinen Sieg; «sind wir aber mit Christus gestorben, so glauben wir, dass wir auch mit ihm leben werden». Jesus braucht Menschen, die für Gottes Sache kämpfen wollen und nicht nur für sich selber sorgen und seufzen, die Gottes Ehre auf Erden wichtiger nehmen als das eigene Ergehen, Menschen, die Christus auch dort nachfolgen, wo sie sich

demselben Widerstand und Zorn der Welt aussetzen, die er einst auf sich genommen hat, und die so, wie Paulus einmal von sich sagt, an ihrem Fleische erstatten, was mangelt an Trübsalen Christi. Denn wenn auch Christus sein Erlösungswerk vollbracht hat, so bleibt auch für uns noch etwas in seiner Nachfolge zu tun. Das Unerlöste tritt uns ja in der Menschenwelt auf Schritt und Tritt entgegen, und noch gibt es keinen anderen Weg der Erlösung, als den, den uns Christus gezeigt hat. Nur dort kann etwas geschehen für das Reich Gottes, wo Menschen sind, die sich für Gottes Sache opfern können und Christus folgen auch auf seinem Leidensweg. Wo aber Opfer gebracht werden, da geht's dem Sieg entgegen, denn da setzen unsichtbare Kräfte ein, — da kann Er eingreifen mit seiner Kraft und seinem Leben, der auch die scheinbare Niederlage zum Siege gestalten und aus dem Tode aufzuerwecken vermag. R. Lejeune

# Theosophie oder Reich Gottes?

### 4. Die **Welt** ist für die Bibel eine andere, als für die Theosophie — nur die Bibel kennt eigentlich eine Welt!

Das klingt seltsam und ist doch hochbedeutsame Wahrheit. Wir stossen damit nochmals auf die Tatsache des biblischen Realismus, die wir schon mehrfach berührt haben. Das ist eine höchst eigenartige Sache, eine Sache von höchster Tragweite und viel leichter zu fühlen, als verstandesmässig klar zu machen, ja vielleicht überhaupt nicht ganz verstandesmässig klar zu machen — und dies der Natur der Sache nach.

Die Theosophie ist eine Art Idealismus, das heisst: sie erblickt den Kern der Wirklichkeit in einer «Idee», einer abstrakten Wahrheit. Freilich strebt sie darüber hinaus. Sie will ja, haben wir selbst gesagt, eine Art Realismus sein. Denn sie redet nicht bloss von einer Geisteswelt, sondern von einer Geisterwelt, also von einer Welt, die, scheint es, aus persönlichen Mächten besteht. Aber das ist nur Schein. Diese Mächte haben keinen individuellen Charakter, sie sind trotz ihrer «persönlichen» Gestalt doch blosse Verkörperungen von Begriffen, zu Personen erhobene Ideen. Sie haben etwas Schattenhaftes, Traumhaftes, Verfliessendes. Die Individualität,

Konkretheit und Tatsächlichkeit der Welt wird aufgehoben. An ihre Stelle tritt die «Idee», von der sie bloss ein an sich unwesentliches, auch ungenügendes Abbild sind. Besonders wird alles materielle und sinnliche Leben asketisch gering geschätzt und darum in Geist verwandelt und damit theoretisch und praktisch bekämpft und vernichtet. Man kann auch die Zeit und das Geschehen in der Zeit nicht brauchen, weil dieses aus dem Schema der Einen Idee herausfällt, weil es konkret, unerklärbar ist. Die Geschichte in ihrer unerfindlichen Tatsächlichkeit und Einzigartigkeit wird in eine Art Metaphysik verwandelt, das heisst, sie wird zur blossen Veranschaulichung der Idee, zu einem blossen Symbol von etwas Anderem. Kein Ereignis hat seinen Sinn in sich selbst; keine historische Persönlichkeit besitzt ein schöpferisches Eigenrecht. Alles Einzelne wird von der Idee, oder der Gottheit, verschlungen.

Es tritt eben immer wieder der pantheistische Grundzug dieses Denkens hervor, dessen Formel ist: Hen kai pan (= das Eine ist zugleich das All) und der damit Gott und Welt in Eins setzt. Wie es bei dieser Denkweise zu gehen pflegt, verschwindet bald Gott, sodass nur die Welt übrig bleibt, oder es bleibt nur Gott übrig und die Welt löst sich als blosser Schein in ihm auf. Es kommt weder zu einer rechten Wirklichkeit Gottes, noch zu einer rechten Wirklichkeit der Welt. Alle festen Umrisse fehlen, Eins verfliesst ins Andere. Das einzelne Wesen als solches löst sich sozusagen ins Allgemeine auf. So kommt es auch, trotz allem Bemühen besonders der modernen Theosophie, auf diesem Boden zu keiner rechten Erfassung und Begründung der menschlichen Individualität, des Sinnes und Wertes, den in allem Leben, besonders aber im sittlichen, der Einzelne hat. Wieder tut sich ein gewaltiger Gegensatz zwischen Osten und Westen auf. Der Osten kennt die Individualität und den Persönlichkeitswert nicht; er ist das Palladium des Westens und dieser tut wohl daran, dieses zu hüten, trotz aller Bereitwilligkeit, vom Osten zu lernen.[1])

[1]) Um keine begriffliche Unklarheit aufkommen zu lassen, bemerke ich über meine Auffassung von Persönlichkeit und Individualität folgendes: Sie sind für mich nicht gleichbedeutend. Persönlichkeit nenne ich den unbedingten sittlichen Wert, der jedem einzelnen Menschen eigen ist und ihn zu einem unbedingten Selbstzweck macht. Ihr Gegensatz ist die blosse Sache. Individualität ist die konkrete

Der Westen aber hat diese Wahrheit, kurz gesagt, von der Bibel, nicht etwa von Griechenland, wie man oft oberflächlicherweise meint, oder von der Renaissance. Sie ist die Konsequenz des Glaubens an den Einen, lebendigen Gott. Die Gotteskindschaft im Sinne des Neuen Testamentes und der unendliche Wert der Seele sind nur ein anderer Ausdruck dafür. Und hier wurzelt nun eben der ganze Realismus der Bibel, dessen Verständnis so wichtig ist und dessen Bedeutung nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Hier sind die Dinge, was sie sind; sie sind nicht etwas Anderes, sie haben ihr eigenes Recht, ihren eigenen Wert; jedes trägt insofern die Unendlichkeit in sich, aber als fleischgewordene — sie schwebt nicht abstrakt als «Begriff» oder «Idee» darüber. Es steckt nicht hinter der Pflanze oder dem Tier eine Geisterwelt, die Pflanze ist Pflanze und das Tier Tier; sie haben als solche ihren Sinn im Zusammenhang aller Dinge. Die Welt wird nicht in Spuk und Schatten aufgelöst, sie liegt im Tageslicht, vertraut und eindeutig, wenn auch unendlich tief, von göttlichem Schöpfungsglanz strahlend, aber nicht in der Gottheit untergehend. Jedes Wesen grüsst uns in der Herrlichkeit seiner individuellen Art, als das, was es ist. Auch das materielle und sinnliche Leben hat seine Art, sein Recht, seine Schönheit und Göttlichkeit. Die Welt wird unendlich reich, plastisch, konkret, lebensvoll und nur darin dann auch voll Geheimnis und Wunder.

Aus diesem Realismus strömt das Leben der Welt. Er allein macht eine Kunst und Wissenschaft möglich; er allein gibt dem irdischen Leben Sinn und Wert; er allein ermutigt zum Tun; er allein schafft die Möglichkeit einer wirklichen Geschichte, während die Theosophie allem Leben das Blut aussaugt, eben weil es ihm jene Individualität und Konkretheit nimmt, worin das Geheimnis des Lebens ruht, sodass man den Gegensatz mit Recht auf die letzte Formel brin-

Form, worin dieser unbedingte Wert, der bei allen geistigen Wesen der gleiche ist, in dem Einzelnen annimmt. Es gibt auch eine rein naturhafte Individualität; sittliche Individualität entsteht nur durch die Verbindung des unbedingten Wertes, also der Persönlichkeit, mit jener.

Das indische, also das echt theosophische Denken, leugnet beides: die Persönlichkeit und die Individualität. Es schreibt keiner einzelnen Erscheinung unbedingten Wert zu und ebensowenig ist ihm individuelle Gestaltung Ideal, sondern die Auflösung des Individuellen und Konkreten ins gestaltlos Allgemeine.

gen darf: Leben und Tod, Wachsein und Schlaf, Tag und Nacht.

Sagen wir nun: dieser Realismus schafft erst eine Welt. Hier löst sich weder die Welt in Gott auf noch Gott in der Welt, vielmehr kommt es hier zu einer vollen Wirklichkeit Gottes und damit zu einer vollen Wirklichkeit der Welt. Beides gehört aufs innigste zusammen, was eine Wahrheit von grosser Tragweite ist, die hier im übrigen nur angedeutet sein soll. Gott selbst ist keine «Idee», sondern eine Tatsache, unableitbar und unerklärbar, und so ist die Welt im Ganzen und Einzelnen. Es hängt alle Weltkultur, im höchsten Sinne, am Gottesglauben und zwar am biblischen.

Das ist der wunderbare Sinn und die gewaltige Bedeutung besonders des biblischen Schöpfungsglaubens. Dieser Glaube, der wegen seiner Kindlichkeit je und je modernen philosophischen Geistern verächtlich vorkommt, ist gerade in dieser Kindlichkeit die Grundwahrheit der Welt und er ist in seiner Kindlichkeit auch tiefsinniger als jede andere Auffassung. Die Welt hat, weil sie die Schöpfung Gottes ist, als Ganzes ihren fest umrissenen Sinn und ihr strahlendes Eigenrecht und jedes einzelne Glied der Welt nimmt daran Teil. Sie ist im letzten Grunde unerklärbar, der begrifflichen Auflösung unzugänglich, einfach eine Tatsache, ein Wunder, wie jede Schöpfung ein Wunder ist. Denn sie ist Tat, nicht logisch notwendiger Ausfluss einer Grundidee; nicht Entwicklung in diesem Sinne, sondern stets neues Werden; nicht Notwendigkeit, sondern Freiheit.

Dieses schöpferische Wesen aber geht auch auf den Menschen über. Auch er kann schaffen, kann Neues setzen. Auch er ist nicht bloss Marionette einer Idee oder gar eines Fatums, habe dieses nun feinere oder gröbere Gestalt, er ist frei, soll es, kann es sein. Es gibt kein Fatum, der Ring des Geschehens ist nicht geschlossen, Gott und Menschen führen als Mitarbeiter die Schöpfung fort.

So bekommt das sittliche Leben erst seinen vollen Sinn. Es gibt hier eine Tat, weil es eine Tatsächlichkeit gibt. Es gibt einen konkreten Täter, nicht bloss eine abstrakte Ordnung, deren Illustration er wäre. Das einzelne Tun trägt Unendlichkeitscharakter in sich. Es gibt ein wirkliches Geschehen; denn das Werden, die Zeit, hat Wirklichkeit und ist nicht bloss trügerischer Schein. Es gibt kein Fatum,

das sittliche Leben atmet im Element der Freiheit, in dem allein es gedeihen kann. Darum gibt es auch Schuld und Verantwortlichkeit. Es gibt damit erst recht eine Geschichte, sowohl für den Einzelnen als für die Menschheit: diese Geschichte hat einen Sinn in sich selbst, trotz ihres höheren Zusammenhangs; sie ist an einem Ziel orientiert und hat darin das Gericht.

Diese ganze Wahrheit wird durch die Theosophie zwar nicht einfach geleugnet, aber ins Schattenhafte verwandelt und damit völlig entwertet. Denn sie kennt nicht den lebendigen und persönlichen Gott und seine Schöpfung. Was sie etwa Schöpfung nennt, ist eben, wie wir schon angedeutet haben, bloss Entwicklung, das heisst, die notwendige Entfaltung einer Idee oder eines Schicksals, nicht Tat der Freiheit, nicht Tatsächlichkeit. Ein wirkliches Geschehen, durch das Neues gesetzt wird, gibt es da gar nicht. Das Werden ist Schein und Trug, ein Schauspiel im üblen Sinn. Die Geschichte wird ein Spiel kosmischer Mächte und die Menschheit deren Spielball. Wieder geraten wir ins Reich der Schatten. Ob die Theosophie sich in einzelnen Formen dagegen wehre, sie muss ihrem innersten Wesen nach immer wieder auf diese Bahn geraten, die im Nichts endet. Sie muss sich in sich selbst verzehren und auflösen.

Mit dem Satz, der Mensch werde in der Theosophie ein Spielball kosmischer Mächte, sind wir zu einem weitern Hauptpunkte gelangt:

### 4. Der **Mensch** spielt in der Bibel eine ganz andere Rolle, als in der Theosophie —

und zwar, um es gleich zu sagen, die Hauptrolle und nicht eine Nebenrolle.

Auch damit stossen wir auf einen wichtigen Punkt, der schwer bloss verstandesmässig und begrifflich darzulegen ist, sondern vor allem empfunden werden sollte. Nach der Theosophie wird der Mensch sozusagen ein blosser Anhang der Geisterwelt. Er mag zu dieser aufsteigen, höher und höher bis zu Gott und zur Gottwerdung, aber als Mensch in seiner konkreten Art ist er etwas ganz Untergeordnetes. Ganz anders wieder die Bibel. Auch hier tut sich ein Zug kund, den man selten gewahrt, wohl darum, weil er uns so selbstverständlich ist: die Grösse des Menschen. Das klingt über-

raschend, weil eine gewisse Art von Christentum uns daran gewöhnt hat, in der Herabsetzung und Geringschätzung des Menschen eine Äusserung echt christlicher Frömmigkeit zu sehen. Es ist auch zuzugeben, dass die Grösse des Menschen, wie die Bibel sie versteht, nicht eine ist, die er gleichsam aus sich selbst hätte, nicht ein Titanentum oder ein naturhaftes Übermenschentum — aber es ist darum nur eine noch überlegenere Grösse. Der Mensch ist Kind, Sohn Gottes; er ist Gottes Mitarbeiter, Mitkämpfer. Er ist der Mittelpunkt der Welt. Denn er ist das Bild Gottes. Ob es in andern Welten, auf andern Sternen auch «Menschen» gibt, ist also gleichgiltig, der Mensch ist sozusagen ein kosmisches Wesen, der Mittelpunkt der *ganzen* Welt und ihrer Geschichte.

*Er ist also auch mehr als die Geisterwelt.* Das muss in aller Stärke ausgesprochen sein. Das ist durchaus der Sinn der Bibel. Der Mensch steht dort über den «Engeln», den guten, wie den bösen. Die Engel sind Gottes Diener, er ist sein Sohn. Gott wird Mensch, nicht «Geist». Jesus ist als Gottes Sohn der Menschensohn. Am Menschen und mit dem Menschen entscheidet sich das Schicksal des Reiches Gottes. Der Mensch ist die Krone der Schöpfung, der bisherigen und der künftigen.

Eine wunderbare Anschauung! Wieder sagen wir: Unsere ganze Kultur beruht auf dieser Schätzung des Menschen in seiner Konkretheit und Tatsächlichkeit, auf der Heiligkeit des Menschen, die im letzten Grunde Ehrfurcht vor Gott im Menschen ist.

Ist das Anmassung? Es kann auch Demut sein, Kindlichkeit vor Gott und Brüderlichkeit gegen den Menschen, und der Hochmut könnte leicht auf der andern Seite sein.

Eine Geisterwelt braucht trotz dieser zentralen Stellung des Menschen im Reiche Gottes nicht geleugnet zu werden. Nur ist das Verhältnis so, dass für die Theosophie der Mensch ein Anhang der Geisterwelt ist, für die Bibel aber die Geisterwelt ein Anhang des Menschen.

Wie das gemeint ist, muss allerdings noch klarer gemacht werden. Wir sind nun aber wohl so weit, dass wir jetzt einen vorläufigen Abschluss machen dürfen, indem wir die Hauptsache aussprechen:

### 6. **Christus** ist nach der Bibel etwas ganz Anderes als nach der Theosophie.

Es gibt, wie wir gesehen haben, eine Theosophie, die in gewissem Sinne christlich sein will, indem sie Christus und das Christentum in den Mittelpunkt ihrer Konstruktion rückt, und die sogar den Anspruch erhebt, dem Christentum eine neue, diesem so nötige Begründung zu verschaffen. Es gibt Christen, die das als frohe Botschaft nehmen und sogar bekannte Theologen sind darauf hineingefallen.

Ich sage «hineingefallen»; denn in Wirklichkeit kann es nach unserer Meinung nicht leicht eine schlimmere Gefahr für das Christentum geben, als seine Verwandlung in Theosophie. Es sei schon Gesagtes wiederholt. Wenn die Theosophie behauptet, sie wolle nur gleichsam ein neuer Weltanschauungsrahmen für die einzelnen Religionen, also auch für das Christentum, sein, ohne deren Eigenart anzutasten, so ist zu antworten: dieser Rahmen ist so wichtig, dass er den ganzen Charakter des Gemäldes bestimmt. Ohne Bild und damit schärfer gesagt: wer sich mit der theosophischen Denkweise einlässt und sie grundsätzlich billigt, muss sie auch auf die einzelnen Religionen anwenden, muss also auch das Christentum theosophisch auslegen. Er kann nicht anders.

Das heisst aber das Christentum aufheben. Es wird nämlich in die allgemeine Religionsgeschichte aufgelöst. Christus ist nach theosophischer Auffassung das mehr oder weniger personifizierte Prinzip aller Religion. Das wäre an sich zwar noch nichts, was ein Christ zurückweisen müsste, aber das Verhältnis gestaltet sich so, dass Jesus doch eigentlich nur eine mehr oder weniger zufällige Verkörperung jener Christuswahrheit wird. Nach dem Neuen Testament und allem tieferen Selbstverständnis des Christentums ist Jesus, oder Christus in Jesus, *die* Wahrheit, nicht nur *eine* Wahrheit. Er ist in gewissem Sinne freilich die *Erfüllung* alles Suchens der Religionen, aber doch auch wieder ihr Gegensatz, ihre Aufhebung. Er ist eine *neue* Schöpfung von absoluter Eigenart, seine Wahrheit darum eine absolute, nicht bloss relative. Er ist vor allem wieder eine Tatsache, eine ganz konkrete Erscheinung, ein Mensch, nicht eine Idee oder ein verkörperter Mythus. Dies ist er aber für die Theosophie und das ist ihre gewaltige Gefahr. Sie saugt der unend-

lich konkreten Erscheinung Christi und seiner Sache das Lebensblut aus und führt sie in das Schatten- und Traumreich der Mythologie hinüber.

Damit sind wir nun wohl zum Herzpunkt des ganzen Gegensatzes gelangt und sprechen das letzte Wort aus.

Wir haben die Theosophie in ihrem besonderen Wesen als einen der grossen Typen der geistigen Möglichkeiten geschildert, und das Bild, das wir so gewonnen, durch die weiteren Ausführungen fortwährend verdeutlicht. Umgekehrt haben wir eine total andere Denkweise im Gegensatz dazu bisher mehr in einzelnen Zügen dargestellt und stehen nun vor der Aufgabe, dieses Gegenbild endgiltig zu umreissen und damit, prinzipiell wenigstens, unser Schlussurteil über das Verhältnis von Christentum und Theosophie zu fällen.

In drei Formen bietet sich die höchste Wahrheit dem Menschengeiste dar. Die eine ist der Mythus, das heisst, die dichterische Gestaltung der Wahrheit aus den Träumen des Menschenherzens heraus. Daraus entsteht eine Mythologie, eine erdichtete göttliche Welt voll Herrlichkeit und Tiefsinn und voll Wust und Willkür. Das ist die Art der heidnischen Religionen.

Der zweite Weg ist der der Idee, das heisst, der Erfassung der Wahrheit in Form eines Denkens, sei dieses nun mehr ein Schauen oder eine logische Arbeit. Daraus entsteht ein Idealismus voll geistigen Glanzes und voll künstlicher Konstruktion. Es ist der Weg der Philosophie.

Die Theosophie ist eine Verbindung beider Wege, jedoch unter Vorwalten des erstern.

Von diesen Wegen ist wohl zu sagen, dass sie gewiss die Wahrheit nicht ganz verfehlen werden, dass sie gewiss etwas von ihrem Licht an sich tragen. Man mag mit dem Evangelium nach Johannes erklären, dass sie den göttlichen Logos, oder «das Wort», wie die deutsche Bibel sagt, in sich enthalten.

Aber nun heisst es im Johannesevangelium[1]) weiter und es spricht damit den Sinn der ganzen Bibel aus: «Und das Wort ward Fleisch». Damit ist der Fortschritt von Mythus und der Idee zu Jesus Christus in weltgeschichtlichem Stil bezeichnet und damit auch der Unterschied von Theosophie und Reich Gottes. Was vorher bloss Mythus

[1]) Joh. 1, 1 ff.

und Idee, das heisst, Dichtung, Traum, Spiel der Phantasie, Erzeugnis menschlichen Denkens und menschlichen Sehnens ist, in Jesus wird es Wahrheit, Wirklichkeit, feste Tatsache. An Stelle von Mythus und Idee tritt der lebendige Gott und seine Geschichte mit dem Menschen, die in Jesus Christus ihren Mittelpunkt und Gipfel hat; was vorher sich in den Wolkenräumen der Phantastik bewegte, wird schlichte menschliche Wirklichkeit; was in den Mysterien geträumt wurde, tritt heraus, als reale Kraft und Tatsache, in den hellen Tag des menschlichen Wesens.

Wieder stehen wir vor einer Wahrheit von unermesslicher Tragweite für das Verständnis der Geschichte, der Religion und aller menschlichen Probleme. Nur einige Züge aus ihrer Fülle können wir andeuten.

Nun tritt das Christentum, besonders nach seiner biblischen Gestalt, rein und in seiner ganzen wunderbaren Eigenart hervor. Es ist nicht bloss die Fortsetzung der allgemeinen Geschichte der Religion, sondern eine durchaus besondere Welt, mit eigenem Gang, eigener Geschichte, eigenem Recht. Jesus ist, wie gesagt, in gewissem Sinne die Erfüllung des Sehnens der Völker, aber auch seine Aufhebung. Nicht zieht ihn die Religionsgeschichte in sich hinein, sondern er löst die Religionsgeschichte auf. Nicht verwandelt er sich in eine Mythologie, sondern er macht aller Mythologie ein Ende. An die Stelle des Spiels der Götter und Geister tritt die menschliche Geschichte mit ihrer Konkretheit und sittlichen Einfachheit. Mythus und Idee erweisen sich bloss als Vorahnung dieser Wahrheit und gehen in ihr auf. Das Wort wird Fleisch.

Damit hängt ein Anderes zusammen. Mythus und Idee sind Gebilde des menschlichen Dichtens und Denkens, aber Jesus Christus und das Reich Gottes ist eine Tatsache, und zwar eine Tatsache von Gott, ein Ausfluss seines Wesens und eine Wirkung seiner Herrschaft. Sie sind nicht von der Art der Welt, stammen aus einer andern Ordnung der Dinge, als die Erscheinungen der Welt. Sie sind in diesem Sinne *übernatürlich* und darum für das bloss natürliche Wesen des Menschen anstössig, seinem Willen zuwider und seinem Verstande unfasslich. Sie sind Offenbarung; sie stammen aus der Welt des lebendigen und heiligen Gottes, der anders ist als die Welt, die von ihm geschaffene, aber auch von ihm abgekommene.

Das ist die Auffassung der Bibel und des tieferen Christentums. Dem gegenüber erscheinen Mythus und Idee als Werk des *Menschen*, als Ausdruck seines Suchens und Sehnens. Gewiss ist dieses von Gott in die Menschenseele gelegt, gewiss ist es nicht ohne Wahrheit, gewiss hat es Teil am «Logos», aber es bleibt doch im Bereich des Menschlichen haften, vermischt sich mit Menschlichem, bleibt ungestilltes Sehnen, bleibt menschliches Machen, psychisches Wesen und kann in grosse Verwirrung geraten, in Wahn und Aberglauben versinken und ebensogut dem Schlimmsten dienen, wie dem Besten.

Damit ist das *Heidentum* im Unterschied zum *Christentum* charakterisiert. Heidentum ist Weltvergottung, Naturvergottung, Menschenvergottung, Götzendienst. Es ist nicht von der Wahrheit verlassen, aber es ist immer in Gefahr, in Phantastik und dämonische Verkehrtheit zu verfallen. Es gewährt keinen vollen Frieden und keine volle Erlösung. Diese kann nur ein Gott geben, der *über* der Welt ist, wenn er auch *in* die Welt kommt. Nur im Reich des lebendigen Gottes, der unser Vater ist, nur in Christus, wird es Tag für die Seele. Hier erlöst der *wirkliche* Gott, der Gott, der Fleisch wird.

Und noch eine andere Folgerung ziehen wir. Diese Wirklichkeit Gottes nennen wir eben *Reich Gottes*. Es ist die Welt, die *von Gott* herkommt und mit ihren Realitäten den Menschen umfasst. Aber das Dichten und Denken des menschlichen Geistes können wir *Religion* nennen. Es ist das Gleiche was Vinet meint, wenn er das Erste la religion de Dieu und das Zweite la religion de l'homme nennt. Darum ist Religion etwas völlig anderes, als Reich Gottes. Religion ist menschliches Tun und Denken, Reich Gottes göttliche Wirklichkeit. Religion ist Gefühl, Theorie, Konstruktion, Reich Gottes ist Tatsächlichkeit, ist ein Zustand — der Zustand, wo Gott Wirklichkeit wird in der Erfüllung seines Willens. Religion ist einem inneren Gesetz nach Suchen des Jenseits, des eigenen Heils, Reich Gottes die Herrschaft Gottes über alle Wirklichkeit und damit erst die volle Erlösung des Menschen. Religion führt in eine Traum- und Schattenwelt, Reich Gottes ist mit der Wirklichkeit Gottes auch die der Welt und des Menschen

— und zwar ihre göttliche Wirklichkeit. Es ist eine aus Gott wiedergeborene Welt.

### 7. Vorläufiger Abschluss des Urteils.

Durch diese Gesichtspunkte ist unser Urteil über die Theosophie und besonders ihr Verhältnis zum Christentum bestimmt.

Die Theosophie ist für uns eine religiöse Art, die wir vorchristlich oder ausserchristlich nennen müssen. Auch das Wort Heidentum dürfen wir in diesem Sinne auf sie anwenden. Sie liegt im Reiche der Idee und noch mehr des Mythus und kennt noch nicht den vollen Tag, der durch die grosse Wendung herbeigeführt wurde: «Das Wort ward Fleisch». Sie kennt nicht den lebendigen, heiligen schöpferischen, persönlichen Gott der Bibel und seine Welt. Drum bleibt sie im Lande der Sehnsucht, der Schatten und ihres Trugs. Sie ist Religion, das heisst also: ein Aufquellen der Mächte, die in der Psyche des Menschen nach höherem Leben, nach dem Unbedingten, Ewigen, nach Gott verlangen, aber sie bleibt, als Religion, im Reiche dieser Psyche befangen. Mit der Religion teilt sie das Schicksal, dass sie Wahrheit und Irrtum, Licht und Finsternis, Segen und Fluch, Himmel und Hölle, Göttliches und Dämonisches in allerlei Mischungen vereinigt. Sie ist Menschenwerk und Menschenweisheit, also wirklich Anthropo-Sophie und nicht eigentlich Theo-Sophie.[1]) Darum bleibt sie im letzten Grund tief unbefriedigend, darum artet sie so leicht in immer wildere Phantastik aus und wird für den religiösen Ernst zur Spielerei.

Sie ist Menschenwerk und Menschenkunst. Damit hängt schliesslich die Gefahr zusammen, die ihre feinste und grösste zugleich ist: die Selbstvergottung. Dass die Seele aller Theosophie im Grunde das Eritis sicut Deus der Schlange sei, haben wir schon einmal erklärt. Es ist eine uralte Intuition, dass es ein Wissensverlangen gebe, dessen offenes oder verborgenes Motiv sei, sich Gott gleich zu setzen, die Gottheit, wie die Bibel sagt, sich als «Raub» anzueignen. Dieses Wissenwollen ist ein Machtdrang, der sich sogar Gott zu Diensten machen, sich über Gott erheben will. Darum soll dieses Wissen sich in Magie verwandeln, in übernatürliche Macht und

[1]) Theos = Gott; Anthropos = Mensch; Sophie = Weisheit.

Kunst. Es scheint mir nicht zu leugnen, dass dies in gröberer oder feinerer, vielleicht allerfeinster Form, auch das Motiv der Theosophie ist. Sie besitzt darum das Verlockende alles Unerlaubten, alles Luziferischen. Ihre Geheim-Weisheit soll zur Geheim-Kunst führen. Sie gesteht das durchaus selber. Wen sollte eine solche Verheissung nicht verführen?

Aber gerade hier tritt der Gegensatz zur biblischen Art wieder ganz schroff zutage. Nichts erscheint der Bibel frevelhafter als solches Wissen und solche Kunst. Wie sie in der Geschichte vom Sündenfall, deren Wahrheit und Tiefsinn unerschöpflich ist, jenes Wissen als dämonisch und das Streben darnach als Ungehorsam gegen Gott verurteilt und es in anderen Formen, als «Weisheit der Welt», für Torheit vor Gott erklärt, so betrachtet sie vollends alle Magie, das heisst Zauberei, als Sünde der Sünde. Denn sie ist ihr Götzendienst in besonders schlimmer Form. Die Bibel zieht hier eine ganz scharfe, manchen fast unbegreiflich scharfe Linie. Sie schneidet eine ganze Welt unerbittlich ab. Aber dieser Schnitt ist die Rettung der Welt von der Herrschaft der Dämonen. Dieser Schnitt befreit die Seele vom Bann des Schicksals und der Knechtschaft unter dunkle Mächte. Dieser Schnitt trennt die Tagwelt des Glaubens von der Nachtwelt des Aberglaubens; dieser Schnitt vernichtet die furchtbare Gewalt des religiösen Machtdranges und macht die Seele frei für den Dienst Gottes und des Menschen in Freiheit und Liebe.

Damit er nicht umsonst geschehen sei, müssen wir die Theosophie als Ganzes schroff von uns weisen. Weit davon entfernt, dass sie dem Christentum eine Hilfe und Stütze wäre, ist sie ihm eine gefährliche Versuchung. Sie ist ein Teil der ewigen Versuchung Christi. Wenn Christus den Versucher abweist mit seiner Weisheit und Kunst, die ihm Macht des sozialen, religiösen und politischen Zaubers verschaffen will, so weist er auch die Theosophie ab. «Da liess ihn der Versucher und Engel kamen und dienten ihm.»

## 8. Eine Milderung des Urteils, die zugleich eine Verschärfung bedeutet.

Ist dieses Urteil nicht zu scharf? Sollte eine Erscheinung, die nach unserer eigenen Auffassung im Grunde doch hoher und edler Natur ist, nicht doch auch einen Teil Wahrheit enthalten?

Gewiss! Wir haben diese Momente der Wahrheit an ihr reichlich hervorgehoben. Nun wollen wir aber in dieser Beziehung noch einen Zug ans Licht stellen, auf den es vor allem ankommt.

Wir haben die Theosophie auf die Seite der «Idee» gestellt, in das Reich des «Mythus», und damit in eine Welt der Abstraktheit, der Phantastik, der Schatten. Wir vermissten an ihr jenen höchsten Realismus des Reiches Gottes, den lebendigen Gott, das Persönlichkeitswesen Gottes und des Menschen, eine wirkliche Schöpfung und eine wirkliche Geschichte. Es löste sich immer wieder die Welt in Gott oder Gott in die Welt, das Konkrete ins Allgemeine und die Tat ins Fatum auf. Aber wir mussten stets anerkennen, dass etwas von der Wahrheit des Reiches Gottes immerhin in der Theosophie erscheine, wenn auch nur schattenhaft. Man könnte uns wirklich mit Recht einwenden, dass ja die Theosophie die Welt als ein Reich der Geister sehe, dass sie eine Schöpfung kenne und die Wahrheit sich in einem grossartigen Geschichtsverlauf entfalten lasse, und dass sie für diese grosse Geschichte der Welten wie für die des einzelnen Menschen Tat und Schuld als Grundelemente annehme.

Was sagen wir nun dazu?

Wir sagen: Die Theosophie hat eine Doppelgestalt. Sie vertritt tatsächlich die Wahrheit, die Wahrheit des Reiches Gottes. Darin beruht ja wohl ihre tiefere Bedeutung für unsere Zeit, wie freilich auch ihre Verführungskunst. Sie ist dem Idealismus in gewisser Hinsicht überlegen, eben durch ihren Realismus.

So mildern wir unser Urteil über sie. Aber sollte diese Milderung nicht zugleich eine Verschärfung sein? Bedeutet nicht dieses Wahrheitselement eben die grosse G e f a h r der Bewegung? Denn diese Wahrheit ist in ihr eben doch entstellt, verdunkelt, mit fremden Elementen versetzt. Darum gerade ist sie ein Hemmnis für die echte Gestalt der Wahrheit. Darum stammt sie aus dem Reiche des Versuchers. Denn nur edle Gestalten, nur Gestalten, die der Wahrheit bis zur Täuschung ähnlich sehen, sind verführerisch. Um dieser Scheinwahrheit willen müssen wir sie erst recht von uns weisen.

Das leitet uns zu einer letzten Erörterung in diesem besondern Zusammenhang über.

## 9. Ein Zugeständnis, das doch keines ist: die Theosophie der Bibel.

Wir haben bisher vielleicht das Stärkste, was die Theosophie für sich einwenden kann, verschwiegen. Immer haben wir der Theosophie die Bibel gegenübergestellt. Aber kann uns der Gegner nicht gerade an diesem Punkte fassen? Kann er nicht triumphierend ausrufen: «Als ob nicht gerade die Bibel voll Theosophie wäre! Als ob nicht gerade die Bibel die Theosophie rechtfertigte!»

Paulus erklärt doch (1. Kor. 1, 24 und 30 und 2, 7) Christus als Theosophie (Theou Sophian) als Gottesweisheit oder auch als Weisheit von Gott (Sophian apo Theou). Er behauptet, dass der Geist alle Dinge erforsche, auch die Tiefen der Gottheit. (1. Kor. 2, 10.) Im Kolosserbrief steht die berühmte Stelle, dass in Christus alle Schätze der Weisheit und Erkenntnis verborgen seien (Kol. 2, 2—3), und der Brief stellt zum Teil eine «christliche Theosophie» dar. Ein Strom von Theosophie geht durch das ganze Neue Testament, durch die ganze Bibel. Die Bibel glaubt offenkundig an eine Welt guter und böser Geister aller Art. Sie kennt auch eine Magie, freilich die weisse statt die schwarze — was anders bedeuten denn die Wunder?

Was sagen wir dazu?

Gewiss verhält es sich so. Auch die Bibel kennt eine Theosophie. Aber was für eine und in was für einem Sinne?

Das ist ganz klar und folgendes darüber zu sagen.

Erstens: Wenn man jene Stellen des Paulus anführt, so darf man die Hauptsache nicht vergessen, dass sie nämlich der Theosophie entgegengestellt werden! Das, was wir bisher Theosophie genannt haben und künftig wieder so nennen werden, nennt Paulus dort Kosmo-Sophie (Welt-Weisheit) und Anthropo-Sophie (Menschen-Weisheit).[1]) Es handelt sich bei Paulus um die Ablehnung jeder menschlichen Weisheit, die sich an die Stelle jener göttlichen setzen will, die im fleischgewordenen Christus und besonders in seinem Kreuze erscheint, das den Juden ein Ärgernis und den Griechen eine Torheit, ihm aber Gottes Kraft und Gottes Weisheit (Theou Sophia) ist. «Denn das Törichte Gottes ist weiser als die

[1]) Vergleiche 1. Kor. 1, 20 und 2, 5.

Menschen und das Schwache Gottes stärker als die Menschen». Er stellt die rauhe, unvernünftige (alogische) Tatsache des Kreuzes und des «armen Jesus» der glänzenden Philosophie der Welt gegenüber, die durch die Übersetzung in die «Idee» das Kreuz Christi entleert. Diese Weisheit ist Torheit vor Gott. Die Weisheit Gottes hat es so geordnet, dass die Welt nicht durch die Weisheit Gott erkennt, vielmehr in ihrer Weisheit zu schanden wird. Das ist die Demokratie des Evangeliums, das nicht den Weisen «nach dem Fleisch», den Mächtigen und Wohlgebornen, sondern den weltlich Unedlen und Verachteten, den Kleinen und Geringen zugänglich ist. Jene Weisheit aber (die wir mit der heutigen Theosophie ruhig gleichsetzen dürfen), ist im Grunde gar nicht Theosophie, das heisst, Weisheit Gottes, sondern Weisheit der Welt, der Menschen, Weisheit dieser Erde und ihrer Herrscher, das heisst, dämonische Weisheit. Sie ist religiöser Intellektualismus, dessen Wurzel stets in einer Art von Heidentum liegt.

Das ist die Meinung des Paulus, wie der ganzen Bibel, über die Theosophie. Und was sagt vollends Christus selber[1]): «Ich danke dir, Vater, dass du dieses den Klugen und Weisen verborgen, aber den Unmündigen offenbart hast. Ja, so ist es dein Wohlgefallen.»

Zweitens: Aber was soll denn die Ankündigung der Theosophie, die man selber hat, im Gegensatz zu jener andern?

Hier tritt wieder jene Wahrheit in ihr Recht, die das Zentrum des Evangeliums ist: «Das Wort ward Fleisch». Denn die Meinung ist: Jesus Christus ist die wahre Theosophie, das heisst Weisheit Gottes. In ihm ist alles Verlangen nach voller Erkenntnis Gottes erfüllt. Er ist der Sinn der Geschichte. Alle andere Theosophie ist abgetan! Die Theosophie der Bibel ist die Aufhebung der Theosophie.

Gewiss, es gibt eine geheimnisvolle Erkenntnis Gottes, auch seiner Tiefen. Das ist eben das, was in Christus erschlossen ist, «was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, Gott aber bereitet hat denen, die ihn lieben.»[2]) Diese Schätze der Weisheit und Erkenntnis erschliesst den Gläubigen der heilige Geist. Aber das ist etwas völlig Anderes als die Theosophie.

Davon ist bald wieder zu reden.

[1]) Matth. 11, 25—26. [2]) 1. Kor. 2, 9—10.

Drittens: Es gibt nach der Bibel freilich eine *Geisterwelt*. Wer wollte das leugnen? Es kommt bloss darauf an, was für eine Rolle sie spielt. Darüber haben wir uns schon ausgesprochen: Genau die entgegengesetzte wie in der Theosophie. Die Geisterwelt bildet in der Bibel den Hintergrund des auf die Erde kommenden Reiches Gottes, in der Theosophie den Vordergrund einer Geheimlehre; sie spielt dort neben Gott und den Menschen keine wesentliche Rolle, während in der Theosophie Gott und Mensch von ihr verdrängt werden. Aller Engel und Dämonenkultus ist der Bibel Götzendienst, Aberglaube, und wird von ihr geächtet; so auch das Geistersuchen.

Endlich — zum Vierten — ist auch das *Wunder* im Sinne der Bibel, vor allem im Sinne Jesu, ungefähr das Gegenteil der *Magie*; es ist ein Beweis der Macht *Gottes*, nicht des *Menschen*. Nichts hat Jesus schärfer getadelt, als die Mirakelsucht, der das Wunder eben Zauber ist.

So zeigt sich klar: Das Zugeständnis ist keins. Die Theosophie der Bibel ist die stärkste Aufhebung der Theosophie.

Es bleibt dabei: Bibel und Theosophie sind zwei verschiedene Welten, Tag und Nacht, Wesen und Schein, Wirklichkeit und Schat-
Christentum und Theosophie gehen *grundsätzlich* geurteilt nicht zusammen.

L. *Ragaz*

(Fortsetzung folgt.)

---

# Werk und Hilfswerk[1])

« Solange der Einzelne nicht den Mut hat, die heutige Gesellschaft sich selbst zu überlassen und ihrem Verderb, noch nicht die Kraft hat, sich dieser Gegenwart zu verschliessen, so lange er auf sie einwirken, ihr helfen, ihre Schäden bessern will, steht er noch in ihr befangen. Mit ihr verstrickt — wie wollte er ihr helfen? Ihr enthoben — warum sollte er ihr helfen? »

Emil Roniger

## I.

Gewiss, wer aus tiefen Leiden und Zweifeln kommt und dann glaubt, ein Licht zu sehen, möchte davon zeugen — und dann «stam-

[1]) Wir freuen uns sehr, dass durch diese Auseinandersetzung mit dem im Januarheft erschienenen Aufsatz über « Gemeinschaft » von Roniger

melt» er oft und sagt nicht, was er eigentlich sagen wollte — oder er sagt es unklar. Vielfältige Menschen haben immer eine Ecke, wo das, was sie sagen, auch anders verstanden werden kann. Die Vieldeutigkeit liegt uns nur allzu sehr im Blut, und ein Kind der Vieldeutigkeit ist die Vorliebe für die paradoxe Wendung.

Als ich die oben angeführten Sätze Ronigers zum ersten Mal las, erschienen sie mir als unwahr und verletzend. Nun gebe ich gern zu, es wäre ungerecht, sie losgelöst vom übrigen Zusammenhang zu lesen; aber im ganzen Aufsatz Ronigers über Gemeinschaft ist doch etwas enthalten, das eben im obigen Zitat seine schroffste Formulierung gefunden, und das ich nicht unwidersprochen lassen möchte.

Roniger erkennt tief das Fehlen der Gemeinschaft, echter, geistgetragener Zusammengehörigkeit. Seine Gesellschaftskritik ist in allem Wesentlichen zutreffend. Ein Ton von Entrüstung ist unverkennbar. Aber warum Entrüstung über eine Gesellschaft, die man, ohne sich umzuschauen, hinter sich lassen will? Warum schliesslich auch das «Werk», von dem doch wieder gesagt wird, dass es über die Grenzen der Gemeinschaft hinaus wirken müsse? Ich glaube kaum fehl zu greifen, wenn ich trotz aller gegenteiligen Versicherung doch ein verborgenes Solidaritätsgefühl, ein verborgenes Verwachsensein mit allem was Menschenantlitz trägt, also auch mit aller heutigen Gesellschaft, aller heutigen Gegenwart bei Roniger durchfühle.

So treffen nachfolgende Ausführungen vielleicht nicht Roniger in seinem wirklichen Sein, wohl aber können sie möglicherweise die Unhaltbarkeit und Gefährlichkeit einiger seiner Formulierungen ins Licht rücken und so der Aufklärung dienen.

## II.

Wer über Gemeinschaftsgeist nachdenkt, stösst immer gleich am Anfang auf das Problem, wie sich Individualentwicklung und Sozial-

die Aufmerksamkeit bei dem grossen Problem festgehalten wird und hoffen, dass es wieder häufiger zu solchen freundschaftlichen Aussprachen in den « Neuen Wegen » komme. Redaktoren und Mitarbeiter dürfen sich umso freier äussern, wenn die Leser wissen, dass sie nicht mehr beanspruchen, als eine Stimme neben andern zu sein. In diesem Sinne ist alles, was in den « Neuen Wegen » erscheint, einfach zur Diskussion gestellt.
Die Red.

betätigung zu einander verhalten oder verhalten sollten. Ein Fehlgriff ist's jedenfalls, in beiden Gegensätze zu wittern. Diskussionen, die sie gegeneinander ausspielen, sind meistens ziemlich unfruchtbar, weil eben beide Parteien, wenn es sich wenigstens um gutwillige Menschen handelt, gewöhnlich dasselbe meinen, aber mit andern Worten. Die Betonung der Individualentwicklung und die Betonung der Sozialarbeit sind die beiden Pole unseres tätig bewegten Geisteslebens; aber die beidseitigen Ausstrahlungen greifen so sehr ineinander, dass von einer eigentlichen Gegensatzstellung keine Rede sein kann. Dass das höchste Glück der Erdenkinder die Persönlichkeit sei, ist eine durch alle Erfahrung bestätigte Erkenntnis. Individualentwicklung wäre also höchste Sozialforderung. Andrerseits ist Individualentwicklung ohne lebendigsten Anteil an der Menschheit Wohl und Wehe gar nicht möglich. Nur wer «sein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitert» wächst über sich hinaus, entwickelt sich. Also: Sozialarbeit, Sozialverantwortung bedeutet höchste Möglichkeit der Erweiterung und Steigerung unserer Persönlichkeitskräfte. Dabei ist es ja freilich nicht unbedingt nötig, dass man irgend einer sogenannten «Bewegung» sich anschliesst, sondern nur, dass man in seiner Arbeit sich des menschlichen Zusammenhangs bewusst bleibt. Aber über eines muss man sich wohl bei allem Tun klar sein: den hundertprozentigen Geist erreicht keiner von uns. Etwas Allzumenschliches bleibt immer haften; aber es wäre doch wirklich verkehrt, deshalb resigniert überhaupt auf Auswirkung seiner Kräfte zu verzichten. Gerade unserer unumgänglichen Begrenztheit wegen ist trotz aller menschlichen Sehnsucht und allem Überschwang Gemeinschaft nur stufenweise, nur annäherungsweise zu erlangen.

Erziehung zum Gemeinschaftsgeist aber bleibt wichtigste Arbeit aller Erziehung und Selbsterziehung.

## III.

Von diesem Gesichtspunkt aus gewinnt alle Reformarbeit, alle Teilnahme an Einzelbewegungen ein ganz anderes Aussehen. Sie ist nicht mehr ein Überbetonen einer zersplitternden Einzelheit, von der man alles erwartet, sondern sie ist ganz wesentlich Erziehung zur Gemeinschaft, Erziehung zur Verantwortung im konkreten Fall, Ge-

wissensweckung. Das Helfen liegt nicht nur im Interesse der Hilfsbedürftigen, sondern ebensosehr in dem der Helfenden. Sich einer in ihrer Auswirkung als sinnvoll erkannten Bewegung anzuschliessen, hilft vielen nicht nur zur sozialen Erkenntnis, sondern hilft oft ebensosehr manchen über eigene Lebensnöte hinweg. Der Anschluss an eine Bewegung, deren innerste Richtung mit Begeisterung erfüllt, hat etwas Seelengesundmachendes. Der hilfsfrohe Wille, der auf ein Zeichen wartet, der aufmerksam stille hält, um wach zu sein, wenn ihm das Leben Aufgaben zuwirft, steht nun nicht immer der Menschheit ganzem Jammer gegenüber, sondern das Übel zeigt sich ihm Hilfe heischend im einzelnen Fall, in der Einzelidee, im Einzelschicksal. Dies ist auch dann so, wenn er sich in seinem Innern mit den Problemen des Leides und der Erlösung vom Leiden im Tiefsten prinzipiell auseinandersetzt. Der Blick braucht deshalb durchaus nicht an diesem Einzelfall haften zu bleiben, und die geleistete Hilfe braucht keineswegs übertrieben eingeschätzt zu werden.

Jedes wesentliche Symptom des Weltleides braucht sein eigenes Studium und seine eigene Art der Bekämpfung. Aber so gewiss Alkohol- und Tabakvergiftung, Tuberkulose, Prostitution und Syphilis, Militarismus und eine Geldwirtschaft, die der Not und der Krisen nicht Meister wird, nur Einzelsymptome menschlicher Gemeinschaftslosigkeit, menschlicher Heimatlosigkeit anzeigen, ebenso gewiss würde ihre Beseitigung ein Wachsen irdischen Heimatgefühles bedeuten. Und nun, wenn ich mich mit allem heutigen Gegenwartselend als unlöslich verstrickt erkenne, ist es mir dann wirklich unmöglich, zu helfen?

## IV.

Schauen wir einige dieser «Bewegungen» der Reihe nach an. Gelingt es uns, einen Trinker, der seit Jahren sich und seiner Familie nur Elend bereitet, zum einzigen Heilmittel, zur Abstinenz, zu bewegen, so haben wir ihm und den Seinen geholfen, nicht von allem Lebensübel, sicherlich nicht, aber von einem sehr folgenschweren. Gelingt es uns, dass die Jugend die Tatsachen über den Alkoholismus mit Herz und Seele erfasst, so haben wir tausendfältig geholfen. Können wir durch Errichtung eines Gemeindehauses oder einer Gemeindestube den Geselligkeitstrieb von der Pinte auf gesunde Bahn

lenken, so haben wir geholfen an der Volksgesundung und Geistesbefreiung. Gelingt es uns, die geheime und verderbliche Agitation des Alkoholkapitals zu entlarven, so haben wir auch schon geholfen, selber wenn dadurch Hass gegen uns erweckt wird. Gelingt es uns, die Gemeinden in Fragen der Alkoholgesetzgebung unabhängig vom Staat und seinen allzu fiskalischen Gesichtspunkten zu machen, so helfen wir wieder unsäglich viel Volksverseuchung beseitigen. Gelingt es uns, die nötigen fünf Millionen jährlich von der Eidgenossenschaft zu erlangen für die Bekämpfung der Tuberkulose, so haben wir geholfen. Wir haben direkt geholfen durch Rettung vieler sonst frühem Tod Geweihter. Wir haben auch indirekt geholfen durch Förderung der Selbstbesinnung des Volkes, indem man ihm zum Bewusstsein bringt, dass die Auslage von 80 Millionen für die Vorbereitung auf einen ebenso unwahrscheinlichen wie fast sicher aussichtslosen Krieg merkwürdig berührt, gegenüber dem Verweigern von einer unverhältnismässig viel kleineren Summe, mit der man die 8000 sichern jährlichen Tuberkuloseopfer der Schweiz auf ein Minimum reduzieren könnte. Wir leisten sehr reelle Hilfe, wenn wir das Frauenstimmrecht in der Schweiz einführen; denn alle Erfahrung bestätigt den Satz, dass in allen Fällen, wo die Frau durch den Mann ausgebeutet wird, die Männergesetzgebung aus instinktiver Geschlechtssolidarität die Frau im Stich lässt, und dass erst da, wo die Frauen Mitspracherecht haben, die Not gemildert werden kann. Wir haben geholfen, wenn es uns gelingt, den Fluch der Bodenverschuldung zurückzudrängen. Wir haben vieler Angst und Not geholfen, wenn wir ausreichende Alters-, Invaliden-, Witwen- und Waisenversicherung unter Dach bringen.

Wir haben mancher Gewissensqual abgeholfen, wenn wir in die sinnlose Brutalität der allgemeinen Wehrpflicht eine Bresche legen können. Wir können tausendfach helfen, wenn es uns gelingt, die Scheuklappen der Nationen, der Klassen, der Wirtschaftgruppen zu zerreissen, wenn es uns gelingt, die vielfach verschlungenen wirtschaftlichen Ursachen des Kriegs zu beseitigen, wenn wir eine krisenfreie Weltwirtschaft herstellen können. (Dies ist der wirtschaftliche Sinn des Sozialismus.) Wir helfen, wenn es uns gelingt, den politischen Einfluss schlechter Menschen auszuschalten, jener Menschen, die mit verderblicher Beredsamkeit, durch ventilschliessende

Zuchthausgesetze mit den lebensnotwendigsten Freiheiten die Würde des Volkes zermürben und untergraben. Wir helfen, wenn wir Gesetze verhindern, die die Liebe zerstören. Wir helfen, wenn wir Gesetze finden, die die Liebe schützen. Wir helfen, wenn wir in allen Kulturfragen Schein und Sein voneinander unterscheiden lehren. Wissenshungrigen können die Wissenden helfen. Wer eine Einsicht vermitteln kann, die ein von Fragen Zerquälter als Förderung empfindet, hat geholfen. Wer einem verdüsterten Gemüt eine Stunde Frohmut, Helligkeit, stilles Versenken, Freude und Friede bereitet, hat geholfen. Wissenschaft und Kunst können, so wenig sie es vielleicht heute tun, auch zu den erlösenden Kräften der Menschheit sich gesellen, Ewiges ausstrahlen.

Wer Getrennten, die doch Gemeinsames haben, aber es im Eifer des Kampfes übersehen, dieses Gemeinsame wieder zum Bewusstsein bringt und sie so einander annähert, hat geholfen. Wer in Zeiten trüber Hoffnungslosigkeit und geistiger Gebundenheit frische Hoffnungsfunken anfachen kann, hat geholfen. Wer im Widerstreit der Meinungen, in der Verworrenheit der Einstellung zu den letzten Fragen, helle Ausblicke eröffnet, hat geholfen. Wer in Zeiten der Glaubenslosigkeit an heutige menschliche Leistungen in grosser Einsamkeit und Not ein Werk gestaltet, das ein Spiegelbild geistiger Kämpfe und ein Impuls zu geistigem Sternenflug bedeutet, weckt das Zutrauen zu den eigenen Fähigkeiten, hat geholfen.

Und gerade durch die allgemeine Verwachsenheit der Menschen miteinander und der Sprache, dem Spiegelbild dieser Verwachsenheit, wird Hilfe immer erst möglich. Oder bleiben wir beim schlichtesten Alltag. Gelingt es uns, in einem Menschen körperliche oder geistige Fähigkeiten zu entwickeln, die ihn instand setzen, besser auf eigenen Füssen zu stehen, haben wir ihm geholfen. Oft haben wir auch schon geholfen, wenn wir uns nur Zeit nehmen, teilnehmend zuzuhören, wenn uns jemand sein Leid klagen möchte. Oder ganz drastisch: Ein Kind fällt ins Wasser. Wollen wir es als heutigen Menschen seinem Verderb überlassen? Ein argloses Mädchen wird von einem Mädchenhändler umgarnt. Sollen wir es, weil es kaum aller Ichsucht, allem Egoismus entsagt hat, seinem Verderb überlassen? Sollen wir die russischen Kinder verhungern lassen, weil sie und wir nicht vollkommen sind?

Allgemein: Sollen unsere Kinder, die hell und frohmütig der Welt entgegenwachsen, sollen die auch mit hundertprozentigem Geist sich plötzlich zur «Umkehr» und zum «Auszug» entschliessen, und, wenn sie das natürlich nicht können, sollen wir uns nicht mehr nach ihnen umwenden?

Nein, natürlich meint es Roniger nicht so; aber gerade so steht es in seinen Formulierungen zu lesen. Der schöne Glaube, den Roniger dann wohl etwas im Widerspruch mit unserem Eingangszitat wieder formuliert, dass nämlich jede Aufgabe auch die für sie nötigen Köpfe und Hände erzeuge, ist auch auf die einzelnen vorhin genannten Bewegungen anzuwenden. Ich brauche nur etwa in der Antialkoholbewegung an Namen wie Tolstoi, Hilty, Bunge, Booth, Forel zu erinnern. Und so in jeder andern Einzelbewegung. Immer waren es schlichte Begeisterte, die bestimmten Bewegungen ihre Durchschlagskraft verliehen. Im Tun, in der Tat bewährte sich ihr Sein. Denn allerdings kommt's in letzter Linie immer auf das Sein an. Dass eine volle Seele, die in sich ruht und den Blick auf ewige Ziele gerichtet hält, der gleichen Alltagsfrage gegenüber unsäglich mehr ausrichtet als der, dem sie nur ein beliebiges Feld seines Betätigungstriebes oder ein Mittel bedeutet, seine Macht- oder Eitelkeitstriebe zu befriedigen, das ist wohl klar. Ein Geben und Tun ohne Liebe ist unendlich verschieden von dem scheinbar äusserlich gleichen Geben und Tun mit Liebe. Aber ein Sinn, ein Glaube, eine Kraft ohne Geben und Tun und Helfen ist eine Unmöglichkeit, ist ein Widerspruch in sich.

## V.

Nun ist freilich alles menschliche Tun mehr oder weniger mit unserem Geltungsbedürfnis verbunden und kann durch Allzumenschliches in seiner Wirkung abgeschwächt werden oder direkt zum Unheil ausarten. Die Christen sagen ja auch von ihrem Gott, er sehe das Herz an, und wir machen es in unserem Verhalten den Mitmenschen gegenüber auch gern so. Nur muss man denn doch betonen, dass wir der Täuschung sehr unterworfen sein können, und deshalb ist es so verkehrt wie möglich, Bewegungen, die in ihren letzten Auswirkungen segensreich sind, zu verdächtigen, weil sie mit menschlichem Eigennutz verbunden sein können. Man kann und soll

nur beständig betonen, dass es mit dem «Werke» allein nicht getan sei, dass die persönliche Hingabe, die Arbeit an der Seele, die Hingabe an den zielstrebenden, weltdurchdringenden Willen Bedingungen sind, ohne die es eben nicht geht. Und hier glaube ich, liegt die tiefere Berechtigung zu Ronigers Auseinandersetzungen, die in ihren paradoxen Formulierungen nicht nur Missverständnisse erwecken können, sondern müssen.

Wer in Wohltätigkeit oder Reform oder Umwälzung etwas leistet, braucht nicht ohne weiteres eingebildet und kurzsichtig und hochmütig zu sein. Wohl aber kann jeder sozialen Tat der Abschwächungsvorwurf gemacht werden, sie geschehe aus minderwertigen Gründen. Dieser Vorwurf kann aus zwei Quellen stammen. Erstens mal (was ich bei Roniger natürlich nicht annehme) aus sozialer Indifferenz, die selbst nur jene Bewegungsmotive kennt und allfällige Gewissensanwandlungen so zu beseitigen versucht. Andrerseits aber aus der Sehnsucht nach jener Gotterfülltheit, die keine Handlungen mehr anerkennen und dulden will, die irgendwie mit Allzumenschlichem verknüpft sein können. Nur wird eben der «Gotterfüllte», wenn er es nämlich wirklich ist, die nämlichen Alltagskämpfe um die Beseitigung menschlicher Not auskämpfen müssen, wie jeder andere, nur hoffentlich mit grösserer Wucht. Das Abzulehnende liegt also nicht im Kampf für die soziale Forderung als solcher, sondern nur in der menschlichen Unzulänglichkeit der Rufer im Streit. Aber gerade im beständigen Suchen nach absoluter Reinheit kann sich auf versteckten Wegen ein abgründiger Hochmut einschleichen, gerade so wie in dem Wettlauf nach immer grösserer «Tiefe». Es ist etwas Verwandtes wie mit den paulinisch Bekehrten. Es gibt ihrer in allen Klassen- und Bildungsschichten. Der starke Willensimpuls und entschlossene Geist, der in bestimmten Momenten zum Durchbruch kommt, bestimmte Gewohnheiten abschüttelt, bestimmte andere sich aneignet, so dass es wie neues Leben uns durchflutet, lässt oft der Täuschung uns hingeben, als ob unser Charakter wirklich radikale Wandlungen durchmachen könnte, als ob von einem Moment zum andern alles geändert sein könnte. Die Sekten zeigen uns besonders viel solcher Menschen, die nach ihren Bekehrungen auch dem aufmerksamsten Betrachter in ihrem Wesen kaum viel anders erscheinen als vorher. Nur die Wortfolgen haben häufig geändert. Wie sehr

selbst geistig Hochstehende hier fundamentalen Täuschungen unterworfen sind, zeigte in unserer Zeit besonders auch Tolstoi, der sein Leben sehr willkürlich ausdeutete.

Der grösste Hochmut der Bekehrten und Gotterfüllten ist nun wohl der, dass sie ihre Meinungen und Taten, die immerhin noch an ihre Leiblichkeit und ihre Urteilskraft gebunden sind, hinter Gott verschanzen und so als Erleuchtete jeden Irrtum als ausgeschlossen glauben erklären zu dürfen. Es ist etwas Verhängnisvolles, dem Teilweisen, Relativen, Bedingten misstrauisch gegenüberstehen und nur das Hohelied des Ganzen zu singen, dem nun «Alles» gelinge. Letzteres stimmt nun doch nicht, oder dann hat es eben noch nie Ganzes gegeben, denn «Alles» ist wohl bis heute nie gelungen. Ich betrachte nachdenklich die machtvollen Gestalten der Menschengeschichte, die beiden eindrucksschweren Reihen der Nichtchristen und der Christen, die freilich keine Gegensatzreihen sind. Ich denke an Nichtchristen wie Laotse, Buddha, Pythagoras, Empedokles, Plato, Leonardo da Vinci, Giordano Bruno, Shakespeare, Spinoza, Goethe, Segantini, ich denke dabei auch an Schweizer wie Gottfried Keller, Böcklin, Spitteler. Ich denke an die Christen, voran an die ehrfurchtheischende Gestalt desjenigen, auf den sie sich berufen und dann an die lange Reihe wie Franz von Assisi, Dante, Michelangelo, Luther, Pascal, Kierkegaard, Tolstoi, Dostojewski. Ich denke auch da an Schweizer wie Zwingli, Pestalozzi, Jeremias Gotthelf. Wer dürfte sagen, es sei auch nur einem von diesen allen alles gelungen, wonach sein sehnendes Herz verlangte.

Es stimmt schon, alles wird erlöst, alles wird neu; wenn alles plötzlich geist- und krafterfüllte Menschen ohne individuelle Nöte, Sorgen und Ziele würden. Aber ist es nicht verhängnisvoll, sich solchen Phantasieräuschen hinzugeben! Ihre Folgen sind nur allzuleicht, da wir doch nie reiner Geist werden, entweder Sektiererhochmut, oder bei Einsicht in unsere «Schwachheit», an sich und der Welt verzweifelnder Pessimismus. Halten wir unsere Sinne nur der höchsten Idee offen, die wir fassen können, handeln wir so viel als möglich aus ihr heraus; aber seien wir uns um aller Menschlichkeit willen unserer Begrenztheit bewusst, ohne deshalb die Seele sinken zu lassen. Es ist nicht so, dass wir einfach plötzlich durch Willensentschluss in das «Reich Gottes» eintreten könnten. Das sind Selbst-

täuschungen, denen viele Reichsgottesleute ebenso leicht anheimfallen wie auf ihren Wegen viele Theosophen.

Gemeinschaft im geistigen Sinne, also nicht bloss örtlich oder beruflich bedingte, kann sich in zweierlei Hauptformen auswirken. Entweder ist sie das Bewusstsein menschlicher Zielstrebigkeit, transzendentaler Bestimmung des Menschenlebens und damit allmenschlicher Verantwortung, oder sie wird überschwängliche, abgesonderte Sekte, die sich nicht mehr um die kümmern will, die nicht «wollen» und hinter uns bleiben. Diese Sektenstimmung hofft jeweilen gleichwohl mit leiser Wehmut, irgendwie auf die «Andern», die man eben doch nicht vergessen kann, zurückzuwirken. Eine gewisse Nüchternheit, die auch die unangenehmsten seelischen Tatsachen nicht vergisst, braucht gar nicht immer ein Hindernis machtvoller Seelenentfaltung zu sein, im Gegenteil.

## VI.

Und so ist's auch mit dem Kampf. Wir können ihm nicht ausweichen. Kein Gutes, das nicht zu seiner Verwirklichung und Erhaltung den Kampf brauchte. Freilich gilts zu unterscheiden. Kampf aus Rachsucht, Machtsucht, Händelsucht drappiert sich häufig genug als Kampf für das Gute. Und wer nur an minderwertige Motive glaubt, wird stets auch dem reinsten Kampf gemeine Motive unterschieben. Aber deswegen ist es doch wahr, dass sich nichts Gutes ohne Kampf durchsetzen kann, so wahr wie das bekannte und verkannte Nietzschewort: Das Beste kann und will herrschen, und wo es am Willen zum Herrschen fehlt, da fehlt es am Besten. — Kampf ist ja nicht Gewalttätigkeit. Gewalttätigkeit erstickt das Gute. Aber es ist auch nicht wahr, dass Kampf für das Höhere, Kampf gegen die Gemeinheit uns erhärten muss. Die Edelsten der Kämpfer sind bei aller äussern Schärfe innerlich weich und biegsam geblieben. Und soll man etwa schweigen wegen der Gefahr, Hass und Verhärtung gegen sich zu erwecken, weil der entfesselte Geist allen Tagesgötzen und Egoismen in die Quere kommt? Jene Unbefangenheit, die man seltensten Geistesgrössen gegenüber im Interesse des Geistes selbst bewahren muss, schliesst bekanntlich Ehrfurcht und Nachfolge in Freiheit nicht aus. Hier ist nun einer der Punkte, wo der Kämpfende bewegten Herzens auf Christus schauen kann, auf Christus, der in

solchem Grad Hass und Verachtung gegen sich erweckte, dass alles sich zu seiner physischen Vernichtung verband. Und gerade dieses Beispiel zeigt, dass auch der schöpferische Kampf dem Kampf nichts von seiner aufreizenden Schärfe nimmt.

Unser gemeinsames Wirken besteht nun auf der Erde eben in gemeinsamem Erkennensuchen der wirklichen Not und der wirklichen Ziele, in gemeinsamem Beraten über die gangbaren Wege der Hilfe. Oft werden wir da in aller Freundschaft gezwungen sein, gegen einander zu stehen. Je mehr es uns dabei gelingt, den Blick aufs Ganze zu richten und das Persönliche zurücktreten zu lassen, umso fruchtbarer wird unser gemeinsames Wirken ausfallen.

Das Werk, das Lösungen, das Harmonien in sich trägt, ist die Sehnsucht des Menschen, der die Welt in sich wälzt. Gewiss, das Werk kann nur Werk am Menschen sein. Die Einzelform des Werkes ist verschieden nach der Begabung. Die bescheidene Begabung soll aber nicht verzweifeln, sondern sich helfend am grössern Werk, am Gemeinschaftswerk nach dem Mass ihrer Kräfte beteiligen, als Hilfswerk; so wie es Schiller ausdrückte: Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes werden, als dienendes Glied schliess an ein Ganzes dich an.

Zum Schluss will ich noch einmal das Ergebnis dieser Darlegung zusammenzufassen versuchen.

Also: So lange wir nicht den Mut haben, die heutige unselige Gegenwart in unsere Seele aufzunehmen, nicht die Kraft, dieser Gegenwart schöpferische Lebenskeime zu erwecken, so lange wir nicht auf sie einwirken, ihr helfen, ihre Schäden bessern wollen, sind wir (wenn wir nicht geistig tot sind) in unfruchtbar machender Abstraktion befangen. Nur dieser Gegenwart aufs innigste verbunden, aber mit freiem Blick über sie hinaus, sollen, wollen und können wir helfen.

U. W. Züricher

# Rundschau

**Religiöse Sensation.** Nach Tagore Sadhu Sundar Shing! Schade, schade! Und zwar im zweiten Fall noch mehr als im ersten. Denn Tagore kam im Dienste eines ganz bestimmten Zweckes: eine Osten und Westen verbindende Universität zu gründen und zu diesem Zwecke im Westen Verbindungen anzuknüpfen. Aber es ist doch ein «Tagore-Rummel» daraus geworden. Der stille, starke Einfluss, den Tagore im Westen schon besass und der ohne Zweifel noch gestiegen

wäre, ist verwüstet, die Besten sind kopfscheu geworden. Ich kann es mir nicht anders denken, als dass Tagore selbst von diesem Auftreten in Europa innerlich Schaden genommen, aber sicher ist, dass er damit Schaden gestiftet hat. Eine edle, grosse Sache ist zur Sensation und ein beginnendes Werk Gottes zu einer lärmenden und kurzlebigen Mode geworden.

Von Sadhu Sundar Shings Europareise ist wohl noch Schlimmeres zu befürchten. Denn hier steht vielleicht noch Grösseres, noch Heiligeres auf dem Spiel. Auch er ist ja wirklich etwas Ausserordentliches. Ich habe aus dem, was ich über ihn und von ihm gelesen[1]), den Eindruck des Apostolischen, — ja fast noch mehr, — bekommen. Aber wenn nun ein solcher Mann zu uns kommt, so wird er zum religiösen Schaustück. Er dient dem Bedürfnis nach religiöser Sensation, das jetzt ohnehin stark genug genug gepflegt wird. Es soll die ermüdeten religiösen Nerven durch den Eindruck des Fremden, Mystischen, Wunderbaren aufpeitschen. Der Erfolg wird sein, dass sowohl der Mann selbst als seine Zuhörer oder Zuschauer — wie man in diesem Fall hinzufügen muss — Schaden leiden. Er selbst wird verbraucht, wie (um an ein Wort von Robertson zu erinnern) jene tropischen Leuchtfliegen die die Eingeborenen in Laternen stecken und so als Licht benutzen, die aber damit bald die Leuchtkraft verlieren; die andern aber sind Gott wieder etwas ferner gerückt. Denn eine solche Sensation stellt sich mit Sicherheit zwischen Gott und den Menschen. Gott selbst, der wirkliche, begegnet dem Menschen auf ganz andere Weise, viel einfacher, viel mehr aus dem Ernst der erlebten Wirklichkeit heraus. Aber *dieser* Begegnung weichen die Menschen gerne aus, sie fliehen davor auf alle Weise. Sie flüchten sich zu irgendwelchen religiösen Theorien und Machereien. Da kommt ihnen denn ein solcher indischer «Heiliger» oder gar «Christus» gerade recht. Sie sagen: «Ja, der kann mir's, wenn der da wäre!» Und doch ist das nur Trug. Wenn er «da wäre» so ging's ein paar Monate — höchstens! — und dann wäre man seiner überdrüssig und liefe zu einem anderen.

Da kommt dann noch etwas anderes dazu. Wenn Sadhu Sundar Shing das ist, was man aus dem über ihn und von ihm Berichteten wirklich annehmen musste, ein berufener Zeuge Jesu Christi, *dann müsste er ganz anders zu uns kommen*, als in dieser Form. Er müsste ganz frei, nur in Gottes Namen kommen, ohne Nimbus und Halleluja und offizieller Beglaubigung. Er müsste zu dem wirklichen Volk gehen, auf Strassen und Plätze, in Volksversammlungen und Mietskasernen und Bauernhäuser. Und vor allem eins: Es müssten ihm Steine an den Kopf fliegen, die Zeitungen ihn entweder für einen Narren oder einen Verbrecher erklären, der Bundesanwalt Stämpfli und der Bundesrat Häberlin Zuchthausvorstellungen bekommen, alle «Obersten und Pharisäer» aber (vergl. Joh. 7, 48) ihn für einen gefährlichen, verwirrten und ungläubigen Menschen halten. Das ist das Los des Menschensohnes in unserer Welt. («Wird des Menschen Sohn, wenn er kommen wird, auch Glauben finden auf Erden?» Luk. 18, 8.) Es kann gar nicht anders sein: ein wirklicher Zeuge Christi wird von der heutigen Welt verkannt, verfolgt, gesteinigt werden, so wie es früher war, wie es Sadhu Sundar Shing selbst im Tibet erlebt hat. Aber nun kommt er zu uns, eingeführt und umgeben von unserer christlichen Offizialität, legitimiert, belobt, gepriesen — da bleibt nur zweierlei: entweder hat seine Botschaft selbst nicht die Wahrheitsart und Wahrheitskraft, die heute ein Jünger Christi haben muss, oder sie wird in diesem Rahmen aufs äusserste abgeschwächt, und um ihren Ernst

[1]) Vergl. z. B. *Sadhu Sundar Shing*, ein Apostel Jesu Christi in Indien. Von P. M. *Schärer*.

gebracht. Darüber müsste man Kierkegaard hören.

Summa: Der Mann ist recht, ist gross, er war eine Gabe Gottes. Gewiss meint er es ernst und lauter. Auch zweifle ich nicht daran, dass einfache, ernste Seelen von ihm einen Eindruck bekommen können, der Frucht trägt. Aber im Ganzen und Grossen sind diese Sensationen ein Schaden — ein Schaden für die, welche dazu gebraucht werden und für die, denen sie dazu dienen. Sie lenken von Gott ab, statt zu ihm zu führen. Sie sind ein Ersatz für unmittelbare Kraft des Lebens aus Gott. Sie werden auch aus einem Gefühl dieses Mangels heraus angewendet, aber ohne Erfolg. Ich glaube nicht, dass in Zürich infolge dieses Auftretens des indischen «Apostels» auch nur — sagen wir: e i n e Wirtschaft geschlossen wird, statt dessen haben wir eine religiöse Berauschung mehr. Ich habe von diesem Manne aus der Ferne viel gehabt, aber mit sechs Pferden brächte man mich nicht zu ihm in eine dieser Sadhu Sundar Shings - Versammlungen! Nein, so kommt die Wahrheit Gottes sicher nicht zu uns! L. R.

**Die religiöse Bewegung in der Tschechoslowakei.** Zum Verständnis der religiösen Bewegung in der tschechoslowakischen Republik ist es nötig, vorerst sich kurz der Geschichte dieses Volkes zu erinnern. Vor 300 Jahren war die Bevölkerung des alten, glorreichen Königreiches Böhmen fast vollkommen protestantisch. Sie hatte mit ganzer Seele sich der Reformation von Johann Hus hingegeben und konnte durch zwei Jahrhunderte siegreich alle Angriffe zurückschlagen; erst nach der Schlacht am Weissen Berge, im Jahre 1620, konnte die siegreiche Armee der Habsburger den Widerstand des tschechischen Volkes bezwingen. Nichts wurde von den siegreichen Habsburgern unterlassen, um das Volk wieder zur römischen Kirche zurückzuführen. Der protestantische Adel wurde hingerichtet und mehr als 30,000 protestantische Bürgerfamilien mussten die Heimat verlassen, während ihre Güter konfisziert wurden. Vor einigen Tagen veröffentlichte die Prager «Ceskoslovenska Republika» eine Liste der grossen Güter, welche nach der Schlacht am Weissen Berge beschlagnahmt und unter aus der ganzen Welt herbeigeströmten Abenteuerer verteilt wurden. Diese lange Liste, welche mehrere Spalten der Zeitung füllte, gibt ein ergreifendes Bild von der Unterdrückung des tschechischen Volkes. Die Blüte der Nation war entweder hingerichtet oder Landes verwiesen; ihr Vermögen war beschlagnahmt, im Lande verblieb nur mehr der kleine Bauer, der durch die Söldner Caprar's und die Dragoner von Dampierre gezwungen wurde, seinen Glauben aufzugeben.

Mit der Habsburgischen Herrschaft ging Hand in Hand die Entnationalisierung Böhmens. Alle hohen Stellen wurden ausschliesslich mit Fremden besetzt, welche das Volk verachteten, und der Ansicht waren, dass durch gründliche Entnationalisierung das Volk am besten für den katholischen Glauben gewonnen werden könnte. Dies war natürlich ein schwerer psychologsicher Irrtum. Die Germanisierung der ganzen Nation gelang nicht, und es war nur natürlich, dass das tschechische Volk, nach seinem Erwachen aus dem dreihundertjährigen Schlafe, sich des an ihm begangenen Unrechtes erinnerte.

Das geschichtliche Zusammentreffen des Sieges des Katholizismus mit der grössten nationalen Katastrophe ist die Ursache, warum jetzt die katholische Kirche in der Tschechoslowakei eine so schwere Stellung hat. Vor dreihundert Jahren wurde in Böhmen gewaltsam der Gang der religiösen Entwicklung unterbrochen. Diese Evolution findet nunmehr in der tschechoslowakischen Republik ihre Fortsetzung.

Unmittelbar nach der Unabhängigkeitserklärung der tschechoslowakischen Republik setzte die seit Jahr-

hunderten unterbundene religiöse Bewegung wieder ein. Dies erfolgte durchaus spontan und ohne jede künstliche Propaganda. Sobald der äussere Zwang verschwunden war, ging jeder einzelne einzig seinen religiösen Neigungen nach und trat in jene Kirche ein, welche seinem Herzen am nächsten stand. Viele kehrten zur alten Kirche der tschechischen Brüder zurück, viele traten aus der katholischen Kirche aus, ohne in irgend eine andere Kirche einzutreten, andere wiederum wurden Anhänger der schismatischen tschechoslowakischen Kirche, die erst am 8. Januar 1920 gegründet wurde und die schon nach einjährigem Bestehen 250,000 Gläubige zählt, welche in 142 Pfarrgemeiden verteilt sind. Die nächste Volkszählung in der tschechoslowakischen Republik wird bald ein neues Licht auf diese Verhältnisse werfen und den genauen Umfang der Bewegung dartun, die nunmehr Stadt und Land ergriffen hat. Welches Endresultat diese Bewegung haben wird, in welchem Kräfteverhältnis die einzelnen religiösen Gemeinschaften stehen werden, kann niemand voraussagen.

An dieser Stelle sei auch den Katholiken ein Wort des Trostes gesagt. Für viele Katholiken kam die die heutige Bewegung ziemlich unerwartet, da sie geglaubt hatten, dass das Volk das Vergangene vergessen hätte. Es ist richtig, dass gegenwärtig zahlreiche Personen in Böhmen aus der katholischen Kirche austreten. Aber es erhebt sich die Frage, ob diese Austritte nicht eher die katholische Kirche stärken, als schwächen. Die Zahl ist letzten Endes nicht alles. Wiewohl bisher die katholische Kirche in Böhmen die numerisch zahlreichste war, so war sie dennoch nicht innerlich die stärkste. Die grossen Massen der religiös Indifferenten blieben formell als Katholiken eingetragen, obwohl diese Personen seit langem jeden Glauben verloren hatten und in Wirklichkeit für die Kirche eher einen toten Ballast darstelten. Die römisch-katholische Kirche wird sich nunmehr, nach Abstossung aller aller Scheinkatholiken und ohne den offiziellen Schutz der Regierung, der ihr so teuer zu stehen gekommen ist, vielleicht mit mehr Ausicht auf Erfolg gegen die reformierte Welle verteidigen können, die in der tschechoslowakischen Republik die grossen Volksmassen mit sich fortzureissen droht.

J. Marcel

**Aus China.** Dr. Hodgkin, einer der edelsten Vertreter des weltumfassenden «Versöhnungsbundes» (Fellowship of Reconciliation),[1] der seit längerer Zeit in China weilt, berichtet nach dem englischen Organ des Bundes (News Sheet of the Fellowship of Reconciliation) u. a. folgendes über die dortige geistige Lage:

«Unter den chinesischen Studenten, die aus Amerika und England zurückkehren, besteht ein noch ein wenig unbestimmtes und unorganisiertes, aber starkes Verlangen nach neuem Leben. Sein Ausdrucksmittel ist eine vereinfachte Form der geschriebenen Sprache, die durch eine grosse Zahl von rasch in den allgemeinen Sprachgebrauch eindringenden neuen Worten bereichert worden ist. Seine Ideale sind demokratisch, wissenschaftlich im Wahrheitssuchen, revolutionär in bezug auf so vieles Bisherige, was veraltet ist, altruistisch in bezug auf soziale Arbeit und Notwendigkeit des Opfers. Die Geschichte Chinas berechtigt zu dem Glauben, dass diese Bewegung die industrielle, politische und soziale Entwicklung Chinas in der nächsten und vielleicht nächstfolgenden Generation weitgehend beeinflussen wird. Es ist für mich von höchstem Werte gewesen, mit einigen leitenden Geistern der Bewegung in Berührung zu stehen. Ich habe viel von ihnen gewonnen

[1]) Es gibt von ihm u. a. ein herrliches kleines Buch: Lay Religion (Laienreligion), in der Serie: «Christliche Revolution» bei Headley Bros, London, Oxford-Street, erschienen.

und hoffe, ihnen auch etwas gegeben zu haben. Während einige selbst Christen und alle von christlichem Denken tief beeinflusst sind, ist die Tendenz der Bewegung im ganzen deutlich agnostisch (d. h. in religiösen Dingen zurückhaltend, wie es der chinesischen Art nahe liegt. Der Übersetzer.). Jedoch liegt ihr eine grundsätzliche und wesentlich antireligiöse Haltung ganz ferne. Sie kommt uns der deutschen Jugendbewegung ähnlich vor. Es wäre eine freudige Erfahrung, wenn es gelänge, einer solchen Bewegung zu helfen, dass sie auf einem tiefern Weg sich selbst fände und die oberste Quelle der Kraft entdeckte, die sie für die Lösung der von ihr geschauten hohen Aufgabe bedürfte. Wir stehen hier vor einem Erwachen der Geister und Seelen der Menschen in einem heissen Suchen nach Wahrheit, Schönheit und sozialer Gerechtigkeit um jeden Preis.

Handelt es sich hier nicht um einen Impuls des Geistes Gottes, der wie andere Ereignisse dieser Art durch menschliche Schwachheit verdorben werden mag, der aber nichtsdestoweniger von Gott kommt? Ein besonders hoffnungsvoller Zug daran sind ihre starken antimilitaristischen Überzeugungen und die Tatsache, dass sie trotz dem Ruf nach einer nationalen Erhebung doch einen sehr internationalen Ton anschlägt.»

**I. Von den politischen Ereignissen.**

1. Die sozialistische Einigung macht Fortschritte, wenn auch langsame. Was noch vor zwei Jahren bei unseren Radikalen Hohngelächter auslöste, wenn man es ihnen voraussagte, ist nun Tatsache geworden: Die Vertreter der Dritten Internationale kommen mit denen der Zweiten zu gemeinsamer Tagung zusammen und die Leute von der Wiener Arbeitsgemeinschaft, die vor kurzem noch gegen die Zweite Internationale so spröde und überlegen taten, sind froh, mit ihnen gehen zu dürfen. So wird in den kommenden Jahren noch manches wirklich werden, was jetzt Kurzsichtigen utopistisch vorkommt. Ob nun dieser Kongress der drei Internationalen zur Bildung der proletarischen Einheitsfront zustande komme oder nicht, so ist doch das Bedeutsame, dass man sich dazu grundsätzlich bereit erklärt hat.

Inzwischen hat in Paris und dann in Frankfurt eine Konferenz von Sozialisten aus fünfen der kriegführenden Länder (England, Frankreich, Belgien, Deutschland, Italien) stattgefunden, um über die Reparationsfrage zu verhandeln. Dabei sind diejenigen Ansichten gehört und Vorschläge gemacht worden, die sich allmählig unter allen auf die Herstellung einer neuen Völkergemeinschaft gerichteten Menschen als die richtigen herausgestellt haben. Wenn nun bloss noch die rechte geschlossene Kraft dahinter stünde!

2. Der Bolschewismus. Der zerfallende Bolschewismus zeigt sich in immer traurigerer Gestalt. Seine ganze Politik ist immer deutlicher darauf eingestellt, sich selbst um jeden Preis an der Macht zu erhalten und zu diesem Zwecke die ganze Welt zu brauchen, das heisst, zu vergiften. So will er die Bestrebungen, die auf eine sozialistische Einigung zielen, benutzen, um sich durch schlaue Taktik an die Führung der Arbeiterbewegung zu bringen und diese in die ersehnte Revolution, und das heisst für ihn: in das allgemeine Chaos, hineinzureissen. So will er auch nach Genua gehen, um dort wenn möglich eine grosse Verstörung herbeizuführen und gefährdet er damit das ganze Werk, das diese Konferenz vielleicht hätte tun können. Mit alledem peitscht er den allmählich ersterbenden Militarismus immer wieder auf. Folgende neueste Dokumente sind dafür bezeichnend:

«Die Exekutive richtete folgende Adresse an die Rote Armee: Die erweiterte Exekutivsitzung der Kommunistischen Internationale sendet der Roten Armee ihre herzlichsten Glückwünsche zum vierten Jahrestag ihres Bestehens. Die revolutionäre Vorhut des Proletariates aller Län-

der blickt mit Stolz auf die glänzenden Heldentaten, die die Rote Armee unter unsagbar schwierigen Verhältnissen vollbracht hat. Zum ersten Mal in der Geschichte kann die arbeitende Klasse die Siege einer Armee als ihre eigenen Siege betrachten. Die Rote Armee hat einen nach den anderen der inneren Feinde der Sowjetmacht niedergeschlagen. Sie hat das Wunder vollbracht, den technisch und zahlenmässig überlegenen Mächten Europas und Amerikas die Lehre einzuhämmern, dass das russische Proletariat der Weltrevolution nicht mit Waffengewalt zu bezwingen ist. Dieser noch nie dagewesene Siegesverlauf gegenüber der Macht des Weltimperialismus war aber nicht allein das Werk der Waffen. Hinter den Reihen der Roten Armee marschierten unsichtbar die Millionen der russischen Arbeiter und Bauern, Millionen von Arbeitern aller Länder. Das Bündnis der revolutionären Vorhut des internationalen Proletariats mit der Roten Armee Sowjetrusslands ist eine Tatsache von gewaltiger realer Bedeutung und nicht nur ein politischer, sondern ein militärischer Faktor ersten Ranges. Dieses Bündnis war es, das den Industriekönigen Frankreichs, Englands und Amerikas das Schwert aus der Hand gezogen hat, bald langsamer, bald schneller, in fast unsichtbarer Minierarbeit, in elementaren Massenausbrüchen und planmässigen Aktionen. Auf tausend verschiedenen Wegen arbeitet die Weltrevolution sich rastlos und unaufhaltsam vorwärts. Sie rechnet auf die Rote Armee, ihren revolutionären Geist, auf ihre Standhaftigkeit und Festigkeit.

Die Delegierten der Sektion der Kommunistischen Internationale, die an der Exekutivsitzung teilnehmen, geloben am vierten Jahrestag der Roten Armee, ihre ganze Kraft einzusetzen, um das Bündnis der revolutionären Vorhut des Proletariates mit der Roten Armee immer mehr zu erweitern und inniger zu gestalten, damit bald der Tag komme, wo die Rote Armee der nächsten europäischen Räterepublik zu der Roten Armee Sovietrusslands stösst.»

«Der Vorsitzende des Revolutionären Kriegsrates der Sowjetrepublik, Trotzky, hat folgenden Tagesbefehl an die Rote Armee und die Rote Flotte gerichtet: Die Konferenz von Genua ist verschoben worden. Die Rote Armee und die Rote Flotte haben alle Verhandlungen anlässlich der internationalen Konferenz mit der grössten Aufmerksamkeit verfolgt. Die Arbeiter und Bauern, die im Heere stehen oder ausserhalb der Armee sind, rechneten darauf, dass es vielleicht in Genua gelingen werde, ein praktisches Übereinkommen mit den bürgerlichen Staaten zu treffen und dass wir dann die an den Sowjetgrenzen befindlichen Kräfte zu friedlicher Arbeit verwenden könnten. Das ganze Land hoffte zusammen mit der Roten Armee, dass es möglich sein würde, eine weitere Einschränkung der bewaffneten Macht der Republik vorzunehmen und die älteren Jahrgänge auch weiterhin zu demobilisieren. Diesen Hoffnungen und Berechnungen ist jetzt von den Ententeregierungen ein neuer Schlag versetzt worden. Die Regierungen der Siegerstaaten, die selbst die Einladungen zur Konferenz nach Genua versendet und selbst das Datum der Konferenz bestimmt hatten, trachten das Zustandekommen der Konferenz unmöglich zu machen. Zugleich kommen von überall Nachrichten, dass die Weissgardisten an allen Ecken und Enden der Welt sich wieder zu regen beginnen, im Hinblick auf den kommenden Frühling. Wieder rechnen sie darauf, unsere Magazine in die Luft zu sprengen, zu morden und zu sengen. Die Sowjetvertreter im Auslande machen nach wie vor alle Anstrengungen, um die Einberufung der Konferenz zu erreichen und ein praktisches Übereinkommen zu erzielen, das die Möglichkeit einer weiteren Erleichterung der militärischen Lasten bieten würde. Die Lage, die sich jetzt in den Ententestaaten ergeben hat, bietet uns nicht

die geringsten Sicherheiten dafür, dass unsere Grenzen tatsächlich gesichert sind. Jedem roten Soldaten und rotem Seemann ist das Wesen der neugeschaffenen internationalen Lage zu erklären. Die Kommandeure und Kommissäre müssen mit der grössten Sorgfalt für die Ausbildung der Truppen Sorge tragen und ihnen immer vor Augen halten, dass die wahre Unabhängigkeit der Sowjetföderation und die Sicherheit unserer Aufbautätigkeit von dem Mut, der Einigkeit und dem Klassenbewusstsein der Roten Armee und der Roten Flotte abhängt.»

Wenn unser westliches reaktionäres Bürgertum solche Erklärungen des «welterlösenden Sozialismus» liest, dann atmet es völlig auf. Die Bolschewistengefahr, mit der es so lange operiert und der es seine grossen Erfolge verdankt, die aber nun verblasst schien, sie ist plötzlich wieder da! Dankbar rükken Sondereggers schneidige Leutnants ihr Käppi zurecht und der Vater der Lex Häberlin darf wieder hoffen. So bleibt Lenin der grösste Verbündete der Reaktion, der eigentliche «Konterrevolutionär».

Es ist gut, dass R o m a i n R o l l a n d durch seine Antworten an Barbusse endlich den Schnitt zwischen sich und dem Leninismus gemacht hat, aber — offen gestanden — es ist etwas lange, es ist allzu lange gegangen und es ist schwer, dem grossen Rufer gegen den Krieg diesen Sündenfall zu verzeihen. Er hat ihn nicht daran verhindert, den Nobelpreis zu bekommen, aber er wird die Geschichte daran verhindern, ihn einen ganz weitschauenden und klarblickenden Führer zu nennen.[1])

Die Sammlung für Russland wird durch diese Haltung der Sowjetleute furchtbar erschwert. Aber was kann das verhungernde russische Volk dafür?

3. G e n u a. Die Aussichten der Konferenz von Genua sind durch diese Haltung der Bolschewisten auf der einen, Frankreichs und der Vereinigten Staaten auf der andern Seite und dazu die Unsicherheit der Stellung Lloyd George getrübt. Gross ist die Gefahr, dass daraus eine Tohu-wa-bohu werde, aber ohne ein «Es werde Licht!» Was Amerika zu dieser Haltung, wie auch zu der überraschenden Forderung der Kosten für seine Okkupationstruppen am Rhein, bewegt, ist nicht ganz klar. Vielleicht ist es ein Doppelmotiv: einmal will man Europa und hier besonders Frankreich für die geringe Willigkeit zur Abrüstung strafen, anderseits mag man einer Konferenz, worin Europa im Mittelpunkt steht, keinen Erfolg gönnen, hofft aber einen solchen von einer neuen, durch Amerika einberufenen und beherrschten. Ein wenig edles Spiel, dem, wie wir wissen, viele der besten Amerikaner nicht beistimmen und für das auch Amerika vielleicht noch einmal teuer bezahlen muss.

Der V ö l k e r b u n d berät inzwischen über seine Stellung zu Genua. Man hat sich vielleicht gewundert, dass wir Genua begrüsst haben, während so warme und weitblikkende Völkerbundsfreunde wie Lord Grey und Lord Robert Cecil der Meinung sind, die Aufgaben dieser Konferenz seien eigentlich solche des Völkerbundes. Das ist ja gewiss richtig. Aber wenn der Völkerbund nun einmal noch nicht so weit entwickelt ist und besonders Russland noch nicht so bald darin vertreten sein wird, so müssen wir wohl gerade im Namen der Idee des Völkerbundes jeden Versuch gemeinsamer Lösung schwerer internationaler Probleme begrüssen. Der Völkerbund kann dadurch nur gewinnen. Er wird doch die endgiltige Organisationsform dieser Idee sein.

Dass auf Genua hin der organisierte S o z i a l i s m u s sich mächtig regte, wäre schon gut. Ansätze dazu sind vorhanden. Die Amsterdamer Gewerkschaftszentrale z. B. will auf den Zeitpunkt der Konferenz und vielleicht in Genua selbst einen Kongress abhalten.

[1]) Der Briefwechsel ist in der Februarnummer der «Clarté», Paris, Rue Jacques-Callot 6, erschienen.

Noch einmal: man muss schon fürchten, dass Genua eine babylonische Verwirrung werde. Aber noch bleibt die Hoffnung, dass es anders gehe.

4. Die Lex Häberlin hat augenblicklich nicht gute Aussichten. Neben den sozialistischen Parteien sprechen sich dagegen aus die Angestelltenverbände, die Mehrzahl der Demokraten und Jungfreisinnigen, die Genfer und Tessiner Freisinnigen. Eine Reihe von teilweise einflussreichen nichtsozialistischen Zeitungen (ich nenne nur die Basler «National-Zeitung» und die «Neue Schweizer Zeitung») führen den Kampf gegen diese drohende Schande für die Schweiz mit Kraft und Wärme. Die Versammlungen des wackern Redaktors der «Republikanischen Blätter» J. B. Rusch gegen die «Lex» scheinen sehr erfolgreich zu sein. Die Unzufriedenheit der Bauern mit den Früchten der Laurschen Führung kommt vielleicht auch dieser Sache zugute. Jetzt ist wichtig, dass nicht irgend welche bolschewistische Dummheiten das Spiel der Reaktion besorgen.

**II. Soziales.** Zu den wirklich in die Zukunft führenden Bestrebungen zählen wir die auf die Schaffung eines eidgenössischen Wirtschaftsrates gerichteten. Dieser sollte eine Ergänzung des politischen Parlamentes sein und auf der Berufs-Organisation des Volkes beruhen. Es ist das, was auch unser «Sozialistisches Programm» verlangt und was, davon sind wir überzeugt, in irgend einer Form kommen muss. Nachdem die Freisinnige Partei das Thema behandelt, ist es neuerdings in deren baslerischer Sektion aufgenommen worden. Besonders aber gehen die Bemühungen des Ostschweizerischen Volkswirtschaftsbundes auf dieses Ziel aus. Er ist selbst ein Anfang zu seiner Verwirklichung. Wir hoffen, über dieses Werk einmal etwas Genaueres berichten zu können.

**III. Pädagogisches.** Wir lesen in Basler Zeitungen folgendes:

Für folgende zwei Volksbegehren zirkulieren im Basler Volke die Unterschriftenbogen:

1. Initiative betreffend die Abänderung des § 15 der Verfassung des Kantons Basel-Stadt vom 2. Dezember 1889. Der Paragraph soll künftig heissen:

«Die Errichtung von privaten Erziehungs- und Bildungsanstalten ist gewährleistet. Sie stehen gemäss den Bestimmungen des Gesetzes unter Aufsicht des Staates. Private, von wenigstens 120 Kindern besuchte Schulanstalten, welche von Elternvereinigungen aus Glaubens- oder Gewissensgründen als Ersatz für die öffentliche Schule errichtet und betrieben werden, haben Anspruch auf Vergütung ihrer Kosten durch den Staat, soweit dieselben die Kosten der öffentliche Schule nicht übersteigen. Dieser Anspruch kann frühestens vom Jahre 1925 an geltend gemacht werden. Staatlich unterstützte Privatschulen dürfen im Ausmass ihres Lehrzieles nicht hinter der öffentlichen Schule zurückstehen.»

2. Initiative betreffend Abänderung des § 13 der Verfassung des Kantons Basel-Stadt vom 2. Dezember 1889. Nach der Initiative soll der zweite Absatz dieses Paragraphen gestrichen werden. Dieser Absatz lautet: «Personen, welche religiösen Orden oder Kongregationen angehören, ist die Leitung von Schulen oder Erziehungsanstalten, sowie die Lehrtätigkeit an solchen untersagt.»

Die erste Initiative wird durch ein interkonfessionelles Komitee lanciert, während die zweite auf eine Entschliessung der Delegiertenversammlung der katholischen Volkspartei zurückzuführen ist.

Diese zwei Initiativen sind Anzeichen einer Entwicklung, die so sicher kommen wird, wie die Berufs- und Arbeitsorganisation an Stelle des rein politischen Parlamentarismus, nämlich der Loslösung der Schule vom Staate. Uns schwebt freilich eine bessere Form davon

als Weg und Ziel vor; nur wenn diese mit Ernst angebahnt und erstrebt wird, kann die schlechtere vermieden werden. L. R.

**Der gegenwärtige Stand des Sozialismus in Amerika.** Unserer amerikanischen Schwester - Zeitschrift «The World Tomorrow» (Die Welt von morgen) entnehmen wir folgenden Überblick über den derzeitigen Stand des amerikanischen Sozialismus:

Ein Überblick über den Stand der radikalen Bewegung in den Vereinigten Staaten ist schwer; denn die Lage ist verworren und kein Mensch kann der Einseitigkeit seiner eigenen Meinung entgehen. Auf der einen Seite besteht die Gefahr, dass der Wunsch Vater des Gedankens sei, auf der andern, dass aufgeschobene Hoffnung das Herz ungebührlich bedrückt.

Es gibt in den Vereinigten Staaten nicht *eine* radikale Bewegung, sondern es gibt Bewegungen, auf die man das Eigenschaftswort radikal anwenden kann. Zwischen ihnen ist viel Hin und Her von Einzelnen, aber im Grunde stehen sich die verschiedenen Organisationen feindlich gegenüber. Vielleicht kann die Lage klar gemacht werden, wenn wir einige der hauptsächlichsten Gruppen kurz besprechen.

1. Da sind die Anhänger von *Henry George*, die einzigen wahren Radikalen ausser den Sozialisten, gewöhnlich ungenau single taxers genannt. Sie glauben, dass die meisten Übel des Lebens beseitigt werden könnten, wenn die Produktion «frei» wäre, d. h. wenn der Erzeuger sich des monopolisierten Grundbesitzes entledigen könnte. Die gewöhnlich vorgeschlagene Methode, dieses Ziel zu erreichen, ist die Beseitigung der Grundrente durch den Staat vermittelst einer einzigen Steuer. Trotz glänzender Vertretung hat diese Lehre von Henry George seit seinem Tode nicht an Boden gewonnen. Die Sozialisten stimmen mit den Bodenreformern überein, indem sie die Grundrente verurteilen, aber sie sind auch Gegner alles Profits. Die Arbeiterbewegung, welche auf alle Fälle das Rückgrat des organisierten Radikalismus sein muss, zeigt keine Neigung für diese Art der Bodenreform.

2. Die *Genossenschaftsbewegung*. Sie gewinnt in Amerika an Boden, wenn auch nicht so rasch, wie man es wünschen möchte. Sie hatte mit ausserordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen infolge zahlreicher Pseudo-Genossenschaften («Fake cooperatives»), welche den Grundsätzen der Genossenschafter nicht treu blieben, deren Sünden und Unzulänglichkeiten aber trotzdem vom Publikum der Genossenschaft selbst zur Last gelegt wurden.

3. Gegenwärtig ist die *Bewegung der Farmer*, verkörpert im «Bund der Parteilosen», radikal in ihrem unmittelbaren Programm und in ihrer Opposition gegen die Herrschaft des Finanzkapitals. Aber sie greift fundamentale Probleme nicht an, wie z. B. Privateigentumsrecht an Grund und Boden und Rohstoffen, sowie die ganze Profitwirtschaft.

4. Die *Industrial Workers of the World* (Vereinigte Arbeiter der Welt). Diese radikale Arbeitervereinigung ist amerikanisch nach ihrem Ursprung und syndikalistisch in der Theorie. In der Vergangenheit hat sie an die politische Aktion geglaubt und Neigung gehabt, Abmachungen mit den Arbeitgebern zu verwerfen. Keine radikale Bewegung ist in Amerika mehr erörtert worden als die I. W. W., mehr verflucht wegen ihrer störenden und zerstörenden Eigenschaften, oder mehr gepriesen wegen ihrer idealistischen Züge. Der Bund war nie sehr zahlreich und zeigte wenig Geschick im Organisieren, ausgenommen unter den eingewanderten Arbeitern. Wo er wirklich gut organisiert ist, neigt er dazu, konservativ zu werden. Unlängst ist er stark durch kommunistische Agitation berührt worden und natürlich durch die unbarmherzige Ver-

folgung von seiten des Staates, wodurch die Organisation in eine Verteidigungsgesellschaft für ihre Mitglieder verwandelt wurde.

5. Die agressivste radikale Bewegung in den Vereinigten Staaten ist der Kommunismus. Die Gewalt der Regierung und ihre eigene Theorie haben sich vereinigt, sie niederzuhalten. Die aktuelle Mitgliedschaft der kommunistischen Partei ist wahrscheinlich nicht gross, aber sie betreibt eine lebhafte Propaganda. Der Kommunist glaubt, wie der Sozialist, an das kollektive Eigentumsrecht an Grund und Boden und an den Rohstoffen wie an den hauptsächlichsten Produktionsmitteln. Er glaubt, dass das zustande gebracht werde durch ein organisiertes und diszipliniertes Proletariat, welches vielleicht unter den Arbeitern in der Minderheit wäre. Er scheut vor der Gewalt nicht zurück. Einmal im Besitze der Macht, kann diese organisierte Minorität es für nötig halten, wie in Russland, während einer beträchtlichen Übergangsperiode Kompromisse zu schliessen. Er hofft aber schliesslich doch, die Abschaffung, nicht allein vom Kapitalismus, sondern auch des politischen Staates herbeizuführen. Die Bestimmtheit seines Programms, sein ausgesprochener Realismus und eine Sympathie für Russland werben für ihn bei gewissen Arten von Menschen, sowohl unter den Intellektuellen, wie unter den Arbeitern. Seine Aufgabe ist, der Arbeiter-Bewegung als Sauerteig zu dienen, aber in seiner extremen Form wird er in den Vereinigten Staaten nicht leicht an Boden gewinnen. Die Diktatur eines kommunistischen Proletariats kann nicht eingerichtet werden, ohne dass vorher ein chaotischer Zusammenbruch, wie der in Russland, stattgefunden hat, als Folge von Krieg oder innerem Zusammenbruch, oder von beiden. Unter solchen Bedingungen könnte eine gut disziplinierte Minorität mit einem bestimmten Programm Aussicht auf Erfolg haben. Viele Kommunisten sehen einen neuen Weltkrieg als unvermeidlich an und würden ihn nicht bedauern; aber es ist schwer, sich für ein hereinbrechendes Chaos zu begeistern in der Hoffnung, dass die Überlebenden, wenn es welche gibt, den Kommunismus aufrichten werden.

6. Über den Sozialismus ist nicht viel zu sagen. Die sozialistische Partei hat sich in den Vereinigten Staaten nie recht festsetzen können. Der Sozialismus erschien immer ein wenig als doktrinär und importierte Sache, und neuerdings hat er gelitten durch innere Uneinigkeiten und durch bittere innere Gegensätze, welche zu der Organisation der Kommunistenpartei führten. Seine Mitglieder und sein Einfluss haben abgenommen, nicht nur, weil er Mitglieder an den Kommunismus verlor, sondern auch, weil er solche, die sich vielleicht hätten bekehren lassen, durch unfruchtbare und gehässige Streitereien zurückstiess. Die Logik der Ereignisse kann dem Sozialismus in den Vereinigten Staaten eine grosse Zukunft bringen; aber es ist nicht gewiss, dass die gegenwärtige sozialistische Partei aus dieser Gelegenheit Nutzen ziehen kann. Auf der andern Seite hat der Versuch, eine gemässigte sozialistische Partei unter dem Namen der Bauern - Arbeiterpartei (Farmer-Labor) zu bilden, noch keinen Erfolg gehabt.

Aus all dem geht hervor, dass die organisierten, radikalen Bewegungen in den Vereinigten Staaten gegenwärtig sehr schwach sind. Die Grundursache davon ist selbstverständlich in der Geschichte der Vereinigten Staaten zu suchen. Ihre grossen, natürlichen Hilfsmittel und, bis vor kurzem, der Überfluss an freiem Land, haben daraus ein willkommenes Jagdgebiet für den Individualisten und ein Paradies für die Mittelklasse gemacht. Fast alle alten Führer in den Arbeitervereinen gehören der Mittelklasse an und sind Antisozialisten in ihrer Lebensanschauung. Sie beharren in dem Glauben, dass die Arbeiterschaft erlangen könne,

was sie nötig habe, ohne das wirtschaftliche System zu verändern. Überdies ist der Kapitalismus hier noch sehr lebenskräftig und übt durch seine Herrschaft über Erziehung und Presse eine starke Kontrolle über den Geist der Menschen aus. Aber es ist durchaus nicht wahrscheinlich, dass die Schwäche des Radikalismus lange anhalten wird. Das wirtschaftliche System hat sich so geändert, dass das Paradies des Einzelnen nicht mehr besteht. Wir sind bereits auf dem Wege zum Kollektivismus. Die wirklichen Beherrscher unseres Lebens sind die Banken, deren Direktoren auch die Direktoren in den grossen Industrien sind, und die, durch ihren persönlichen Einfluss und ihre Kontrolle über den Kredit auch das ganze Geschäftsleben kontrollieren. Diese Macht hat am Staat hie und da ein Hindernis, gewöhnlich aber einen Verbündeten. Wir sind dem Staatskapitalismus sehr nahe gekommen, wenn Regierungs-Agenturen durch die Federal Reserve Bank, das Shipping Board und die Interstate Commerce Commissions über Geld, Schiffe und Eisenbahnen Kontrolle ausüben. Unter diesen Umständen entdeckt die Arbeiterschaft die Unzulänglichkeit des alten Genossenschaftspwesens und die Notwendigkeit von etwas mehr. Aber günstige wirtschaftliche Vorbedingungen können nicht sofort und automatisch eine aufbauende, sachentsprechende Bewegung hervorrufen. Der Radikalismus verlangt sein eigenes künstlerisches sowohl wie technisches Erziehungssystem und seine eigene Literatur. Der russische Radikalismus hat seinen grossen Schriftstellern ebenso viel verdankt wie Karl Marx selbst. Sichtbare Zeichen dieser wesentlichen Bedingungen zeigen sich im amerikanischen Leben und in der Literatur und besonders im American Labor Movement mit seinem neuen Eifer für die Arbeiter-Hochschulen und eine stärkere Presse. In dem Masse, als der Wahnsinn des Krieges zurücktritt, und die Menschen anfangen, mit klaren Augen in die Welt zu blicken, anstatt durch die erhitzte Vision der Kriegsjahre, wird es sehr wahrscheinlich, dass eine andere Geschichte von der Kraft des amerikanischen Radikalismus erzählt werden kann.

**Kino und Likör.** Wir entnehmen der «Nationalzeitung» die folgende Mitteilung aus Berlin, zu der wir bemerken müssen, dass sie — mutatis mutandis — so ziemlich für ganz Europa, und nicht nur Europa gilt. Man könnte als Ueberschrift auch hinsetzen: «Früchte des Krieges»:

An nichts wird in Deutschland so viel verdient wie am Film und am Likör. Mit seinen rund drei Milliarden Betriebsfonds verschafft der deutsche Film Tausenden und Abertausenden, Schauspielern, Komparsen, Musikern, Journalisten, Schriftstellern das tägliche Brot. Die Not der Zeit zwingt den Schriftsteller zum Pakt mit dem Kino. Eine neue Gattung von Büchern wird auf den Markt geworfen, die «Kurbelromane», sensationelle Geschichten, die erst in einer weitverbreiteten Zeitung erscheinen und. mit dieser Reklame versehen, unmittelbar nach der letzten Fortsetzung im Film gezeigt werden. Fast jeder Roman der Mosse- und Ullsteinblätter macht die Verwandlung durch.

Eine der letzten Nummern des «Berliner Tageblattes» bringt ausführliche Besprechungen neuester Kurbelromane. Beispiele: Morells Milliarden von Unger, das Land ohne Lachen von Noras, die letzte Macht von Ehrhardt, die Todgeweihten von Farrère, der tönerne Gott von Frank, der zeugende Tod von Pirchan usw. Rund vier Millionen Deutsche suchen allabendlich die Kinohäuser auf. Der Film ist der grosse Erzieher, was sind dagegen Schule und Kirche! Indessen vergewissert sich Staat und Gesellschaft gründlich, wem sie Lehr- und Seelsorgeramt anvertrauen. Die Filmleute dagegen sind jeder Kontrolle bar. Doppelt gebotene Kon-

trolle in den Augen dessen, der in den Betrieb hineinsah und die geschäftliche Gerissenheit, die absolute Seelenlosigkeit all dieser Regisseure, Textemacher und Spieler kennen lernte. Was für ein Niveau, was für Perspektiven in Deutschlands Zukunft! In den letzten Monaten hat das allmächtige Filmkapital seine Position noch unüberwindlicher gestaltet; die beiden grössten Gesellschaften, die «Ufa» und die «Decla» gingen die Fusion miteinander ein. In diesem Winter, wo die Materialpreise gegen letztes Jahr um 600 Prozent gestiegen sind und fast niemand zu bauen wagt, werden in Berlin von ersten Architekten zwei neue Filmpaläste erstellt, der «Primuspalast» an der Potsdamerstrasse und die «Alhambra», eine dorische Prachtfassade am Kurfürstendamm.

Kino und Likör! Für das Strassenbild der deutschen Städte sind die L i k ö r s t u b e n ebenso charakteristisch geworden wie die Kintöppe, besonders in Berlin, wo in den letzten zwei Jahren gegen tausend elegante Schnapslokale geöffnet wurden. Diese «Stuben», von aussen durch aparte Aufmachung schnell erkennbar, sind im Innern von bekannten Architekten oft vollendet ausgestattet. Von Mittag bis Mitternacht ist Vollbetrieb. Natürlich fehlt das Orchester nicht. Auf dicken Teppichen schreitet der Gast einher, lässt sich in tiefe Klubsessel nieder, überfliegt die Likörkarte mit ihren 20, 40, 50 Nummern und bestellt die bevorzugte Mischung. Merkwürdige Namen gibt es da: Adam und Eva, Alte Jungfer, Boxerblut, gemischte Ehe, Liebesknochen. Echteste Berliner Kultur verrät die Bezeichnung «Blutgeschwür». Die Hauptperson im Betrieb, der weissgekleidete Mixer hinter dem stilvollen Schanktisch, erhält durchschnittlich fünf- bis sechstausend Mark, in grossen Lokalen bis 8000 Mark im Monat — genau so viel wie der Reichskanzler. Besitzer dieser Likörstuben sind fast durchwegs die grossen Firmen: Kantorowicz, Bardinet, Hobe, Mampe usw. Beliebt ist Mampes Bénédictine-Ersatz «Mampediktiner» . . . . Was für Riesensummen das deutsche Volk ans S c h n a p s k a p i t a l wegwirft, zeigen die Mietpreise, die im Zentrum Berlins für einen einigermassen brauchbaren Raum verlangt werden. 100,000 bis 200,000 Mark. Die Ausstattung einer Stube wird heute mit einer Summe von weniger als 400,000 Mark kaum zu bestreiten sein. Die Lokale an den grossen Verkehrswegen (Potsdamerplatz, Friedrichstrasse, Kurfürstendamm) dürften an Wochentagen 2—3000 Gäste zählen, tägliche R e i n verdienste von 8 bis 10,000 Mark sollen üblich sein. Eine Flasche mittleren Likörs kostet heute 100 Mark. Man müsste sehen, wie selbstverständlich diese roten, grünen und gelben Schnapspullen auch in der Kleinstadt und auf dem Dorf entkorkt und geleert werden! Keine Dorfpinte, die nicht mit einer grossen Batterie von Likörflaschen auf dem Schanktisch paradieren würde. Wer oft die Berliner nähere und weitere Umgebung durchstreift, kann beobachten, wie auch die Bauern sich an grossen Likörgelagen beteiligen. Neulich geriet ich in einem Dorf bei Potsdam ins Richtfest fürs Gemeindehaus hinein. Statt wie früher mit Bier wurden die Arbeiter mit Likör à discrétion traktiert.

Die grosse Schnapsfirma Kahlbaum fusionierte kürzlich mit den grössten Berliner Brauereien, mit Schultheiss-Patzenhofer und Ostwerke A.-G. Die zu diesem Zwecke abgehaltene Generalversammlung des Konzerns beschloss bedeutende Kapitalerhöhungen — die jetzt so beliebte und weniger auffällige Form der Verdienstzuwendung an die Aktionäre. Schultheiss-Patzenhofer gaben 60 Millionen neue Stammaktien aus, die Ostwerke ebensoviel, Kahlbaum 48 Millionen. Dazu kommen noch insgesamt 112 Millionen sechsprozentige Vorzugsaktien. Die Schultheiss-Kahlbaum verfügt somit über ein Kapital von

430 Millionen Mark! Bei Schultheiss erhalten die alten Aktionäre auf je zwei alte drei neue Aktien zum Kurs von 175 Prozent. Schultheiss notierte in den letzten Tagen mit etwa 1650! Die neuen Ostwerke-Aktien werden im gleichen Verhältnis zu 225 ausgegeben, die alten stehen auf 1950; bei Kahlbaum ist der Kurs 1800, Vorzugsaktie 225. Damit verdienen die Aktionäre dieses Bier- und Schnapskonzerns durch die Kapitalerhöhung, die mit — Geldmangel begründet wird, neben ihrer Dividende etwa eine Milliarde Mark! Mit welchen Mitteln das Alkoholkapital seine Position zu sichern bestrebt ist, will die «Freiheit», das Organ der Unabhängigen Sozialdemokraten Deutschlands, an Hand eines Protokolls aufdecken. Darin wird auch der Mitwirkung zweier Schweizerbürger gedacht. Am vergangenen 14. Oktober tagte im Hotel Adlon zu Berlin der grosse Ausschuss des Deutschen Brauerbundes. Die Sitzung war streng vertraulich. Man hatte sich 2 Fachmänner aus der Schweiz kommen lassen. Der erste dieser beiden Redner empfahl in allen Staaten gegen die Nüchternheitsbewegung eine nationale Einheitsfront zu schaffen durch Zusammenschluss aller mit der Alkoholproduktion irgendwie zusammenhängenden Gewerbe. Dr. Neumann (Bern) wünschte die umfassende und durchaus individuelle Beeinflussung der grossen Tageszeitungen. Notwendig sei «der indirekte Verkehr mit der Presse. Interessierung für alle Fragen, die mit der Brauindustrie irgendwie zusammenhängen und zwar so, dass ihr der Mantel der Wissenschaft umgehängt wird, also geschickte Verkleidung. Entweder eigene Artikel schreiben oder im Dienste des Alkoholkapitals stehende Wissenschaftler für Abfassung von Berichten in unserem Sinn zu gewinnen suchen. Die Artikel müssen eigens für diese Zeitungen bearbeitet sein und in ihrem Ton auf den Charakter der einzelnen Blätter abgestimmt werden. Sie müssen so gefärbt sein, dass nicht einmal die interessierten Kreise merken, dass die Artikel im Interesse der Brauindustrie geschrieben sind.»

**Versammlungen.** Zusammenkunft der Leser und Freunde der «Neuen Wege» in Bern, Sonntag, den 2. April 1922, abends 8 Uhr, im Volkshaus, Zimmer Nr. 9.

Diskussionsthema: «Christ und Politik» (Einleitendes Referat von Herrn Muggli).

**Bilthoven.** In Bilthoven (Holland) findet vom 11.—18. April der zweite internationale Kongress absolutistischer Antimilitaristen statt (d. h. solcher, die jeden Krieg und Militärdienst verwerfen) statt und im Anschluss daran eine kleine internationale Bilthovener Quäkerzusammenkunft. Zu diesen Veranstaltungen sind Gesinnungsgenossen herzlich eingeladen.

**Verdankung.** Bei den «Neuen Wegen» für die Russlandhilfe: C. M. in Schw. Fr. 20.—. K. u. W. Sch. in Z. Fr. 10.—. Fr. V. O. E. Fr. 100.—. E. G. St. F. Fr. 20. Zusammen Fr. 150.—.

# Plan eines internationalen Weltfriedensbundes der Jugend

**Immer mächtiger erhebt sich in den letzten Jahren der Ruf nach einem dauerhaften Völkerfrieden. Aber von einer Seite her fehlt noch immer jede grössere Kundgebung, jede entschlossene Tat, — und**

zwar von einer Seite, die mehr als alle andern berufen wäre, mit ganzer Kraft und Seele an der Vorbereitung des Weltfriedens mitzuwirken: von der Seite der Jugend. Wird doch die Jugend die zukünftige Menschheit bilden und handelt es sich doch vor allem um ihr Wohl und Wehe und das der kommenden Generationen. Sollte es nicht möglich sein, die Jugend aller Länder zu gemeinsamer Arbeit im Dienste des Friedens zusammenzuschweissen und zu organisieren, um tatkräftig den schon bestehenden Vereinigungen an die Seite zu treten? Würde die Öffentlichkeit nicht beeinflusst und die Diplomatie entwaffnet, wenn die Jugend entschlossen sich dem Dienste der Menschenliebe und des Friedens weihte? Die Zahl derer, die innerlich schon mit dem alten Geist gebrochen haben und nur auf den Kampfruf der Gleichgesinnten harren, ist gross, vielleicht viel grösser, als wir ahnen. Das ist ja eben das Elend, dass wir nichts von einander wissen, dass wir wie einzelne Fünklein wirkungslos verglimmen. Hier muss Wandlung geschehen! Die zerstreuten Funken müssen zusammenfliessen zur mächtigen, weithin leuchtenden Feuerflamme. Eine Organisation wollen wir schaffen, an die sich jeder Strebende und Suchende wenden kann. Die zersplitterte Kraft gilt es zu sammeln, in jeder Stadt, in jedem Land, und sie in einem erdumfassenden Bunde zu vereinen, um einig Krieg gegen den Krieg zu führen. Einzeln sind wir verloren, vereint sind wir mächtig.

Die Bewegung soll von Zürich ausgehen und von da sich verbreiten in der ganzen Welt. Schweizerjugend, ihr, deren Land vom Krieg verschont blieb, fühlt ihr nicht die Pflicht, voranzugehen und auch den andern Völkern diesen Friedensgedanken zum Segen der Welt zuzutragen und an der Verbrüderung der Menschheit tätigen Anteil zu nehmen? Anzufangen gilt es! Wir schaffen die Gelegenheit! Seid ihr bereit?

Alle jungen Menschen von 15 Jahren an, beiderlei Geschlechts, sind eingeladen zum Werk. Unsere heilige Verpflichtung soll sein: In Tat und Wort zu wirken für den Völkerfrieden. Worin unsere eigentliche Arbeit bestehen wird, das wollen wir in gemeinsamen Besprechungen festlegen. Die Unterzeichneten sind bereit, jederzeit nähere Auskunft zu geben. Schon haben wir die Unterstützung verschiedener Persönlichkeiten gefunden und hoffen, sofort unsern Plan in die Tat umsetzen zu können.

Eile tut Not. Lasst uns sogleich handeln! Unsere Losung sei: «Nie wieder Krieg!» Auf, Jünglinge und Jungfrauen! Zum gemeinsamen Kampf rufen euch

Zürich, den 20. März 1922.

Noel Field, Köllikerstrasse 9.
Marthe Mange, Mainaustrasse 17.
Jakob Ragaz, Gloriastrasse 68.

Wer sich an dieser Bewegung aktiv beteiligen will, ist gebeten, dies einem der Unterzeichneten mitzuteilen.

# Gegen den Moloch

Der im «Aufbau» erschienene ausgezeichnete Aufsatz von Pfarrer Max Gerber: «Patriotismus — Abrüstung — Tuberkulose» ist als Flugblatt erschienen und in der Druckerei der «Neuen Wege» (Pfingstweidstrasse 57, Zürich 4) zu haben. Der Preis ist bei Bezug von mindestens 30 Stück 15 Rappen, bei Einzelbezug 20 Rappen.

Wir möchten alle unsere Freunde und Gesinnungsgenossen dringend bitten, sich der Verbreitung dieser Schrift anzunehmen. Sie sollte in Massen unter das Volk aller Art. Auch die Organisationen sollten das Flugblatt in grösserer Art kommen lassen; es wird sicher Absatz finden und Gutes wirken. L. R.

# Bücher

Das neueste Buch von Fr. W. Foerster: «Christus und das menschliche Leben»[1]) forderte zur vollen Würdigung seines Gehaltes einen Aufsatz. Vielleicht schreibt ihn einmal einer unserer Leser und Mitarbeiter. Wenn er dies auch mit viel kritischen Bedenken täte, so geschähe damit dem Werte des Buches kein Eintrag. Vorläufig soll hier bloss auf diese bedeutsame Erscheinung kurz hingewiesen werden.

Foersters neues Werk scheint am besten charakterisiert zu werden, wenn man es als Fortsetzung und Erfüllung seiner «Jugendlehre» betrachtet. Ich bin überzeugt, dass von allen Foersterschen Werken diese zwei am längsten leben und am weitesten wirken werden. Sie gleichen einander schon in der Form. Diese ist beide Male nicht systematisch (besonders in dem letzten Buche nicht), sondern pädagogisch, anschaulich, im besten Sinn volkstümlich. Die Wahrheiten, die ausgesprochen werden sollen, sind angeschlossen an typische Gestalten: Plato, Paulus, Dante, Schopenhauer, Nietzsche, oder sie werden durch kleinere Erzählungen, die oft beinahe zu Novellen werden, veranschaulicht. Als ganz besonders gelungene Beispiele dieser zweiten Art möchte ich anführen: «Duell und Selbstmord», «Drei Häuser», «Das Geheimnis der Erziehung», «Die Arbeiterversammlung», «Die Macht der Liebe», «Das Eigene und das

[1]) Die Neuauflage erscheint bei Eugen Rentsch, Verlag, Erlenbach-Zürich.

Fremde» (diese beiden Stücke sind, wie man sich erinnern wird, zuerst in den «Neuen Wegen» erschienen), «Die Überbrückung der Klassengegensätze», «Der Zusammenbruch», dazu von den kleinern: «Der Reiter und sein Pferd», «Der geliehene Bleistift», «Die Verherrlichung Gottes». In diesen Stücken zeigt sich eine bedeutende künstlerische Gestaltungskraft. Aber auch die nicht direkt zum Kunstwerk abgerundeten sind voll Leben und Bildkraft. Man wird sie nicht leicht vergessen.

Bedeutsamer als dieses Zusammenstimmen der Form ist die innere Verwandtschaft der beiden Werke. Im ersten tritt Foerster noch als Ethiker auf, wenn auch schon für eine über der blossen Ethik liegende Welt geöffnet; im zweiten ist er bei Christus angelangt, auf den hin ja die Ethik ein «Zuchtmeister» (Pädagogos) ist. Damit ist der individuelle Entwicklungsgang Foersters markiert, aber auch der eines ganzen Zeitalters. Aber nun wird die Verbindung zwischen beiden Werken und der durch sie dargestellten geistigen Entwicklungsstufen dadurch hergestellt, dass pädagogisch von der einen zur andern weitergeführt wird. Foerster ist auch in dem neuen Buch wieder ganz Pädagoge, und das heisst nun hier ganz besonders Psychagoge (Seelenführer). Er fasst die moderne Seele da, wo er sie antrifft, in ihrer Verwirrung und Entartung, die doch zugleich unbewusstes Verlangen nach Christus ist, bei der Hand. Hier entfaltet er ein Verständnis von einer Tiefe und Zartheit, wie es nur wenige aufbringen werden und stellt sich damit neben die grössten Meister christlicher Seelenkunde aller Zeiten. Das ist etwas anderes als das, was unter uns gewöhnlich als Psychanalyse umgeht! Von hier aus führt Foerster die Seele zu Christus, von Christus aus zu ihrer eigenen Reinigung und Vollendung, dann in das politische und soziale Leben hinein und wieder zurück zu sich selbst, das heisst nun: zu Christus. Man mag wohl etwa da und dort an die Dantesche Wanderung erinnert werden: wie denn Foerster offenbar stark in Dante gelebt hat.

Besonders hervorheben möchte ich das starke und tiefe soziale Verständnis, das auch in diesem Buche Foersters hervortritt, und einen Radikalismus zeigt, der bei ihm lange Zeit nicht vorhanden war, einen Radikalismus freilich, der über alle marxistischen und andere Dogmen und Schlagwörter weit hinausführt, bis zu den letzten Quellen aller sozialen Gesinnung.

Damit ist auch schon ein Einwand berührt, der gerade aus unsern Kreisen her gegen das Buch laut werden möchte. Man könnte dagegen einwenden, es sei doch zu stark am individuellen Heil der Seele orientiert, statt am Reiche Gottes, es gehe zu stark vom Menschen aus, statt von Gott. Es ist richtig, das ist Foersters Weg. Es ist nicht der des Apostels oder Propheten, sondern der des Pädagogen und Psychagogen. Aber sollte ein solcher Weg nicht auch seinen grossen Wert haben? Und dass Foerster die Seele nicht bloss zu religiösem Selbstgenuss, sondern zum sehr ernsthaften Dienst am Bruder und an der Gemeinschaft führt, ist schon hervorgehoben worden.

Problematischer dürfte ein anderer Punkt sein. Man weiss, dass Foerster stark die im Katholizismus liegende Wahrheit betont. Längst war es unsere Absicht, einmal davon zu reden. Es sind über diesen Punkt ja sehr viele Irrtümer verbreitet. Nun ist durchaus richtig: auch in diesem neuesten Buche vertritt Foerster sehr stark die katholische Wahrheit. Den Höhepunkt erreicht diese Linie in dem wundervollen Kapitel, das «Maria» heisst. Aber ich frage: Sollte das nicht auch ein Vorzug des Buches sein, dass wir dadurch auf so erlebte, tiefe, freie Weise in das Herz des Katholizismus geführt werden? Ist denn der historische Protestantismus das letzte Wort?

Auch der dies schreibt, möchte

sich nicht einfach auf die besondere Foerstersche Art festlegen. Er steht mehr bei Blumhardt, als bei Foerster. Es fehlt ihm z. B. bei Foerster die Wucht der Hoffnung auf das Reich Gottes auf Erden; seine Linie führt eher zu stark zum «Jenseits» im alten Sinn. Gewiss ist Foerster nicht die Wahrheit und auch dieses Buch ist nur eine Art, sie zu erfassen. Aber sollten wir so unfrei sein, dass wir die Wahrheit bloss in einer ganz bestimmten Form annehmen könnten? Dieses Buch weist, wie der ganze Foerster, schliesslich doch über alle Schablonen, auch die des Gegensatzes von Katholizismus und Protestantismus, hinaus. Es hat es wirklich mit Christus und den Menschen zu tun und es bringt beide auf die lebendigste, tiefste und freieste Art zusammen. Ein Buch ist es voll unerschöpflichen Reichtums und dabei hat es die Gabe ewiger Jugend: man mag immer zu ihm zurückkehren. Ich bin gewiss, dass es noch nach langen Zeiten leben wird. L. R.

# Worte von Zinzendorf[1]

Eines der gewissten Kennzeichen des Lebens aus Gott ist die Bruderliebe.

*

Wir haben den originalen Abdruck des unsichtbaren Gottes, eine Gottesperson, unter uns gehabt.

*

Wenn wir Ihn kennen, so kennen wir alles, was wir in der Gottheit notwendig kennen müssen.

*

Jesu ganzes Leben war eine beständige Legitimation des Vaters.

*

Nicht glauben ist die Sünde «kat' exochen»[2]) daraus alle anderen Sünden herkommen.

*

Der Kinder Gottes wahre Sünde ist der Unglaube, die Trägheit zum Glauben. (Lukas 24.)

*

[1]) Wir möchten gern das Jubiläum der vor zweihundert Jahren stattgefundenen Gründung der Herrenhuter Brüdergemeinde auf bescheidene Weise dadurch ehren, dass wir einige markante Aussprüche ihres Stifters abdrucken. Sie sind einer kleinen Sammlung entnommen, die vor kurzem von dem Neuwerk-Verlag herausgegeben worden ist und auf die wir bei dieser Gelegenheit als auf eine Goldgrube von Gottesweisheit hinweisen möchten («Zinzendorf», Neuwerk-Verlag, Schlüchtern in Hessen). Die Geschichte dieser Brüdergemeinde ist für uns eine der leuchtendsten und verheissungsvollsten Linien in der Geschichte des Christusgeistes auf Erden.

[2]) = par excellence.

Was nicht aus dem Glauben geht, das ist Sünde. Es geht noch weiter: Alles, was wider eines Menschen Herz ist, und er tut's doch, ist Sünde.

*

Das ist eine blosse Phantasie und ein blauer Dunst, eine Einbildung des Menschen, der meint, er tut seine Lust, und siehe, er tut des Teufels Lust.

*

Überhaupt muss den Seelen in Kraft und im Geiste gepredigt werden, dass die Sünde keine Lust für uns, sondern eine Lust des Teufels an uns ist. Nach eures Vaters Lust wollt ihr tun.

*

Das Geheimnis also, nicht zu sündigen, besteht darin, dass man mit der Person seines Erlösers bekannt wird. Denn wer gesehen und geschmeckt hat, wie freundlich der Herr ist, wer an der innern Herrlichkeit der Tugend, die aus dem Herzen Jesu kommt und aus Seinem Lebenslauf bewiesen wird, einen rechten Geschmack und sich einmal im Besitz davon gesehen hat, der mag nicht sündigen, um aller Welt Gut, dem könnte keine grössere Strafe angetan werden, als wenn er sündigen müsste.

*

Die Sünde ist das elendeste, miserabelste Ding, ein Schandfleck, eine Sache, die nicht wert ist, dass man sie in Gedanken nimmt, und wenn etwas von den alten Dingen vorkommt, wenn sich etwas regen und melden will, so muss es auf die verächtlichste Art getötet werden wie eine Fliege. Die Sünde hat weder Recht, noch Macht. Man muss ihr nicht einräumen, dass sie etwas tun oder sich melden darf. Denn ihr Zusammenhang ist zerstört. Der Heiland hat ihre Festung zerbrochen und eingerissen, er hat ihren Bau verderbt. Lässt sie sich doch wieder sehen, so hat ein Streiter Jesu Christi nur zu wachen, dass sie nicht wieder zusammenkommen könne, dass sie immer auseinander gerissen bleibt. Da kann wohl wieder einmal ein Gedanke geflogen kommen, da kann sich wohl wieder einmal von den Saaten des Satans, von seiner List oder Gewalttätigkeit etwas blicken lassen, aber man tritt darauf. Man wirft die Augen nicht einmal hin und würdigt die Sünde keines Anblicks.

# Ostern

Vielleicht haben wir noch gewaltige Erschütterungen nötig, bis wir für die Osterbotschaft wieder offene Ohren haben. Man hat uns so sehr daran gewöhnt, die Wahrheit in Theorien zu suchen, dass wir gar nicht mehr verstehen können, dass die göttliche Wahrheit immer nur als Geschehnis in Erscheinung tritt. Auch die Verkündigung der Kirche hat diesen theoretischen Charakter angenommen, vielleicht annehmen müssen, weil die Geschehnisse aufgehört hatten. Aber mit dem, was sie an Ostern verkündigt, überbietet die Kirche ihre sonstige Botschaft. Denn Auferstehung ist nicht Lehre, sondern machtvollstes Geschehen. Doch wir spüren, dass wir uns zuerst durch all die vielen Hüllen hindurcharbeiten müssen, welche die Kirche über diese unerhörte Verkündigung geworfen hat, bevor wir wieder ahnen können, dass die Auferstehung unsere ganze Einstellung zur Welt, unser Handeln und unser Denken aufs Tiefste beeinflussen müsste. In einer Welt, in der es eine Auferstehung gibt, können wir uns zu Krankheit und Tod, zu all den jammervollen Verkehrtheiten und Teufeleien nicht gleich einstellen wie in der Welt, in der die Naturgesetze herrschen. Auferstehung bedeutet die Möglichkeit einer agressiven Einstellung zu den Gesetzen, nach denen jetzt die Welt läuft. Aber nun ist es uns sofort klar, dass die Kirche, wenn sie etwas derartiges verkündet, sich selbst übertrifft. Denn es ist doch sonst durchaus nicht ihre Art, die Ordnungen der Welt durchbrechen zu wollen. Sie versteht es, bei all ihrem vielen Reden von Erlösung, dem Bestand dieser Welt nicht zu nahe zu treten, und sie vermeidet es ängstlich, die Legitimität des Besitzes irgendwelcher «Fürstentümer und Gewalten» anzuzweifeln. Nichts, was von dieser Welt ist, weder Tod noch Teufel, kann sich über die Kirche beklagen. Das Oster-Evangelium mit seinem eindeutigen Realismus steht wie ein erratischer Fels innerhalb der kirchlichen Verkündigung. Aber bis zu einem gewissen Grade ist es der Kirche auch bei der Auferstehungsbotschaft gelungen, ihr jenes unrealistische Gepräge zu geben, das alles erhält, was sie berührt; wie sie es ja auch fertig gebracht hat, durch Jahrhunderte hindurch das Evangelium vom Reiche Gottes zu verkündigen und dabei zu verhüten, dass die Hoffnungen der Menschen sich auf die erlösungsbedürftigen Ordnungen dieser Welt rich-

taten. Die Kirche hat die Auferstehungsbotschaft abgeschwächt, bis dass sie sich schliesslich als blosses faktisches Belegstück ihrer Theorien verwenden liess. Denn ihr sind die Lehrsätze das Wesentliche und die grossen Taten Gottes sind nur willkommene Demonstration derselben. Ostern ist nichts weiter als eine Bestätigung der Lehre vom «ewigen Leben». Das Wort des Paulus: «Ist Christus nicht auferstanden, so ist unser Glaube eitel», ist für diese theoretische Einstellung ein direkt ungläubiges Wort, denn die Lehre vom ewigen Leben ist doch rein an und für sich wahr.

Diese Kirchenlehren sind der grosse Fluch, der auf uns lastet. Sie schliessen das Himmelreich zu für die Menschen. Sie sperren uns ab von Gott. Die Dogmen sind die furchtbaren Feinde Gottes, denn wo sie regieren, da erstirbt alles Geschehen. Darum ist das die erste Bedingung, dass wir von Gott wieder etwas erfahren: dass wir all diesen geistlichen Reichtum als Unrat erkennen und wegwerfen, bis wir in völliger Armut dastehen, nichts mehr besitzen als diese Welt. Diese Armut wird uns zu Realisten machen, die ihren Hunger nach Erlösung nicht mit Lehren und Berichten über einstige und einmalige Ereignisse stillen wollen ,sondern nach einem fortlaufenden erlösenden Tun Gottes nach einer immer weiterschreitenden Offenbarung seiner Macht ausschauen.

Ostern wird uns dann die realistische Botschaft bedeuten, nach der wir allein verlangen. Wir sind umstellt von den harten Tatsachen dieser Welt wie von Gefängnismauern und lassen uns nur durch eines trösten: durch den Anbruch der Freiheit. Wir werden im Reden bescheidener sein als das Dogma; wir werden nicht so leicht die ewige Stadt in die Wolken malen, aber wir werden unbedingt realistisch sein. Es ist ja leicht, in der widerstandslosen Luft des Jenseits sich von Verheissung zu Verheissung zu schwingen, aber es ist schwer, auch nur im kleinsten irdischen Geschehen die göttliche Hoffnung festzuhalten. Wir dürfen nicht wieder in jene Unwahrhaftigkeit hineingeraten, der die Kirche verfallen ist, verfallen musste, weil sie die Getrenntheit des Göttlichen und des Weltlichen lehrte und dann doch mit dem Göttlichen in das Weltliche hineintrösten wollte. Diese Lüge wird gerade bei der Osterbotschaft offenbar, wenn die Kirche die Überwindung des Leibestodes als grundlegendes Ereignis feiert, während sie doch des Todes unbedingt bedarf um des Jenseits

willen. Ihre ganze Art, über das Sterben zu philosophieren, ist das direkte Gegenteil von dem, was sie predigt, wenn es gerade Ostern ist. Die Kirche trägt diese Unwahrhaftigkeit auch in das Leben des Einzelnen, indem sie ihn in religiösen Dingen zum Idealisten und in weltlichen Dingen zum Materialisten macht. So kommt es, dass der Christ, der in geistlichen Dingen in den höchsten Höhen schwebt, bei der Beurteilung irdischer Angelegenheiten durchaus keine andern als rein irdische Gesichtspunkte zur Anwendung bringt. Er wird zum Beispiel eine Krankheit genau nach den nämlichen Prinzipien beurteilen wie ein materialistischer Arzt. Die realistische Luft, in der wir mit unserem Glauben zu leben haben, soll uns auch von all dieser Unwahrhaftigkeit heilen. Die Sprache unseres Glaubens muss keuscher werden. Wir wollen lieber zu wenig sagen, als zu viel. Gott ist schliesslich doch weniger in unseren Ergüssen von letzter logischer Kühnheit, als in den Glaubensproben des Alltags. Wir werden sehr viel weniger vom Absoluten reden und sehr viel mehr Relatives tun müssen, und vielleicht werden wir dann die Erfahrung machen, dass Gott dem Absoluten als Wort sehr ferne sein kann, während er dem Relativen als Tat sehr nahe ist. Wir werden nicht in eschatologischer Verzückung an das Gottesreich denken, sondern aus der Sehnsucht der gegenwärtigen schmerzvollen Stunde nach ihm rufen. Das Gottesreich muss doch mitten unter uns, muss Gegenwart sein. Es ist nicht erst da, wenn die letzten Siege erfochten sind und auch die Auferstehung ist nicht erst da, wenn der letzte Feind, der Tod, überwunden ist. Es könnte in der Art, wie wir einem Kranken gegenübertreten, die Auferstehung mit gewaltiger Kraft — bis ins Leibliche hinein — gegenwärtig sein. Von solchen Erfahrungen müsste unser Glaube leben können — aber ihre Voraussetzung wird unablässige Kampfestreue sein. Nicht um unsern eigenen Enthusiasmus und nicht um unser Tun handelt es sich. Keinerlei psychisches Wesen ist dabei im Spiel, keine «Macht des Geistes über den Körper», keine willensmässige Beeinflussung des Nervensystems. Der Glaubende wird nichts empfinden von persönlichem Kraftbewusstsein, aber er wird erfüllt sein von der seligen Freude, dass er nie und nirgends mehr vor teuflischen Mächten einfach resignieren muss, dass er gar nicht mehr resignieren kann, sondern dass er in wunderbarer, machtvoller Nähe die in Bereitschaft stehenden Erlösungskräfte ahnt und spürt. Er

wird mit der neuen Aufgeschlossenheit eines stärker liebenden Herzens das Weh der Welt umfassen. Ein tiefes, stilles Leidtragen wird in ihm sein. Die Möglichkeit, sich in fatalistischer Ergebenheit zu beruhigen oder lediglich in moralischer Entrüstung sich zu entladen, existiert nicht mehr für hin. Er wird dasselbe empfinden, was Blumhardt in den ergreifenden Worten ausgesprochen hat: «Ich begreife die andern Christen nicht, ich habe mit Schwermut zu kämpfen, sofort, wenn ich für etwas die Hoffnung aufgebe. Muss ich für einen Menschen, ein Gebiet die Hoffnung aufgeben, dann ist Jesus nicht auferstanden.»

P. Trautvetter

# Theosophie oder Reich Gottes?

## IV. Vom Wissen und Glauben.

Nun ist aber notwendig, dass wir uns noch etwas ausführlicher mit einem Problem beschäftigen, dessen Lösung im bisher Ausgeführten wohl angedeutet ist, aber doch noch klarer und ausführlicher hervortreten muss.

Die Theosophie will ein Wissen sein und zwar ein höheres Wissen. Sie will damit das blosse Glauben durch etwas Besseres ersetzen und so der religiösen Gewissheit eine Stütze werden.

Was ist von diesem Anspruch zu halten?

Es entsteht da zunächst die Frage, ob jenes höhere Wissen möglich oder gar tatsächlich sei oder nicht. Wir haben uns darüber geäussert. Nehmen wir nun an, es gebe wirklich ein solches höheres Wissen — was wäre damit für das Leben mit Gott gewonnen?

Unsere Antwort lautet: Nichts, gar nichts, ja, in gewisser Hinsicht weniger als nichts — es wäre Verlust!

Zunächst ist zu sagen, dass auch jenes höhere Wissen durchaus nicht diejenige Gewissheit verschaffen könnte, welche der Glaube meint und welche die Seele für ihr Leben mit Gott nötig hat. Es ist nämlich in dieser Hinsicht zu sagen, dass kein Wissen, sei es ein niederes oder höheres, Gewissheit gibt. Alles Wissen ist vom Zweifel begleitet. Die beiden gehören zusammen. Alles Wissen ist daher unsicher. Es muss immer zur Revision gerüstet sein. Es ermangelt insofern der Absolutheit, es er-

laubt der Seele kein Ruhen auf Ewigkeitsgrund. Die richtige Einstellung des Wissensmenschen, des Wissen Suchenden — und sei's auch höheres Wissen — muss neben einem gewissen Mass von Vertrauen der Zweifel sein, sonst kommt er nicht vorwärts. Das Wissen lebt in einem Element der Unsicherheit. In diesem Element befindet sich auch die Theosophie. Kein Vorurteil kann grösser sein, als die Meinung, das Wissen sei die beste Basis der Gewissheit. Das genaue Gegenteil ist wahr: es gibt nichts Ungewisseres als das Wissen.

Gewissheit im höchsten Sinne gewährt nur der Glaube, der recht verstandene. Das ist die grosse Paradoxie, die zu fassen so vielen schwer fällt, das ist das Wunder, das klar zu machen freilich nicht leicht ist. Glaube ist eben etwas völlig Anderes, als ein blosses Wähnen und Meinen, oder ein Annehmen auf ungenügende Gründe hin, also ein unvollständiges Wissen. Es ist im Gegenteil das Wissen in seiner Vollendung, das, was das Wissen möchte, aber nicht kann, wie es anderseits der tiefste Grund alles Wissens ist. Es ist ein unmittelbares Innewerden, ein Erlebnis der Wahrheit. Es ist Berührung mit Gott selbst und führt so zum Absoluten und über allen Zweifel hinaus. Allerdings hat auch der Glaube immer etwa mit dem Zweifel zu ringen, aber er überwindet ihn auch wirklich, er allein. Er nur führt zu Gott und stellt auf den ewigen Fels.

Das Seltsame an diesem Wunder des Glaubens ist nun, dass gerade das Subjektivste, was es zu geben scheint, das Objektivste ist. Denn der Glaube ist ja zunächst wirklich das Allerindividuellste am Menschen, das, was dieser am wenigsten erklären, am wenigsten direkt mitteilen kann, während die Wissenschaft gerade in dem Masse, als sie solche ist, das Objektive, das allgemein Giltige ist, das, was man jedermann mitteilen, jedem gesunden Denken aufdrängen kann. Und doch ist es so: keine Gewissheit ist stärker als die Unwissenheit des Glaubens, keine Wahrheit ist objektiver, als die Wahrheit, die bloss der Einzelne erleben kann.

Aber diese paradoxe Wahrheit, die wir im übrigen nicht weiter in ihre Breite und Tiefe verfolgen können, hat einen ganz wundervollen Sinn: sie allein macht Gott zum Gott und den Menschen zum Menschen.

Sie allein macht Gott zum Gott — für uns nämlich! Denn was wäre ein Gott, zu dem wir uns wesentlich in der Art des Wissens

verhielten? Das wäre kein Gott, jedenfalls kein lebendiger, persönlicher Gott. Das wäre eine Idee, eine unpersönliche Macht, so wie eben der Gott der Theosophie ist. Das wäre irgend eine logische Notwendigkeit, wie ihn das Wissen allein zu fassen vermag, irgend ein Fatum, eine gröber oder feiner gedachte «Natur», kurz, irgend eine Objektivität. Zu Gott, dem Gott, der nicht bloss ein anderes Wort für «Welt», sondern *wirklich* Gott ist, kann man sich nur subjektiv, persönlich stellen. Hier ist, nach dem Ausdruck eines grossen Denkers, die Subjektivität allein die Wahrheit. Die Betrachtung der Wissenschaft ist theoretisch, das heisst, beschauend, sie stellt sich *neben*, ja *über* den Gegenstand, so aber kann man sich zu Gott, dem wirklichen Gott, nicht stellen. Man kann sich nur unter ihn stellen, oder sagen wir, wenn dies zu knechtisch tönt, man kann sich zu ihm nicht *sachenhaft*, sondern nur *persönlich* stellen. Die theoretische Betrachtung ist kühl, zu Gott aber kann man sich nur in Leidenschaft verhalten, man kann ihn nur lieben oder hassen, alles Andere ist — gottlos. Darum ist Gott umsomehr Gott, je mehr er nicht Welt, nicht selbstverständlich im Sinn des Kalten, nicht «natürlich», nicht «vernünftig» ist. Darum ist der Gott der Menschenweisheit kein Gott, sondern ist Gott nur der Gott der «Offenbarung», der sich dem Glauben kund tut — dem Glauben, der über, ja gegen alle «Vernunft» ist, der Torheit ist vor der Welt, aber damit Weisheit Gottes — Theosophie!

Der Glaube darf nicht Wissen werden. Jeder Versuch, auf diesem Weg dem Christentum zu helfen, schlägt zu seinem Schaden aus. Der Glaube bedarf, wie jener soeben angeführte Grosse immer wieder erklärt, der Möglichkeit des «Ärgernisses». Er darf nicht selbstverständlich sein im Sinne des «gesunden Menschenverstandes». Er muss an der Möglichkeit des Anstosses vorbei. Gott muss ihm als «Wunder», als Paradoxie entgegentreten, anders als ihn die Welt sich bilden würde und wirklich bildet, wenn sie Götter und Götzen schafft, nicht hoch und vornehm, sondern in Niedrigkeit und Verkennung, nicht in Macht und Herrlichkeit, sondern in Schwachheit und Armut. Daran erst entzündet sich ein Glaube, der *Gott* ergreift, den Gott, der anders ist als die Welt, der wirklich Gott ist. So wird Gott das unnennbare Heiligtum des Menschen.

Denn indem so durch den Glauben Gott Gott sein wird, so der

Mensch Mensch. Gerade in diesem wunderbaren Akt des Glaubens, worin Gott für ihn Gott wird, wird der Mensch Mensch. Diese persönliche Beziehung zum persönlichen Gott macht ihn selbst zur Persönlichkeit. Jene Tat des Glaubens ist schöpferisch, darin setzt sich der Mensch als Mensch, indem er Gott bejaht. Ein blosses Wissen auch ein «höheres», liesse ihn ewig unpersönlich.

Wieder tun sich gewaltige geschichtsphilosophische und kulturelle Perspektiven auf. Es bestätigt sich aufs neue unsere Behauptung, dass persönliches Wesen und persönliche Kultur, Individualität im tiefsten Sinn, Konkretheit, Sinn des Lebens, ja das Leben selbst, nur auf dem Boden entstehen konnte und sich zu erhalten vermag, auf dem man den persönlichen Gott kennt und den Glauben an ihn; wo aber die Idee herrscht und das Wissen, das Leben in der Allgemeinheit verfliesst und in Traum und Nichts versinkt. Wieder zeigt sich, was für ein Heiligtum wir zu hüten haben.

Hier, in der Ablehnung der Vorrherrschaft des Wissens, wird die sittliche Welt gewahrt. Denn deren Hort ist das Gewissen. Das Wissen ist immer darauf aus, die sittliche Wahrheit irgendwie durch «Erklärung» oder «Idealisierung» zu verflüchtigen, das «Kreuz zu entleeren», das «Ärgernis» wegzunehmen, das Gute in ein weltlich Bequemes zu verwandeln, den Einzelnen irgend einer Allgemeinheit zu opfern, heisse sie Dogma, Kirche, Staat, Bildung, Mode oder sonstwie. Das individuelle Gewissen aber ist der Fels, worauf das Gute ruht und gegen alle Entartung protestiert. Wehe, wenn das Gewissen vom Wissen verschlungen würde, statt dass das Gewissen das Wissen leitet!

Wir zeigen damit auch die tiefste Wurzel aller Freiheit auf. Freiheit gewährt nur der Glaube. Im Wissen wohnt immer ein Element des Zwanges, des Fremden, der blossen Objektivität. Aus dem Wissen stammt jener Intellektualismus, der immer der schlimmste Feind aller Freiheit ist, aus dem Wissen der Dogmatismus, dieser Hort aller Knechtschaft. Das Wissen neigt stets zur Herstellung irgend eines Monismus, der den Einzelnen und das Einzelne verschlingt, irgend eines Determinismus und Fatalismus, der die Freiheit erstickt. Nur der Glaube ist Tat, er ist die eigentliche Tat der Persönlichkeit, der Individualität, des Ich; nur der Glaube ist Schöpfung, nur er Freiheit.

Hier entspringt auch, wie schon mehrfach angedeutet wurde, die Demokratie, die zur Freiheit gehört. Das Wissen ist nicht jedermann zugänglich; auch das niedere, geschweige denn das höhere. Man muss dazu bestimmte Anlagen oder Gelegenheiten haben. Sonst wird man von den Wissenden abhängig sein. Keine künftige Neuordnung der Kultur wird diese Tatsache aufheben können. Eine Kultur und eine Denkweise, die dem Wissen den Vorrang gibt, wird darum immer aristokratisch sein. Anders, wo der Glaube der Weg zur Wahrheit ist und das Gewissen die letzte Instanz. Das ist die tiefste Wurzel der Demokratie. Diese stammt daher aus der Bibel, keineswegs aus Griechenland, um von Indien gar nicht zu reden. Das Kastenwesen ist vielmehr die richtige Konsequenz aller Theosophie. Diese wird immer einen Unterschied von Eingeweihten und Nichteingeweihten (Esoterikern und Exoterikern) machen, ob sie ihn auch noch so sehr zu verhüllen trachtet: Die Bibel aber macht «das Wort» jedem zugänglich. Sie verheisst eine Zeit, wo kein Bruder dem Andern sagt: «Erkenne den Herrn», sondern Alle von Gott gelehrt sind, Gross und Klein.[1]) Den Armen im Geiste ist das Himmelreich verheissen, nicht den Hellsehern; die reinen Herzens sind, werden Gott schauen, nicht die «Eingeweihten» und: «Wenn ihr nicht umkehrt und werdet wie die Kinder, so könnet ihr nicht eingehen ins Reich Gottes».

Kann es einen grösseren Gegensatz zu diesem Wort geben als die Theosophie? Sie wird davor zur — Kinderei!

Diese Art des Glaubens allein macht alle geistigen Güter lebendig. Es ist darum auch so falsch, wenn die Theosophie meint, sie könnte das Schicksal des Menschen, sein Verhältnis zu Gott, zu sich selbst und der Welt erträglicher gestalten, wenn sie es rationalisierte, das heisst: es vernünftig erklärte, ihm darüber ein höheres Wissen verliehe. Genau das Gegenteil ist richtig: sie söge allen Geistern die Lebenskraft aus, sie nähme die eigentliche Lebensspannung weg und versenkte den Menschen in Traum und Nihilismus — wie sie denn auch stets getan hat.

Doch damit stehen wir vor der Schwelle eines letzten Kapitels. Beantworten wir vorher noch einen Einwand. Sollte denn das Wissen für das Reich Gottes nicht auch Wert haben? Stammt die Fähigkeit

[1]) Vergleiche Jer. 33, 31—33.

des Erkennens nicht auch von Gott und kann sie denn nicht zur Erkenntnis und zum Dienste Gottes gebraucht werden? Sollte denn das Streben der Theosophie nach Erkenntnis (Gnosis) so ganz und gar falsch sein? Das ist doch von vornherein unwahrscheinlich. Ein so gewaltiger Drang der Menschennatur schliesst doch wohl ein Recht ein, das irgendwie zur Geltung kommen muss. Haben wir nicht selbst darauf hingewiesen, dass der Glaube sich in einem Schauen (= Intuition) vollende? Haben wir nicht von einer Theosopie des Reiches Gottes geredet?

In der Tat müssen wir hier der Theosophie nochmals ein Zugeständnis machen. Das Erkennen hat auch im Reich Gottes seine Aufgabe. Dieses will L i c h t schaffen, es atmet im Licht, wie Gott das Licht ist. Von dieser Stimmung ist die gleiche Bibel erfüllt, die so leidenschaftlich das menschliche Wissen als Torheit vor Gott verwirft und die Torheit des Glaubens preist. Aus diesem Glauben selbst folgt doch wieder die Erkenntnis. Denn dieser Glaube will in aller Wirklichkeit Gottes Kraft und Regiment schauen, in allen Dingen seinen Glanz erblicken. Je mehr er Glaube ist, desto stärker ist sein Verlangen nach dem Schauen. Um die Ausdrücke zu brauchen, worin die alte Kirche dieses Verhältnis angedeutet hat: die Pistis (= Glaube) führt zur Gnosis (= Erkenntnis), schliesst Gnosis ein. Das ist dann die echte Theosophie, von der wir geredet. Sie gehört zum Vollbild der Wahrheit des Reiches Gottes.

Freilich ist das nun nicht Wissenschaft, sondern Glaubenserkenntnis, nicht demonstrierbare, für jeden normalen Verstand gültige Wahrheit. Sie ist an das persönliche Erlebnis gebunden, ist ein Schauen, das nur dem Erleuchteten zuteil wird, diese Erleuchtung aber geschieht durch jenen persönlichen Akt des Erlebens und der Hingabe. Sie ist, wie Bibel und Dogma tiefsinnig erklären, eine Gabe des heiligen Geistes; sie entspringt aus übernatürlichen Quellen, ist eine Frucht des inneren Sterbens, der Umkehr des ganzen Wesens, des Anschlusses an Gott und seinen Christus durch die Tat des Glaubens — sie ist im letzten Grunde Gnade. Sie ist so wenig Wissenschaft, dass sie vielmehr gegen allen Verstand der Verständigen geht. Nur so wird Gott als Gott erfasst, nur im Glauben.

Aber wenn dergestalt auch die Lebensleidenschaft des Glaubens sich dagegen wehrt, Wissenschaft zu werden, so strömt doch aus

Gottesglauben und Gotteserkenntnis auch Wissenschaft. Wir stehen hier vor der Grundparadoxie alles Lebens. Auf einer Seite muss alles Leben in Gott untergehen. Es wird von ihm verneint; alles Relative muss immer wieder im Feuer des Absoluten verbrennen. So auch alle Wissenschaft und Weisheit. Sie muss Torheit werden vor Gott. Der Glaube schreitet bis zur Losung des Credo quia absurdum fort. Aber wenn dergestalt alles Leben von Gott gerichtet wird, so wird es auf der andern Seite wieder von ihm immer neu erschaffen. Es quillt aus der Ewigkeit eine Zeit, aus dem Geist ein Stoff, aus Gott eine Welt, aus dem Absoluten ein Relatives, aus dem Glauben ein Wissen, aus dem Gottesreich eine Kultur, das alles aber in immer höheren Kreisen ansteigend, jenem Ziele entgegen, wo Gott alles ist in allem. So will der Glaube die Welt gestalten, die materielle und die geistige, so will er die Politik, das Wirtschaftsleben, die Sittlichkeit, die Kunst, die Erziehung ordnen. So will er, um besonders bei diesem Punkte zu bleiben, auch vernünftig sein. Nur soll diese Vernunft nicht erdgeboren und erdgebunden sein, nicht im Endlichen und Relativen versinken, sondern dem Übernatürlichen offen bleiben, sich stets am ewigen Born erneuern, nicht in Götzendienst versinken, in Intellektualismus, Materialismus und Mechanismus entarten, sondern Gottesdienst und damit Menschendienst sein.[1])

Es ist damit natürlich auch ohne weiteres zugegeben — wir brauchen das kaum mehr zu sagen —, dass das, was wir Wissenschaft zu nennen pflegen, nicht der höchste und letzte Weg zu aller Erkenntnis ist. Wir geben das Recht, ja die überragende Rolle der Intuition zu. Das Schauen allein, nicht die begriffliche Zergliederung, dringt in den Kern der Dinge ein. Was darüber Bergson und Andere gesagt, bleibt Wahrheit und wird eine immer grössere, gewaltig revolutionierende Wirkung im ganzen Leben der Menschen üben. Aber dieses Schauen ist einmal nicht gleichbedeutend mit Hellsehen. Es ist umfassender, ist demokratischer, viel mehr als jenes Allen zugänglich, wenn sie sich nur einmal mehr darauf einstellen wollten, und viel mehr von dem ganzen Wesen des Menschen bedingt und es bedingend. Dem Hellsehen sein Recht — aber

[1]) Vergleiche über diesen Punkt mein Buch «Die pädagogische Revoltution». (Trösch, Olten.)

es ist nur ein Ausschnitt aus einer umfassenden Fähigkeit und wird sich in diese auflösen müssen.

Vor allem aber ist diese Intuition der «theoretischen Vernunft», wie wir in Anlehnung an Kant sagen möchten, noch nicht das Schauen des Glaubens. Sie ist eine im Wesentlichen auf die Welt gerichtete Tätigkeit und vermag kaum das Gewand Gottes zu streifen. Es ist die höchste Steigerung der natürlichen Vernunft und als solche nicht imstande, die «Tiefen der Gottheit» zu erfassen. Diese ergründet nur «der Geist», das heisst, der heilige Geist, die dem Wiedergeborenen aus Christus zuströmende Erkenntnis, die unter Umständen gegen alle «Vernunft» geht. Die Intuition ist die Gabe des Künstlers und Philosophen, das Schauen des Glaubens die des Propheten.

In der Tat ist nichts so geeignet, uns den Unterschied der beiden Arten des Schauens (das Hellsehen inbegriffen) klar zu machen, als die Beachtung der Art des prophetischen Sehens. Kann man das, was die Theosophie als den Weg zur «Erkenntnis höherer Welten» beschreibt, mit der Art wie der Prophet Gott schaut, zusammenbringen? Dort ein langer labyrinthischer Gang durchs Dunkle, mühsam von Stufe zu Stufe aufsteigend, durch mystische Übung aller Art die höhere Erleuchtung erzwingend, zu einer Geisterwelt führend, in der Gott sich sozusagen auflöst; hier ein Überwältigtwerden von Gottes Klarheit, ein taghelles Erkennen seiner Ordnungen und seiner Gedanken mit den Menschen, ein sonnenhaftes Offenbarwerden der einfachen Wahrheit Gottes und des Menschen; dort eine Einschränkung der Erkenntnis auf den Kreis der Geweihten, hier ein mächtiges Vordringen zu allem Volk; dort geheime Wissenschaft, hier Glaube an den offenbaren Gott; dort Tempelmysterium, hier der Alltag; dort Einweihung und Askese, hier Gehorsam. Es sind zwei Welten und der Unterschied ist so gross, dass der Prophet für nichts so bittern Spott hat, wie für die Theosophie, und übrigens auch die Theologie. So hat die Theosophie Recht und Unrecht zugleich. Recht hat sie, wenn sie verlangt, dass die ganze Welt durchleuchtet werde von der Erkenntnis, die von Gott ausstrahlt, Unrecht, wenn sie diese Erkenntnis zu einer objektiven Wissenschaft und zu einer Geheimwissenschaft machen will, Unrecht vor allem, wenn sie Wissenschaft, und gar Geheimwissenschaft, als Weg zu Gott und zur Gottesgewissheit

erklärt, Unrecht mit dem ganzen Weg, der ganzen Methode, die zur Gotteserkenntnis führen soll. Der Weg des Reiches Gottes ist ein ganz anderer. Es ist die Umkehrung des Weges der Theosophie.

Verwerfen wir sie darum, wo sie Unrecht hat und erfüllen wir ihr Recht auf unserm Wege!

Davon nachher noch ein letztes Wort.

Aber nun meldet sich ein Einwand: Ist es richtig, dass das Ziel der Theosopie die Erkenntnis bildet? Dürfen wir ihr, so wie wir es tun, Intellektualismus vorwerfen? Könnten die Theosophen uns nicht allerlei darauf erwidern? «Die Theosophie», könnten sie sagen, «ist keineswegs so einseitig auf das Erkennen eingestellt. Einmal verlangt sie schon als Vorbedingung der Erkenntnis eine bestimmte praktische Haltung, sodann aber soll die Frucht der Erkenntnis ein Tun sein, ein Tun, das in der Liebe zu den Menschen gipfelt, aber nun, im Gegensatz zu einem blinden, bloss instinktiven, oder nur auf Glauben begründeten, ein wohlorientiertes, erleuchtetes Tun!»

Was antworten wir darauf? Wir geben diese Absicht der Theosophie durchaus zu, bleiben aber trotzdem bei unserm Urteil. Es kommt bei aller Unterscheidung zwischen den verschiedenen um den Vorrang streitenden Denkweisen auf den Ort des Akzentes an, auf das, was daran charakteristisch ist, auf das, was darin vorherrscht. Und da ist denn doch unwidersprechlich, dass die Theosophie alles Gewicht auf die Erkenntnis legt. Das beweist schon ihr Name. Sie bezeichnet sich auch selbst als geheime Wissenschaft, rühmt sich ihres wissenschaftlichen Charakters im Gegensatz zum blossen «Glauben». Dazu stimmt das Zeugnis der Geschichte. Wo immer Theosophie aufgetreten ist, da ist sie Gnosis gewesen, hat sie Wissen verlangt, Wissen angeboten. Was Indien im Verhältnis zum Abendland charakterisiert, das ist sein Intellektualismus, der gegen den Energismus des Westens so deutlich absticht. Mag die Theosophie auch als Weg und Ziel sittliche Vervollkommnung bezeichnen, so bekommt diese doch die Farbe des Intellektualismus.

In der Tat ist das sittliche Tun in jeder Form stets verblasst, wo die Theosophie herrschte. Der Umstand, dass es stets sittlich hochstehende Theosophen gegeben hat und heute gibt, spricht nicht

dagegen, denn keine einseitige Theorie entwickelt alle ihre Konsequenzen. Oft ist sie bloss eine Kompensation zu einer andern Einseitigkeit. Sicher ist, dass die grossen sittlichen Impulse der Menschheit, der Aktivismus des Geistes, nicht aus dieser Quelle stammt, sondern aus dem Glauben an den Gott entstanden sind, der sich selbst in Taten kund tut und der in Taten verherrlicht wird — der im Fleisch kommt. Dagegen hat die einseitige Gnosis fast immer eine andere Frucht getragen: die Hybris, das heisst, die Selbstüberhebung der wirklichen oder vermeintlichen Erkenntnis. Es ist eines der tiefsten Worte: «Das Wissen (es heisst: die Gnosis) bläht auf, aber die Liebe baut auf.»[1]) Es bezeichnet am besten den tiefsten Unterschied der beiden Denkweisen. Ich sage: der Denkweisen, nicht der Menschen, die sich zu ihnen bekennen und die nie ihren Theorien entsprechen.

Die Liebe ist es, die sie am tiefsten scheidet. Die Liebe des Evangeliums ist etwas völlig anderes als die der Theosophie. Diese ist Erkenntnis, jene Leidenschaft; diese eine Verklärung der Welt, jene ihre Revolutionierung; diese ein Ja zum Leiden, jene ein Nein; diese eine Erklärung, jene eine Vereinbarung; diese sanfter, träumerischer Mondschein, jene scharf beleuchtender, schöpferischer Sonnenschein. Es sind zwei verschiedene Welten: Budha, im Kreise seiner vornehmen Jünger seine Erlösungsphilosophie lehrend, Jesus, sich zu den Zöllnern und Sündern setzend, am Kreuze eine alte Welt im Ringkampf besiegend, und aus dem Grabe als Erstling einer neuen Welt auferstehend.

L. Ragaz

(Schluss folgt.)

# Weltrevolution und Welterneuerung

In meinem letzten Aufsatze suchte ich zu zeigen, dass: sich auf den Boden der Gegenwart stellen, nichts anderes heissen kann, als: sich auf den Boden der Revolution stellen. Denn der gegenwärtige Zeitpunkt ist der einer absoluten Menschheits- und Weltenwende. Dies Bewusstsein allerdings kann nicht durch Denken, sondern einzig und allein durch unmittelbares Leben gewonnen werden.

[1]) Vergleiche 1. Kor. 8, 1.

Der erste Impuls, den es uns erteilte, war ein scheinbar negativer: das Gefühl nämlich, dass es so nicht weiter gehen kann, dass wir mit der Vergangenheit gründlich abzurechnen haben. Besinnen wir uns darüber, dass es in diesem Kriege eigentlich bloss eine ganz verdammenswerte Haltung gab, verdammlicher als Kriegsbejahung, Brutalität, Grausamkeit: die jener Menschen, die sich so betrugen, als ob gar nichts vor sich ginge, als ob gar nichts geschehen wäre. Als ob gar nichts geschehen wäre! Dieser Satz befasst alles in sich, er erklärt, gleichsam zu einer Formel verdichtet, was es heute noch Schlechtes, Sterilisierendes, Zersetzendes in der Welt gibt. Und wie oft wird man an ihn gemahnt! Muss man nicht zu den Machthabern, die die Fäden der Völkerschicksale in der Hand halten, also sprechen: «Unser Geschlecht, durch euren Geist irregeleitet, hat sich mit einer Blutschuld beladen, die nicht ihresgleichen hat; und ihr, was tut ihr, um es und euch selbst von solcher Schuld zu entsühnen? Nichts. Ihr setzt das Werk der Finsternis fort, fröhnt dem Mammon und der Macht wie vorher; ihr lasst Gewalt und Recht gelten; ihr unterschiebt den hehren Idealen des Pazifismus, des Völkerbundes und der Weltkultur, die längst zu Lebensnotwendigkeiten geworden sind, eure imperialistischen Wahngebilde. Mit einem Worte, ihr treibt Politik und Diplomatie, als ob nichts gewesen wäre.» Aber auch von den Geführten gilt in der Hauptsache, was von den Führern gilt. Sie teilen ihre Seele zwischen rücksichtsloser Selbstsucht und lässigem Behagen. Sie machen Geschäfte, besuchen Cafés und Kinos, Theater und Konzerte, vertreiben die Zeit mit Spiel und Sport, spekulieren, diskutieren, amüsieren sich, als hätte es zwischen 1914 und 1922 nichts gegeben als ein lärmendes Intermezzo; als wäre überhaupt gar nichts Ernsthaftes geschehen. Warum ist diese Haltung so trostlos? Weil sie das Zeichen des Stumpfsinns und der Trägheit ist. «Oh, dass du doch kalt oder heiss wärest! Weil du aber weder kalt noch heiss, sondern lau bist, darum speie ich dich aus meinem Munde!» Insbesondere muss ich hier an unsere Intellektuellen denken.[1]) Sie haben im entscheidenden Augenblicke versagt und keine Spur jener höchsten Tugend bewiesen, die von ihnen noch mehr als von den andern Menschen gefordert wird: der Wachsamkeit.

[1]) Hiezu meine Schrift: «Die Wiedergeburt des Geistes» und die demnächst erscheinende: «Die Erweckung». Beide im Verlag Ernst Hofmann, Berlin.

Sie haben sich dem Krieg anzupassen verstanden wie dem Frieden und werden sich auch weiterhin allem anpassen, was ihnen von aussen zugetragen wird. Es ist schon etwas, wenn eine leise Unruhe sich ihrer bemächtigt hat, die aber dann auch zu keiner Umwandlung zu führen pflegt, sondern im allgemeinen zu schaler Resignation abflacht. Ihre Stimmung lässt sich etwa durch folgende Worte umschreiben: «Es ist ja wahr, dass nicht viel Sinn hat, was wir tun. Aber was sollen wir anders tun! Wir sind es nun einmal so gewohnt und haben nichts anderes zu tun gelernt.» Und so wird die alte Beschäftigung aus dem alten Geist wieder aufgenommen und das Leben geht seinen alten Gang weiter.

Das ist es, wogegen wir uns zur Wehr setzen. Wohl weiss ich, dass Verneinung nicht fruchtbar ist; auch nicht Verneinung des Schlechten und Verwerflichen. Aber es ist doch — und ganz besonders in entscheidenden Augenblicken — ein Zeichen dafür, dass etwas Neues, Gutes und das Jasagen dazu sich in unsrer Seele ankündigt. Weiss ich mit Sicherheit, was ich nicht tun darf, so weiss ich im Tiefsten wohl auch schon, was ich t u n  s o l l und es kommt lediglich darauf an, mir diese Erkenntnis zum klaren Bewusstsein zu bringen. Was wir aber heute nicht tun dürfen, unter keinen Umständen tun dürfen, das ist: auf die Ebene der V e r g a n g e n h e i t zurückgleiten. Wir dürfen uns durch keinen trügerischen Aspekt derselben beirren lassen. Wohl liegt die Versuchung dazu ungemein nahe, besonders in einem Lande wie Österreich, in dem ich diese Zeilen niederschreibe. Denn wir leiden an allem Mangel und was uns früher im Überfluss zuströmte, müssen wir jetzt entbehren. Wie begreiflich, dass in den aufreibenden Kämpfen um das Notwendigste, inmitten einer von Hass, Neid, Eigensucht und Misstrauen zerklüfteten Welt manchmal in unbewachten Augenblicken etwas wie Sehnsucht nach dem Gewesenen einen überfällt: «Die Welt sah damals doch schöner aus!» «Es ging doch nicht so zu wie jetzt!» «Das Leben war leichter und erfreulicher!» Dennoch beruht diese Wertung der Vorkriegsjahre auf einer Trugspiegelung, einer Verwechslung des Scheins mit der Wesenheit. Ich will hier nicht mehr davon sprechen, dass es — ganz allgemein genommen — stets ungesund ist, aus der Gegenwart in die Vergangenheit zu flüchten, da wir die natürliche Richtung des Geschehens nicht umkehren können und sollen. Allein noch besonders

in dieser Epoche: der Weltkrieg — so sehr er auch als ungeheures Verhängnis über unser Geschlecht hereinbrach, dessen Dimensionen überwachsend — ist doch nichts schlechtweg Aussermenschliches gewesen; er war das Ergebnis der in den Menschen waltenden Kräfte der Zerstörung, er kam a u s den Menschen, ob er sich auch g e g e n sie wendete. Wie kann also eine Zeit schön und gut gewesen sein, die dem Weltkriege unmittelbar vorausging? Steht denn ein Tag zum andren, das Gestern zum Heute bloss in einem losen Verhältnis der äusseren Abfolge? Ist nicht in dem einen Augenblick die Saat enthalten, die in einem späteren aufgehen wird? Geht nicht, wie einer unsrer grössten Philosophen, Leibniz, ausgesprochen, die Vergangenheit mit der Gegenwart, die Gegenwart mit der Zukunft schwanger? Schon im allgemeinsten Weltprinzip der Kausalität ist dies enthalten. Ja, sicherlich, der gestrige Tag ging dem heutigen nicht allein voraus, vielmehr hat er ihn auch v e r u r s a c h t. Und wenn es wahr ist, dass jede Gegenwart die Verantwortung für sich selber trägt und nicht auf die Vergangenheit abwälzen darf, so bleibt es nicht minder sinnlos, letztere von jeder Schuld loszusprechen, sie sogar gegen das Zeugnis der Weltgeschichte verherrlichen und verklären zu wollen. Aus Negativem kann bloss Negatives, aus Positivem bloss Positives hervorgehen. Gestehen wir es uns ein und geben wir uns keiner Unklarheit mehr darüber hin: der Krieg hat bloss offenbar gemacht, was in der Menschheit zum Teil verhüllt war. Und wir wollen ihm dafür dankbar sein, d a s s er es offenbar gemacht hat. So nämlich ist wenigstens die Zweideutigkeit, die unreinliche Vermischung und Verwischung der unterschiedlichen Elemente überwunden, die früher geherrscht hat. Jetzt sind die Elemente auseinandergerissen, es ist eine polare Spannung der Gegensätze erzeugt worden, die das Gute vom Bösen scheidet. Die Hassmengen, die vorher gleichsam in feiner Zerteilung durch die Welt zerstreut waren, haben sich gesammelt und geballt, sie sind in einen Zustand der grössten Verdichtung getreten: und so können nun auf der andern Seite auch die Liebeskräfte frei werden.

Es gibt also keine Rückkehr zur Vergangenheit und wir sollen den Gedanken an eine solche, wo immer er uns beschleichen möge, weit von uns weisen. Nein, von uns gilt vor allem der tiefsinnige Spruch des Angelus Silesius:

Wenn du aus Sodom kommst und dem Gericht entfliehst,
Dann steht dein Heil darauf, dass du nicht rückwärts siehst.

Durch das, was wir waren, sind wir bloss belastet; rechtfertigen kann uns einzig dasjenige, was wir *sind* und *werden*. Aber was sollen wir denn werden? Was ist dies Neue und Gegenwärtige, das wir voll und ganz zu realisieren haben? Es ist die *Vergeistigung unseres Gesamtdaseins*, die Begründung des Gottesreiches auf Erden. Dies klingt den Meisten schwärmerisch oder phantastisch und sie ahnen nichts von der heiligen Nüchternheit der Aufgabe, die uns hier gestellt ist. Und zwar haben wir unsere Gegner in zwei Heerlagern zu suchen, die scheinbar durch die weiteste Distanz voneinander getrennt sind, gleichwohl aber, wenn es sich darum handelt, uns zu bekämpfen, zu einem gemeinsamen Angriffe vorgehen. Die einen sind die extremen Materialisten, die andern die extremen Spiritualisten. Die einen glauben überhaupt nicht an das Göttliche im Menschen, sondern sie glauben allein an die Materie, den Mammon, die Selbstsucht, die Gewalt, besten Falles den Ausgleich der Egoismen. Die anderen geben vor, an das Göttliche zu glauben, sie wähnen sogar, den richtigen Glauben daran zu haben, der darin besteht, dass sie es ganz der Berührung mit der groben, sündigen, unreinen Materie zu entziehen bestrebt sind, es ganz reinen Geist sein lassen wollen. Ersteres ist die Haltung eines grossen Teiles der modernen Aufklärung; der bürgerlichen wie der proletarischen, zwischen denen in diesem entscheidenden Punkte weitgehende Übereinstimmung herrscht. Letzteres ist die Haltung der meisten offiziellen Kirchen, die sie zumal während des Weltkrieges bewiesen. Von denen, die Gott anriefen, um von ihm Niederwerfung der Feinde, Zerstörung, Vernichtung, Untergang ganzer Völker zu erflehn, rede ich hier gar nicht. Eher denke ich an die Frommen, die den Pazifismus und Sozialismus für aussichtlos halten, weil der Mensch nun doch von Natur böse ist und die irdischen Verhältnisse sich nicht von Grund aus bessern lassen. Man muss sie schliesslich hinnehmen, wie sie sind, und sein Innerstes nach Möglichkeit von ihnen reinhalten und mit Gott in Verbindung bringen. Was aber ist die Folge davon? Dass die Materie mehr und mehr verwahrlost und der Geist immer weltfremder, unwirklicher, abstrakter und schattenhafter wird. Die Folge davon ist, sagen wir es geradeaus, unsere moderne Kultur, der

die Materie zum Chaos, der Geist zum Gespenst geworden ist. Sie ist weder spirituell oder ideal, wie ihre Lobredner, noch eigentlich materialistisch, wie ihre Ankläger behaupten. Wäre sie doch ein offener, entschiedener Materialismus! Dann könnte man sich ehrlich und klar mit ihr auseinandersetzen. Aber sie lässt das Ideal einen Kompromiss mit der Realität eingehen. Als ob beide überhaupt voneinander zu trennen wären! Als ob man sie lediglich in äusserlicher Weise zusammenbringen könnte! Aber es geschieht so und das eben ist der Fluch unseres Geschlechtes geworden. Unsere Kultur ist wie eines jener Märchenungeheuer, die auf einem tierischen Rumpf Menschenantlitz tragen; oder die ausschweifende Phantasie des Orients hat sich darin gefallen, einem plumpen Stier ein Flügelpaar aufzusetzen; nichts ahnend, dass sie damit ein tiefsinniges Gleichnis von Gestaltungen schuf, die sich später im Abendlande Realität werden sollten. Solch ein Stier wird nämlich, wenn man ihm einen lebendigen Odem einblasen könnte, weder zum Pflügen noch zum Fliegen geeignet sein. Und so ist auch die moderne Kultur weder erdhaft noch ätherisch, sie ist weder im Stofflichen noch im Geistigen ordentlich zuhause. Was zum Beispiele hat unser Bildungswesen mit den Prinzipien unseres Wirtschaftens, unsrer Teilung und Verteilung von Arbeit und Genuss, unsrer gesellschaftlichen Gliederung zu schaffen? Was unsre Theater und Universitäten mit Fabriken, Magazinen, Warenhäusern und Kasernen? Was unsere Politik mit unserer Literatur? Der Zusammenhang ist höchstens ein künstlich konstruierter. Und schliesslich unsere Religion? Sie ist eine Sammlung von Traditionen und Gebräuchen und, was noch kennzeichnender, ein Beruf neben anderen Berufen geworden. Wir können sicherlich noch weniger zum Mittelalter als zu der Zeit vor dem Kriege zurückkehren, dem wir doch eben dies verdanken, dass er uns von den letzten Überresten des Mittelalters befreit hat. Aber dies eine sollen wir vom Mittelalter lernen: dass die Kultur etwas Organisches, von einem geistigen Lebenszentrum, das sich in allen Sphären gleichmässig auswirkt, Aufgebautes ist. Das Mittelalter hat die Welt wirklich nach dem Begriff, den es von der Gottheit hatte, gestalten wollen; ob dieser Begriff auch ein durchaus einseitiger, zeitbedingter war. Der moderne Mensch dagegen hat sich zu zerteilen und zu zersplittern, ja zu verflüchtigen begonnen. Er spricht

an unrichtiger Stelle zwar viel von Monismus. In Wahrheit unterscheidet er noch viel mehr als der mittelalterliche Mensch zwischen Heiligem und Profanem, Sonntag und Werktag, zwischen Himmel und Erde, Ideal und Realität, Theorie und Praxis; anstatt endlich durch die Erfahrungen der letzten Jahrhunderte und des Weltkrieges darüber belehrt zu werden, dass der Geist nicht anders zu wirken vermag als in der Materie und in sie hinein, dass er — soll er nicht zum Idol, Phantom, Schemen entarten — sich unbedingt verkörpern muss. Die Wirklichkeit des Geistes ist die Vergeistigung der Materie; und zwar die Vergeistigung bis ins Allerkleinste, bis ins Atom der Materie. Es ist unsinnig, hier noch Scheidungen, Absonderungen vorzunehmen. Solange die Menschheit imperialistisch und kapitalistisch, das heisst, egoistisch sich betätigt, wird sie keine wahre Schule, kein wahres Theater, keine wahre Kirche besitzen. Es ist richtig, dass die fortschreitende Zivilisation und Kultur die Praxis der Arbeitsteilung bedingt und voraussetzt, dass der gewaltige Produktionsprozess sich in immer mehr Teilverrichtungen zerlegt. Allein die Arbeitsteilung darf niemals eine Teilung in dem Sinne werden, dass durch sie ein Schnitt zwischen Geist und Materie gezogen wird, wie es tatsächlich zur Verderbnis der Gesellschaft mehr und mehr geschah. Geistige Arbeit, die sich entkörpert hat, züchtet jenen sterilen Hochmut des Intellektes, der dann in willkürlichen Konstruktionen, Ideologien und Begriffsspielen ausschweifte, zu den inneren Notwendigkeiten und Forderungen der Zeit aber kein Verhältnis mehr besitzt; sie züchtet jene Haltung der Intellektuellen, die wir ja zur Genüge kennen gelernt haben; die schliesslich das tiefe Misstrauen der unteren Schichten gegen sie heraufbeschworen hat. Umgekehrt ist körperliche Arbeit, die vom Geiste entblösst wurde, ein Unbegriff. Sie wird zur mechanischen Verrichtung, die den Menschen inwendig aushöhlt, entselbstet und zu einem Stück der Maschine macht. Bloss aus der Vereinigung beider, des Geistes und der Materie, erwächst uns das Heil.

Und vor allem bedarf unsere Zeit dieser Vereinigung. *Denn der materielle Stoff hat sich riesenhaft gehäuft und droht uns zu erdrücken, wenn wir ihn nicht aus der Kraft unseres Geistes erlösen.* Es ist heute ebenso sinnlos, sich um die Tatsache der Maschine, der Fabrik, des Kapitals, der

Arbeiterklasse herumzudrücken wie um die des Geschlechtes, der Körperlichkeit überhaupt. Sogar Tolstoi ist ihr nicht ganz gerecht geworden. Wir können und dürfen nicht zur Vorkriegszeit, zum Mittelalter, aber auch nicht zum Naturstande der Primitivität zurückkehren. Wir müssen durch den gegenwärtigen Entwicklungsprozess mit all seinen Nöten, Hemmnissen und Unzulänglichkeiten hindurchgehen. Bloss in der Materie können wir uns selbst erlösen.

Dazu ist aber notwendig, dass wir nicht fortsetzen, sondern neu anfangen. Nicht ein Schritt, nicht eine Reihe von Schritten, sondern ein Sprung, ein ungeheurer Sprung ist notwendig. Dies habe ich verstanden, wenn ich sagte, dass wir uns auf den Boden der Revolution stellen müssen. Wahrscheinlich wird man uns um dieses Bekenntnisses willen Bolschewisten nennen. Ist doch auch nichts bequemer, als eine Geistesrichtung, die einem unbequem ist, damit abzutun, dass man für sie eine Formel bereit hält, durch die sie ein für alle Male erledigt erscheint! Freilich zweifle ich daran, dass die Formel stimmt. Denn wir wollen nicht durch Diktate und Diktaturen in das Reich Gottes eindringen, wir sind vielmehr überzeugt, dass die Methoden der Macht und Gewalt, einerlei, im Dienste welcher Partei sie arbeiten, eben der alten Welt angehören, die durch den Krieg gerichtet ist. Wenn unser Begriff von Revolution sich aber auch nicht mit dem des politischen Radikalismus deckt, wir sind aufrichtig genug, einzubekennen, dass er gleichwohl n i c h t politisch indifferent ist. Man könnte ja meinen, dass wahrer Geist mit Politik überhaupt nichts zu schaffen hat. Und warum? Hauptsächlich wohl darum, weil die Politik heute so wenig mit dem Geiste zu schaffen hat. Wir brauchen uns indessen bloss einen Augenblick lang auf unser bisheriges Ergebnis zu besinnen, um das Oberflächliche dieser Lösung einzusehen. Geht sie doch wiederum aus jenem falschen Idealismus der Absonderung und Weltflucht zurück, mit dem wir eingangs abgerechnet haben. Wenn die Politik geistlos geworden ist, so ist jedenfalls nicht allein sie, sondern auch der Geist dafür zur Verantwortung zu ziehen. Ja, er in noch höherem Masse, weil er ja der eigentliche Träger der universellen Verantwortung ist. Wenn die Politik überhaupt da ist — und dies wird doch auch ihr grösster Verächter nicht in Abrede stellen — so darf er sich ihr nicht entziehen und verschliessen. Und er darf es auch nach bestimmteren Erwägungen und Rücksich-

ten nicht. Die Tatsache nämlich, dass unsere Ideen in keiner der bestehenden Parteien ihren vollgiltigen Ausdruck gewinnen können, ist nicht mit der Tatsache gleichbedeutend, dass sie von allen bestehenden Parteien gleichmässig entfernt sind. Es ist nicht wahr, dass jedes der vorliegenden politischen Programme gleich geeignet oder ungeeignet ist, die Erneuerung zu verwirklichen; sodass wir uns von allen strenge isolieren müssten oder im gegebenen Moment an jedes derselben anknüpfen könnten. Wahr ist, dass in jeder Partei einzelne Menschen zu finden sein werden, die, über den engen Rahmen ihres Programms hinausstrebend, auf etwas Höheres gerichtet sind und daher für unsere Ideen verwendet werden können. Andrerseits ist es ebenso plausibel, dass wir angesichts des heutigen Parteiwesens bestrebt sein müssen, den Schwerpunkt der Erneuerung nicht in die Politik, sondern ausserhalb, oberhalb derselben zu verlegen. Ganz aber können wir, wie gesagt, die Berührung nicht vermeiden; und es ist schon ein ungesundes Symptom, wenn man sich ihr ängstlich zu entziehen trachtet. Schliesslich ist die Politik in der gegenwärtigen Welt eine Realität; und mit dieser müssen wir uns wohl oder übel auseinandersetzen, solange wir keine andere, wirksame Realität an ihre Stelle zu setzen haben. Es leuchtet aber einer unbefangenen Betrachtung ein, dass wir auf dem Boden einer reaktionären oder konservativen oder auch einer Partei des gemässigten Fortschrittes durchaus nicht die Erneuerung durchzuführen in der Lage sind. Wer dies nicht einsieht, bleibt in Illusionen befangen. Es kann doch niemand, der die staatlichen und gesellschaftlichen Zustände der Vorkriegszeit wiederherstellen oder höchstens bescheidene Reformen zulassen will, ohne am Grundstock des Bestehenden zu rütteln, ehrlich mit dem Neubau des geistigen, sittlichen und kulturellen Lebens einverstanden sein! Der Mensch, als Einzelwesen und als Gesamtheit genommen, ist und bleibt eine unstillbare, organische Einheit. Was im Haupte geschieht, muss sich auch in den Gliedern ausdrücken; was in den Gliedern geschieht, das muss auch im Haupt seinen Ausdruck finden. Wer das leugnet, der verkennt das Wesen des Organischen: ja, er ist nicht einmal zu einer klaren Vorstellung des vollendeten Mechanismus, also der gut funktionierenden Maschine, vorgedrungen, die als Ganzes zugleich in all ihren Teilen wirkt und bei der jede Störung eines Teiles sich dem

Ganzen notwendig mitteilen muss. Es ist unmöglich, im Geistigen radikal und in der Politik das Gegenteil zu sein. Entweder man will die totale Neuwertung oder man will sie gar nicht.

Wohl weiss ich, was man mir erwidern wird. Man weist auf das Versagen der revolutionären Parteien eben in unsrer Zeit hin, also in einer Zeit, in der sie zur Führung berufen waren und in der man das meiste von ihnen erwartete. Was haben sie Erspriessliches geleistet? Haben sie den Krieg zu verhindern vermocht? Haben sie uns jetzt den wirklichen Frieden gegeben? Haben sie den Kampf nicht lediglich von aussen nach innen getragen? Ist durch sie der Sozialismus nicht zur brutalen Lohnpolitik bei gleichzeitiger Verringerung und Verschlechterung der Arbeitsleistung entartet? Und was haben sie aus dem Proletarier, dem Träger der Bewegung und dem von ihr Getragenen gemacht? Was anders als ein Geschöpf vom gleichen Materialismus besessen wie der Ausbeuter und dazu noch geladen mit Instinkten der Rache und Zerstörung? Und ist es nicht schliesslich völlig einerlei, ob der Druck von oben oder von unten ausgeübt wird?

Es hätte wenig Sinn, diese Frage- und Klageliste noch um einige Punkte zu erweitern. Die Absicht ist ja unverkennbar und auf sie wollen wir eingehen. Ich antworte zweierlei. Einmal, dass es nicht angeht, in einer Zeit allgemeiner Verderbnis alle Schuld auf einen Teil abwälzen zu wollen. Der Proletarier ist doch wesentlich ein Produkt der Erziehung durch den Kapitalismus, der unsrer gesamten Staats- und Gesellschaftsordnung ihr Gepräge gibt. Es ist aber unethisch, einem erst alles wegzunehmen und ihn dann für die üblen persönlichen Folgen seiner Besitzlosigkeit zur Verantwortung zu ziehen; ihn um den Ertrag seiner Arbeit zu bringen, die Arbeit selbst zu mechanisieren und zu monotonisieren, sie öde und langweilig und geistlos zu machen und ihm dann vorzuwerfen, dass er zu solcher Arbeit wenig Lust aufbringt. Und vergessen wir nicht, wie viel von dieser Arbeitswilligkeit ein langer, grausamer, mörderischer Krieg systematisch abgebaut hat! Vergessen wir ferner nicht, dass doch so ziemlich alles, was in unserer Zivilisation und Kultur greifbar, körperhaft dasteht, durch die Hände dieses Proletariats geworden ist! Von dem Stuhl, auf dem wir sitzen, dem Bette, in dem wir schlafen, dem Tische, an dem wir essen, arbeiten oder uns amü-

sieren, bis zu den Macht- und Prachtbauten der modernen Technik, Wohn- und Warenhäusern, Theatern, Museen, Dampfmaschinen, Automobilen und Äroplans! Es ist hässlicher Undank, die Arbeit zu schmähen, deren Früchte man — wenn auch gegenwärtig in bescheidenerem Ausmasse — dennoch unablässig geniesst; sogar wenn diese Arbeit bloss widerwillig oder unzureichend geleistet wird. Sicherlich ist die Verhimmelung und Umschmeichelung des Proletariers, die von mancher Seite tendenziös, bei gleichzeitiger massloser Verketzerung der «Bourgeois», betrieben wird, irreführend; und die Legendenbildung muss hier masslose Ernüchterung vorbereiten. Wer aber mit den arbeitenden Klassen als Lehrer und Volkserzieher Fühlung genommen, der weiss, dass in ihnen echte, idealistische Impulse wohnen, die weder der Kapitalismus, noch die Demagogie umzubringen imstande war, und dass es ganz auf uns selber ankommt, diese Impulse zu wecken und zu stärken.

Zweitens erwidere ich jenem Einwand, dass er sich selbst widerstreitet. Er verwirft Revolution und Sozialismus gar nicht, sondern er erklärt sich gegen ihre jetzigen Vertreter. Er unterscheidet zwischen der Revolution und den Revolutionären, zwischen dem Sozialismus und den Sozialisten und behauptet, dass jene durch diese um ihren besten Sinn gebracht, ja vielfach in ihr Gegenteil verkehrt würden. Aber sogar, wenn das seine Richtigkeit hätte — während es doch jedenfalls masslos übertrieben ist — wäre die daraus gezogene Konsequenz völlig unhaltbar. Weil eine Idee nicht ihre berufenen Vertreter gefunden, sondern solche, durch die sie entstellt und verzerrt wurde, folgt daraus, dass wir die Idee mit ihren Vertretern, das Kind mit dem Bade ausschütten dürfen? Ich bin überzeugt, dass gerade die entgegengesetzte Konsequenz die gebotene ist: wir müssen umso mehr trachten, die Idee aus ihrer Umklammerung durch jene zu befreien und sie in rechtem Sinn und Geiste zu verwirklichen. Die Tatsache, dass Unberufene sich zur Verkündigung von Gerechtigkeit, Güte, Humanität drängen und diese Ideale mit mancherlei fremdem Stoff verwischen, wird für den normal empfindenden Menschen doch kein triftiger Grund sein können, die Sache der Ungerechtigkeit, Bosheit und Grausamkeit zur seinigen zu machen. Wer für etwas ehrlich sich einsetzt, der muss darauf gefasst sein, mit Personen auf einer Plattform zu stehen, zu denen er sich in entschiedenstem

Gegensatz befindet. Er muss mit ihnen aber auch gar keine Gemeinschaft, noch einen Kompromiss schliessen. Vielmehr soll die Gemeinsamkeit des Bodens eben dazu verwendet werden, auf ihm den entscheidenden Kampf auszutragen, um das Gute von allen es verunreinigenden oder trübenden Elementen zu befreien. Ich will auf das Beispiel des Christentums hinweisen. Die Kirche Christi befand sich in einem argen Zustand der Zerrüttung, als die grossen Reformatoren auftraten; aber die Reformatoren wurden dem Christentum gleichwohl nicht untreu, sie waren im Gegenteil viel eifrigere und strengere Christen als die damaligen Päpste und Päpstler. Was taten sie also? Sie schieden zwischen Gute und Böse, zwischen Weizen und Spreu und verbrannten die letztere im Feuer ihres Glaubens. Und so haben auch diejenigen getan und tun es noch heute, die wiederum aus dem Geiste des Evangeliums an den so vielfach starr und unfruchtbar gewordenen Kirchen der Reformation Kritik üben. Man macht es vielen Sozialisten nicht mit Unrecht zum Vorwurf, dass sie ihre Gegnerschaft gegen das Kirchenchristentum auch auf die Botschaft Jesu übertragen, an diese zum mindesten nicht den vollen Glauben haben. Und man macht sich der gleichen Verfehlung dem Sozialismus gegenüber schuldig; man verwirft ihn, weil einem die Mehrzahl seiner Anhänger und Vertreter nicht genehm ist. «Der Sozialismus wäre schön, wenn die Sozialisten nicht wären.» Mit «Wenn» und «Wäre» ist der Menschheit indessen noch niemals geholfen worden, am wenigsten, wenn ihr Hilfe so brennend nottat wie jetzt. Und durch lauter Bedingtheiten dringen wir nicht zum Heile vor, das vielmehr eine restlose, unbedingte Ineinsetzung mit dem Gesollten und Gewollten erfordert. Wer solche Argumente im Munde führt wie die soeben genannten, der bezichtigt sich selbst der Impotenz und der Trägheit; denn er lässt zu, dass das Gute in den Händen der Bösen verbleibe, anstatt es ihnen zu entreissen und zum Siege zu führen.

Aber es gibt nicht wenige, die weiter gehen und den Sozialismus praktisch u n d theoretisch ablehnen, nicht weil er heute vielfach getrübt erscheint, sondern weil er nach ihrer Auffassung selber das die reine Idee der Menschheit und ihrer Bestimmung Trübende ist. Sie sind von der Notwendigkeit der Revolution überzeugt, aber die Revolution soll eine geistige und religiöse, sie soll eine solche des inne-

ren Menschen sein; sie soll es jedenfalls zuerst sein, b e v o r sie auch den äusseren Menschen ergreift und umgestaltet; sie soll mit dem Geiste beginnen, ehe sie in die Materie hineinwirkt. Wir dürfen doch, heisst es hier weiter, nicht mit dem Begriff der Revolution spielen und leichtfertig die grundverschiedene Bedeutung unterschlagen, die er annimmt, wenn er von verschiedenen Leuten im Munde geführt wird. Den einen bedeutet sie eine Verschiebung, den andern eine Überwindung der Macht; den einen eine Kette von Gewalttätigkeiten, die schliesslich zu einer Veränderung der materiellen und sozialen Verhältnisse führen, den andern einen Akt der sittlichen Wiedergeburt. Die Konservativen, ja, die Rückschrittler, so heisst es schliesslich, müssen uns, wenn wir ihren Standpunkt auch nicht teilen, immer noch lieber sein als die roten Revolutionäre. Denn indem sie sich ausserhalb der Revolution stellen, ja gegen sie gerichtet sind, stiften sie weit geringeren Schaden an als diejenigen, die ihre Idee verfälschen, vergröbern und entweihen. Ja, sie können uns sogar von Nutzen sein, indem sie einer voreiligen Änderung der äusseren Verhältnisse im Wege sind, bevor die Menschen den entsprechenden Grad der inneren Reife erlangt haben. Wollt ihr den Sozialismus und Kommunismus, so müsst ihr sie erst zu Sozialisten und Kommunisten erziehen.

Erwägungen solcher Art erscheinen sehr einleuchtend und sie sind auch keineswegs von heute. Im Gegenteil, sie sind durchaus von gestern und ehegestern, sind aus der Vergangenheit in unsere Zeit hineingetragen. Sie haben im Verhältnis der Kirche — und keineswegs bloss der katholischen — zu den Fragen des sozialen und wirtschaftlichen Lebens stets eine grosse Rolle gespielt. Sie sind namentlich im Übergang vom Mittelalter zur neuen Zeit deutlich nachweisbar. Sie haben Luther zu seinem leidenschaftlichen Protest gegen die Bauernerhebung veranlasst, die doch mit Berufung auf seine Autorität geschah. Sie haben schliesslich ihren Ausdruck in dem Riesenkampfe der Völker gegen die Lehre von der unbegrenzten Gewalt der «von Gott eingesetzten» Obrigkeit und ihre Praxis, einem Kampf, der zurzeit noch nicht abgeschlossen ist, gefunden. Schliesslich handelt es sich in all dem tatsächlich um nichts anderes, als um dasjenige, was denn eigentlich unter der F r e i h e i t  e i n e s  C h r i s t e n m e n s c h e n zu verstehen ist, ja was überhaupt der Begriff der Freiheit zu be-

deuten hat. Der alte, kirchliche Standpunkt ist nun der, dass Freiheit lediglich ein unsichtbares, metaphysisches Verhältnis der Seele zum Höchsten ist; dem neuen, sozialistischen Standpunkt wird vorgeworfen, er habe dies Verhältnis gänzlich veräusserlicht und verflacht, indem er darunter bloss die Entledigung von physischem Zwange und die Befugnis verstehe, zu tun und zu lassen, was einem beliebe, sofern es im Einklang mit den Interessen der Gemeinschaft sei. Als mittleren Standpunkt können wir nun den bezeichnen, den ich oben charakterisiert habe; er leugnet nicht, dass Inneres und Äusseres, Geist und Körper zusammengehören; dass die Menschen in jeder Beziehung frei werden; dass mit dem religiösen und sittlichen auch das materielle und gesellschaftliche sich umwandle; aber er verlangt die richtige Ordnung und Reihenfolge der Dinge: zuerst das Innere, dann das Äussere! Zuerst den Geist und dann die Materie!

Eigentlich ist von mir im Vorigen hierauf schon die Antwort gegeben worden; dort wo ich von der Einheit und Unteilbarkeit des Organischen und darum von der Notwendigkeit gesprochen habe, sich auf den Boden der Politik zu begeben. Ich möchte das Argument, auf dessen Widerlegung es mir jetzt ankommt, das des falschen Spiritualismus nennen. Freilich müssen wir das Äussere vom Inneren, die Materie vom Geiste scheiden und insofern sind wir Dualisten; aber wir können beides nicht trennen, weder räumlich noch zeitlich und insofern sind wir Monisten. Es hat keinen rechten Sinn zu sagen: Sei erst ganz innerlich, ehe du dein neues Sein auch in der sinnlichen Erscheinungsform offenbar machst! Das ist durchaus unreal und ideologisch gedacht. Das gleiche gilt von der Idee und ihrer Verkörperung. Es kann kaum etwas sinnloser sein, als zu sprechen: Sei erst ganz Idee und dann werde Realität! Sei erst ganz Geist und dann ziehe einen Körper an!. Die Idee muss sich unmittelbar verkörpern, sie muss einen Körper haben, sie ist überhaupt erst Idee, wenn sie einen Körper hat; denn es kann nichts Schrecklicheres geben als eine körperlose Idee; das ist überhaupt keine Idee mehr, sondern ein Idol, ein Wahngebilde, ein Phantom. In solche Lage nun versetzen sich diejenigen, die dem Individuum und der Gesellschaft zunächst eine neue Seele und einen neuen Geist geben wollen und ihnen dann erst das Recht zu einer

neuen Verkörperung erteilen. Nein, ich habe schon früher gesagt, dass eines in das andere greift, eines im andern lebt und webt, eines aus dem andern wächst und wird. Wir können uns bloss in dem Masse innerlich umwandeln, in dem wir diese Umwandlung äusserlich sichtbar werden lassen und im Stoffe betätigen. Es gibt keine Revolution des Geistes ohne eine Revolution der Materie. Aber diese Verbindung soll kein blosses Nebeneinander, vielmehr soll sie ein Verhältnis der Durchdringung sein. Wir wollen und sollen die Revolution des Geistes in die Revolution der Materie hineintragen. Das ist die grosse Aufgabe unserer Zeit, durch deren Erfüllung wir erst die Gefahren der materiellen Revolution überwinden, die im Bolschewismus so deutlich zutage getreten sind. Wir überwinden sie aber nicht, indem wir uns gegen sie stemmen oder uns ihnen entziehen, also weder durch Reaktion, noch durch Indifferenz. Wir müssen der Materie einen Geist geben, nicht aber dem Geiste die Materie nehmen. Man sagt uns, dass dies schwer, beinahe unmöglich ist; umso notwendiger, dass es aus ganzer Kraft in Angriff genommen werde. Es gilt hier wie überall in unserem Leben die Tat, das Wagnis, den Einsatz.

Darum können wir uns auch nicht auf fertige Programme festlegen; wenn wir die Richtung erkennen, müssen wir nicht um das Ziel besorgt sein. Die Richtung ist aber durch das bezeichnet, was soeben im Einzelnen ausgeführt wurde. Die Revolution und Erneuerung muss vor allem in der Erziehung einsetzen; sie kann hier jedoch nicht isoliert einsetzen, sondern es müssen zugleich die allgemeinen, wenigstens die allgemeinsten wirtschaftlichen und sozialen Bedingungen dafür geschaffen werden. Freilich kommt es eben darauf an, beide in das richtige, wechselseitige Verhältnis zu stellen. Damit eine wirksame Volkserziehung, eine Durchdringung der Massen mit dem neuen Geiste stattfinde, ist schon eine Hebung des materiellen Niveaus erfordert; wie umgekehrt eine solche Hebung ihren richtigen Erfolg erst dann hat, wenn der Boden in seelischer und geistiger Einsicht dafür bereitet ist. Dem abstrakten Verstand wird dies als ein Zirkel erscheinen, aus dem er keinen Ausweg findet. Der tätige und schöpferische Wille kennt derlei Schwierigkeiten nicht; er weiss, dass es lediglich darauf ankommt, irgendwo anzupacken, sich irgend eines Angriffspunktes zu versichern: dann muss, Schritt für Schritt,

das Weitere gewonnen werden. Wir müssen materiell und ideell eingreifen, das eine durch das andere nicht allein ergänzen, sondern einen Zustand vollkommener Durchdringung herbeiführen. Ich sage auch nicht, dass wir unser Tempo überhasten müssen. Es ist ein Missverstehen des Begriffes Revolution, wenn man meint, er sei mit planmässigem, schrittweisem Vorgehen unvereinbar, schliesse insbesondere die nüchterne Anpassung an den gegebenen Stoff aus. Revolutionär, das heisst, vom Geiste der Verwandlung und Erneuerung erfüllt und beherrscht, müssen vor allem unsere Impulse sein. Wenn auch das zunächst Errungene vorerst als geringfügig erscheint, es wird dann unaufhaltsam Grösseres, Bedeutenderes nach sich ziehen. Dennoch ist dieser Vorgang nicht als ein solcher der Entwicklung zu bezeichnen, weil er kein Anknüpfen an die Vergangenheit, sondern ein Werden aus dem gegenwärtigen Wesen ist. Und wiederum können wir mit dem Apostel Paulus ausrufen: Siehe, das Alte ist vergangen, es ist alles neu geworden. Oskar Ewald

# Zur Weltlage

## Auferstehung in der Welt.

Sieht es in der Welt österlich aus? Wenige werden geneigt sein, das zu behaupten oder auch nur zuzugeben. Die Dunkelheiten haben gerade in der letzten Zeit wieder zugenommen. Auf die durch Genua erregten Frühlingshoffnungen ist nicht bloss der Reif der französischen Politik gefallen, sondern es scheint, als ob alle bösen Geister von Schlachtfeldern, Diplomatengemächern und Börsenhallen her sich dort Stelldichein geben wollten, so dass daraus ein wahres Pandämonium werden müsste. Noch zittern wir vor Erregung über die neueste Schändlichkeit der Diplomaten- und Finanzier-, d. h., höheren Räuber- und Gaunerpolitik: der abermaligen Preisgabe der Armenier an ihre Mörder. Davon werden wir noch mehr zu reden haben. Denn da werden wir noch sehen, ob hier ein «oberster Rat» (er erinnert in diesen Tagen lebhaft an einen gewissen «hohen Rat») das letzte Wort haben soll. Aber interessant war es, dass in den gleichen Tagen, wo man von dieser Schandtat erfuhr, von der gleichen Stelle aus jene neuen Forderungen an Deutschland ergingen die dieses und die Welt in noch grössere Verwirrung stürzen müssen.

Deutschland will man bestrafen, die Jungtürken aber, die anderthalb und mehr Millionen Armenier gemordet haben — gemordet ist ein viel zu milder Ausdruck, es gibt kein Wort in irgend einer Sprache, das auszudrücken vermöchte, was da geschehen ist, es ist das Grauenvollste, was da auf den Blättern der Geschichte steht — diese jungtürkischen Bluthunde werden beinahe Hätschelkinder der Kämpfer «pour le droit et la liberté»; der Vertrag von Versailles gilt dieser Art von Franzosen als das Heiligtum der Heiligtümer, als neuer Dekalog, aber nur soweit, als er Deutschland angeht, wenns die Türken angeht, dann hat man heilige Eile, ihn als «Fetzen Papier» zu behandeln. Damit wird für uns Andere alle die heilige Entrüstung über Deutschlands Schuld zu eitel Heuchelei. Der Schreibende steht sicher nicht im Verdacht, diese Schuld und das gute Recht Frankreichs zu verkennen, aber das muss er denn schon kräftig erklären: verglichen mit dem, was die Jungtürken an den Armeniern verübt haben und vor allem an Frauen und Kindern, werden die deutschen Kriegssünden, so gross sie an sich auch gewesen, klein. Man muss doch immerhin bedenken, dass diese Sünden im Krieg begangen wurden, während es sich im anderen Falle um die Weiterführung eines alten höllischen Mordplanes handelte.

So geht hier eine Osterhoffnung, die auf die endliche Auferstehung eines entsetzlich gemarterten Volkes, scheinbar in Wust und Finsternis unter. Das gleiche Schicksal trifft auf den ersten Blick so manche andere Hoffnung dieser Art. Das alte Wesen scheint überall wieder obenauf zu kommen und die Geburt der erhofften neuen Welt zu verhindern. Alte Methoden, alter Hass, neuer Nationalismus, neuer Militarismus. Über die ganze Welt hin spinnt das internationale Finanzkapital sein Netz, ganze Völker gelten ihm als blosse Beute. Es steht ja hinter den Diplomaten, die seine Marionetten sind. Im Schatten dieser Macht aber wachsen in den Völkern Teuerung, Verwirrung, Verzweiflung immer wieder neu und höher empor. Dem Millionentod des Weltkrieges folgt der der Hungersnot; dem Wucher reicht das Laster die Hand. Der Wahnsinn der Genussucht schüttelt die Massen. Wo ist da Rat und Hilfe?

So scheint es freilich zur Stunde in der Welt wenig österlich auszusehen. Aber ist dies das letzte Wort? Ist es das ganze, ist es das wahre Bild? Ist es nicht das Erzeugnis eines falschen Sehens? Ostern

kommt doch nicht immer im Frühlingsglanz zu uns. Wie oft liegen, wenn es kommt, die Felder und Wege noch kahl und wüst, brauen die Nebel dunkel und schwer über der Welt! Ostern ist ein Fest des Kampfes, nicht der Vollendung. Ein Erdbeben geschah, als einst die Auferstehung erfolgte; es wälzte den Stein von des Grabes Tür. Ostern ist eine neue Schöpfung, die Fortsetzung der ersten; es verkündet: «Siehe, ich mache alles neu»; aber jeder Schöpfung geht ein Schöpfungschaos voraus, wo die Erde «wüste und leer» ist.

Sollte nicht dies unser Zustand und dies unsere Verheissung sein? Die alte Welt ist zerschlagen, in ein Chaos aufgelöst. Finsternis lagert über den Tiefen, Schöpfungsnebel brauen, Geister des Chaos fahren über die Wogen. Aber sollte nicht diese Zerschlagung der alten Welt der Anfang einer neuen Schöpfung sein? Oder, um das andere Bild zu brauchen, sollte nicht das Welterdbeben den Sinn haben, dass es den Stein von des Grabes Tür gewälzt, damit Christus in der Welt erstehen könne? Versuchen wir einmal, den heutigen Weltzustand in diesem Lichte zu sehen, dann wird uns daraus vielleicht doch auch ein Osterwehen entgegenkommen.

Der Stein ist von des Grabes Tür gewälzt. Es ist vieles gestürzt worden, was das Leben und die Herrschaft Christi in der Welt hintanhielt. Gestürzt ist, trotz allem, das Grossmachtsystem, das vorher die Welt beherrschte, der Völkerbund — mag er jetzt noch in den Anfängen der Organisation stehen — ist sein Ende, er ist schon als die neue organisierende Idee des Völkerlebens sein Ende. Gestürzt ist der Militarismus. Mag er noch so sehr mit seinem zerbrochenen Schwert Lärm machen, es ist zerbrochen. Gestürzt ist diese ganze Politik, deren Hässlichkeit uns gerade jetzt wieder empört; denn gerade die Verachtung, in die sie gefallen, ist ihr Gericht. Ihre Tage sind gezählt. Gestürzt ist der ganze riesige Götze der Gewalt, es umgibt ihn kein Nimbus mehr, die heutige Gewalttätigkeit der Einzelnen und Gemeinschaften ist Verzweiflung, nicht Glaube. Gestürzt ist im Grunde auch der Kapitalismus. Denn mag er nun auch noch, gleich dem Militarismus und Imperialismus, eine Scheinherrschaft behaupten, teilweise seine Macht steigern — er ist in den Seelen der Menschen gestürzt. Dort regt sich neues, anderes Leben, dort verblassen die Machtideale und steigen Ideale der Geistigkeit, der Liebe

und Gemeinschaft auf. Denn die Seele ist erwacht, als der Stein abgewälzt wurde, der Stein einer gewaltigen, glänzenden Kultur des Intellekts und der Sachenherrschaft, unter dem sie im Todesschlaf lag. Gott ist erwacht. Kapitalismus, Imperialismus, Militarismus, was sind sie anderes gewesen, als äussere, greifbare Ausdrucksformen einer ganzen Kultur, deren Orientierung weltlich, heidnisch, sachenhaft, quantitativ war? Diese Kultur ist gestürzt. Sollte das nicht eine erste Wirkung oder dann, anders ausgedrückt, eine Vorbedingung der Auferstehung Christi in der Welt sein.

Aber diese Auferstehung ist doch nicht nur in negativer, sondern auch schon in positiver Form vorhanden, nicht blos als Abwälzung des Steins, sondern auch als Hervortreten Christi aus dem Grabe, nicht bloss als Zerschlagung einer Welt, sondern auch als Werden einer neuen. Es ist doch auch schon Auferstehung geschehen. Auch in der äusseren, der politischen und sozialen Welt. Eine Reihe von Völkern ist aus jahrhunderte-, jahrtausendelanger Unterdrückung durch andere zur Selbständigkeit, eine andere Reihe aus unfreien zu freieren politischen Formen aufgetaucht. Finnland, die baltischen Staaten sind erlöst; Polen ist wieder hergestellt; die Hussiten sind auferstanden; das verachtete, geknechtete Südslawentum geht neuem Leben entgegen; das Judenvolk strömt in sein heiliges Land zurück, gewaltige Gärung weckt es aus dem Grabesschlaf, neuen Zielen entgegen. In all diesen Fällen ist eine getötete Gerechtigkeit aus dem Grabe erstanden. Mag da nun noch viel Chaos herrschen, mag die neue Selbständigkeit noch durch Hass und Hochmut getrübt werden und dem Missbrauch verfallen — aus diesem tiefaufgewühlten Frühlingsacker wird jugendfrisches, reiches, reines Leben erwachsen. Ein wenig Geduld! Die neue Demokratie, die über Österreich, Deutschland, England aufgestiegen ist, die unter anderm ein Stück Befreiung der Frau einschliesst, wird sich als ein Teil und eine Vorbedingung einer Gesamterneuerung der Kultur erweisen. Gewiss, jetzt ist Flur und Acker noch kahl und schmutzig, aber es wird die Zeit des Grünens und Blühens kommen und dann die Zeit der Frucht. Es webt der Frühling doch schon über der Halde! Und wenn auch die soziale Umwälzung nur zum Teil geglückt, zum Teil sogar in Wust und Trümmer entartet ist, so bleibt doch bestehen, dass durch das Erdbeben ein Teil der Menschheit, «das Volk, das im Dunkel

sass», das Proletariat, ins Licht der Befreiung getreten ist. Wenn wir dann nach dem Osten und Süden schauen, nach Vorderasien, Indien, China, Japan, nach Egypten, Mittelafrika — überall eine beginnende grosse Auferstehung, eine politische, soziale, religiöse. Niemand wird sie mehr aufhalten können. Ihre Tragweite ist unermesslich. In dieser Auferstehung wird auch die Rettung Armeniens begriffen sein. In das politische Wesen, das in der Opferung der Armenier seine Art aufs neue kund tut, dringt doch überall ein neuer Geist ein. Wir stehen vor der gewaltigen Tatsache, dass eine sittliche Ordnung, die im Grunde doch aus dem Leben Christi strömt, nun auch in diejenigen Gebiete vordringt, die ihr lange verschlossen waren, vor allem in das der Politik und des Wirschaftslebens. Davon ist ja der Völkerbund, der Sozialismus, ein Ausdruck, das ist ihr, in der empirischen Erscheinung freilich noch stark getrübter Sinn. Auch das furchtbar Dämonische dieser Tage, wie die russische Hungersnot oder die Gewalt des internationalen Finanzkapitals, gehört zu der Spannung, ohne welche die volle Auferstehung des Guten nicht stattfinden kann. Ostern ist Kampf, Schlacht. Wir wissen, dass das Reich Gottes im gesteigerten Ringen der Gegensätze kommt, dass jeder neue grosse Schritt des Guten entsprechende Gegenbewegungen seines ewigen Feindes hervorruft, bis die Entscheidung fällt. Auch unter diesem Gesichtspunkt müssen wir stets das Bild der heutigen Welt betrachten. Dann wird, so seltsam es klingt, auch ihr Böses Verheissung. So vieles, was uns heute an Gemeinheit, Brutalität, Sinnlichkeit, Egoismus, Mammonismus erschreckt, ist bloss Verzweiflung, Löcken der Seelen wider den Stachel des Guten, den sie spüren, Ausfüllung einer Leere, die durch den Sturz von Götzen erzeugt wurde. Wo Erdbeben gewesen ist, bilden sich neben Brandstellen auch etwa Sümpfe; es wächst zwischen den Trümmern Gestrüpp, in dem Schlangen und Skorpione hausen, aber die heutige Weltbewegung ist nicht zu Ende, sie wird in der politischen, sozialen, kulturellen Form weiter gehen und damit wird sie auch die Sümpfe vertreiben, die heute noch die Welt bedecken. Eine neue Arbeit, eine neue Freude, eine neue Würde der Frau, eine neue Heiligkeit des Menschen überhaupt, eine neue, von aussen und innen her strömende Gesundheit des Lebens werden dem Laster den Nährboden entziehen. Und vor allem vom Leben Christi her wird Erlö-

sung auch in diese Kerker brechen. Schon regt sich auch hier die Auferstehung in vielen Formen und Verheissungen.

Wir sind damit schon zu jenen Regionen vorgedrungen, wo wir das Emporwachsen einer neuen Welt am deutlichsten beobachten könenn. Es regt sich in den Seelen ein neues Leben und Wesen. Davon sind die politischen und sozialen Umwälzungen ebenso bloss eine peripherische Ausdrucksform, wie die alten Zustände es für die frühere Einstellung der Seelen waren. Freilich auch hier gibt es scheinbare Rückschläge und Verfinsterungen. Der religiöse Schwindel unserer Tage dünkt uns manchmal fast schlimmer als der Weltlichkeit der früheren. Aber sollten wir das Schlimme auf diesem Gebiete nicht ähnlich beurteilen, wie anderswo? Muss nicht auch hier mit einer gewissen Notwendigkeit der Schöpfung das Chaos vorausgehen? Ist Ostern nicht auch für sie ein Kampf?

Schwerer mag es uns oft vorkommen, dass das Neue, das wir hoffen und das in den Menschen als Einsicht und Sehnsucht auch wirklich vorhanden ist, so wenig Triebkraft zu besitzen scheint. Gewiss, es ist so. Überall neue Ideale verkündigt, neue Gesinnungen gefordert und anerkannt — aber Flur und Acker so kahl, so ohnmächtig, so wüst! Das geht wie ein grosser gemeinsamer Schmerz durch die Seelen, wird bei vielen zum Pessimismus und bei vielen andern zur Berauschung an irgend einem Weltgift. Aber sind diese Schmerzen nicht Geburtswehen? Muss nicht dieses vorläufige Versagen der Kraft wie zu den politischen und sozialen, so auch nach innerlicheren und höheren Zielen uns vorwärts drängen, den letzten Quellen der Kraft und Wahrheit entgegen? Sehen wir nicht, wie diese Entwicklung vor sich geht, wie die Weltbewegung sich vertieft, reinigt, wie das Stürzen falscher Formen des Ideals Raum schafft für Bessere, wie das politische, das soziale Versagen vorwärts treibt zu einer neuen Erziehung, zur Seele, zu Gott? Beobachten wir nicht, wie immer Tieferes, Grösseres auftaucht und wie alles Christus und der Nachfolge Christi zustrebt? Der Sozialismus wandelt sich; er wird aus Klassenkampf und Parteidogma zur neuen Gemeinschaftlichkeit alles Lebens, die als Atmosphäre alles Leben durchdringt; er wird Seele, Liebe, Kultur, Religion. Die Arbeit fängt an, von der Seele her wieder Seele zu bekommen. Wir sehen viele Menschen sich nach Gemeinschaft, wahrer Gemeinschaft, verzehren. Wir

sehen sie zu kommunistischen Siedelungen zusammentreten. Wir erleben, dass da und dort Menschen ihren grossen Besitz weggeben und freiwillig die Armut erwählen. Eine neue Liebesmacht kündet sich als vorbotenhafter Lenzschimmer an. Vom Osten her kommt die Verheissung einer neuen Offenbarung der Wahrheit Christi; der Westen wird ihr die Hand reichen, nicht in Form religiöser Schaustellungen freilich, sondern in Form eines Erwachens des Christusgeistes bei uns selbst. Schon jetzt ist die Flur nicht so kahl, wie es dem ersten Blick scheint, da und dort grünt schon neues Leben und wir stossen froh erstaunt auf Blumen aus einem neuen Gottes- und Menschenfrühling. Woher sollten sie kommen, wenn nicht in der Tiefe ein neues Leben gerüstet wäre?

So scheint mir, bei genauerem Zusehen, doch gerade die heutige Welt die Auferstehung Christi zu verkündigen. Wir müssen dafür bloss die Augen bekommen; wir müssen vielleicht vor allem auch lernen, das Kommen Christi in der Welt und in die Welt zu schauen, die Auferstehung nicht als eine abgeschlossene, sondern als eine sich entfaltende, nicht bloss als eine geschehene, sondern als eine geschehende Tatsache zu verstehen, sie zu verstehen als einen fortschreitenden Kampf zwischen Tod und Leben, Gott und Welt, als eine stetig vordringende Erlösung der Welt, eine beständige Neuschaffung der Welt aus Gott zu Gott. Wenn wir so schauen lernten, dann würde vielleicht das Bild der heutigen Welt trotz dem Dunkel und Chaos — ja gerade auch um ihretwillen — ein österliches Bild; wenn wir so hören lernten, dann klängen vielleicht Sturm und sanftes Wehen, Zusammensturz und Schöpfungsrauschen, Triumphgeschrei des Bösen und Siegeslieder des Guten, Schmerzenslaut der Not und Frühlingsjubel neuer Hoffnung zusammen in ein gewaltiges: «Christ ist erstanden!»

L. Ragaz

# Der Diamant — die Armut ...[1])

Wir Menschen wollten reich sein und gaben unsere Kraft und unsere Arbeit her und kauften dafür Gold, leuchtende Perlen und Dia-

[1]) Indem wir diese Worte veröffentlichen, möchten wir damit zugleich das Gedächtnis eines früh geschiedenen edlen und tiefen Gesinnungsgenossen und Freundes ehren. Die Red.

manten — und sind die ärmsten Menschen geworden, die unter dem blauen Himmel und der Sonne wohnen. Denn als wir den Diamant kauften und unsere Arbeit für den leuchtenden Stein hingaben, da dachten wir nicht an unsern Nächsten, dessen Sein oder Nichtsein davon abhing, ob wir unsere Kraft, unsere Arbeit ihm, dem Bruder, hingaben oder dem Stein. Einen Stein zu besitzen ist aber für uns mehr, als einem Menschen das Sein zu schenken. Und als wir dem Sein unseres Nächsten den Diamant vorzogen, da gaben wir unsere Seele, unsern göttlichen, heiligen Schmuck, an einen toten Stein preis, verloren unsern wahren Reichtum und wurden arm. Arm an Seele, an Liebe, an Kraft. Aber nicht nur wir selber sind arm geworden, mit uns unsere Mitmenschen, unsere Brüder und Schwestern, die ganze Menschheit. Wir beraubten die Menschheit um das Heiligste des Lebens, um eine Seele, und setzten an ihre Stelle einen Stein. Ein Colier aus Diamanten zu besitzen, ist uns mehr, als dem Menschen Leben zu geben. Das ist die Armut der Menschheit.

Und diese Armut findet ihren Ausdruck in den unausdenklichen, unsäglichen Qualen, die unzählige unserer Mitmenschen durchkämpfen, durchleiden: aus diesen Leidenden schreit der Schmerz Gottes um die Seelen, die sich dem Steine, dem Götzen, hingegeben haben. Aus den verzehrten Gesichtern und schmerzerfüllten Augen der leidenden Menschenkinder ruft Gott den Menschen zu, um ihre Seelen besorgt zu sein. Was sagt uns anderes all das Stöhnen der hungernden, kranken Menschenkinder, die sich im Feuer des Fiebers auf ihrem Schmerzenslager wälzen, als das heilige Wort, das Jesus zu uns spricht: und wenn einer die ganze Welt gewönne, nehme aber Schaden an seiner Seele . . .

Aber wir hören nicht die Stimme der leidenden Menschenkinder, wir verschliessen unser Ohr vor ihrem Stöhnen und wagen es nicht, ihnen ins Antlitz zu schauen. Begreifen denn wir aber nicht, dass wir uns somit wieder von Jesus abwenden, denn die Stimme der Leidenden ist seine Stimme, Gottes Stimme. Sehen wir denn nicht, dass unser Nicht-hören-wollen auf das Wort, das Gott aus dem Munde der Qual unserer Brüder spricht, nichts anderes ist, als das Verleugnen Gottes und seines Sohnes? Sehen wir denn nicht, wie wir uns alle Tage von Jesus abwenden und wie wir ihn von neuem ans Kreuz nageln?

* * *

Arm, arm sind wir Menschen geworden, weil wir anstatt des schönsten Lichtes, das wir besitzen, das heller als Diamant und wunderbarer als jeder Edelstein leuchtet, — wunderbarer, weil es nicht nur entzückt, sondern Leben spendet, warmes, frohes, seliges Leben — weil wir, anstatt dieses Licht zu unserm Schmuck zu machen, es verkauft haben an ein glitzerndes, hartes Stück Glas, an ein totes Ding.

Das muss uns klar werden und heilige Trauer über die verarmte Menschheit muss uns mit solch unüberwindlichem Schmerz erfüllen, dass nur ein einziges Wort, ein einziges Gebet sich unserer Brust entringen darf: Gott, verzeihe unsere Missetat, hilf uns aus unserer Armut heraus, lass uns in Dir reich werden. Wir wollen nicht arm bleiben und dem Tode verfallen. Dein heiliges Licht, Dein Feuer entbrenne wieder in uns.

Ph. Liebermann

# Rundschau

**Aus Japan.** Vom Sozialismus in Japan.[1]) Japan erlebt gegenwärtig eine Streikbewegung von ungewohnter Tragweite. In Kobe sind 20,000 Werftarbeiter in Ausstand getreten, weil die Arbeitgeber sich der Bildung von Arbeiterverbänden widersetzten. Die Bewegung droht auf andere Berufe überzugreifen und schon sind in Osaka und anderswo kleine Sympathiestreike ausgebrochen.

Auf den ersten Blick scheinen diese Kundgebungen der Arbeiterschaft den europäischen Streiks analog zu sein. In der Tat handelt es sich um die gleiche Entfesselung physischer Kraft und bei den Führern die gleiche Unterwerfung unter die sozialistische Ideologie. Aber diesem Anschein zum Trotz bietet in Japan diese streikende Masse, wenn sie sich durch die Strassen verbreitet und «Nieder mit dem Kapitalismus» schreit, wenn sie gegen die Polizei kämpft, wenn sie zu Gewalttätigkeiten, zum Zertrümmern von Türen (die in Japan so zerbrechlich sind!) fortschreitet, kurz in allen Kundgebungen ihrer Muskelkraft, ein weniger bewegtes, weniger freies, weniger lebendiges Schauspiel als die Demonstrationen unserer Proletarier. Sie entfaltet sich langsam, im Rhythmus einer Prozession der Heilsarmee, wie ein wenig erschrocken über die eigene Kühnheit; der Schrei nach Erlösung, der ausgestossene Fluch scheinen sich wie auf Befehl der Brust zu entringen, und der erhobene Arm, der plötzlich niedersaust, trifft, im Gegensatz zu ihrer friedlichen Haltung, immer sicher sein Ziel. Ebenso verliert, trotz allem Schein des Gegenteils, die sozialistische oder syndikalistische Ideologie ein wenig von ihrem fremden Wesen und nimmt, indem sie durch das Gehirn der japanischen Führer geht, etwas von der nationalen Geistesart an.

Diese Streikbewegung von Kobe wird durch den Youaikai (Bruderliebe), dem Verband der Arbeiter-

[1]) Die folgende Darstellung des heutigen japanischen Sozialismus, der man gute Sachkunde anmerkt, stammt von einem japanischen Korrespondenten des «Temps». Wir lassen in einem späteren Heft Ergänzungen aus andern Quellen folgen.

vereine, geleitet. Gegründet im Jahre 1912, durch einen Christen. Graduierten der kaiserlichen Universität und Mitglied einer unitarischen Gemeinschaft, hatte der Youaikai anfänglich keinen andern Zweck, als dem leidenden Fabrikarbeitervolk zu Hülfe zu kommen. Aber nach dem Kriege änderte sich der Geist dieser Vereinigung. Ihr Leiter und Gründer, Suzuki, übernahm, von einer Reise nach Amerika und Europa zurückgekehrt, die Rolle eines sozialistischen Führers. Man sagt mir, dass die im Jahre 1919 in Paris zu Ehren des Gedächtnisses von Jaurès veranstaltete Feier auf ihn einen ungemein tiefen Eindruck gemacht habe. Nach Japan zurückgekehrt, verlegte er sich, statt den Arbeitern christliche Ansprachen zu halten, Enqueten zu veranstalten oder in den Höhlen der Armut Geld zu spenden, auf die Propaganda der syndikalistischen Idee. Ein kühnes Unterfangen! Denn lange Zeit hatte die japanische Regierung unbarmherzig alles verfolgt, was auch nur den Schein sozialistischer Propaganda an sich hatte. Aber die Zeiten waren anders geworden, und Suzuki wurde nicht beunruhigt.

Gegen Ende des grossen Krieges konnte man in den akademischen Kreisen die ersten Aeusserungen eines neuen Geistes beobachten. Der Professor Joshino aus der kaiserlichen Universität zu Tokio pries die Wohltaten einer demokratischen Organisation im politischen und parlamentarischen Leben; der Professor Fukuda an der höhern Handelsschule nahm Stellung zugunsten einer durch die Vereinigung aller Klassen verwirklichten Sozialdemokratie; dann kam der Professor Kawakami an der juristischen Fakultät von Kyoto an die Reihe, der ganz einfach das A B C des marxistischen Sozialismus lehrte. Stachlige Probleme, die zu täglichen Auseinandersetzungen der bekanntesten Vertreter der Universitäten in den Zeitungen und Zeitschriften führten. Die Regierung hütete sich aus Achtung vor der Würde der Staatsangestellten, die Zensur in Bewegung zu setzen, sie stellte sich gerne auf die Seite einer grösseren Meinungsfreiheit, und von da an benutzten andere Publizisten geringern Stils diese Duldsamkeit, um in den öffentlichen Blättern mit aller Freiheit eine reiche Saat umstürzlerischer Ideen auszustreuen.

Besondere Organe wurden für diese demokratische und sozialistische Propaganda geschaffen. Ihre Titel sind bezeichnend: Die Emanzipation, Die Rekonstruktion, Das Zeitalter, Wir usw. Das liberale Regime Haras sah ruhig zu. Der Kampf um das allgemeine Stimmrecht 1919 und 1920 vermehrte diese Agitation. Trotz der Opposition einiger antiparlamentarischer Verbände erklärte sich der Youaikai für das allgemeine Stimmrecht, aus dem Grundsatz heraus, nichts zu versäumen, was die Zahl seiner Anhänger vermehren könne. Die Quantität ist in den Augen seiner Führer wichtiger als die Qualität und heute bildet der Youaikai eine starke Armee, die in zwei verschiedene Richtungen vertretende Flügel zerfällt, den von Tokio und den von Osaka. Ist es eine Arbeiterarmee? Nicht eigentlich; denn diese aus zahlreichen und mannigfaltigen Truppen gebildete Organisation wird durch einen Generalstab von Intellektuellen geleitet. Ihr Ziel ist die soziale Reform, ihre Taktik die Benützung der gewerkschaftlichen Verbände. Aber der proletarische Geist fehlt bei diesem Generalstab fast ganz.

Man kann die gleiche Beobachtung bei der Mehrzahl der sozialen Organisationen Japans machen. In allen herrscht der sozialistische Bourgeois, der meistens den akademischen Kreisen angehört, vor.

Vor einigen Monaten (d. h. im Frühling 1921. Der Uebers.) wurde bei Anlass des Bergarbeiterstreiks von Ashio von Seiten einer extremistischen Gruppe, die den Sohn eines einstigen Majors der japanischen Armee und früheren Zögling der Kadettenanstalt zum Führer hat, gegen den Youaikai die Anklage vor-

gebracht, dass er mit den Kapitalisten paktiere. Unter den sozialistischen und syndikalistischen Leitern zählt man nur einen wirklichen Proletarier, Arahata, der früher Arbeiter in Yokohama war und heute die Zeitung: «Der japanische Arbeiter» leitet. Auch in den Verbänden der Handarbeiter, die antiparlamentarisch sind, wie der Shingukai (Verein treuer Freunde), die älteste Arbeiterunion, die durch eine Gruppe von Typographen von Tokio gegründet wurde, wie die Gewerkschaft der Transportarbeiter, des Verbandes der Bergleute und der Union der Uhrenarbeiter, die alle dem Sozialistenbund (gegründet im Dezember 1920) angegliedert, müssen die gewerkschaftlichen Fragen oft vor ideologischen Problemen und objektiven Diskussionen zurücktreten. Der bourgeoise Intellektualismus herrscht überall; er ist allerdings durch fremde Einflüsse gehemmt, aber doch aus der nationalen Erziehung hervorgegangen und gibt der Bewegung damit eine besondere und originale Färbung.

*

Im Jahre 1915 war ebenfalls in den Werften von Kobe ein Streik ausgebrochen. An der Spitze der Streikenden erschien eine neue Gestalt. Es war ein Christ namens Kagawa, einer wohlhabenden Familie des Westens angehörig. Man sagte von ihm, er sei ein Freund der Elenden, mit den niedrigsten Schichten des Proletariats vertraut, ein grosser Evangelisator im Ungeziefer der Armenviertel und stets bereit, seinen Gläubigen durch das eigene Beispiel zu predigen. Er hatte Tote beerdigt, die vor Elend auf der Strasse gestorben waren; er hatte misshandelte Frauen gerettet; er hatte Mädchen der Prostitution entrissen; er hatte den Armen von seiner eigenen Nahrung gegeben; er hatte sein Lager mit dem ersten besten Vagabund, dem er begegnete, geteilt. Man war vor die Erscheinung eines Heiligen gestellt; man wünschte den Mann genauer kennen zu lernen, der langsamen Schrittes und leuchtenden Blickes die langen Reihen der Streikenden in den Strassen von Kobe führte, und man erfuhr, dass Kagawa, Doktor einer theologischen Fakultät der Vereinigten Staaten, auch ein fruchtbarer und geistesgewaltiger Schriftsteller sei. Alle Zeitungen zitierten und besprachen seine bis dahin wenig gelesenen Schriften: Der Prophet Jeremia; Psychologie der Armen; Religion und Arbeiterbewegung; Anbetung der Arbeiter; Teilung der Tränen (Gedichte). Wohl ein wenig, um dieser leidenschaftlichen Neugier des Publikums entgegenzukommen, schrieb Kagawa, der plötzlich aus dem Dunkel Aufgetauchte, in Form einer Autobiographie einen Roman, dessen erster, im vorvergangenen Dezember (1920) erschienener Teil die fünfzigste Auflage erlebt hat. Man vernimmt aber nicht bloss begierig von den Erlebnissen des Apostels, sondern verlangt von ihm intellektuelle Nahrung, will seinen Genius in sich aufnehmen, und Kagawa hat kürzlich «Prinzipien einer idealistischen Autonomie» veröffentlicht, die allerlei Klarheit über seine Soziologie und seine Philosophie verbreiten.

Kagawa ist vor allem ein Christ. Damit will ich nicht sagen, dass er aus seinem Volkstum herausgetreten sei. Das Christentum kann heute in Japan nicht mehr als eine fremde Religion betrachtet werden. Die Assimilation ist vollzogen, so gut und so tief wie einst für den Buddhismus; und wenn heute alle grossen Neuerer Christen sind, so bleiben sie doch Japaner, mit allen Eigenschaften ihrer Rasse. Kagawa kennt nichts, was über die christlichen Tugenden hinausginge. Man ist darum versucht, anzunehmen, dass es das Christentum gewesen sei, das ihn die Liebe zu den Armen gelehrt. Aber dem ist nicht so; denn er sagt selbst, dass er Christ und Evangelist — das ist für ihn ein und dasselbe — geworden sei, weil ein starker

Drang ihn zu den Armen trieb, weil er bei ihnen eine tiefe Freude empfand, und weil er in der Berührung mit der Armut jeden Augenblick die Aufforderung zum Opfer empfand. Dieser Mystizismus ist dem Himmel Asiens nicht fremd; aber gegenwärtig war für solche Neigungen die Religion Christi die einzig mögliche Verwirklichungsform und schien das sozialistische Ideal allein angemessen. Kagawa ist mehr Christ als Sozialist. Er hat die Armut stets für eine Tatsache gehalten, gegen die sich aufzulehnen nichts fruchte. Und in seiner Psychologie der Armen hat er als Nationalökonom das Elend untersucht mit dem Ergebnis, dass man es wohl mildern, aber nicht ganz aufheben könne. In seinen Schriften und Reden hat er sich immer gegen den Klassenkampf gewendet, den nach seiner Ansicht die ursprünglichen Gesellschaftsformen nicht gekannt haben. Dieser Kampf, der durch die industrielle Zivilisation erzeugt wurde, muss der Genossenschaftlichkeit, der gegenseitigen Hilfe Platz machen. Diese Auffassung entspricht den überlieferten japanischen Anschauungen. Er widerstrebt der Gewalt als einem Mittel zur Erlangung der ersehnten Harmonie; seiner Seele sagt die evangelische Milde zu, aber Christus lehrt ihn, dass die Armut ewig sei. Allerdings ist es Kagawas Meinung, dass auch der Kampf der Völker gegen das soziale Unrecht ewig sein müsse. Und darum liebt er die Demonstrationen, die Volksaufzüge auf den Strassen, friedliche, aber lebendige Kundgebungen, bei denen er in Kobe Tag für Tag die Hauptrolle spielt.

Kagawa glaubt übrigens doch an ein Ideal, das auf dieser Erde zu verwirklichen sei. Er hat es in seinem letzten Werke, den Prinzipien der idealistischen Oekonomie, formuliert:

«Die künftige Gesellschaft.» erklärt er, «wird auf der Achtung vor der menschlichen Persönlichkeit ruhen. Die menschliche Intelligenz wird nicht mehr von ihrer Bestimmung abgelenkt werden, die darin besteht, an der Befreiung des Menschen, dem sittlichen Fortschritt zu arbeiten, während sie bisher die Bedrückung der untern Klassen vermehrt, den Materialismus verbreitet, den ungesunden Eigentumstrieb entwickelt hat. Ihre Vorherrschaft ist verderblich, wie die Wissenschaft der deutschen Professoren; nichts darf sich dem Instinkt des Lebens entgegenstellen. Um zu dem vorgesteckten Ziele zu gelangen, werden die Gewerkschaften des gleichen Gewerbes sich regional gruppieren und Industrieräte wählen, deren Vereinigung das Parlament der Produzenten bilden wird, das sich jeder Ausbeutung der menschlichen Kräfte widersetzt. Die Werkstatt wird die soziale Zelle sein, wo die Tugenden der Gemeinschaft gepflegt werden und wo die Produktion, die Bearbeitung der Rohstoffe, nicht mehr der Hauptgegenstand sein wird.»

Diese Gedanken werden nicht von allen gegenwärtigen sozialen Reformern geteilt. Sie sind nicht alle über einen Leist geschlagen; aber die Mehrheit neigt mehr zu syndikalistischen Theorien und gibt ihnen den Vorzug gegenüber den Formeln des politischen Sozialismus. Man kann sagen, die Bewegung, die sich vollzieht, sei eine von Intellektuellen geleitete Arbeiterbewegung. Es handelt sich weniger um eine politische und soziale Revolution als darum, den Unternehmern das Recht zur freien gewerkschaftlichen Organisation — über die das Gesetz nichts sagt — zu entreissen und sie zur Anerkennung eines kollektiven Arbeitsvertrages zu zwingen. Diese Forderungen nennt man «vertikale», solche «von unten nach oben». Wenn sie misslingen sollten, dann wollen die Führer die «horizontale Aktion», das heisst, die direkte Verständigung zwischen den Arbeitern, anwenden. Kagawa ist einer der hauptsächlichsten Anreger dieser Arbeiterpolitik; er ist übrigens der wirkliche und offizielle Leiter des «Bruderbundes», des Youaikai, des We-

stens, dessen Zentrum Kobe-Osaka bildet. Ihm folgen die Arbeiter und Intellektuellen voll Enthusiasmus. Jene halten zu ihm, weil er tätig in den Kampf eingreift und seine Person einsetzt, diese loben ihn, weil er sich nicht durch europäische Systeme und Erfahrungen hinreissen lässt, sondern frei in der Luft seines eigenen Landes lebt. So sieht man seine Autorität täglich grösser werden und seinen Einfluss sich ausbreiten. Kagawa ist ohne Zweifel der am meisten typische Vertreter dieses japanischen Sozialismus, der zwar aufmerksam den Stimmen von aussen her lauscht, aber deswegen nicht die Inspiration der eigenen Art verleugnet, die solidaristisch und der Theorie des Klassenkampfes entgegengesetzt ist. Und Kagawa erscheint uns so, wie ihn eines seiner Gedichte in «Teilung der Tränen» zeigt, in jener Haltung, die der japanischen Ueberlieferung entspricht:

«Ruhig, immer ruhig, o meine Seele! Irgend jemand murmelt in der Tiefe meiner Seele: Sei stark und sei milde. Die Haltung des Körpers ist wohl geregelt, die Kohle brennt unter dem Teekessel, der Dampf hebt den Deckel. Mann kann an der Decke die Adern des Holzes zählen, Und auf den Matten die verschlungenen Fasern — Meine Seele ist friedvoll an ihrem Ort, Verliere nie den Geist beim Ansturm des Bösen, Fasse die Richtung des Zeitalters fest ins Auge. Säbel, Revolution, Dynamit, nichts soll deine Ruhe zerbrechen.» L. R.

(Fortsetzung folgt.)

**Aus der deutschen Jugendbewegung.** E i n n e u e r A n f a n g von G e m e i n d e b i l d u n g: Die deutschen «Köngener». 1. Sie kommen zusammen im Schlosse Köngen bei Stuttgart. Die Bewegung hat ihre eine Wurzel in der vorhergegangenen B. K. (Bibelkreise) -Bewegung, die eine ausgesprochene Schülerbewegung war: mit ihr verbindet sie der religiöse Zug (sogar ein Stück Methode: die Arbeit in Gruppen) und der soziale Zug, der sich, wie bekannt, besonders in Bescherungen äusserte, bei denen zu Weihnachten Arme und Gebrechliche bedacht wurden. Die andere Wurzel ist die Jugendbewegung im engeren Sinn. Von der Wandervogel-Bewegung her kam zu den «Köngenern» der Drang nach Freiheit, die Hinkehr zur Natur, die Gemeinsamkeit der Geschlechter. Mit dem freideutschen Zweig der Jugendbewegung sind sie verwandt durch den Willen zur Kritik (negativ) und zur Wahrheit (positiv), sowie durch das Bewusstsein der Selbstverantwortung.

2. Die Gegenspieler der «Köngener» sind merkwürdiger und doch natürlicher Weise wieder «B.-K.» und «Jugend-Bewegung». Sie haben sich losgekämpft von einem gewissen Dogmatismus der B.-K. Sie bekämpfen die Starrheit der verstandesmässigen Formeln, in die ihnen das religiöse Leben der Bibelkreise eingeengt schien, ebenso wie die ewig gleichen Geleise einer vorbestimmten Erbauung (Jugend-«pflege»). Sie widersprachen dem M a n g e l an Problematik, da sie überall Probleme sahen. Es war das Erste, dass sie Stellung nahmen gegen allen religiösen Militarismus, wie sie sich überhaupt gegen jede Art von Parteiherrschaft auch in Beziehung auf soziale und politische Fragen zu wehren wissen. Sie bekämpfen nun aber ebenso alle Uniform der Jugendbewegung, den schon verknöcherten Gegensatz gegen alles Geschichtliche und gegen «das Alter», sie lehnen ab die Verschwommenheit ewig gewollter Problematik, g e m a c h t e Jugendlichkeit, übertriebenen Individualismus, der viele Jugendbewegungsleute mit dem Tod der Vereinzelung bedrohte. Was die «Köngener» zu dieser Kampfstellung in der Mitte zweier Fronten geführt hat, ist keine Willkür, sondern Zwang der gegebenen Verhältnisse und ihres Gewissens — Gott.

3. Ihr innerstes Ziel, das sie einem Magneten gleich beherrscht, lässt sich vielleicht so umschreiben: Nach der religiösen Seite ist es die Ehr-

furcht vor dem Ewigwachsenden, das alles Gewordene in sich schliesst, um es empor zu schaffen und über es hinaus zu schaffen. So fühlen sie sich gebunden an Gott, aber ebendamit ganz frei oder nur soweit gebunden, als Gott sie bindet. Sie haben sich einmal auf eine Art Losung geeinigt: Jesus nachfolgen. Wir übersetzen dies am besten in ihrem Sinn mit dem Ausdruck «göttlich leben». Die Gegensätze: orthodox und liberal verschwinden. «Gottheit und Menschheit vereinen sich beide»: Geist und Natur versöhnen sich. Der Geist steigt herab aus den Höhen der Abstraktion (es gibt wenig philosophierende Köpfe unter den Köngenern) auf die Erde, er wird natürlich und reich durch konkrete irdische Beziehungen. Er verliert sich dabei nicht an die Naturgegebenheiten, sondern er adelt sie, indem er sie als Stufen nach oben versteht. Nach der sittlichen Seite ist das Ziel: Durchgeistung des natürlichen Lebens. Eine starke Bejahung des Körperlichen, die aller Askese feind ist, die die Durchbildung des Körpers verlangt und seine Schönheit dankbar liebt, geht Hand in Hand mit der Herrscherwahl des Geistes, der keinen Libertinismus aufkommen lässt. Wenn «Köngener» in «religiöser» Beziehung so frei (liberi nicht liberales!) sein können (nicht alle sind es), dass sie das Leben in der Geborgenheit des Ewigen Vaters und aus dem Ewigen heraus ebensogut bei Laotse als bei Jesus sehen, wenn sie Gott-Ueberall ebensogut im Rauschen der Wälder als im Gottes, ja sogar einmal im (kultischen, künstlerischen) Tanze zu finden vermögen, so fühlen sie sich in praktischer Beziehung doch ganz an das lebendige Bild des Meisters göttlicher Reinheit und dienender Liebe gebunden und sie kennen in der Nachfolge Jesu Kämpfe gegen das eigene Ich und Taten des Opfers wohl. Damit sind sie instand gesetzt, Freude und Ernst, Genuss und Arbeit zu vereinigen, die «Anmut der Jugend mit der Reife des Alters» (Schleiermacher) zu verbinden. Damit sind sie auch imstande, die Geschlechter in ihrer Eigenart zu bejahen, die natürlichen Beziehungen zwischen ihnen zu pflegen und sie doch emporzuführen und damit in ihrem Ewigkeitsgehalt zu versöhnen. Gott ist das Ziel.

4. Und wie sieht die Lebensgestaltung der Köngener aus, soweit sie Gemeinde sein wollen?

Von jeher ist der Körper und der Sinn zur Natur gemeinsam gepflegt worden, in Turnen, Schwimmen, Rudern, Tanzen (Volkstänze, Reigen- und Rasenspiele!) und Wandern: Feiern und Fahrten. Besonders das Wandern bildet eine ganz eigene Art der Lebensgestaltung aus. Dies macht sich, wie verständlich, bis in die Kleidung hinein und beim äusseren Verkehrston geltend (beides wird natürlicher und schöner!). Vor allem aber schafft es eine besondere Form der Geselligkeit, die dann im Verein mit den geistigen Zwecksetzungen der verschiedenen Arbeitsgemeinschaften und Freundschaftskreise wirklich einen «neuen Stil», jedenfalls etwas Eigenartiges schafft. Diese geistigen Zwecksetzungen sind gemäss Alter, Beruf, Geschlecht, Anlage und Wohnort der «Köngener» überaus mannigfaltig. Es ist ein fortgesetztes Gruppieren und Umgruppieren um die Kristallisationspunkte dieser verschiedenen Zwecke und bestimmenden Persönlichkeiten. Es bilden sich Gilden für literarische, wissenschaftliche, religiöse, ästhetische Fragen. Es ist ein langsames Vorwärtsgehen auf allen Gebieten, in allen Richtungen. Die grossen sozialen Fragen des deutschen Volkes werden erst b e s p r o c h e n. Aber das heisst doch: sie werden von den Heranwachsenden, sobald sie reif dazu sind, mit heissem Bemühen in Angriff genommen: die Fragen der Schule und Erziehung, Ehe und Familie, die Frage der Kirche (mehr als alle andern!). Die Fragen der Siedlung und der Völkerbeziehungen tauchen wenigstens auf. Tastende Schritte zur Tat werden getan: es bilden sich Arbeits-

gemeinschaften zur Veranstaltung von Weihnachtsbescherungen, zu Gefangenenbesuchen, zur Unterhaltung und Heranbildung Jüngerer, zur Herausgabe eines gemeinschaftlichen Blattes («Unser Weg», bisher sechs Nummern), Werkgilden bilden sich, die kunstgewerbliche Arbeit leisten; eine Buchhandlung ist gegründet, die vielleicht auf genossenschaftlicher Grundlage weiter ausgebaut wird, Köngener Schüler suchen Freundschaften mit der Arbeiterjugend, Köngener Studenten gehen in die Bergwerke des Ruhrgebiets, um selbst zu sehen und zu spüren, was «Schwerarbeit» bedeutet.

5. Der «Bund», der seit zwei Jahren besteht, breitet sich aus ohne Werbung, durch persönliches Kennenlernen. Schon gibt es «Köngener» in Dresden, Berlin, Kiel, Frankfurt. Wer kann, nimmt teil an den Tagungen in Köngen. Das ist das äussere Zentrum. Das innere ist eine höchste leitende Idee, nein: Kraft — Gott, Grund und Ziel des Einzelnen und der Gemeinde. Es hält in der gewaltigen Peripherie der Gemeinsamkeit alle fest, die mit Ernst Menschen sein wollen im Sinne Gottes.

Hermann Unfried.

**Von der deutschen Arbeiterjugend.** Vom 28. bis 30. August 1921 feierte die deutsche sozialistische Arbeiterjugend in Weimar einen «Reichsjugendtag». Sein Verlauf ist in dem Büchlein: «Das Weimar der arbeitenden Jugend» beschrieben, und wer einen Blick in den mitten aus den Trümmern einer Welt aufblühenden neuen Menschenfrühling tun will, mag dieses Dokument zur Hand nehmen. Diese Arbeiterjugend wollte dadurch, dass sie gerade nach Weimar ging, die ganze durch diesen Ort verkörperte hohe Menschenkultur für den neuen Sozialismus in Anspruch nehmen. Auf die mannigfaltigste Weise kam diese Meinung zum Ausdruck: symbolisch durch die Niederlegung eines Lorbeerkranzes am Goethe-Schiller-Denkmal mit der Inschrift: «Den Ewig-Jungen die Arbeiterjugend», sodann auch durch all die wichtigsten Reden und Feiern der Tagung. Es kommt darin ein neuer sozialistischer Geist zum Ausdruck, der Wille, von den rein wirtschaftlichen und politischen Zielen des Sozialismus, die natürlich festgehalten werden, zu einer sozialistischen Kultur, einer neuen Geistigkeit des Lebens vorzudringen.

«Jugend und Kultur. Nicht nur wirtschaftliche Befreiung. Gemeinsamkeit im Leben; Kultur.
Gebt Raum,
Dass wir wieder Strassen zum Himmel sehen»

«Jugend und Sozialismus. Ueber die Forderungen und Ziele der Alten hinaus. Sozialismus nicht nur eine Sache des kritischen Verstandes, sondern auch Sache des Herzens. Nicht allein die Ueberführung des Eigentums an Produktionsmitteln in den Besitz der Gesamtheit, sondern in der Gegenwart schon von Mensch zu Mensch sozialistische Geisteskultur schaffen. — — —

Zunächst Erziehungsarbeiten unserer Mitglieder. — — Wir, als revolutionäre Jugend einer revolutionären Zeit, müssen uns die alte Erkenntnis einer grossen sozialistischen Wahrheit sichern: Nicht Geschütze und Fäuste, nicht Lungenkräfte sind Mittel der proletarischen Revolution... Der allein echte Revolutionäre ist derjenige, der unablässig zu seiner höhern Entwicklung an sich selbst arbeitet. — — — Wir haben nicht Mangel an Freiheit und Rechten, aber wir haben einen beängstigenden Mangel an Menschen, die von diesen grossen Rechten den richtigen Gebrauch machen können. — — — Falsche Propheten reden auch schon in der Jugend von der Reife des Proletariats; als ehrliche Menschen wollen wir dagegen betonen: Wir sind noch nicht reif, aber wir wollen möglichst bald reif werden. — — Hütet euch vor den unreifen Verführern, die immer nur

von Rechten reden. Wir brauchen nicht nur politische und wirtschaftliche Rechte, wir brauchen auch Menschen, die den gesetzmässigen Rechten Leben und Wirklichkeit verleihen. — — — Wir müssen den Willen haben, uns selbst zu Sozialisten zu erziehen. — — — Der Sozialismus ist nicht nur ein grossartiges Gesellschaftssystem, sondern auch Hingabe an die Gesamtheit und Liebe für die Menschheit der Zukunft. — — — Leider dünkt es viele Arbeiter, als ob die Welt ein grosser Futtertrog wäre, an dem bisher die Kapitalisten gesessen und sich satt gegessen hätten, und nun wollen sie sich der Krippe bemächtigen. Wo bleibt da das Höhere, Seelische, die Kultur im Menschen? Wir stehen hier vor der Gefahr, die Lebensmittel für den Lebenszweck anzusehen. — — —

— — — Der wirtschaftliche Sozialismus kann die junge Arbeiterschaft, die auf den Schultern von Marx und Bebel steht, nicht mehr befriedigen. Dieser kann für uns nur Vorstufe, nicht Endziel, sondern Anfang sein. — — — Der Kapitalismus erzeugt und verlangt Neid, Misstrauen, Hass, der Sozialismus erzeugt und verlangt Vertrauen, Mitgefühl und Liebe. Unter uns wächst aus dem Sozialismus eine neue Moral empor. Das Gemeine wird abgetan, das Hohe wird an seine Stelle gesetzt. — — —

Die Arbeiterjugendbewegung steht nicht neben oder ausserhalb des Lebens, sie steht im Leben, im Strom der Zeit, sie ist und fühlt sich nur als ein Stück der ganzen grossen Kulturbewegung, sie fühlt sich als eine junge Garde dieser Bewegung. Wir müssen der Arbeit ihren Adel geben und sie in den Mittelpunkt des Lebens hineinstellen. Wir wollen sein ein Stück von Schiller und Goethe. Unsere Jugendbewegung muss sein der Geist, der aus unserer klassischen Kultur und unserer klassischen Kunst weht. Uns ist der Sozialismus, die Erstrebung einer Volksgemeinschaft, Herzenssache; damit unterscheiden wir uns vielleicht von den Erwachsenen. In unserer Jugend lebt die freudige... Lebensbejahung Schillers, der faustische Drang zur Lösung der tiefsten Rätsel..., wir fühlen den kategorischen Imperator Kants, in uns erneuert sich der Fichtesche Kampf um die Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt, um die Erneuerung der Moral eines ganzen Volkes...»

Dieser Geist verdichtet sich zu dem Bekenntnis und Gelübde: «In dem engen Gemeinschaftsleben beider Geschlechter wollen wir den Adel an uns bilden, um mitzubauen an einer sozialistischen Zukunft, bis wir an Stelle Hasses, Neides, Kleinsucht die Liebe der Menschen untereinander in Volks- und Völkergemeinschaften zum Siege geführt haben. Wir wollen die Neuerung des Sozialismus durch Tat und Beispiel aus unserer Jugendbewegung.»

Wann werden wir aus den Kreisen unserer schweizerischen sozialistischen Jugendbewegung an Stelle der öden marxistisch-kommunistischen Phraseologie solche Töne vernehmen?

Fügen wir noch hinzu, dass diese Jugend auch eine mächtige Kundgebung gegen den Krieg veranstaltet und mit flammender Begeisterung sich den Schwur ablegt: «Nie wieder Krieg, nie wieder Menschenblut vergiessen! — — —Die deutsche Arbeiterjugend wird nie wieder eine Mordwaffe anrühren, nie wieder in den Krieg ziehen», ferner, dass die Tagung offenbar in der Atmosphäre einer grossen Reinheit des Verkehrs zwischen den jungen Menschen verlief, trotz, wohl auch infolge ihrer lenzberauschten Freudigkeit — und wir haben eine Verheissung vor uns, an der sich das Herz erquicken darf.

L. R.

**Die Bruderschaft in Christus.** (Holland.) Die «Broederschaps Fedratie» (Bruderschaftsbund) wurde gegründet mit dem Zwecke, die geistigen Strömungen dieser Zeit, welche, jede auf ihre Weise, die Bruderschaft unter den Menschen fördern wollen, mit einander in Verbindung zu bringen, damit sie sich gegenseitig besser kennen und würdigen lernen, und so viel wie möglich zusammen arbeiten für die Verwirklichung der gemeinschaftlichen Ideale. Die Federation selber begibt sich nicht auf soziales oder politisches Terrain, sondern tut nur dieses rein geistige Werk.

Ihre grundsätzliche Erklärung lautet:

«Wir betrachten alle Menschen als Brüder und streben darnach, unser Fühlen, Denken und Handeln damit in Uebereinstimmung zu bringen.»

Die Federation wurde am Himmelsfahrtstag 1918 auf «Westerbro» (in der Nähe vom Haag in Holland) geboren. Draussen strahlte die Sonne auf den blühenden Obstbäumen; die Vögel sangen und die Luft war voller Duft; im Zimmer waren zirka 40 Menschen zusammen, meistens einander ganz unbekannt; jeder vergegenwärtigte eine andere geistige Strömung.

Wir waren in ein Zentrum gekommen, wo viele dieser Strömungen sich kreuzten. Und es hatte uns sehr betroffen, wie wenig sie einander kannten und würdigten, ja wie oft sie überhaupt nichts von einander wussten. Aber am meisten hatte es uns betroffen, dass der tiefste Kern all ihrer Arbeit derselbe war. In allen diesen Strömungen war im Grunde dasselbe Verlangen nach einer anderen und besseren Lebensgemeinschaften. Nach höherer und reiner Lebensatmosphäre, nach mehr Liebe verlangten ihre Herzen. Weshalb kennen diese Menschen einander nicht, weshalb helfen sie sich nicht gegenseitig? fragten wir uns. Wenn sie nur sähen, wie die Arbeit eines jeden nur ein kleines Stückchen ausmacht vom grossen Lebensmosaik; wenn sie nur wüssten, dass das Streben des Einen das des Andern ergänzen und verstärken kann; wenn sie nur fühlten, dass sie alle denselben Weg und in einer Richtung gingen, wieviel schöner und wärmer würden sie ihr Leben fühlen, mit wieviel grösserer und tieferer Liebe würden sie ihre Arbeit umfassen!

Mit diesem Gedanken waren sie zusammengekommen. Bei aller Schlichtheit war es doch eine wunderbar erhebende Feier, welche an diesem Lenzmorgen stattfand.

Einer nach dem andern trat hervor, um in kurzen Worten Zweck und Arbeit seiner Gruppe auseinanderzusetzen, und wunderbar einstimmig, obwohl mit unendlich verschiedenen Akzenten, wiederholten sie immer wieder: «Wir wollen die Bruderschaft unter den Menschen.»

Und das wurde am tiefsten gefühlt, das vergass keiner. Als der letzte ausgeredet hatte, umgab uns eine Atmosphäre der Weihe im Zimmer, drinnen und draussen im Garten. Und als wir dann zusammen eine Tasse Kaffee getrunken hatten und uns wieder ins Zimmer setzten, war keiner da, der nicht von Herzen den Wunsch hegte, dass alle diese Vereine und Gruppen sich in einer Federation vereinen sollten. Die Delegierten gingen alle nach Hause, um Bericht zu erstatten und den Anschluss an die Federation vorzuschlagen.

Schon in wenigen Monaten waren zwanzig zusammen, welche Anzahl sich jetzt auf ungefähr fünfzig vermehrt hat. Langsam aber sicher wächst das Bewusstsein des Zusammengehörens, und entwickelt sich das Werk. Immer mehr bemerkt man auch, wie sich die Gruppen allmählig nähern. Speziell in den Abteilungen, die sich in verschiedenen der grössten Städte Hollands gebildet haben, tritt solches zutage. Diese bringen ja die Mitglieder der Vereine zusammen. In erster Linie ist es ja nötig, einander zu verstehen, sich hineinzudenken in die Gedankenwelt der andern, vertraut zu werden mit

ihrem Gefühlsleben. Solange dies noch nicht gelungen ist, kann Kritik nur schaden. Und dieses gegenseitige Verstehen ist schwer, und fordert von beiden Seiten viel guten Willen und Anstrengung aller Kräfte. Jeden Augenblick hören wir: «Ich wusste nicht, dass dieser Verein auch auf diesem Boden stehe» oder: «Eigentlich stehen wir einander ja viel näher als ich glaubte», oder: «Wie sympathisch er oder sie gesprochen hat» u. s. w.

Wir hoffen, dass die Zusammenkünfte, welche durch die Abteilungen organisiert werden, immer mehr diese Atmosphäre wohlwollenden Entgegenkommens und gegenseitigen Vertrauens schaffen werden, wodurch es jedermann leicht gemacht wird, sich auszusprechen. Wir hoffen einander immer besser kennen zu lernen und so zusammen arbeiten zu können. Das Leben hat tausend Seiten, und wir, kurzsichtige Menschenkinder, können nur wenige davon sehen. Es kann unser Herz nur erweitern und unser Blick erhellen, wenn wir dann und wann zusammenkommen mit Menschen, die etwas anderes sehen als wir und dennoch in der tiefsten Tiefe ihrer Seele, wie wir, heiss ersehnen, den Weg zu finden zu einer wärmeren und reineren Lebensgemeinschaft.

Wenn in jeder Stadt, in jedem Dorf, die Mitglieder der verschiedenen Vereine zusammenkommen, und einander verstehen lernen, dann wird die Bruderschaft erst recht blühen. Denn dann werden immer wieder Bruderschaftstaten sich darbieten, welche wir zusammen tun können, wobei wir einander gegenseitig unterstützen und auf diese Weise zu viel grösserem Segen für andere werden können, als wir je jeder für sich selber zu sein vermöchten. Nur in dieser Weise werden wir erkennen, was Bruderschaft bedeutet und der Welt die Bruderschaft bringen, welche die Erfüllung unserer Ideale ist.

Die Organisation der Federation ist sehr einfach. Der Anschluss steht offen für alle Vereine, Gruppen oder Personen, welche die oben genannte grundsätzliche Erklärung unterschreiben und schriftlich dem Sekretariat zukommen lassen.

Der Sekretär wird jährlich von der Generalversammlung ernannt; er trägt Sorge für die Herstellung der Verbindung zwischen den Gruppen und kann jedem über die Arbeit der anderen Auskunft geben. Jede Gruppe, die Vorschläge zu machen hat, schickt solche dem Sekretär zu, der für die Weitersendung an alle anderen Sorge trägt. Im Zentralsekretariat werden alle Dokumente und Schriften, die Federation betreffend, aufbewahrt und liegen da zur Einsicht für alle Delegierten der angeschlossenen Gruppen und sonstige Interessierten auf.

Neben den Sekretären steht ein Vorschlagsrat, bestehend aus 5 Personen. Dieser Vorschlagsrat macht Pläne, gibt Vorschläge u. s. w., die der Zusammenarbeit der Gruppen zugute kommen, kann Programme feststellen für die Konferenzen und Zusammenkünfte der Abteilungen, und versucht, die Arbeit der Federation auszubreiten und zu vertiefen. Weitere Leitung gibt es nicht; auch sind keine Statuten festgesetzt.

Für spezielle Arbeiten sind besondere Kommissionen abgeordnet. So gibt es jetzt eine Kommission zur Vorbereitung geregelter Konferenzen, eine Bibliothek-Kommission, eine Kommission für ein eigenes Federatif-Organ, eine Studien-Kommission für das Studium der inneren Berührungspunkte und eine Kommission zur Gründung von Bruderschafts-Häusern in den grösseren Städten Hollands. Aus dem Vorhandensein dieser Kommissionen geht schon hervor, was wir alles in Zukunft noch wünschen.

Es freut mich, dass die «Neuen Wege» mir Gelegenheit geben, kurz etwas über die Federation zu erzählen. Unsere Erfahrung hat uns gelehrt, dass durch eine solche Federation ganz verschiedenartige Gruppen zusammenarbeiten können für das Wohl der Gemeinschaft und um die Idee der Bruderschaft unter den

Menschen zu verbreiten. Wir möchten diese föderative Arbeit auch über die Grenzen Hollands hinaus verbreiten und unsere Mitglieder möchten gern bekannt werden mit Gesinnungsfreunden in anderen Ländern.

Es wäre schön, wenn in vielen Ländern eine solche Federation gegründet würde, und die Sekretäre dieser Federation regelmässig Fühlung miteinander hätten, damit man sich auch über die Grenzen hinaus immer besser verstehen lernte. Hoffentlich gibt es auch in der Schweiz einige Freunde, die, wie wir auf Westerbro, die verschiedenen Strömungen einmal zusammenrufen, um zu sehen, ob sich diese Strömungen nicht zu einem mächtigen Strom zusammenfassen lassen in der Weise, wie wir dieses in Holland angefangen haben.

Nähere Auskunft, falls gewünscht, gibt gern der Sekretär C. A. Wegelin, Haus «Nieuwland», Nymegen (Holland).

**Verwandte.** 1. Längst war es unsere Absicht, in diesen Blättern vom «Bergfried» zu reden. Es soll einmal gründlicher geschehen; heute aber diesem Werke und seinen Trägern wenigstens ein Gruss entboten werden. Was ist der «Bergfried»? Er ist eine «Siedlung» mit dem Hauptsitz in Söllhuben in Oberbayern. Das Unternehmen ist aus der grossen Bewegung der Revolutionsjahre hervorgewachsen und dem starken Willen entsprungen, neue menschliche Gemeinschaft auf neu verstandene Arbeit und die aus ihr erwachsende Ehrfurcht und Liebe zu gründen. Was dieses Werk von Anfang an auszeichnete, war die nüchterne Erkenntnis der ungeheuren Schwierigkeiten, die noch mehr aus der Menschennatur als aus den Verhältnissen einem solchen Beginnen erwachsen. Man war sich im Gegensatz zu manchen andern Versuchen dieser Art, die zeitweilig so zahlreich aus der Erde schossen, von Anfang an klar, dass es nicht in ein romantisches Abenteuer oder in ein Idyll, sondern in sehr ernsthafte und sehr schwere Arbeit, ja in grosse Not hineingehe, in einen Kampf bis aufs Blut mit altererbten und tiefwurzelnden Neigungen der Menschennatur. Die Erfahrungen dieser Art scheinen denn auch nicht ausgeblieben zu sein. Aber das Werk ist hindurchgerettet worden und wächst nun hoffentlich aus der freiwilligen Beschränkung desto kraftvoller empor. Es stellt in das Zentrum die Arbeit in Gestalt des Handwerkes, verbindet dieses freilich mit Landwirtschaft und gipfelt in einem auf einem neuen Sinn der Arbeit gebauten Schul- und Erziehungswerk, das den Volkshochschulgedanken eigenartig ausprägt und weiterführt.

Es soll heute, wie gesagt, diesem Unternehmen, das dem, was die «Neuen Wege» wollen, innerlich so nahe steht, nur Gruss und Segenswunsch entboten werden. Es ist tiefes, echtes und grosses Wollen. Dieses wünscht nicht beredet oder gar beschienen zu werden; aber wer das Organ der Bewegung (denn um eine solche handelt es sich), den «Bergfried», haben will, der wende sich an den, der bisher die Seele des Ganzen war, Walther Binder, in Gut Bayern, Staudach, Oberbayern. Es fliesst da ein starker, heller Bergquell.

2. Auch an einer andern Stelle des deutschen Landes ist etwas versucht worden und bis jetzt gediehen, was unserem Herzen nahe liegt, wir meinen die Siedelungen «Habertshof und «Sannerz» bei «Schlüchtern» in Hessen. Sie werden einigen unserer Leser durch das «Neue Werk» bekannt sein. Um diese Zeitschrift und den gleichnamigen Verlag gruppieren sich die beiden Unternehmungen, die im Grunde doch nur eine sind. In zwei Punkten unterscheidet man sich vom «Bergfried». In Schlüchtern handelt es sich um wirkliche «kommunistische Kolonien» in voller Ausprägung, und man steht hier bei aller Freiheit doch mit Bewusstsein

auf dem Boden, der Christus und Reich Gottes heisst. Auch hier ist es durch allerlei Krisen gegangen; aber was erreicht ist, bedeutet auf alle Fälle eine grosse Freude und Gottesgabe. Auch hier wollen wir vorläufig nur einen Gruss und Segenswunsch entbieten, um diejenigen Leser, die noch nichts davon wissen, zunächst einmal in einen Zusammenhang mit der Sache zu bringen, den wir dann freilich weiter ausbauen wollen. Wer schon jetzt aus innerstem Zug heraus mehr wissen möchte, der wende sich an Eberhard Arnold in Sannerz bei Schlüchtern. Aber blosse Neugier wäre hier wie beim «Bergfried» ganz unangebracht und käme übrigens auch nicht auf ihre Rechnung. L. R.

# Worte von Zinzendorf

Der Unglaube ist die Mutter und alle andern Sünden urständen daher. Sie sind nicht kollateral, sondern deszendieren.

*

Also will ein Christ nicht anders als heilig sein und hält sich's für eine Ehre, dem Heiland in allen Dingen ähnlich zu werden, in Seiner Schmach, Armut und Niedrigkeit, und sieht's nicht an als eine gesetzliche Pflicht, sondern es ist sein einziges Vergnügen, sein Element, sein Leben, seine Freude, sein wahres Glück, wenn er Christi Joch auf sich nehmen und Ihm nachtragen kann.

*

Das Evangelium hebt das Gebot-Wesen auf, macht die Seele frei, weist sie von allen Satzungen ab auf's Herz, auf die Salbung, auf das Gnadengefühl von Stund zu Stund, so oft die Gelegenheit vorkommt, auf die Natur, die man Erlassung der alten Schuld von oben herab bekommen hat. Da verliert das mühsame Sündigen seine Kraft und Nahrung und wird ohnmächtig und bleibt liegen.

*

Übrigens darf man einem Kinde Gottes weder das Gute gebieten, noch das Böse verbieten. Denn Sünde ist ihm ein Greuel und wider seine Natur. Es ist ihm ein Ekel, weil er in ein ander Element gekommen ist.

Die echten Kinder Gottes sind eine Art Menschen, die ihre Glückseligkeit ungefähr in vier Stücke setzen:

1. Gering, verachtet, geschmäht oder übersehen und vergessen zu werden in dieser Welt.

2. Alle Sinne, die sie nicht brauchen zum Dienste ihres Herrn, zu versäumen und zu vernachlässigen und, wenn je eine Empfindung

sein soll, den Schmerz lieb zu haben, weil er eine Ähnlichkeit macht mit ihrem Herrn, einem Manne voller Schmerzen und Krankheit um unseretwillen.

3. Entweder nichts zu haben oder, was sie bekommen, wegzugeben und allenfalls bei dem Besitz der Reichtümer dieser Erde nicht rot werden zu dürfen, wenn sie lesen, dass der Heiland, in den sie verliebt sind, kein Kopfkissen hatte, das Sein war.

4. Taglöhnermässig zu arbeiten, nicht um Verdienste, sondern um des Berufes und um der Sache des Herrn willen und ihres Nächsten.

Das sind so die Leute, wie der Heiland in Seinem Geschäfte braucht, und die dasjenige, was die andern Christen Verleugnung heissen, ganz unaffektiert ihre Passion nennen können.

▪

Der Zustand unserer Gnade ist der: Wer unter der Gnade ist, kann alles.

▪

Es ist keine Sünde, keine Art des Bösen, die man nicht wie Spreu wegwehen kann.

▪

Ich sage, dass die wahre Gottesgelehrsamkeit im Liebhaben besteht.

▪

Jesus ist das Original en miniature von der Gottheit genommen. Der Charakter der Gottheit ist in der Person Jesu Christi für uns zu finden.

## Aussprüche

Ich glaube, dass in einer kommenden Generation der Alkohol nicht nur aus unserer Politik, sondern auch aus unserem Gedächtnis entschwunden sein wird.

Harding, Präsident der Vereinigten Staaten.

▪

Ihr könnt nicht verlieren, bevor ihr den Kampf aufgegeben habt. Ihr mögt Schützengräben, Städte, Divisionen verlieren, aber ihr habt die Schlacht nicht verloren, bevor ihr den Mut verloren und aufgehört habt.

Wenn du zurückgetrieben bist, so greife an. Meine Rechte ist im Rückzug, meine Linke weicht, mein Zentrum ist durchbrochen — die Lage ist ausgezeichnet, ich werde angreifen. Marschall Foch.

# Die kleine Pforte zu Gott.[1]

In dem Burgraum meiner Seele
Ist ein Pförtchen,
Das führet mich
Unmittelbar in Gottes Gegenwart.
In einem Augenblick,
So rasch wie ein Gedanke nur sich wendet,
Bin ich, wo Gott ist.
Ja, so ist es!

Die Welt, in der wir leben,
Dehnt nach der Länge sich und Breite;
Sie hat nur Oberfläche, geht nicht in die Tiefe.
Wenn ich bei Gott bin,
Seh in die Tiefen ich und in die Höhen,
Und alles ist verwandelt.

Der Menschen Welt besteht aus lärmenden Geräuschen,
Bei Gott ist grosse Stille;
Doch ist die Stille eine Melodie,
Süss wie zufried'ne Liebe,
Durchdringend wie die heisse Flamme.

In dieser Welt sind meiner Tage wenige
Und voller Unruh.
Ich kämpfe und erreiche nicht,
Ich suche und ich finde nicht,
Ich frage und erfahre nicht.
Vergänglich sind die Freuden, die sie bietet,
Die Leiden aber dauern an.
Ich zweifle, ob das Leben lebenswert sei.
Wenn ich zu Gott eingehe,
Hat alles Leben einen Sinn.
Ich frage nicht und weiss doch.
Mein Sehnen ist schon hier erfüllt,
Mein Fieber ist verschwunden
In der grossen Stille Gottes.
Mein Sorgen ist ein Kiesel nur noch auf dem Pfade
Und meine Freuden sind den ew'gen Bergen gleich.

[1]) Dieses Gedicht fand sich in dem Nachlass von Rauschenbusch. Es ist ein stilles Bekenntnis des grossen Mannes aus seinen letzten Tagen. Das ganz freie Versmass eignet schon dem englischen Originaltext.

So ist es, wenn ich durch die Pforte des Gebets
Hinübertrete aus der Zeit zur Ewigkeit.
Wenn das Bewusstsein Gottes mich erfüllt,
Sind mir die Menschen fern nicht und vergessen.
Nah sind sie mir und seltsam teuer.
Die, die ich liebe,
Gewinnen mystisch hohen Wert,
Als ob ein Licht in ihnen schiene, leuchten sie.
Auch die sogar, die gram mir sind,
Und mich nicht lieben,
Erscheinen als ein Teil des grossen Plans des Guten.
(Vielleicht auch gleichen sie verirrten Hummeln,
An einer Fensterscheibe summend,
Auf falschen Weg geraten und das Licht doch suchend.)

So ist's, wenn meine Seele durch das Pförtchen eintritt
In Gottes Gegenwart.
Was gross war, wird hier klein, und Kleines gross,
Das Nahe ferne und das Künft'ge nah.
Was niedrig und verachtet, scheint mit Glanz durchwoben,
Und alles schier, was mächtig ist und gross,
So voll von höllentiefer Ungerechtigkeit,
Als wie ein Leichnam voller Maden ist.
In Gott sind alle Revolutionen schon beschlossen,
Bin ich bei ihm, bin ich im Reiche Gottes,
Und in dem Vaterlande meiner Seele.

Ist es verwunderlich, dass ich Gott liebe? —
Und kehre ich zurück dann durch die Pforte,
Was staunet ihr, dass ich Erinnerungen mit mir trage,
Dass meine Augen heiss sind von verhaltnen Tränen
Um dessetwillen, was ich sehe?
Dass ich ein Fremdling bin und Heimatloser
Hier, wo die Armen um Gewinn geopfert werden,
Wo rot die Flüsse fliessen
Und Gottes Sonnenschein verdunkelt wird durch Lüge?

Walter Rauschenbusch.

Frühling 1918.

# Die Grundlagen der Gemeinschaft

In den ersten Blättern der Bibel wird der Sündenfall von Adam und Eva und dann — gleichsam ein zweiter Sündenfall — die babylonische Sprachenverwirrung erzählt. Dort löst sich der Mensch von Gott und hier der Mensch vom Menschen, eine sehr sinnreiche, symbolische Darstellung der Doppelnot, in der das Menschengeschlecht sich befindet: Entfremdung von Gott und Entzweiung unter sich. Darum ist auch die Aufgabe folgerichtig eine doppelte: Gott suchen und Gemeinschaft herstellen; beides liegt in der grossen Parole Jesu: Reich Gottes.

Wir können uns auf keinen Fall begnügen mit der in fast allen kirchlichen Lagern neuerdings so beliebten Mystik, die allein in der Versenkung der Seele in Gott das Heil sucht. Gewiss, da liegen die verborgenen Wurzeln alles echten Lebens, aber das Ziel ist «Eine Herde und Ein Hirt».

Das ist die grossartigste Perspektive und die endgiltige Erlösung der Menschheit.

Auf Gemeinschaft zielen auch so manche wichtige Bestrebungen der Gegenwart, Völkerbund, Internationale, Weltbund der Kirchen etc. Auf Gemeinschaft geht, trotz aller gegenteiligen Erscheinungen, die grosse Sehnsucht der Völker, insbesondere der jungen Generation. Wir fangen wieder an, den Glaubensartikel von der «Gemeinschaft der Heiligen» in den Vordergrund zu stellen.

Aber ist Gemeinschaft in grösserem Stil nicht vielleicht doch eine Illusion? Zwei gewaltige Versuche von Völkergemeinschaft sind auf der Höhe der Verwirklichung in die Brüche gegangen und haben das Schicksal des babylonischen Turmbaues erlitten, nämlich das römische Weltreich im Altertum und seine Uebertragung auf das Christentum, die römische Kirche des Mittelalters; beide Male kam die Zertrümmerung oder vielmehr Zersetzung wie eine Naturnotwendigkeit von innen her.

Die Söldnerscharen, durch welche Rom zur Höhe seiner Macht gelangt war, bildeten wiederum im Innern die Ursache des Zerfalls; und

[1]) Wir möchten diesen Beitrag, dessen Abdruck sich leider verzögert hat, als Fortsetzung der in den Neuen Wegen begonnenen Erörterung des Gemeinschaftsthemas und zugleich als Pfingstpredigt betrachtet wissen.

Die Red.

die Priesterherrschaft, gipfelnd im Papsttum, welches der römischen Kirche die geschlossene Einheit gegeben hatte, führte notwendig die Ketzer auf den Plan, welche, nach Freiheit dürstend, die Einheit sprengten. Es war aber in beiden Fällen, wie auch, um das gleich beizufügen, in der dritten Internationale, eine mit falschen Mitteln, nämlich mit Zwang hergestellte Gemeinschaft; solche Scheingemeinschaft trägt den Keim des Zerfalles in sich. Das Ideal wird zu einem Fluch.

Die Reformation ist im Grunde genommen eine Befreiung von der kirchlichen Gemeinschaft, sie verwirft ihre zentrale Autorität und verlegt trotz der gemeinsamen biblischen Grundlage die höchste Instanz der Wahrheit in das Einzelgewissen. An Stelle der Gemeinschaft tritt die Persönlichkeit, höchstes Ideal wird die persönliche Freiheit, zunächst in Glaubens- und Gewissenssachen und zuletzt in den materiellen Dingen. Der Protestantismus führt zur prinzipiellen Auflösung der alten Gemeinschaft. Autorität und Freiheit stehen sich als diametrale Gegensätze gegenüber. Der babylonische Turm ist wieder einmal zertrümmert. Wir stehen vor dem Dilemma: Entweder Gemeinschaft ohne Freiheit oder Freiheit ohne Gemeinschaft!

Das Ideal ist zum Problem geworden, das Leben wird zum Rätsel.

Daran scheiterten alle bisherigen Gemeinschaftsbestrebungen innerhalb des Protestantismus: Entweder man hält es mit der Autorität und verlangt Unterwerfung um der Gemeinschaft willen. So in den Kreisen der sogenannten Gläubigen, das Autoritätsprinzip aber führt zu immer neuen Spaltungen in kleine Kreise, zum Konventikelchristentum. Selbst die religiös-soziale Bewegung ist davon nicht frei geblieben. Oder man hält es prinzipiell mit der Freiheit, jeder ist sich selbst Quelle der Wahrheit, man duldet keinen Zwang von Aussen und möchte sich selbst keinen Zwang antun. So bei ganz modern gerichteten Leuten. Von Gemeinschaft kann man nicht mehr reden ausser in dem Sinn des allgemeinen Menschentums mit der Parole: Leben und leben lassen! Das führt zu farblosem Allerweltsweltsbürgertum,das jeden Augenblick, wie der Weltkrieg bewiesen hat, platzen kann, in Atome zerfallend.

Weder das Eine noch das Andere wird uns befriedigen. Beide Richtungen gleichen sich bei aller Verschiedenheit darin, dass sie keine Gegensätze, keine Spannungen ertragen können; die erste will sie nicht dulden, die zweite will sie überhaupt nicht sehen.

Der wichtige Schluss, den wir für uns daraus ziehen müssen, ist der, dass Gegensätze und Spannungen zum Leben, auch zur Gemeinschaft gehören. Sie hat die grosse Aufgabe, solche Divergenzen weder zu vertuschen noch mit Gewalt zu unterdrücken, sondern die höhere Einheit zu suchen, welche imstande wäre, sie zu überbrücken, zu überwinden.

Gegen die beiden falschen Auswege der engherzigen Absonderung und der verschwommenen Humanitätsschwärmerei richtet sich Pauli Wort in I. Kor. 12, wo das Gleichnis vom Leib und den Gliedern für die rechte Gemeinschaft gebraucht wird. Die Sektierer wollen nur einerlei Glieder (Vers 17), die andern sehen keine Gliederung, sondern nur einen gleichförmigen Brei (Vers 19). Die grosse Kunst besteht darin, die Verschiedenheit der Glieder gelten zu lassen und doch die Gemeinschaft festzuhalten.

Worin besteht die zusammenfassende Einheit?

## I.

Wir müssen nochmals betonen: Gemeinschaft besteht nicht in der Uniformierung der Vielheit, nicht in der Gleichmachung des Einzelnen, im Gegenteil, die Verschiedenheit der Glieder ist eine notwendige Voraussetzung; das beweist uns die unbegrenzte Mannigfaltigkeit in der doch in sich geschlossenen, nach gemeinsamen Ordnungen sich aufbauenden Natur, das beweist uns die Familie, welche die grössten Gegensätze: Mann und Weib, Alt und Jung, Gesunde und Kranke in sich vereinigt, das zeigt eben Paulus am menschlichen Leib. Die Eigenart der Rassen, Völker, Stände und Berufe, die individuellen Verschiedenheiten in Begabung und Charakter mit immer neuen Variationen ist eine weise Ordnung des Schöpfers.

Also auch, so folgert man gern und gedankenlos, der Unterschied von Reich und Arm! Wir sagen: Nein! Den erstens ist dieser Unterschied nicht in der Natur begründet, die Naturvölker kennen ihn nicht. Zweitens ist es gerade dieser Unterschied, welcher bestehende Gemeinschaften auflöst, man denke nur an die Familienzerwürfnisse infolge von Erbschaften und anderen Geldinteressen, oder an Völkerkriege um den Besitz irgendwelcher Rohstoffe. Der Unterschied in

materiellen Dingen sprengt die Gemeinschaft am allermeisten. Die Glieder mögen so verschieden sein als sie wollen, das kommt der Gemeinschaft zu statten, aber Hypertrophie der einen und Atrophie der anderen bedeutet Krankheit und zerstört den Leib als Ganzes. Es ist eine sträfliche Verkennung der gottgegebenen materiellen Grundlage des Lebens überhaupt, wenn wir bei Gemeinschaftsbestrebungen immer nur irgend einen gemeinsamen geistigen Besitz im Auge haben und darauf allein die Gemeinschaft gründen wollen.

Die Familiengemeinschaft beruht nicht auf irgend einer Idee, sondern auf den ganz realen Faktoren des gemeinsamen Daches und des gemeinsamen Herdes und Tisches. Die einzelnen Glieder mögen ganz verschiedenartige Beschäftigung und Gesinnung haben, der gemeinsame Haushalt hält sie zusammen. Ein ganz fremdes Kind, das an demselben teilnimmt, heisst um dieses einen Umstandes willen Pflegekind. Bürgerrecht und Volksgemeinschaft ist doch nichts anderes als der Anteil an gemeinsamen Besitztümern. Der Heimatliebe geht ein Heimatrecht voraus und Fremde werden doch in der Regel hauptsächlich dann gehasst, wenn sie eine Schmälerung desselben bedeuten, sie werden gehätschelt, wenn sie Gewinn bringen. Je handgreiflicher die gemeinsamen Güter sind, desto grösser ist die Vaterlandsliebe, wie bei der Bauernschaft, je illusorischer dieselben geworden sind, desto geringer der Patriotismus, wie beim städtischen Proletariat; dabei hat jene kein besonderes Verdienst und dieses keine besondere Schuld. Naturvölker haben das stärkste Gemeinbewusstsein, während die Zivilisation dasselbe folgerichtig untergräbt durch die Verschiebung der Besitzverhältnisse. Peary warnt darum davor, z. B. den Grönländern die Zivilisation zu bringen, weil sie ihren natürlichen Kommunismus zerstören und damit die Existenzbedingung dieses Volkes aufheben würde. Die mittelalterlichen Klöster und Städte spielten deshalb eine so wichtige Rolle und hielten manchen Stürmen gegenüber stand, weil sie auf weitgehender Gemeinschaft materieller Interessen gegründet waren.

Heutzutage ist es überaus schwierig, z. B. zwischen Bauern und Arbeitern, Fabrikanten und Fabriklern, Gelehrten und Proletariern gemeinsame Interessen nachzuweisen. Sie sind ja auch vorhanden, denn wir haben alle einander nötig wie die Glieder am Leibe; aber die Gegensätzlichkeit der Interessen sticht viel eher in die Augen.

Der Bauer will hohe Preise für seine Produkte und kleine Löhne, der Arbeiter umgekehrt billige Lebensmittel und grosse Löhne usw. Unter solchen Umständen ist mit allen schönen Worten und Ideen keine Gemeinschaft herzustellen. Alles Reden und Predigen ist zum vornherein unnütz, so lange nicht eine gemeinsame materielle Grundlage vorhanden ist oder — so lange wir die noch vorhandene Gemeinschaftlichkeit materieller Interessen nicht kräftig in den Vordergrund der Betrachtungen und Verhandlungen stellen und es stark betonen, dass, wenn irgend ein Glied leidet, der ganze Leib darunter leidet. Der Egoismus der einzelnen Glieder, der verschiedenen Stände und Berufsgruppen ist das Verhängnis unserer Zeit. Jeder Stand sucht auf Kosten des Leibes, dessen Glied er ist, möglichst viel Profit herauszuschlagen. Von diesem Gesichtspunkt aus ist die einseitige Politik eines Laur zum mindesten ebenso verhängnisvoll wie irgend eine Diktatur. Sie steht im Zeichen des Kampfes aller gegen alle und ist der Untergang der Volksgemeinschaft.

Wehe einem Land, dessen Regierung, die als Hirn des Leibes Ausgleich schaffen sollte, diese einseitige Interessenpolitik unterstützt und mit der einen Partei eine andere im Schach hält, resp. unterdrückt. Alle Augustfeiern sind demgegenüber eine empörende Heuchelei.

Eine Gemeinschaft, welche nicht in den materiellen Lebensbedingungen begründet ist, eine Gemeinschaft, welche die äusseren Verhältnisse nicht so zu gestalten vermag, dass sie als gemeinsame Grundlage des Lebens dienen, steht zum vornherein in der Luft.

Mit anderen Worten: Auf dem einen Pol menschlichen Daseins, soweit dasselbe nämlich leiblich bestimmt ist, bildet die Materie jene zusammenfassende Einheit, sie ist gleichsam die eine unumstössliche Autorität, welche die Freiheit des Individuums beschränkt und es in ein grosses Ganzes einreiht. Das ist keine willkürliche Theorie, sondern eine einfache Tatsache, die ein jeder, der offene Augen hat, aus seinem Leben ablesen kann, und es ist nur ein Beweis für die Verblendung vieler Menschen, dass eine so elementare Wahrheit erst wieder mit aller Energie hervorgehoben werden muss: Es gibt keine dauernde Gemeinschaft ohne materielle Grundlage.

## II.

Aber die Materie ist nicht selbständig, nicht souverän, sie ist nur das nach unserer Erfahrung unentbehrliche Instrument eines höheren Willens, des Geistes. Dementsprechend hat die Gemeinschaft noch einen anderen Pol, einen zweiten Angelpunkt, in welchem sie ruht, und das ist die geistige Grundlage.

Was ist damit gemeint? Es muss etwas sein, das wie die Materie universellen Charakter hat, das imstande ist, grosse Gegensätze zu umspannen, allerhand Differenzen im Menschenleben durch überragende Grösse in den Schatten zu stellen, so etwas, das wie die Sonne Gute und Böse überstrahlt. Das, was der Stand, die Klasse, eine Nation oder Rasse beherrscht, ist, auch wenn es geistiger Art ist, doch etwas Partielles, das jeden Augenblick zu Trennungen und Spaltungen führt. Wir wollen keine Gemeinschaft auf Kosten der Gesamtheit; mag sie an und für sich klein sein und in Wirklichkeit beschränkt bleiben, so soll sie doch immer allen Menschen ohne Ausnahme zugänglich sein.

Im Suchen nach einer solchen allgemein menschlichen, allumfassenden geistigen Potenz gelangen wir unwillkürlich zu irgend einem Idealzustand, wie ihn z. B. Kant als «ethisches Gemeinwesen» oder als ein «System wohlgesinnter Menschen» schilderte. Es wird irgend eine Idee oder ein System auf den Tron erhoben, damit die Menschheit unter diesem Zeichen sich sammle. Doch warten wir vergeblich darauf. Allen solchen Ideen gegenüber gilt das Wort Goethes: «Hebt er sich aufwärts und berührt mit dem Scheitel die Sterne, nirgends haften dann die unsichern Sohlen und mit ihm spielen Wolken und Winde.»

Wo einmal in der Geschichte eine Idee gemeinschaftsbildend wirkte, da hatte sie zum vornherein irgend welche greifbare Gestalt. Das Judentum hat seinen Tempel mit der Bundeslade als greifbares Zeichen der Heiligkeit Gottes, die römische Kirche hat den Papst als Inbegriff der alle umfassenden Autorität und der Protestantismus hat die Bibel als das sichtbare Wort. Der Geist muss irgendwie einen Leib und dann auch eine Geschichte haben, wenn er wirksam sein soll. Es hat darum absolut keinen Wert, blosse Ideen und abstrakte Begriffe wie Gerechtigkeit oder Brüderlichkeit usw. als Postulate für

die Gemeinschaft aufzustellen, das ist nichts anderes als in die Luft greifen, auch wenn noch so viel Schwärmerei und Begeisterung damit verbunden ist.

Suchen wir aber nach einer Verkörperung der höchsten allen Menschen zugänglichen und sie alle umfassenden Idee, so finden wir sie am besten in Christus. Da ist das Wort Fleisch geworden. Jesus «steht mit festen markigen Knochen auf der wohlgegründeten Erde» und hat doch etwas, das über alle hinaus bis in den Himmel reicht.

Christus ist eine Idee, die höchste allumspannende Idee, aber er hat einen Leib und eine mit der Menscheit verwobene Geschichte und wirkte darum als «Panier der Völker».

«Da ist nicht Jude noch Grieche, nicht Knecht noch Freier, nicht Mann noch Weib, sondern sie sind allzumal eines in Christo.»

Mit wunderbarer Sicherheit erkannte das Urchristentum in Christus das Universelle, in welchem Anfang und Ende, Himmel und Erde eingeschlossen sind: «Gott hat alles unter seine Füsse getan und hat ihn gesetzt zum Haupt der Gemeinde über alles, welche da ist sein Leib, nämlich die Fülle des, der alles in allem erfüllet.» (Eph. 1, 23.)

Man kann indessen solche Worte kaum anführen, ohne dem berechtigten Einwand zu begegnen, dass ja gerade Christus erst recht statt zum Sammelpunkt zum Gegenstand des Streites und der Entzweiung geworden sei; christologische Streitigkeiten gibt es leider bis auf den heutigen Tag. Das kommt einmal daher, dass man Christus als «erhöhtes Haupt» der Erde und der Menschheit und ihrem Werden wieder entrückt hat, er wurde eine transcendente Grösse. Mag er dann auch immer als Person angesehen und angerufen werden, er ist doch von der Erde losgelöst und bedeutet nicht mehr als eine blosse Idee, und es erfüllt sich das oben zitierte Wort Goethes: «mit ihm spielen Wolken und Winde». Christus wurde zum Gedankenspiel, während die Weltmächte hier unten herrschten und — stritten.

Der Hauptgrund aber liegt darin, dass je länger je mehr die Liebe zu Christus durch das Wissen über Christus verdrängt wurde. Es war zwar nur ein vermeintliches Wissen, aber umso willkürlicher und eigensinniger. Im Rechthabenwollen liegt aber immer Egoismus wie in jeder anderen Habsucht und das ist ein Grund der Zersplitterung;

im Liebhaben aber liegt der Keim der Gemeinschaft. Rechthaben ist eine zentrifugale, Liebhaben eine zentripetale Kraft. Darum ist «Liebhaben besser als alles Wissen».

Christus lieben! Nicht in einer mystisch-sentimentalen Befriedigung eigener seelischer Bedürfnisse, die sich manchmal ins Krankhafte steigern, sondern Christus lieben als das allen Menschen zukommende, von Gott geschenkte und in die Geschichte eingegrabene Siegel und Zeichen für die Erfüllung der tiefsten Hoffnungen des Menschen. Christus ist nicht nur das unsichtbare, in der Höhe schwebende Haupt, sondern der auf Erden sichtbar eingezeichnete Grundriss der werdenden Menschheit, das Fundament, der «Eckstein» der Gemeinschaft.

In Christus erkennen und erhalten wir vor allem die Kraft der Ueberlegenheit über die Dinge der Welt, sowohl über ihren verführerischen Einfluss wie über ihren verhängnisvollen Verlauf; in Christus wird uns die Zugehörigkeit zum Schöpfer gewiss und das Bewusstsein schöpferischer Kräfte in uns geweckt; Christus erfüllt uns mit dem Sinn für Ordnung und Gerechtigkeit und mit dem Glauben an den Sieg des Guten; durch Christus kommt uns die Erkenntnis, dass in dem Zusammenschluss und in der Versöhnung das Ziel der Menschheit liegt und dass auch die Kämpfe und Gegensätze zu diesem Ziel den Weg bahnen. So erhalten wir auch durch ihn die Kraft, über alle Risse und Klüfte der Gegenwart hinwegzusehen und auch in und unter den Spannungen die Gemeinschaft zu suchen, oder vielmehr gemeinschaftsstörende Faktoren entweder überhaupt nicht mehr so wichtig zu nehmen oder aber zu überwinden von einer höheren Warte aus.

Es ist gefährlich, das alles, was in Christus uns gegeben ist, in eine kurze Formel zu fassen, die nur dem intellektuellen Bedürfnis entspricht, und doch muss das Grosse, Allumfassende in einem kurzen, knappen Wort seinen Ausdruck finden, wenn es von der Menge verstanden und angenommen werden soll. Und zwar muss es eine Parole sein, die Botschaft und Appell zugleich ist, die eine ausführbare Direktive enthält. Eine solche praktische Parole prägte Jesus in dem Wort: «Trachtet nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit». Doch muss von jedem Unbefangenen zugegeben werden, dass, wenn auch jenes Wort vom Reich Gottes unüberbietbar ist, doch der mo-

derne Mensch damit nicht viel anzufangen weiss; es ist abgegriffen und unverständlich geworden. Dieselbe Wahrheit kann und muss für unsere Zeit umgeprägt werden. Die Geschichte weist verschiedene solche Umprägungen auf, doch sind sie nicht das, was wir heute brauchen. Die Parole der Reformation: «Durch Glauben selig» schafft keine Gemeinschaft. Die protestantische Kirche hat sich damit begnügt, bis ausserhalb derselben neue Parolen auftauchten und die Massen fesselten, so der Wahlspruch des Marx: «Proletarier aller Länder vereinigt euch» oder «Diktatur des Proletariats». Es sind Kampfparolen, denen das höhere allgemein menschliche Ziel fehlt. Der Weltkrieg hat das Losungswort vom «Völkerbund» auf politischem und nachträglich dasjenige vom «Freundschaftsbund der Kirchen» auf kirchlichem Gebiet geboren. Aber diese beiden Worte enthalten keinerlei Antwort auf die wichtigste Frage unserer Zeit, auf die ins Ungeheure gewachsene soziale Krisis.

Der Kommunismus hätte die Antwort darauf und damit die grosse Parole der Gegenwart werden können, wenn er nicht leider durch die geschichtlichen Tatsachen mit dem ihm grundsätzlich absolut fern liegenden Losungswort von der Gewalt unlöslich verknüpft worden und damit wohl für alle Zeiten für christlich oder auch nur einigermassen sittlich denkende Menschen in Verruf geraten wäre.

So müssen wir also noch auf die geeignete aus religiöser Tiefe stammende und in die Weite greifende Parole warten. Alle kleinlichen Ersatzmittel, alle Agitationen, welche auf den Bestand einzelner kirchlicher oder politischer Gruppen abzielen, sollen uns in dem Suchen nach echter, Geist und Leib umfassender Gemeinschaft nicht irre machen.

Die Anfänge sind natürlich ihrem Umfang nach immer klein, und wir möchten gern in den sogenannten Siedelungen solche Ansätze erblicken. Es kann aber auch noch andere Wege zum Ziel geben, die wir noch nicht kennen. Die Hauptsache ist, dass überall Menschen vorhanden sind, die den rechten Sinn für Gemeinschaft haben, Leute, die auch als Persönlichkeiten doch das persönliche Interesse niedriger einschätzen als die Freude am Zusammenleben, Leute, die gemerkt haben, dass alles Eigene, auch das eigene Ich keinen Wert, aber auch absolut keinen Wert hat, wenn es nicht einem grösseren Ganzen eingegliedert ist, so wenig als irgend ein Glied losgelöst

vom Leib einen Wert hat; Leute, die sich darum auch dessen bewusst geworden sind, dass sie das Eigene der Gemeinschaft zu opfern haben, ohne dass es deshalb unterzugehen braucht. Die Gemeinschaft vernichtet nichts, wir kommen in derselben nicht zu kurz, im Gegenteil, unser Leben wird darin erst recht stark und reich.

Das allerdings erfordert einen besonderen Glauben an die Gemeinschaft, sie ist Glaubenssache und erfüllt sich in dem Mass des dazu vorhandenen Glaubens, oder sagen wir deutlicher, in dem Mass des vorhandenen Mutes. Es gilt ein Wagen und Kämpfen, an vielen ungangbaren Stellen auch ein persönliches Ausharren in der Einsamkeit um der Gemeinschaft willen. Es braucht einen starken Willen zur Ausdauer und zugleich die grosse Kunst des selbstlosen Nachgebens, kurz, die Grösse einer Persönlichkeit wird nie gründlicher auf die Probe gestellt als gerade da, wo die Gemeinschaft beginnen und standhalten soll. Nicht grossartige Posaunenstösse bringen uns in das gelobte Land, sondern die Kraft, ein Kreuz zutragen, d. h. die feindlichen Gewalten nicht zu scheuen und sich nicht irre machen zu lassen. Es gehört zum Schwersten für eine nach Gemeinschaft sich sehnende Menschenseele, auch durch das Gewühl des Kampfes aufrecht und unentwegt hindurchzuschreiten, ohne sich von der Leidenschaft des Streites anstecken zu lassen.

Mag auch die Ichsucht, der persönliche und nationale Ehrgeiz und Machttrieb die Menschen noch oft entzweien, die Menschheit mündet nicht in der Geschichte vom babylonischen Turm, sondern trotz allem in der Gemeinschaft des Reiches Gottes. L. Stückelberger.

# Theosophie oder Reich Gottes?

## V. Theosophie und Lebensordnung.

Unsere letzte Frage ist: Kann die Theosophie, so, wie wir sie nun in ihrem eigentlichen Wesen erkannt zu haben glauben, das Leben ordnen, eine bessere Kultur begründen? In noch höherem Stil gefragt: Kann sie Erlösung schaffen?

Das sind ja die zwei grossen Güter, die sie verheisst: volle Gottesgewissheit und volle Gottähnlichkeit. Beide sind im Grunde nur Eins und indem sie dieses bringt, schafft sie die Erlösung des Menschen

und begründet eine neue Kultur. Auf das Zweite legt freilich nur die Anthroposophie ein grösseres Gewicht.

Kann die Theosophie das Verheissene gewähren? Wir haben, soweit sein erster Teil in Betracht kommt, bereits verneinend geantwortet. Die Theosophie schafft nicht die Gottesgewissheit, nach welcher die Menschheit verlangt, sondern stürzt im Gegenteil die Seele in dauernde Ungewissheit, indem sie sie auf die Bahn eines unendlichen Suchens weist. Sie schafft also d i e s e Erlösung nicht.

Wenn das richtig ist, dann wird wohl von vornherein anzunehmen sein, dass sie auch die p r a k t i s c h e Erlösung nicht gewähre, die ja bei ihr bloss eine notwendige Folge der theoretischen sein könnte. Auch haben wir im Vorhergehenden schon angedeutet, warum es nicht anders sein kann.

Es fehlt der Theosophie am R e a l i s m u s im tiefsten Sinn des Wortes. Ihre Welt ist eine Schattenwelt. Unwirklich ist Gott und Welt, alles Konkrete löst sich ins Allgemeine und alles Feste ins Verfliessende auf. Die sittliche Welt kommt auf diesem Boden zu keiner rechten Tatsächlichkeit und damit bleibt die ganze Geisteswelt ohne rechtes Fundament.

Kann die Theosophie bei dieser Art den Menschen erlösen?

Welches sind denn die Mächte, von denen der Mensch erlöst werden soll? Es sind von jeher die gleichen: das Schicksal, die Schuld, der Tod. Kann die Theosophie diese überwinden?

1. D a s S c h i c k s a l ! Tief im Menschen liegt das Verlangen, frei zu sein, das heisst: er selbst zu sein, selbst sein «Geschick» zu bestimmen, nicht bloss ein Knecht oder Spielball unbekannter Mächte zu sein. Aber schwer lastet auf der natürlichen Menschenwelt der Bann des Fatums. Es ist, in gewissem Sinne, das letzte Wort des Heidentums, a l l e s Heidentums, auch des modernsten und feinsten. Auch seine Götter sind ja zuletzt ihm untertan. Es ist der «unbekannte Gott», der über allen andern steht. Solange Gott unbekannt ist, das heisst, so lange er nicht Mensch ist, ist er ein fremder Herr des Menschen, solange gibt es für diesen zwar vielleicht Zügellosigkeit, aus verzweifelter Auflehnung entsprungen, aber keine tiefinnerste Freiheit. Der Fatalismus herrscht in grober und feiner Form. Zerbrochen wird dieser erst, wo Gott b e k a n n t wird, erst durch Christus. Das ist eine noch lange nicht genug gesehene und in

ihrer Tragweite verstandene Seite der durch ihn geschaffenen Weltwende, das ein unendlich wichtiges Stück der «Freiheit, wozu uns Christus befreit hat», das ein Sinn des Wortes von der Menschwerdung Gottes in Christus. Gott wird offenbar; er tritt aus Rätsel und Dunkel heraus; er zeigt sein Herz, ein Christusherz, ein Menschenherz, ein Bruderherz. Nun ist Gott der Vater und der Mensch sein Kind, sein Sohn, also ist nichts Fremdes mehr über dem Menschen; denn was über ihm ist, das ist ja er selbst, weil der Vater. Wir sind aus der Epoche der Knechtschaft in die der Sohnschaft getreten. «Denn ihr habt nicht einen Geist der Knechtschaft empfangen, dass ihr euch wieder fürchten müsstet, sondern einen Geist der Sohnschaft, indem wir rufen: Abba, lieber Vater!»[1]) Die letzte Freiheit ist gewonnen. Nun waltet über dem Leben kein dunkles Schicksal mehr, kein «gezwungener Zwang», auch kein blosses «Gesetz», sei's der Natur, sei's der Geisterwelt, sondern der Plan des Vaters, die Weisheit des Vaters, die Gerechtigkeit des Vaters, die Liebe des Vaters; alle Dinge müssen denen, die ihn lieben, zum Besten dienen und nichts kann uns scheiden von seiner Liebe.

Damit ist der Mensch mit dem Schicksal und darin mit Gott versöhnt. Es gibt kein Schicksal im alten Sinne mehr, an seine Stelle ist ein freies gemeinsames Wirken Gottes und des Menschen getreten. Dafür ist freilich Glaube nötig, aber dieser ist ja sicherer als alles Wissen und dazu unendlich viel kostbarer.

Die Theosophie aber, weit davon entfernt, den Menschen vom Schicksal zu erlösen, verstrickt ihn im Gegenteil erst recht darin. Denn sie führt ihn auf einen unübersehbaren, schweren, endlosen Weg und bringt ihn in Abhängigkeit von dunklen Mächten. Sie stellt ihn nicht vor den bekannten, vertrauten, nahen Gott, der zwar unendlich hoch und heilig, aber zugleich unser Vater ist, und weiss darum auch nichts von dem Siege über alle Gewalten, der daraus quillt, sondern versenkt die Seele in eine gewisse Lähmung und Apathie. Indien ist wieder das grosse Beispiel dafür.

Die Theosophie kann gegen diesen furchtbaren Feind nicht helfen. Wird wohl eine Menschenseele, die von des Lebens Angst, von Kampf und Sorge, von Hoffnung und Enttäuschung durchstürmt ist, wird ein armes, schwaches Menschenherz in seiner Not eine Hülfe

[1]) Römer 8, 15.

haben bei dieser fernen, dunklen Geisterwelt der Geheimwissenschaft? Wird es nicht, wenn es kann, zu dem nahen, offenbaren Gott flüchten, zu dem starken, lebendigen Gott, der uns in Christus als unser Vater umfasst?

Es ist der höchste Realismus, der der Theosophie fehlt und sie versagen lässt. Der ferne Gott statt des nahen, die «Idee» statt des lebendigen Helfers, die Geisterwelt statt des Vaters, das Wissen statt des Glaubens! So schafft sie die höchste Freiheit nicht, sondern gibt sie preis. Darum muss man der Theosophie jenes schon vorhin angedeutete Wort des Paulus entgegenhalten: «So stehet nun in der Freiheit, wozu euch Christus befreit hat und lasset euch nicht wieder unter das Joch der Knechtschaft fangen«.[1]) Und wahrlich: wir verteidigen an diesem Punkt, wie sich gezeigt hat und noch zeigen wird, alle andere Freiheit!

2. Die Schuld! Schwerer noch als das Schicksal drückt die Schuld. Von der Schuld loszukommen ist darum wohl das allertiefste Verlangen der Seele, das in tausend bewussten und noch mehr unbewussten Formen sie bewegt. Kann die Theosophie von ihr erlösen? Wieder weist sie die Seele auf einen unendlichen Weg — den Weg der Busse und Reinigung, der sie von Geburt zu Geburt durch Aeonen endlich zur Gottähnlichkeit führt.

Aber ist das Erlösung und nicht vielmehr das Gegenteil, nämlich tiefere Verstrickung in den Bann der Schuld? Welcher Seele, die einmal die wahre Freiheit geschaut, muss es nicht schaudern ob diesem unendlichen dunklen Weg? Ist anzunehmen, dass eine von wirklichen Qualen der Schuld geschüttelte Seele hier Frieden finde? Wird sie ihn nicht vielmehr dort finden, wo am Kreuze die gewaltige, unbegreifliche und doch so offenbare Wirklichkeit der Liebe Gottes ihr begegnet und sie sofort erlöst, sie nicht zuerst auf einen unendlichen Sühneweg weist, sondern sie sofort an ihr Herz zieht, in die volle Kindschaft einsetzt und in ein neues Leben der Freiheit und Freude stellt?

Die Theosophie ist ein Rückfall in die Religion des Gesetzes und der Werkgerechtigkeit. Wieder verkennt sie das Geheimnis des Glaubens und damit die höchste Freiheit. Sie kann wegen ihrem Intellektualismus nicht wissen, was «Bekehrung» ist und dass es die Stellung

[1]) Galater 5, 1.

des Herzens ist und nicht das Tun, was den Menschen vor Gott gerecht macht. Wieder gibt sie eine ganze Welt der Freiheit preis, wie bald noch weiter gezeigt werden soll.

3. Und endlich der Tod! Dass die Theosophie von ihm zu befreien vorgibt, bildet, wie wir gezeigt haben, vielleicht ihre stärkste Anziehungskraft. Denn die Sehnsucht nach Erlösung vom Tode umfasst mit dem Erwachen der Seele die Menschen mit leidenschaftlicher Gewalt und die offizielle Religion weiss sie nicht zu stillen.

Aber kann die Theosophie es wirklich? Verstrickt sie nicht auch wieder bloss tiefer in den Todesbann, indem sie den Tod so stark in den Mittelpunkt des Denkens rückt, dass das Leben darob zu einem Schatten wird? Und wieder fragen wir: Ist der Weg zum Leben, den sie weist, der der Seelenwanderung, der vielen Wiedergeburten, nicht eher ein Grauen, als eine Erlösung? Welche lebendige Seele wird im Angesicht der furchtbaren Realitäten des Todes in diesen theosophischen Schattenbildern wirklichen Trost finden? Das kann nur eine noch nicht völlig erwachte Seele. Einer Seele, die weiss, was Leben und Tod sind, kann nur Ostern helfen und nur die gewaltige Realität des lebendigen Gottes in Christus!

Wie anders ist eben auch hierin das Christentum des Neuen Testamentes! Hier herrscht der Tag des Lebens, nicht die Nacht des Todes. Hier ist, wie Schicksal und Schuld, so auch der Tod schon besiegt durch das Leben des Reiches Gottes. Ewiges Leben ist schon vorhanden. Das Reich Gottes ist ewiges Leben. Und im Leben und Sterben ist die Seele umfangen von den nahen, vertrauten, starken, treuen Gott und geborgen in seiner Liebe! «Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg? Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesus Christus?»[1]) Auch dieser Sieg, der ungeheure, die Krönung aller Freiheit, soll nicht verloren gehen.

Die Theosophie kann nicht erlösen. Es fehlt ihr dafür der Realismus. Sie kennt nicht den lebendigen, weltüberlegenen und doch weltnahen Gott. Sie kennt nicht die Unmittelbarkeit der Gemeinschaft mit ihm, die durch den Glauben hergestellt wird. Ihr Weg des Wissens führt ins Endlose und löst die festen Tatsachen in Abstraktheiten auf. Das einseitige Erkennenwollen führt in ein Reich der

[1]) 1. Kor. 15, 55, 1—57.

Schatten. Ihr Intellektualismus kann die tiefsten Realitäten des Lebens nicht fassen und endet in Nihilismus. Nicht Freiheit, sondern Knechtung, nicht Leben, sondern Tod ist die Frucht dieses Weges.

Seine Schattenhaftigkeit wird ganz besonders dort offenbar, wo die Theosophie versucht, das Leben der Seele mit Gott zu beschreiben. Ein eigentliches Gebet kennt sie nicht — und was schon dies bedeutet! Das Unservater wird in eine hölzerne Metaphysik verwandelt. Das schlichte Gottvertrauen geht in einer Philosophie unter. Aus der Busse, die kindliche Abkehr von der Welt und Zuwendung zu Gott ist, macht man eine kunstvolle Konstruktion. Eine Vergebung der Schuld gibt es kaum, nur eine Selbsterlösung. Die Liebe wird aus einer schlichten Selbstverständlichkeit des vom Vater bewegten Herzens ein metaphysisches Geheimnis. Der Gottesdienst des Alltags, des vom Reich Gottes durchglänzten Lebens artet zu symbolischer Mystik und krausem Tempeldienst aus. Kurz: in allem das Gegenteil des Evangeliums, in allem ein Rückfall in die Religion, ins Heidentum, in eine durch Christus überwundene Welt. Und das alles, weil die in ihm erschienene hohe, einfache, gewaltige Wirklichkeit Gottes fehlt.

Wenden wir uns nun vom Mittelpunkt dem Umkreis des Lebens zu, so gelangen wir überall zu dem gleichen Ergebnis.

Die Theosophie will ja eine Erneuerung der ganzen Kultur herbeiführen, will Wissenschaft, Kunst, Pädagogik, Politik und soziales Leben umgestalten. Ist sie dazu befähigt? Kann sie das in einem heilsamen Sinne tun? Die Antwort kann wieder nur verneinend ausfallen.

Auch hier ist der Hauptgrund, der sie daran verhindert, unsrer Kultur neues Leben zu bringen, ihr Mangel an Realismus. Wo es keine volle Wirklichkeit Gottes und des Menschen gibt, kann man die Welt zwar auflösen, aber nicht gestalten.

Am deutlichsten zeigt sich das vielleicht auf dem Felde der Kunst. Wo Theosophie in die Kunst eindringt, da treten an Stelle der konkreten Lebensfülle und Wirklichkeit kalte und phantastische Schemen, so wie die indische Kunst sie zeigt. Man muss einen Künstler vor der Theosophie als vor einer tödlichen Gefahr warnen. Einen wirklichen Künstler wird zwar schon ein gesunder Instinkt davon zurückhalten. Darum dürfte es sehr zweifelhaft sein, ob gerade

Goethe, der Mensch der naiven Wirklichkeitsfreude und lebensvollen Konkretheit, sich zum Schutzheiligen der Theosophie eignet.

Hier offenbaren sich sehr tiefe Zusammenhänge. Alle Kunst ruht auf einem Realismus, den sie zwar wohl mit Idealismus verbinden, aber nie ganz verlassen darf. Sie ruht auf dem Realismus des Schöpfungsglaubens, das heisst: auf der naiv-freudigen Voraussetzung, dass die Dinge seien, was sie sind, dass sie zwar auch Symbole eines Unendlichen seien, aber zugleich das Unendliche in sich trügen, fleischgewordenes Wort seien und ihr edles, tiefes Eigenrecht hätten. Sobald die Kunst von diesem Grundgefühl abkommt, wird sie schematisch, kalt, abstrakt, eigenwillig. Ja, eigenwillig! Denn sie überschreitet — unfromm! — die Grenzen, die uns gesetzt sind — gerade so, wie die Theosophie es tut. Alle Kunst lebt von jener Wirklichkeit Gottes und des Menschen, die das Reich Gottes kund tut.

Von der Wissenschaft gilt das Gleiche. Alle Wissenschaft lebt von diesem Realismus. Das ist ihre Schranke und doch keine Schranke; denn es eröffnet sich ihr die Unendlichkeit. Aber wenn sie nicht mit jenem Realismus in Berührung bleibt, dann gerät sie in Phantastik — mag diese sich noch so abstrakt geberden! Sie wird damit unfruchtbar. Und so ist die bedeutsame Tatsache erklärt, dass in ihrer ganzen langen Geschichte die Theosophie auch noch nicht den leisesten Anstoss zu einer Fortbewegung der Wissenschaft gegeben hat. Es ist nicht wahrscheinlich, dass die Anthroposophie mehr Erfolg habe. Dieser Boden kann seltsame Blumen tragen, zum Spiel des Auges, aber kein Brot zur Nahrung für den Menschen. Die Erneuerung der Wissenschaft muss von anderswoher kommen.

Und erst recht gilt das alles vom sozialen Leben, das politische inbegriffen. Hier hat besonders die Anthroposophie eifrig eingesetzt, aber gerade hier dürfte ihre Berufung die geringste sein. Denn gerade hier wirken am stärksten jene schweren Hemmungen, die in ihrem Wesen liegen. Es ist eine ganz merkwürdige Selbsttäuschung, wenn gerade eine Theosophie (heisse sie auch Anthroposophie) den Anspruch erhebt, die Welt umzugestalten. Das kann nur eine Geistesart, die sich auf den Glauben an den lebendigen und schöpferischen, weltüberlegenen und weltüberwindenden Gott gründet. Die Theosophie aber muss ihrer Natur nach viel mehr die vorhandene Welt weihen und erklären. Denn sie muss alle ihre Ord-

nungen als Ausfluss einer metaphysischen Grundordnung und darum als notwendig auffassen. Eine Aenderung bedeutete geradezu den Versuch, die göttliche Weltordnung und Heilsordnung zu zerstören. Gerade durch das Ertragen dieser Ordnungen werden ja der einzelne Mensch und die Menschheit ihre Bestimmung erfüllen. Auch soziales Unrecht (wenn man auf diesem Boden davon überhaupt reden könnte) gehört dann zu diesen notwendigen Ordnungen. In der Reihe der Wiedergeburten muss ja der Mensch seine Schuld büssen. Sein Schicksal fliesst aus seiner Tat, und nur, wenn er es geduldig trägt, kann er seine Schuld loswerden. Und überhaupt: was bedeuten hier irdische Verhältnisse vor der ewigen Bahn des Menschen? Das Leben ist ja ein Traum, alles Leben wird durch Tod und Jenseits entwertet. Daher das Gleichgiltigwerden gegen die sozialen Probleme, das man oft bei Menschen beobachtet, die sich dieser Denkweise zuwenden. Es fehlt wieder der Realismus, der den Menschen, sein Tun, seine Verhältnisse, die ganze menschlich-sittliche Welt schöpfungsmässig und, von der Wirklichkeit Gottes aus, unendlich wichtig nimmt. Darum kommt es zu keinem schöpferischen Leben in Politik und sozialem Wesen. Wieder zeigt Indien die strenge Konsequenz.

Dazu kommt noch ein Anderes. Wir haben gesehen, dass durch das Erkennen (die Gnosis) der Theosophie ein Unterschied zwischen den Eingeweihten und Nichteingeweihten geschaffen, also eine tiefe Kluft zwischen den Menschen aufgerissen wird. Aber von Gleichheit kann hier überhaupt keine Rede sein, diese Wahrheit ist nicht auf diesem Boden gewachsen und wird nie darauf wachsen. Zu dem Unterschied des Erkennens gesellt sich der des Schicksals; jener Unterschied ist selbst Schicksal. Und dazu der von Gerechten und Ungerechten. Ueberhaupt waltet ja das Schicksal über den Menschen mit seinen festen Ordnungen. Sein Ausdruck ist die Kaste. Es fehlt die Grundlage aller Demokratie: die Schätzung der Individualität und ihres Unendlichkeitsrechtes. So wenig es hier Gleichheit gibt, so wenig Freiheit und Brüderlichkeit. Statt des demokratischen haben wir ein durch und durch aristokratisches System. Diese Grundwahrheit erweist sich auch in dem Steinerschen Versuch einer Lösung des sozialen Problems durch die «Dreigliederung» des gesellschaftlichen Lebens in eine wirtschaftliche, politisch-rechtliche und kulturelle Sphäre, die voneinander unabhängig wären. Denn im Hintergrund

steht eigentlich die Kaste, vor allem die Leitung des ganzen Lebens durch einen Kreis von «Eingeweihten». Von den tiefen und leidenschaftlichen Grundmotiven alles Sozialismus spürt man in diesen Versuchen nichts.

Begreiflicher Weise! Denn aller Sozialismus (im höchsten Sinn des Wortes), aller Drang nach Umgestaltung der Gesellschaft im Sinne besserer Gerechtigkeit und Brüderlichkeit, stammt aus einer ganz anderen Welt, als der der Theosophie, aus der Welt, wo nicht ein festes Schicksal über dem Menschenwesen waltet und das Diesseits von einem Jenseits her entwertet wird, sondern wo von der Wirklichkeit des lebendigen und heiligen Gottes aus sich ein Feuerstrom in die Welt ergiesst, der sie von Revolution zu Revolution ihrem göttlichen Ziel entgegentreibt; wo man an eine fortschreitende Schöpfung glaubt, die alles Unrecht und Dunkel der vorhandenen Welt im Lichte auflöst; wo Gott eine grosse Hoffnung des Menschen wird; wo der Mensch unendlich wichtig und heilig ist; wo die volle Wirklichkeit Gottes den Unterschied von Guten und Bösen, Gebildeten und Ungebildeten, Eingeweihten und Nichteingeweihten, Reichen und Armen aufhebt in der einen vollen Zugehörigkeit zu Gott; wo die tiefste Grundlage zur Demokratie gelegt ist, und Freiheit, Gleichheit und Bruderschaft möglich werden. Aus *dieser* Welt, der Welt der vollen Wirklichkeit Gottes und des Menschen und der vollen Gemeinschaft zwischen Gott und Mensch und Mensch und Mensch, fliesst aller wahre Sozialismus, alle Bedeutsamkeit des politischen und sozialen Lebens, alle Lust und Kraft zum Aufstieg. Die Theosophie könnte uns nur eine grosse Lähmung bringen.

So kann sie auch die *Erziehung* nicht erneuern. Sie kann sich Ideen aneignen, die nicht auf ihrem Boden gewachsen sind und damit einige Erfolge haben; aber es fehlt ihr auch hier die Grundvoraussetzung einer wirklichen Erneuerung: der Realismus der menschlich-sittlichen Welt. Sie könnte auch hier nur eine Ablenkung vom Konkreten ins Abstrakte, vom Leben zum Schema, vom Diesseits zum Jenseits zustande bringen. Ihr Intellektualismus ist gerade das, was das bisherige System gekennzeichnet hat. Es fehlt ihr an jener Demokratie, ohne die es für die neue Zeit keine wahre Erziehung gibt. Kurz: nicht Rudolf Steiner, sondern Heinrich Pestalozzi zeigt uns nach wie vor den Weg zu einer Erneuerung der Pädagogik.

Die Theosophie bringt uns nicht die Erlösung der Seele und der Welt und nicht die Erneuerung der Kultur — sie kann sie nicht bringen. Sie müssen von anderswoher und anders kommen.

## VI. Schlussurteil und Ausblick.

Ueberblicken wir nun das Ergebnis unserer Auseinandersetzung mit dieser Geistesmacht.

Nochmals stellt sie sich uns in einer Doppelgestalt dar. Wir haben anerkannt, dass sie mancherlei Wahrheit vertrete. Ja, wir haben zu verstehen geglaubt, dass ihr Auftreten und ihr Erfolg einerseits aus der Wahrheit, die in ihr liege und anderseits aus dem Fehlen dieser Wahrheit in unserer Zeit zu erklären sei.

Aus dieser Feststellung ergibt sich für uns das Schlussurteil über die Theosophie. Wir anerkennen ein gewisses relatives Recht, das in ihr liegt. Sie ist Ersatz für eine Wahrheit, nach der die Menschen heiss begehren, die ihnen aber in anderer, besserer Gestalt nicht geboten wird.

Aber was so auf der einen Seite ihr Recht ist, wird auf der andern wieder ihre grosse Gefahr: Sie kann sich nämlich dieser besseren Wahrheit in den Weg stellen, indem sie den Menschen einen Ersatz dafür anbietet, der vielleicht bequemer erscheint und doch nicht zum Ziel führt.

Das scheint mir tatsächlich der Fall und darum die Theosophie doch ein grosser Schaden zu sein. Jetzt müsste unser Geschlecht mit tiefstem Ernst und heissestem Mühen um jene bessere Wahrheit ringen und sie würde ihm dann auch gegeben; es würde sich das Wort bewähren: «Wer da suchet, der findet, wer da anklopft, dem wird aufgetan». Aber nun kommt die Theosophie und zeigt einen l e i c h - t e r e n Weg. Sie kommt allerlei Bedürfnissen entgegen, die nur ein halbes Recht, wenn überhaupt eines, haben. Sie bietet denen, welchen «Glaube» zu gering ist, «Wissenschaft» an, und gar noch Geheimwissenschaft, höhere Wissenschaft! So kann man auf einmal Religion haben und noch dazu wissenschaftlicher sein als Andere. Sie bietet an Stelle des etwas ausser Kurs gekommenen, durch Predigt und Kinderlehre langweilig gewordenen offiziellen Christentums etwas Neues, das doch das Alte nicht ganz wegwirft. Sie kommt dem mystischen, ja abergläubischen Zug entgegen, der nun an Stelle der

Aufklärung getreten ist. Sie lockt mit dem Geheimnis des Ostens und ist auch darin der Mode gemäss. Endlich, und das ist nicht der kleinste Teil ihres Zaubers: sie beruhigt die ob der politischen und sozialen Katastrophe erregten und geängstigten Geister und verschafft ihnen eine äusserst willkommene Ablenkung.

Man kann ja Theosophie treiben, ohne sich das Leben allzu schwer zu machen. Sie befriedigt eine gewisse intellektuelle Neugierde. Man kann darüber seelenruhig disputieren. Die Askese und andere Mühen, die man sich etwa auferlegt, sind als selbstgewählte mehr Sport als Opfer. Die kleinste Selbstverleugnung, die sein m u s s, bedeutet mehr. Auch kann man damit — was auch gar sehr dem Geschmack unseres Geschlechtes entspricht — tief und genial tun, sich einen Nimbus verschaffen, Schauspielertum treiben. Kurz: man hat einen Ausweg für die geistige Unruhe gefunden. Ein neuer Sport ist da. Und das entspricht schliesslich dem Wesen dieser Weisheit, die Menschenweisheit und Menschengemächte ist. Der Weg des Reiches Gottes ist schon viel einfacher und dafür schwerer.

Das ist aber eben die Gefahr, dass jener zu leichte Weg zu schwerer Enttäuschung führt. Sein Ende wird bei Vielen eine grosse Leere sein, in der Skeptizismus und Frivolität sich ansiedeln. An Stelle der falschen Geistigkeit wird ein grober Materialismus treten und mit den Geistern auch der Geist zunichte werden. Die Anstrengung des falschen Weges wird für den rechten müde machen. Auf die Herrschaft eines grossen Truges folgt immer eine schlimme Zeit.

Man verstehe dies nicht falsch: Ich rede bloss von den G e f a h r e n dieser Sache. Wohl weiss ich, dass eine grosse Zahl der edelsten und frömmsten Menschen mit ihr eine ganz andere Gesinnung und Lebenshaltung verbinden. Sie legen eben in die Theosophie etwas hinein, was sie von anderswoher haben; die Theosophie ist bloss eine zufällige Form, die sie benutzen. Ihnen wollen wir auf keine Weise zu nahe treten. Wir wissen, wie gross oft der Unterschied zwischen dem eigentlichen Sinn einer Sache und ihrer Auffassung durch bestimmte Menschen ist. Darum sind alle unsere Urteile nur über die T h e o s o p h i e, nicht über die T h e o s o p h e n gefällt, immerhin so, dass doch auch über einen T e i l von diesen das gesagt werden musste, was soeben gesagt worden ist.

Die Theosophie an sich, ihrem Grundsinn und Grundwesen nach, halten wir für etwas Grosses, aber doch wieder Trügerisches.

Darum müssen wir sie, bei aller Anerkennung des Rechten und Wahren, was in ihr ist, entschlossen abweisen, im Interesse des Ernstes, der Kraft und Tiefe des geistigen Lebens. Der ganze Sinn und Wert unseres Geisteslebens muss gegen sie geschützt werden. Dieses Truggebilde muss weg, damit wir d i e Wahrheit suchen, die wir nötig haben. Wir haben einen andern Weg zu gehen.

Und welchen Weg?

Wir antworten: Nicht Theosophie, sondern Reich Gottes!

Darin liegt Zweierlei beschlossen.

Einmal, dass die Wahrheit des Reiches Gottes der Theosophie unendlich überlegen ist, indem sie alles enthält, was in dieser an Wahrheitselementen liegt, aber diese in eine andere Sphäre erhebt und damit von dem erlöst, was ihnen im Zusammenhang der theosophischen Denkweise Falsches anhaftet. Das hoffen wir nun zur Genüge bewiesen und erläutert zu haben.

Damit ist das Zweite auch schon angedeutet. Es folgt aus jener Losung die taktische Wahrheit, dass die Theosophie nur in dem Masse überwunden werden kann, als jenes Bessere kommt, dem sie als Ersatz dienen soll. Alle blosse Polemik gegen sie kann wenig fruchten, am wenigsten eine, die von jedem Verständnis des wahren Sinnes dieser Denkweise weit entfernt ist und sich mit Schlagwörtern begnügt, oder der man den Konkurrenzneid von weitem ansieht. Auch das schnellfertige Urteil einer Theologie, die immer ein paar historische Etiquetten bereit hat, womit sie neue Bewegungen in die Rubrik des schon Dagewesenen und Erledigten einordnet und damit abtut — vielleicht mit einigen Nutzanwendungen — wird nicht viel ausrichten. Wenn Einer grossen Hunger hat, so ist ihm weder damit geholfen, dass man ihm zu beweisen versucht, die Speise, womit er seinen Hunger stillt, sei ungesund, noch damit, dass man ihm zeigt, dass eine solche Art von Hungerstillung auch schon dagewesen sei, aber sich nicht bewährt habe. Er sollte jene bessere Speise b e k o m m e n, sonst höhnt er über uns. Und der Hunger unseres Geschlechtes, dieses so lange mit Steinen oder auch Staub abgespeisten Geschlechtes, ist gross.

Die Theosophie kann nur überwunden werden dadurch, dass jene

bessere Wahrheit wieder verstanden wird und unter uns zu neuem Leben ersteht. Es muss der neu erwachte Gotteshunger der Menschen gestillt werden. Es muss ihr heisses Verlangen nach Erlösung von Schicksal, Schuld und Tod eine siegreiche Antwort finden. Es ist ein neues Weltbild nötig, das dem Menschenwesen einen tiefern geistigen Hintergrund verleiht, als ihn die sogenannte naturwissenschaftliche Weltanschauung auf der einen, und ein geistlos gewordenes Christentum auf der anderen zu gewähren vermag. Eine Welt, wie sie uns durch eine mechanistische Auffassung des ganzen Universums und im besonderen durch eine naturalistische Entwicklungslehre konstruiert wird, ist für Seele, Geist, Freiheit ein Gefängnis, ja eine Todeswüste. Wer haben gezeigt, dass gerade an diesem Punkte die Theosophie ihr grösstes Recht hat. Sie will ein Weltbild, das dem geistigen Sinn des Lebens entspricht. Nun haben wir freilich selbst gezeigt, und gewiss mit genügender Energie, dass Gottesglaube nicht Weltanschauung, überhaupt nicht eine theoretische Einstellung des Geistes ist, sondern persönliches Erleben und persönliche Tat, und gedenken, davon nichts zurückzunehmen. Aber deswegen bleibt doch richtig, und auch dies haben wir gezeigt, dass der Glaube auch zur theoretischen Erkenntnis drängt. Er will eine Welt schauen, worin der Gott, den er als die Wirklichkeit der Wirklichkeit erfasst, waltet, er will Gott in allen Dingen und all seinen Organen begreifen. Darum hat die Theosophie Recht, wenn sie auf eine Natur- und Geschichtserkenntnis dringt, die dem Geiste, seinem Werden und seiner Bestimmung, wieder Geltung verschafft. Ich habe schon zu Beginn dieser Erörterung meine Ueberzeugung ausgesprochen, dass die entwicklungsgeschichtlichen Perspektiven der Theosophie der Wahrheit näher kommen dürften, als die des Naturalismus. Wenn nicht alle Zeichen trügen, stehen wir in dieser Beziehung vor einer ungeahnten neuen Aufschliessung der Wirklichkeit. Dass damit auch das Geheimnis und die Geisterwelt zu ihrem Rechte kommen werden, wenn auch in anderem Sinne als in der Theosophie, haben wir ebenfalls ausgesprochen.

So ist es auch unsere eigene Ueberzeugung, dass unsere g a n z e Kultur aus jener neuen Erkenntnis Gottes wiedergeboren werden muss, das politische, wirtschaftliche, sittliche Leben, Kunst und Pädagogik nicht minder als die Wissenschaft. Die Abirrung der Kultur

von der Quelle der Wahrheit ist die Ursache jener tiefen Entartung alles Lebens, die sich in der Weltkatastrophe vollendet hat; die Welterneuerung kann nur durch die entschlossene und radikale Umkehr geschehen. Diese Erkenntnis, die wohl heute schon zum Gemeingut aller tieferen Geister geworden ist, vertritt auf ihre Weise auch die Theosophie und sie bildet einen Teil ihrer Ueberzeugungskraft. Ihre Ueberwindung besteht darin, dass ihre Forderung erfüllt wird, nur mit andern Mitteln und auf einem andern Boden.[1])

Wir sagen also: Es gibt eine Theosophie des Reiches Gottes. Wenn es richtig ist, dass der Unterschied zwischen diesem und der Theosophie darin besteht, dass in ihm der Logos (das «Wort»), durch Christus Fleisch geworden ist, so doch auch das Andere, dass eben Christus auch der fleischgewordene Logos, die Erfüllung der Erkenntnis ist. Dafür zum Zeichen steht im Neuen Testament neben den drei ersten Evangelien mit ihrem ganz untheoretischen Realismus des Reiches Gottes das Johannisevangelium mit seiner Botschaft von Christus als dem Licht der Welt. Beides erst ist die ganze Wahrheit Christi.

Eine von Gott geschaffene und aus ihm erneuerte Welt, das ist die Erfüllung der Theosophie im Reiche Gottes.

Wenn wir diesen Weg gehen, dann brauchen wir die Theosophie nicht zu fürchten. Sie mag uns dann sogar zur wertvollen Anregung werden. Das ist sie in Gestalt der Gnosis doch auch der alten Christenheit gewesen. Sollte sie aber den Anspruch machen, das Christentum zu verdrängen oder zu beherrschen, so ist daran zu erinnern, dass dieses schon einmal mit ihr gerungen und sie besiegt hat. Es wird dazu wieder die Kraft finden, wenn es einmal erwacht. Es aufzuwecken, mag vielleicht auch ihre Bestimmung sein. L. Ragaz

# Wie Gott zu uns kommt und wir zu ihm.

Meine Bemerkungen zu Sadhu Sundar Singhs Europareise[2]) haben mir lebhafte Zustimmung und ebenso lebhaften Widerspruch eingetra-

[1]) Ich verweise nochmals auf mein Buch: «Die pädagogische Revolution».

[2]) Vergl. das Märzheft, Rundschau.

gen. Ich möchte den letzteren in Form von zwei Zuschriften aus dem Leserkreise zu Worte kommen lassen, die ungefähr das ausdrücken, was die andern ebenfalls sagen, und daran einige Erwägungen knüpfen, beides in der Meinung, dass es sich hier um ein Problem von prinzipieller Wichtigkeit handle, das über diesen besonderen Anlass zu seiner Erörterung weit hinausreiche.

— — Und doch wünschte ich, es wäre ein siebter Gaul gekommen und hätte Sie in eine dieser Sundar Singh Versammlungen gezogen.

Erlauben Sie mir einige freimütige Gedanken zu Ihrem Artikel: Religiöse Sensation.

Ich verstehe Ihr Nicht-gehen-wollen in diese Veranstaltungen durchaus und darf Ihnen sagen, dass ich dieselben Bedenken und noch mehr, dieselbe Angst ausgestanden habe, als ich hörte, Sundar Singh komme nach Europa. Ich fürchtete tatsächlich für ihn, denn es ist wohl ein ganz gewagtes Unternehmen, vor unser zeichenhungriges Volk zu treten, das aus allem Genuss und Mode gemacht hat. Ich kämpfte lange, ob es da nicht einfach Christenpflicht sei, sich konsequent fern zu halten. Aber schliesslich ging ich, tatsächlich nur um ein eigen Urteil mir zu bilden und ohne alle Erwartung. Da muss ich denn doch sagen: Ihre Befürchtungen sind zum grössten Teil nicht eingetroffen, da an diesem Manne auch gar nichts «Sehenswertes und Hörenswertes», im sensationellen Sinn gesprochen, wahrzunehmen ist. Vielmehr war seine wahre Demut und seine vollständige Unberührtheit von der Masse das Grosse. Das Erlösende, bei so viel Effekthascherei christlicher Predigt, bei so fast durchgängigem «Etwas-sein-wollen» und sich seiner Sonderstellung allzu bewusst sein, war das von allem «Menschlichen» blosse Reden des Sadhu. Da sprach überhaupt nicht ein Mensch, die Wahrheit, nach der Pilatus umsonst gefragt, hatte gesprochen.

Wenn sein Kommen anderer Art war, als Sie es erwartet haben, so glaube ich doch, dass er auch einen andern Auftrag hatte, als Sie und die meisten von uns! Aber ich glaube, dass sein Auftrag ausgerichtet wurde. Er galt meines Erachtens den «Gelehrten des Christentums, den Theologen!» Das war hart, was er da zu sagen hatte und Sundar Singh kann unter Umständen unserer Theologie, und ich hoffe das, den Todesstoss versetzt haben. Ich wenigstens kenne solche, deren System er einfach über den Haufen geworfen hat. Die Weisheit der Weisen ist an diesem Manne zuschanden geworden! Und das ist viel! Dann erst kann der lebendige Gott offenbar werden. Dieser Offenbarung haben wir zum Durchbruch zu verhelfen, in viel Kampf gegen uns und eine gottfeindliche Welt, Sadhu's Aufgabe war anders, darum kam er anders!

Dass dabei Ihre Befürchtungen leider auch teilweise in Erfüllung gehen werden, liegt auf der Hand. Jesus hat dasselbe erfahren müssen, man lese nur Matth. 12, 39 und Lukas 11, 16.

Mit christlichem Gruss Ihr: Max Heinz.

In der Rundschau der «Neuen-Wege» urteilen Sie unter der Ueberschrift «Religiöse Sensation» über den indischen Pilger Sadhu Sundar Singh und sein Auftreten in Europa.

Es ist schade, dass Sie nicht das an den Anfang Ihrer Kritik stellen, was Sie an Ihrem Schluss sagen. Nämlich, dass Sie selbst nie an einer der Versammlungen waren, in denen Sundar Singh gesprochen hat. Dass Sie selbst ihn also weder gehört noch gesehen haben. Man würde dann Ihrer Kritik beistimmen, nämlich als einer Kritik an religiösen Sensationen überhaupt, nicht an einer solchen an Sundar Singh. Denn Sundar Singh ist keine religiöse Sensation. Wenn Sie etwas verurteilen wollen, so verurteilen Sie *uns selbst*, unsere Kultur, unsere Art.

Sundar Singh kam zu uns als ein aufrichtiger, einfacher, wahrhafter Zeuge, Dass die Mission, die Kirche, vor allem aber die Presse sich viel zu viel und oft auf unrichtige Art mit ihm beschäftigt hat, ist doch nicht seine Schuld. Ebenso wenig kann er etwas dafür, dass Staat und Kirche ihn bisher für ungefährlich ansehen. Sundar Singh will doch so wenig wie zu seiner Zeit Jesus den Staat oder die Kirche herausfordern oder angreifen, sondern er geht einfach und geradeaus den Weg, den sein Gewissen ihn führt. Und dieser Weg wird den Wegen von Staat und Kirche nicht immer zuwiderlaufen.

So war es im Anfang seines Auftretens auch bei Jesus. Das Volk lief ihm nach, die Gelehrten interessierten sich für ihn und luden ihn ein. Sobald man allerdings sah, dass er *seinen* Weg ging, dass er Forderungen stellte, da fiel man von ihm ab, da verfolgte und tötete man ihn.

Genau so wird es Sundar Singh in Europa gehen, wenn er einmal von uns zu fordern anfängt. Der grösste Teil derer, die ihn angehört und sich an ihm begeistert haben, wird ihn nicht mehr kennen wollen. Man wird ihn nicht kreuzigen, nein! Wir haben ja heute unsere Zivilisation Aber man wird ihn auf die Seite stellen und ihn vergessen.

Wenn also hier von religiöser Sensation geredet wird, so soll auch deutlich gesagt werden, dass wir, die Zuhörer und Zuschauer, die Sensation machen und uns an ihr berauschen. Denn Sundar Singh selbst hat nichts mit Sensation zu tun. Sonst würde er es nicht wagen, so viel und so eindringlich zu uns von den Namenchristen, von den unechten Christen, zu reden. Sonst würde er nicht, wie er es an der Versammlung in Aarau tat, an den Anfang seiner Rede stellen ein Gleichnis von dem grossen Gottesmanne, den man an ein Fest lud, das zu Ehren Gottes gefeiert werden sollte. Der grosse Mann wurde auch als ein Grosser erwartet, und man stiess ihn hinaus, als er arm und schlecht gekleidet kam. Dieser grosse Mann aus dem Gleichnis ist Sundar Singh selbst. Er kommt einfach und aufrichtig zu uns. Ist es seine Schuld, wenn wir ihn für etwas anderes ansehen und eine religiöse Sensation aus ihm machen? Ist Sundar Singh schuldig oder sind wir schuldig?

Seine Reden haben allerdings nicht bewirkt, dass da und dort eine Wirtschaft geschlossen wurde. Mit anderen Worten, sie haben keine sofort sichtbare Wirkung gehabt. Aber vielen haben sie Glauben und Mut gestärkt. Können wir solche Stärkung etwa heute nicht brauchen?

Walter Steinbeck.

Was antworte ich darauf?

Zuerst möchte ich Missverständnisse beseitigen. Man wirft mir vor, ich urteile über die Sundar Singh-Versammlungen, ohne eine einzige mitgemacht zu haben. Da muss ich aber doch fragen: Wie konnte ich denn selber hingehen, wenn ich doch gegen das, was ich als eine der sensationellen Vorführungen religiöser Tagesgrössen meinte auffassen zu müssen, so gestimmt war, wie es in jenem Artikel zum Ausdruck kommt? Man kann doch nicht mitmachen, was man verurteilt! Ich bin, nach starkem inneren Schwanken, zu Tagore gegangen, aber ich bin nicht zu Sundar Singh gegangen, gerade weil er mir noch mehr war als Tagore und weil ich schon von jenen Tagore-Versammlungen mehr als genug gehabt hatte.

Aber noch einmal: Wie kann man denn über die Sundar Singh-Versammlungen reden, wenn man bei keiner dabei war? Ich antworte: Wo habe ich denn über Sundar Singh-Versammlungen geredet? Ich habe jenen Artikel geschrieben, bevor Sundar Singh in Zürich war. Denn mir kam es nun nicht mehr darauf an, wie er selbst auftreten, sondern was man aller Wahrscheinlichkeit nach daraus machen werde. Auch gegen Tagores Auftreten liess sich, soweit ich es selbst erlebt, nichts einwenden und doch war seine Europareise nach dem Urteil sehr Vieler von denen, die ihm innerlich am nächsten standen, zu einem «Rummel», einem Schaden für ihn und Andere, geworden.

Ich bin also mit den Einsendern in einem Hauptpunkte durchaus einverstanden und betone mit dem Zweiten: Wir sind es, die alles verderben, durch unsere Sensationsgier, unseren Hang zum Götzendienst und besonders durch unsere kindische Neigung, das anzustaunen, was «weit her» und von vornherein von einem Nimbus umgeben ist. Aber weil wir so sind, musste ich von Sundar Singhs Kommen, im Grossen und Ganzen gerechnet, mehr Schaden als Nutzen für Gottes Sache erwarten. Ihn selbst habe ich durchaus nicht angetastet, weder den Mann an sich, noch die Beweggründe seines Kommens zu uns. Dass diese ganz lauter seien und er nicht in der

Absicht komme, Sensation zu machen, war mir ganz selbstverständlich. Gerade weil ich so hoch von ihm dachte, tat es mir leid, dass dieser Mann nun, kaum hatte man in Europa etwas von ihm erfahren, sofort in den Wirbel einer religiösen Mode geworfen und dadurch entwertet werden solle, dass er dem Heisshunger nach religiösen Neuigkeiten Stoff liefern solle, statt ein Zeuge des Reiches Gottes selbst zu sein. Dass aber diese Gefahr Wirklichkeit geworden ist, das hat mir hinterher die Art, wie die Sundar Singh-Versammlungen inszeniert worden sind und wie die Masse sie aufgenommen hat, deutlich genug gezeigt. Eine Anzahl Menschen haben gewiss überall tiefe und wertvolle Eindrücke empfangen — daran habe ich nie gezweifelt — aber die hätten solche auch auf anderm Wege empfangen, die Masse lief dem indischen Heiligen im gelben Mantel nach, es war eine Sache der aufgeregten Neugier.

So muss ich bis auf weiteres dabei bleiben, dass dieses Kommen etwas Falsches war. Eine solche Autorität ist mir dieser Mann noch nicht, dass ich ihn für irrtumsfrei halten könnte. Nach dem Urteil sehr gläubiger Christen hat sich sogar Paulus gerade in *dieser* Beziehung mehrfach vergriffen. Die ganze *Art*, wie der Sadhu zu uns kam, war für mich falsch, vorausgesetzt, er sei das Grosse, wofür ich ihn hielt. Gewiss, die Einsender haben ganz recht: es war nicht Sundar Shings Aufgabe, zu kommen und Kirche und Staat anzugreifen; auch Jesus hat das nicht von vornherein getan. Aber wie? — kann man sich denken, dass Jesus aus den Kreisen der Pharisäer und Sadduzäer nach Jerusalem eingeladen worden wäre, dort seine Botschaft auszurichten, dass er eine besondere Einladung vom Hohepriester erhalten hätte und ihr gefolgt wäre? Oder, um Jesus aus dem Spiele zu lassen, wenn Paulus von den jüdischen Theologen eingeladen worden wäre, unter ihrem Segen eine Evangelisationsreise zu machen, wäre er wohl der geworden, der das Gesetz überwand? Kann man, wenn man von den Theologen eingeführt und protegiert wird, die Theologie zerstören? Kann man, wenn man bei unserm offiziellen Christentum von vornherein beglaubigt und heilig gesprochen ist, dieses Christentum ernstlich angreifen? Ja, man kann es angreifen, aber das wird dann nicht im rechten Sinne ernst genommen, es ist «bestellte Arbeit»; es geht ihr wie den auch von vornherein beglaubigten und bestellten Busspredigten am Buss- und Bettag: man hört

sie gern und ist um so erbauter, je schärfer sie sind, aber es sollte Einer unbestellt und u n t e r der Kanzel, ganz konkret und realistisch, solche Dinge sagen? Es bleibt halt dabei: zur Wirksamkeit alles frommen Redens gehört eine bestimmte E x i s t e n z als Hintergrund.

Damit komme ich noch einen Schritt weiter. Gewiss, es ist nicht notwendig, dass man zuerst Wirtschaftsordnung, Staat und Kirche angreift. Aber wie, wenn nun unter uns das Problem des Christentums gerade in solchen Zusammenhängen brennend würde? Hülfe uns dann eine Botschaft, die nicht aus ihnen emporwüchse? Die sie auf die Seite liesse? Würde sie nicht eher ein Schaden, weil eine Ablenkung von der Hauptsache?

Offen gestanden, sind mir an diesem Punkte h i n t e r h e r auch Bedenken gegen den ganzen Geist aufgestiegen, in dem Sundar Singh selbst zu uns gekommen ist. Wenn das, was ich darüber gehört und gelesen, richtig ist, so wäre er als eine Art religiöser Oberinspektor zu uns gekommen. Da muss ich denn doch fragen, woher er die Kompetenz dazu nimmt. Es hat auch in diesem Europa nicht an Menschen gefehlt, die um Christus und für Christus gerungen haben, so gut wie Sundar Singh, und es sind Erscheinungen darunter, die ihn vielleicht noch um ein Bedeutendes überragen. Wenn Einer von ihnen nach Indien gegangen wäre, dann hätte er es wohl in einem Geiste grösserer Demut getan. Gibt es nicht auch in Indien für einen Jünger Christi Kampf genug gegen eine christusfeindliche Welt? Und ist eine solche Fahrt durch das offiziell-christliche Europa geeignet, zu zeigen, wie es in Europa mit dem Reiche Christi steht? Nein, wenn ich mein Neues Testament lese und hinzunehme, was ich selbst unter uns über die Art, wie die Wahrheit Christi wirkt, beobachtet habe, so möchte ich erst recht sagen: Der Weg, eines Apostels ist anders, göttlicher, darum paradoxer, anstössiger. Sundar Shings Weg war bei uns ein gar breiter Weg. Daran ändert aller religiöse Ernst, mit dem er ihn zweifellos gegangen, nichts.

Trotzdem möchte ich wiederholen: Ich will gegen den Mann selbst nichts sagen; ich kann mich in Bezug auf ihn irren. Wenn ich einsehe, dass ich in diesem konkreten Fall unrecht gehabt habe, dann werde ich es offen zugestehen. Man möge also vorläufig meine Stimme nur als etwas betrachten, was vielleicht auch dazu gehört und als Warnung seinen Wert haben mag. Im übrigen hat der zweite Einsender

recht: es handelt sich im Grunde nicht um Sundar Singh, sondern um etwas viel Allgemeineres. Ich möchte sagen: es handelt sich darum, wie Gott zu uns kommt und wie wir zu Gott kommen.

Da ist es nun meine tiefe Ueberzeugung, dass Gott aus der uns umgebenden Wirklichkeit zu uns spricht. Hier begegnet er uns; hier erhebt er seine Forderung; hier richtet er uns; hier will er uns seine Gnade schenken; hier will er uns seine Wahrheit kund tun; hier sollen wir ihm standhalten. Es gehört dazu, dass er uns in einfacher Form begegnet, auf alltägliche Weise, in unscheinbarer Gestalt. Und mit Vorliebe so, wie wir es von uns aus nicht denken und zurechtmachen, nicht «bestellen» würden. So ist Gott eben Gott, der richtende und nur damit erlösende, so ist er der Lebendige, der Gott, der in Taten sich kund tut, der in Wirklichkeiten sich offenbart, der «Fleisch» wird, um so erst recht Gott zu sein.

Das ist's nun aber, was die Menschen nicht wollen. Dem Gott, der ihnen so begegnet, sind sie immer gern ausgewichen, am liebsten und erfolgreichsten in die — Religion hinein. Statt die Welt nach seinem Willen zu gestalten, haben sie ihre Tempel in die Welt hineingestellt; statt Gehorsam gegen seine Ordnungen zu leisten, haben sie ihm glänzende Opfer gebracht; statt seinen einfachen, oft aber schweren Weg zu gehen, haben sie — Religion gehabt, sich in religiösen Gefühlen berauscht, religiösen Tiefsinn erdichtet, sich für religiöse Bewegungen begeistert. Während es Gottes Wesen ist, nahe, einfach, klar zu sein — trotz allem Geheimnis, das er bleibt — war alles, was recht ferne, unverständlich, mysteriös war, der Religion von jeher am willkommensten. Und vor allem liebt man das Selbstgemachte, Selbsterfundene, das, was man selbst zum Gott erhoben, aus der eigenen Gedanken Wunsch und Neigung — man ging von Gott zu den Götzen.

Das ist der Kampf, der uns aus dem Leben der Propheten Israels — und übrigens aller andern ebenfalls — gewaltig entgegentritt. Sie verkündigen und vertreten den Gott, der verlangt, dass sein heiliger Wille geschehe, dessen Wille Gerechtigkeit, Güte und Reinheit ist. Sie schauen diesen Gott, wie er mitten im Leben der Welt, in den greifbaren Wirklichkeiten, die das Volk umfassen, sich kund tut, in Forderung und Verheissung, Gericht und Gnade; wie er in den politischen und sozialen Entwicklungen waltet, wie er den Kampf kämpft gegen das Versinken der Seelen in Sinnlichkeit und Unrecht, gegen

alles eitle Welt- und Todeswesen. Sie verlangen, dass hier, in diesen Wirklichkeiten, Gott erkannt und anerkannt werde. «Mache dich auf, Israel, zu begegnen deinem Gott!» Aber gerade diesem Gotte auszuweichen ist das hartnäckige Bestreben Israels. Es entflieht ihm in die Tempel-, Priester- und Opferreligion. Denn diese ist, so viel sie auch äusserlich kosten mag, doch bequemer als der Weg der Erfüllung des göttlichen Willens. Selbstgewählte Wege fallen dem Menschen immer so viel leichter als Gottes Weg. Ja es entflieht seinem Gott sogar zu den Götzen. Was ist es, das sie immer wieder so stark zu diesen zieht? Ist es nicht rätselhaft, dass ein Volk, das den Einen, lebendigen Gott kennt, das Jehova (Jahwe) kennt, zu einem Tammuz, einer Astarte, einem Dagon, irgend einem Moloch oder Baal, das heisst: einem Götzen, abfallen kann? Des Rätsels Lösung ist: Gerade das Fremde, Mysteriöse und doch Selbstgemachte an diesen Gottheiten zog sie an. Uns freilich kommen Tammuz, Astarte, Dagon seltsam vor, aber sie waren für Israel genau das, was für unser Geschlecht all die Religionen sind, die heute den «Christen» angeboten werden und denen sie in ihrer inneren Haltlosigkeit so willig anheimfallen.

Es ist der grosse Kampf zwischen Reich Gottes und Religion, zwischen dem lebendigen Gott und den groben, feinen und feinsten Formen des Götzendienstes. Denn alle selbstgemachten Götter sind Götzen. Am einfachsten tritt der Gegensatz in dem Wort des Micha hervor: «Womit soll ich vor Jehova (Jahwe) treten, mich beugen vor dem Gott in der Höhe? Soll ich etwa mit Brandopfern vor ihn treten, mit einjährigen Kälbern? Gefallen Jehova (Jahwe) etwa Tausende von Böcken, unzählige Bäche Oels? Soll ich ihm etwa meinen Erstgeborenen als Sühne für mich geben, meine Leibesfrucht als Busse für mein Leben? Er hat dir gesagt, o Mensch, was recht ist und was dein Gott von dir fordert: Recht tun, Liebe üben und demütig wandeln vor deinem Gott.[1])

Es ist nun meine starke Empfindung, dass dieser Gegensatz und Kampf in unsern Tagen wieder von entscheidender Wichtigkeit geworden sei. Gott will uns begegnen. Er will es tun in den furchtbaren und gewaltigen Wirklichkeiten unserer Tage, unseren Nöten, unserer Verwirrung, aus denen seine Verheissung aufsteigt. Hier sollen wir ihn

[1]) Vergl. Micha 6, 6—8.

erkennen, hier ihn suchen, hier ihm gehorchen. Aber das ist nun sehr Vielen zu unbequem. Sie fürchten die Forderung, die ihnen hier entgegentritt. Religion ist ihnen lieber als Reich Gottes. Dieses ist ihnen auch zu einfach, zu nahe, zu wenig glänzend und mysteriös. Es taugt nicht zu Prunk und Mode. So fällt man allen möglichen religiösen Bewegungen zu, die dem Ich mehr Nahrung für seine Neigungen geben. Aber man findet auf diesem Wege wohl Religion, jedoch nicht Gott, den wirklichen Gott, und ich fürchte, man werde am Ende nur um so ärmer sein.

Und noch etwas Anderes kommt dazu. Man spürt die Armut, den Mangel an sättigender und durchschlagender Wahrheit Gottes. Darum stürzt man sich auf alles, was dem neu erwachenden Hunger nach tieferem Leben Stillung zu verheissen scheint. Die offizielle Religion, besonders die Kirche, kommt in Versuchung, diese Leere dadurch auszufüllen, dass sie hastig zugreift, wo etwa eine „religiöse Persönlichkeit» auftaucht, um damit die eigene Armut etwas zu verdecken. Aber das ist ein Trug. Wieder sage ich: wir werden dadurch nur um so ärmer. Was uns nottut, das Einzige, was uns wirklich hilft, ist, dass wir vor unserm heutigen Zustand stillhalten, dass wir auf Gott hören, der gerade daraus zu uns reden, gerade hier uns begegnen, an *unserem* Orte zu uns reden will, vielleicht gar nicht so, wie wirs gern hören möchten, aber dafür um so reeller. Je ehrlicher wir unsere Armut eingestehen, um so besser. Je mehr wir aus allem religiösen Geräusch und Betrieb herauskommen, in die Stille vor Gott, desto grösser die Verheissung. Tödliches Gift aber ist uns alle sensationelle Aufpeitschung, sei sie gewollt oder ungewollt. Nicht im gelben Mantel des Sadhu oder irgend etwas Entsprechendem begegnet uns Gott, sondern vielleicht in der Wohnungsfrage. «Ganz nahe ist dir das Wort.» Reich Gottes brauchen wir, nicht Religion, Wirklichkeit des lebendigen Gottes, nicht frommen Reichtum.

Das ist der grosse Kampf, den wir nun kämpfen müssen. *Darum*, nicht um Sundar Singhs diesmaliges Auftreten, ists mir im Wesentlichen zu tun.

L. Ragaz

# Zur Weltlage

## Die Welschen und wir.

Eine Fahrt ins Welschland hat letzthin dem Schreibenden Anlass und Gelegenheit gegeben, das Verhältnis zwischen den welschen Schweizern und uns und überhaupt die ganze Bedeutung der welschen Schweiz für die Schweiz als Ganzes neu zu bedenken. Da dieses Thema in der nächsten Zeit wieder grössere Wichtigkeit gewinnen kann, so seien einige Bemerkungen darüber erlaubt.

Wir sind in den letzten Jahren mit den Welschen oft sehr unzufrieden gewesen und diese Stimmung ist auch etwa in den «Neuen Wegen» zum Ausdruck gelangt. Unter dem «wir» verstehe ich jene Deutschschweizer, die sich mit den Welschen in der Oppostion nicht nur gegen den deutschen Militarismus, sondern auch gegen den Etatismus und Zentralismus, gegen die «Realpolitik» und allerlei verwandte Mächte zusammengefunden hatten im Glauben an den Geist, die Idee und eine auf ihnen ruhende Demokratie; unter den «Welschen» aber bestimmte Vertreter der bürgerlichen welschen Schweiz, die sich kräftig auf diesen Boden zu stellen schienen. An ihnen haben wir Enttäuschungen erlebt und — fügen wir dies gleich hinzu — sie an uns. Zwar darf man sich dieses Enttäuschtwerden nicht falsch vorstellen. Wir waren uns stets ganz klar bewusst, dass eine gewisse Waffenbrüderschaft den Krieg nicht überdauern werde und dass die Uebereinstimmung im Politischen sich — Ausnahmen abgerechnet — nicht auf das Soziale erstrecke. Trotzdem gab es Enttäuschung. Denn Einiges hatten wir freilich doch nicht erwartet. Wir hatten nicht erwartet, dass nun diese Bekämpfer des preussischen Systems und Vertreter des Rechtes gegen die Gewalt in den sozialen Konflikten sofort nach der Gewalt des Staates und dem Eingreifen der starken Hand durch das Mittel des Militärs rufen würden; wir hatten nicht erwartet, dass im Kampf gegen den schweizerischen Militarismus diese Gegner des peussischen sich als die eifrigsten Verteidiger des unsrigen erweisen würden; wir hatten nicht erwartet, dass diese geschworenen Feinde des Zentralismus sofort allen Föderalismus vergessen würden, wenn es sich darum handelte, zentralistische Polizeigesetze gegen politische Gegner zu schaffen; wir hatten nicht erwartet, dass diese Vertreter des echten Liberalismus und Hasser

des Bolschewismus einer Lex Häberlin zustimmen könnten, diesem traurigsten Produkt eines Duodez-Despotismus, dieser üblen Frucht der Diktatur einer herrschenden Partei, diesem Hohn auf alle Demokratie und Verrat an der schweizerischen Idee. Wir fragten uns: «Sollten denn alle jene hohen Prinzipien und Ideale im Munde dieser welschen Politiker bloss Phrasen, bloss Maskierungen ganz andersartiger Gedanken gewesen sein, die sofort abfallen, wenn es um die bedrohten sozialen Privilegien, mit andern Worten: um den Geldsack, geht?»

Sie selbst aber waren von uns enttäuscht. Sie erwarteten von uns, dass wir, als der Generalstreik von 1918 ausbrach, mit flammenden Protesten dagegen auftreten würden. Unsere wirkliche Haltung kannten sie entweder nicht oder verstanden sie nicht. Sie begriffen nicht, dass der Kampf gegen den Militarismus die ganz notwendige Konsequenz des demokratischen Prinzips, des Antietatismus und des Glaubens an den Geist und das Recht im Gegensatz zum Glauben an die Gewalt ist. Sie konnten es nicht verstehen, wenn die «Neue Schweizer Zeitung» und die «Republikanischen Blätter» sich gegen die Lex Häberlin wandten und gingen soweit, den wackern Rusch, einen ihrer wärmsten Freunde, zu verunglimpfen. Sie hielten uns für Verirrte, von unserm bessern Selbst Abgefallene.

Wie steht es nun damit auf beiden Seiten?

Zunächst sei die wirkliche Sachlage festgestellt. Ich habe bei meinem Aufenthalt in der welschen Schweiz den Eindruck gehabt, der mein schon vorher gebildetes Urteil bestätigte: Es geht nicht an, kurzweg zu behaupten, die Welschen seien reaktionärer als die Deutschschweizer, sie sind vielmehr beides, reaktionärer freilich, aber auch radikaler. Man stösst bei ihnen auf eine Entschiedenheit des Sozialismus, Antimilitarismus, Antietatismus, des demokratischen Wesens, des Einstehens für die Idee, die wir bei uns in *dieser* Form nicht so leicht finden. Alle die edlen Möglichkeiten des französischen Wesens treten uns darin herrlich entgegen. Aber auch das Reaktionäre tritt bei genauerem Zusehen in ein etwas anderes Licht. Es erklärt sich nämlich gerade aus den Vorzügen des welschen Wesens, vor allem aus seinem demokratischen Idealismus. Der bürgerliche Welsche dieser Art sieht in unsern staatlichen Formen die demokratische Idee, ja noch mehr als das, die *sittliche* Idee, ver-

wirklicht. Der revolutionäre Sozialismus ist ihm eine Auflehnung dagegen, eine Störung der «Ordnung», eine Antastung des Heiligtums. Er findet es demokratisch, wenn der «Bürger im Waffenkleide» sich aufmacht, diese «Ordnung», unter Umständen gegen eine zu schwache Regierung, zu verteidigen, und er findet es ganz am Platze, dass sie durch ein besonderes Staatsgesetz geschützt werde. Die Calvinschen Ordonnances leben bei ihm in dieser freilich gar sehr verweltlichten und entgeisteten Form nach. Der calvinistische Geist ist immer ein Geist der O r d n u n g in der Freiheit gewesen. Die Erfüllung der Bürgerpflicht ist den Erben dieses Geistes Gehorsam gegen Gott und der Militärdienst ist der Ausdruck des tiefen demokratischen Pflichtgefühls.

So erklärt sich das, was uns heute am welschen Wesen anstössig ist, aus seinem Besten. Wie kann denn aber aus dem Guten ein Schlimmes werden? Durch falsche Anwendung von Prinzipien, durch Mangel an dem notwendigen Realismus. Was diesen Welschen fehlt, ist das volle Verständnis der sozialen Lage und des sozialen Problems. Man spürt es ja auch bei einem kurzen Aufenthalt in der romanischen Schweiz ganz deutlich, dass in dieser Beziehung dort die Atmosphäre ganz anders ist als bei uns. Auch den dem Sozialismus Zugeneigten sind viele von den Problemen, die uns so sehr vertraut sind, recht fremd und sie verstehen darum unsere Stellungnahme nicht. Jene Andern aber schliessen unsere sozialen Verhältnisse kurzweg in die demokratische Idealisierung der politischen ein. Sie sehen nicht, wie wir zu sehen glauben, dass umgekehrt das völlig Undemokratische des sozialen Systems auch unsere politische Demokratie zum guten Teil zu einer Illusion macht, dass wir eine wirkliche Demokratie erst noch schaffen müssen, ebenso wie eine wirkliche sittliche Ordnung unserer Gesellschaft, dass die Arbeiter, die auf die Strasse steigen, mit mindestens so viel Recht behaupten können, sie wollten als demokratische Bürger «Ordnung» schaffen, wo eine schwache Regierung bloss einer Minderheit des Volkes diene. Sie verstehen darum nicht, dass wir für eine neue Demokratie, eine neue Herrschaft des sittlichen Geistes im Zusammenleben der Menschen, eine neue Ordnung in der Freiheit kämpfen und damit das gemeinsame Ideal des reformierten Protestantismus, das bei den Welschen in besonderer Kraft nachwirkt, in neuen Formen durch-

setzen wollen. Sie erkennen nicht, dass unser Kampf gegen den Krieg nur diesem Ziele dient und dass unser Eintreten für die Dienstverweigerer wie die Dienstverweigerung selbst eine Konsequenz jenes Grundsatzes ist, den niemand so gewaltig vertreten haben wie Calvin und Vinet: dass man Gott mehr gehorchen soll als den Menschen. In ihrem Mangel an Realismus gelangen sie soweit, vom Staat und Militär genau so zu reden wie es die deutschen Kriegstheologen und Kriegsphilosophen getan haben, deren Hauptfehler auch eine falsche Idealisierung vorhandener Zustände und Gewalten war.

Wenn so bei den welschen «Reaktionären» gerade aus dem Besten des welschen Wesens ein Schlimmes wird, so lässt sich leicht zeigen, dass der Radikalismus, der die welsche Schweiz auszeichnet, aus der gleichen Wurzel stammt. Es ist der Geist des Unbedingten, der ja die schöpferische Glut des calvinistischen Wesens ist, verbunden mit der logischen Klarheit und Konsequenz der französischen Art, die übrigens auch ein Merkmal des Calvinismus bildet; es ist der Energismus dieser ganzen Denkweise, der nicht mystisch, quietistisch oder intellektualistisch in sich selbst beharren, sondern eingreifen, angreifen, dem Rechten die Welt erobern will; es ist der starke Glaube an die sittliche Wahrheit und ihre weltbeherrschende Kraft und der daraus quellende tiefe Enthusiasmus, der zugleich durch Eigenschaften der Rasse verstärkt wird. So macht denn dieser welsche Radikalismus viel weniger Halt vor Grenzen und Schranken als der unsrige, sondern geht gern bis zum Ende; so verstrickt er sich nicht so leicht in Reflexionen und Theorien wie der unsrige, sondern ist stracks auf die Tat aus; so zeigt er eine Entschlossenheit, Bereitschaft und Tapferkeit, die sich bei uns nur ausnahmsweise findet; so verneint er denn viel leichter die falschen Realitäten um der Idee willen. Dass der erste Dienstverweigerer der Schweiz während des Weltkrieges ein Welscher war, ist kein Zufall.

Nun könnte man vielleicht an dieser edlen Frucht der welschen Art doch auch einen Mangel finden. Man könnte sagen, es fehle auch ihr an Realismus, dieser Radikalismus sei oft zu doktrinär, schwebe in der Luft, stosse ins Leere. Daran könnte wohl etwas Wahres sein. Man könnte vielleicht bei einem Forel wie bei einem Humbert Droz

etwas davon finden, ja, in ganz anderer Gestalt freilich, auch bei einem Amiel, überhaupt bei vielen Vertretern der welschen Art.

Doch wollen wir dem nicht weiter nachgehen, sondern zu uns Deutschschweizern zurückkehren. Wir sind vielleicht in einigen Beziehungen vor den Welschen im Vorsprung. Wir sind aktueller, wir stehen tiefer in der Bewegung *unserer* Zeit. So scheint es mir wenigstens. Gewisse neue Fragestellungen sind uns klarer. Wir sehen die Dinge mehr wie sie sind, wir sind realistischer. Aber freilich sind wir allzu realistisch. Es fehlt bei uns zu sehr der starke tragende Grund des Glaubens an die sittliche Welt, wie er in der welschen Schweiz vorhanden ist. Materialistische Theorien, Gewalt-Doktrinen haben mehr Einfluss auf die Geister. Wir sind, wie schon angedeutet wurde, mehr geneigt, uns in theoretischen Erörterungen zu verlieren und dadurch zu entzweien. Jener sittliche Idealismus des welschen Geistes, mit seinem Enthusiasmus, seiner Tatbereitschaft, seiner Unbedingtheit, mangelt unserer allzu nüchternen Art. Wir sind von vornherein stark zu Konzessionen an die «Wirklichkeit» und zum Kompromiss bereit.

Was folgt aus diesem Tatbestand, falls er richtig ist?

Es folgt daraus einmal, dass wir mehr miteinander *reden* müssen. Denn es waltet zwischen uns ein Missverständnis. Wir müssen uns zeigen, wie wir es meinen. Es ist ja auch gar nicht nötig, dass wir in allem *einer* Meinung seien. Wir wollen den bürgerlichen Welschen nicht zumuten, dass sie Sozialisten und Dienstverweigerer werden, sondern dass sie wirkliche Demokraten und wirkliche Liberale seien, was dann freilich zur Folge hätte, dass sie Sozialismus und Dienstverweigerung wenigstens *verstünden*, ihnen jedenfalls nicht mit Militär und Polizei auf den Hals rücken wollten. Wir unserseits werden an unserer Stelle Gewalt und Diktatur bekämpfen und für die demokratische Idee eintreten. So könnten wir in verschiedenen Lagern doch *einer* Wahrheit dienen und uns nach und nach wohl auch in allem näher zusammenfinden.

Es folgt aber aus der Sachlage vor allem, dass wir einander *ergänzen* müssen und einander dringend nötig haben. Die Welschen haben uns nötig, um stärker in die Probleme der Gegenwart hineingestellt zu werden, wir haben sie nötig, um diese entschlossener durch die Idee zu bewältigen. Eine Schweiz, im prägnanten Sinne,

ist nicht möglich ohne diese Verbindung. Die deutsche Schweiz für sich allein verliert zu leicht eine höhere geistige Orientierung. Sie liefert sich auch zu willig gewissen weniger heilsamen Einflüssen aus, die von Deutschland kommen, namentlich dessen Machttheorien und absolutistischen Auffassungen von Staat und Gesellschaft. Es sind besonders gewisse Gefahren der heutigen Lage, die diese enge Verbindung von deutscher und welscher Schweiz ganz dringend erfordern. Der Gegensatz von Ost und West, der auch durch unser Land geht und, falls er in der Welt fortdauert oder gar noch zunimmt, auch bei uns immer verhängnisvoller werden wird, dieser Gegensatz, der sich heute in dem Kampf um die «Zonen» und den «freien Rhein», wie vor allem um den Völkerbund, spiegelt, er kann nur dadurch überwunden werden, dass sich über den Riss hinweg eine fest zusammengekittete Schweiz bildet, worin das Beste der deutschen mit dem Besten der welschen verbunden ist, und damit wieder eine Schweiz, die wirklich etwas Eigenes ist, nicht bloss ein Anhang und Echo fremder Nationalismen, eine aus einem bestimmten Geist emporgewachsene, von diesem Geist stets neu belebte und zu einer eigenartigen Demokratie gestaltete Schweiz. Zu einer solchen Demokratie muss ein entsprechender Sozialismus kommen. Unser deutschschweizerischer Sozialismus hat bisher ebensowenig geistige Selbständigkeit bewiesen, wie die deutschschweizerische Politik überhaupt. Er hat seine Losungen zuerst von Berlin bezogen, dann von Moskau, dann von Wien, stets bereit, sie wieder von Berlin zu holen. Viel selbständiger ist wieder der Sozialismus der welschen Schweiz gewesen. Auch er atmet viel mehr den Geist eines sittlichen und demokratischen Glaubens. Darum hat er den Bolschewismus viel entschiedener abgelehnt und dafür den Völkerbund besser verstanden. Darum ist er viel antimilitaristischer und zugleich viel menschlich weitherziger, viel weniger bloss Klassenkampf und viel mehr Kampf um die Idee. Bis in den religiösen Sozialismus hinein reicht dieser Unterschied und darum diese Notwendigkeit der Verbindung und Ergänzung. Während wir «Religiös-Soziale» der deutschen Schweiz uns so leicht in theorethischen Erörterungen verstricken, die zu Kämpfen um neue Dogmen entarten können, gehen sie in der welschen Schweiz an ein rüstiges Arbeiten; während bei uns die Theologen das grosse Wort führen, stehen dort viel mehr Laien an

der Spitze; während wir durch die Lehre uns entzweien, fühlen sie sich verbunden durch brüderliche Liebe; während bei uns ein neuer Quietismus sich lähmend auf alles Schaffen und Kämpfen für Gott und mit Gott legt, drängt es sie dort zu jenem Gehorsam, der in der Tat des Lebens sich ausdrückt. Auch wir haben ihnen etwas zu geben, das wissen sie selbst sehr gut, aber wir sollten tief von der Einsicht durchdrungen sein, wie sehr wir sie nötig haben. Eine tiefe, innige Verschmelzung der welschen und deutschen Schweiz auf allen Gebieten ist, menschlich gesprochen, die Voraussetzung einer Zukunft der Schweiz, wie alles Guten und Grossen, was in ihr für die Welt geschehen kann. Wenn doch diese Wahrheit von Vielen unter uns immer heller und tiefer erkannt würde!

Wir brauchen also an den Welschen nicht zu verzagen und sie nicht an uns. Ich für meine Person glaube fest daran, dass aus dem Boden der welschen Schweiz noch einmal eine starke Quelle des Geistes entspringen wird, die unser ganzes schweizerisches Leben neu befruchtet: eine neue Demokratie, ein idealistischer Sozialismus, eine neue Verwirklichung der Gottesherrschaft über alles Leben. Ich glaube, dass jener Geist, dessen letztes und tiefstes Credo doch das ist, dass die Welt Gottes Willen gehorchen und Gottes Ehre verherrlichen solle, aus erstarrten Formen und Anwendungen erwachend, sich der Fragen und Aufgaben der heutigen Welt bemächtigen und die alte Verbindung von Ordnung und Freiheit durch die Theokratie in allem Leben, besonders auch dem sozialen, durchsetzen werde. Calvin, Zwingli, Vinet, lebendig in die Gegenwart versetzt — das bedeutet eine Schweiz und mehr als das. L. Ragaz

# Kurse und Vorträge zur Neuorientierung des sozialen und geistigen Lebens.

Wir haben in Zürich unsere Sommerarbeit auch wieder begonnen. Das Programm ist, soweit die regelmässigen Kurse und Vorträge in Betracht kommen (wir tun ja auch Anderes!) folgendes:

1. Die Frauenfrage vom Standpunkt der Arbeiterin aus. Besprechungen. Leiterin: Frau Clara Ragaz. Jeden 2. und 4. Dienstag des Monats, abends 8 Uhr im Klubzimmer Nr. 14 des Volkshauses. Beginn 9. Mai.

2. Gruppe für genossenschaftliche Arbeit. Leiterin: Frau Dora Staudinger. Monatliche Zusammenkünfte: Besprechung genossenschaftlicher Fragen, Berichte aus der Bewegung, Mitarbeit in der Bewegung. Klubzimmer Nr. 14 des Volkshauses. Jeden Dienstag abends 8 Uhr. Beginn 9. Juni. Anmeldungen nimmt bis zum 15. Mai entgegen und nähere Auskunft erteilt: Frau D. Staudinger, Hadlaubstrasse 81, Zürich 6.
3. Wanderungen im Weltenraum. Zwanglose Unterhaltungen über die Sternenwelt. Leiter: Professor Dr. A. de Quervain. Jeden Mittwoch abends 8 Uhr in der Frauenzentrale, Talstrasse 78, Zürich 1. Beginn 1. Juni.
4. Der Kampf zwischen Gottesreich und Weltreich, in Anknüpfung an die Offenbarung Johannis. Leiter: L. Ragaz. Je Samstag abends ½8 Uhr im Alkoholfreien Restaurant zum «Sonnenblick», Langstrasse 85, Aussersihl. Beginn 6. Mai.
5. Monatliche Zusammenkünfte zur Besprechung allgemeiner Fragen. Jeweilen am dritten Dienstag des Monats, abends 8 Uhr, im Klubzimmer Nr. 14 des Volkshauses. Beginn 23. Mai.

Zu all diesen Veranstaltungen ist jedermann freundlich eingeladen.

Im Uebrigen nur einige Bemerkungen. Zum zweiten Punkt des Programms hat die Leiterin des Kurses sich selbst in diesem Heft geäussert und wir können das dort Ausgesprochene nur unterstreichen. Das Genossenschaftswesen, das uns stets als die unserm Wollen entsprechendste Form erschienen ist, sollte nun nach unserer Meinung für alle unsere Gesinnungsgenossen eines unserer wichtigsten praktischen Arbeitsfelder werden. Hier drängt sich uns die allerwertvollste und zweifelfreieste Arbeitsmöglichkeit und Arbeitsnotwendigkeit geradezu auf, sodass alles Fragen «Was sollen wir tun?» zum mindesten diese eine sichere Antwort erhielte.

Ein ebenso wichtiges Arbeitsfeld scheint uns aber der erste, mit dem zweiten übrigens zusammenhängende, Punkt des Programms zu bezeichnen: die Arbeit unter den proletarischen Frauen, eine Arbeit, die wir, wie wir sofort betonen möchten, freilich nicht als eine Begönnerung oder Bemutterung von oben herab, sondern als eine durch und durch kameradschaftliche, schwesterliche betrachtet sehen

möchten, als eine, die die proletarische Frau, unter Mitwirkung gleichgesinnter Frauen, die nicht gerade Proletarierinnen sind, an sich selbst und ihren Schwestern tun muss. Diese Erziehungs- und Bildungsarbeit, die eine echte Erlösungsarbeit ist, muss auch eine solche zu einem echten Sozialismus sein. Wir bitten unsere Gesinnungsgenossen, besonders die weiblichen, uns auch darin zu helfen, dadurch, dass sie auf unsere Kurse aufmerksam machen, sowie unter Umständen auch dadurch, dass sie selbst in die Arbeit eintreten.

Ueberhaupt möchten wir uns erlauben, unser Werk, das jetzt ein Senfkorn ist, aber, so Gott will, ein Baum werden soll, auf alle Weise zu unterstützen und als das Ihrige zu betrachten. Es handelt sich dabei um eine neue Gesamtform all unseres gemeinsamen Wollens, die, wenn sie sich entwickeln mag, von der allergrössten Bedeutung werden kann. L. R.

# Rundschau

**I. Aus dem politischen Leben.**
1. Genua. Aus Genua ist also, wie vorauszusehen war, nichts geworden. Die Lage scheint sogar noch schlimmer als vorher. Denn nun droht eine Gefahr, die schon lange über uns schwebt, sich zu verwirklichen: das Auseinanderfallen Europas in einen westlichen und östlichen Block. Das ist auf den ersten Blick das bedeutsame Ergebnis dieser Friedenskonferenz, also eine noch grössere Kluft zwischen den Völkern. Daran sind nun ganz ohne Zweifel die Russen und die Deutschen schuld. Diese mögen ja allerlei zu ihrer Rechtfertigung anführen: dass man sie lange genug bloss als Besiegte behandelt und auch in Genua nicht als völlig Gleichberechtigte anerkannt habe. Dem stehen aber andere, gewichtigere Tatsachen gegenüber: dass man gerade in Genua lebhaft und siegreich für diese Gleichberechtigung gekämpft hatte; dass schon ihre Einladung nach Genua der Triumph einer neuen Methode war, und vor allem, dass Genua wahrhaftig nicht der rechte Anlass war, um Prestige-Politik zu treiben. Hier galt es nun endgültig einen neuen Boden zu gewinnen und zu behaupten; darauf kam im wahren Interesse der Welt und damit auch im Interesse Deutschlands selber alles an. Sehr viele Kräfte waren bereit, sich für Deutschland einzusetzen, die sind nun verscherzt. Wahrscheinlich war es den deutschen Diplomaten auch gar nicht um Revanche und Prestige zu tun, sondern um das, was sie für Deutschlands Vorteil hielten. Der deutsch-russische Vertrag soll ein Stück Verwirklichung jenes Traumes sein, den nun ein grosser Teil der Reichsdeutschen und mit ihnen der schweizerischen Alldeutschen träumt. Das bolschewistische Deutschland möchte sich mit dem bolschewistischen Russland verbünden, um sich mit diesem vereint auf den Westen zu stürzen und so die «Weltrevolution» herbeizuführen, die für sie etwa das ist, was für gewisse Christen das tausendjährige Reich, während das alldeutsche und das reaktionäre Deutschland sich mit Russland in der Weise zusammentun möchte, dass es sich als Reiter auf dessen Rücken schwänge, und so, besonders

mit Hilfe der Türkei, auf einem Umweg die ersehnte Weltherrschaft, zunächst in Gestalt der Herrschaft über Europa und Asien, doch noch zu gewinnen. Man würde sich nach dem Muster Ludendorffs zunächst einmal mit den Bolschewisten einlassen, diese dann bei passender Gelegenheit über Bord werfen, das Zarentum, als Vasallen eines neuerstandenen deutschen Kaisertums, wieder einsetzen und dann in Vorderasien, Aegypten und Indien England ans Leben gehen. Diesen Plänen kommt eine gewisse östliche Mode der Intellektuellen in Deutschland und der Schweiz entgegen. Da wir alles nachmachen müssen, was jenseits des Rheins geschieht, so ist es natürlich jetzt auch bei uns üblich, geringschätzig vom Westen zu reden.

Ob aus diesem Traume etwas wird? Wahrscheinlich ungefähr so viel wie aus dem Naumannschen «Mitteleuropa». Es ist politische Phantastik. Besonders ist das Spiel, das mit den Bolschewisten getrieben wird, gefährlich. Es ist das erste Mal den Deutschen übel bekommen und wird ihnen das zweite Mal schwerlich besser gelingen. Sie werden dazu die Sünde büssen müssen, die erste wirkliche Friedenskonferenz sabotiert zu haben, nachdem sie so lange nach einer solchen gerufen. Man muss sich vor einem solchen Verhalten beinahe fragen, ob diejenigen nicht recht gehabt, die weder in Versailles mit den Deutschen verhandeln, noch sie im Völkerbund haben wollten. Ja, man kann sogar ein wenig jene Politik begreifen, die Armenien preisgibt, um die Türken nicht zu stark in Russlands Arme zu treiben.

Jedenfalls ist es nun wieder dunkel geworden über Europa. Denn mag die gekennzeichnete deutsche Politik sich auch zuletzt als verfehlte Spekulation erweisen, so kann sie doch, ähnlich wie die von 1917 und 1918 unendlichen Schaden stiften. Sie wird den auf Krieg Eingestellten im Osten und Westen willkommene Argumente liefern, sie hat den Geist des Misstrauens noch vermehrt und ein böses Beispiel von Egoismus und Illoyalität gegeben. Schwer getroffen ist die Sache des V ö l k e r b u n d e s. Denn nun wird die Lust, Deutschland in diesen aufzunehmen, stark verringert sein und es selbst glaubt wohl ihn erst recht entbehren zu können. Auch der S c h w e i z droht von dieser Seite her eine schwere Gefahr. Denn der Trennungsstrich zwischen Ost und West wird mitten durch sie gehen.

In diesem Lichte müssen, scheint mir, die Vorgänge in Genua betrachtet werden. Es gehört die ganze Flachheit des gewöhnlichen sozialdemokratischen Urteils über weltpolitische Vorgänge dazu, um in dem deutsch-russischen Vertrag das Muster eines wahren Friedensvertrages zu sehen. Er ist vielmehr das Muster dafür, wie man es nicht machen darf, wenn Europa zu einem Frieden kommen soll. Gewiss sind diese Ereignisse auch die Früchte verhängnisvoller Fehler der Politik der Entente. Diese hätte längst die Gefahr des östlichen Blockes erkennen und sie durch eine andere Behandlung sowohl Russlands als Deutschlands beschwören sollen. Diese Einsicht macht aber eine aus dem gleichen Geist, dem Geist eines kurzsichtigen Egoismus, entsprungene Politik nicht besser. Sollen wir uns denn in diesem traurigen Wechselspiel endgültig der Hölle zu bewegen?

So scheint Genua mit einem schweren Defizit zu enden. Ist aber nicht auch etwas Gutes dabei?

Sollte vielleicht schon die Tatsache, dass man überhaupt zusammengekommen ist, einen Fortschritt bedeuten? Sollten doch auch Keime des Guten ausgestreut worden sein? Zweierlei wird man wohl als Gewinn buchen dürfen.

Einmal: der V ö l k e r b u n d hat an moralischem Kredit ganz entschieden gewonnen. Wer nicht durch Hass verblendet ist, muss zugeben, dass in Genf denn doch

stets ein anderer Geist herrschte als in Genua. Das Versagen dieser Konferenzmethode, von der wohl Einige im stillen erwarteten, dass sie den Völkerbund ersetzen werde, zeigt erst recht seine Ueberlegenheit. Sodann: diese ganze Art von Politik, die sich in Genua noch einmal zur Schau stellte, hat damit moralisch Bankrott gemacht. Sollen wir dies bedauern? Ist das nicht vielmehr auch ein Gewinn? Ist das nicht ein Anschauungsunterricht ohnegleichen, der unserm Geschlecht zeigen muss, dass dieser politische Weg moralisch erledigt ist?

Darum braucht uns Genua trotz allem nicht zu entmutigen. Die geschichtlichen Ereignisse haben oft einen so ganz anderen Sinn als die Zeitgenosen meinen. Auch Genua kann eine Station auf dem Wege zu einer neuen Welt gewesen sein — gerade durch sein Fiasko!

2. Die Zonen und der freie Rhein. Zu der grossen Doppelfrage, die jetzt die Schweiz erregt, die der Zonen und des «freien Rheins», kann unsereins vom wirtschaftlich-technischen Standpunkt aus natürlich nichts sagen. Nur einige allgemeine Bemerkungen seien gestattet. Zum Ersten: man sollte solche technische Probleme zwar wichtig, aber doch nicht allzu wichtig nehmen. Die Erfahrung hat schon oft gelehrt, dass man ihre Tragweite überschätzte. Weder ist der «freie Rhein» unser Messias noch sein Verlust unser Ruin. Das Schicksal der Völker und der einzelnen Gemeinwesen hängt letzten Endes von ganz anderen Faktoren ab. Auch zeigt sich oft, dass eine Lösung, die anfangs falsch, ja unheilvoll erschien, hintenher sich als ganz gut erweist und umgekehrt. Kann ein Projekt so schlimm sein, dem alle andern Uferstaaten des Rheins zugestimmt?

Zum Zweiten: wir dürfen solche Lösungen heute weniger als je als endgültig betrachten. Die Welt ist in Bewegung. Es kann bei dem heutigen System der geschlossenen Grenzen nicht bleiben. Wenn aber einmal, wie sie müssen, die Grenzpfähle wegfallen, was haben dann «freie Zonen» und «freier Rhein» wirtschaftlich noch zu bedeuten? Es bleibt für den Rhein bloss eine ästhetische Frage übrig. Also ein wenig Geduld und ein bisschen weiteren Horizont!

Zum Dritten: es ist traurig, dass diese beiden Fragen für einen grossen Teil der Schweizer vor allem ein willkommenes Material für die Schürung des Hasses gegen die Entente und speziell Frankreich, dazu gegen den Völkerbund (der daran doch ganz unschuldig ist) bilden. Dass Frankreich ihnen dieses Material liefert, ist freilich traurig, aber noch trauriger, dass die gleichen Leute, die für den Gotthard-Vertrag, der für uns eine viel grössere Gefahr bedeutete, agitierten und deutschen Projekten in Bezug auf den Rhein, die einen ähnlichen Charakter gehabt haben sollen, wie jetzt die französischen, seelenruhig gegenüberstanden, nun, da es gegen Frankreich geht, die Fahne schweizerischer Entrüstung schwingen. Diese Heuchelei muss zuerst entlarvt werden und das ist eine Aufgabe aller Ehrlichen. Wir müssen endlich einmal aufhören, schweizerische Dinge mit den Augen einer fremden nationalistischen Politik zu betrachten. Dann erst kann ehrlich von den «freien Zonen» und dem «freien Rhein» geredet werden.

**II. Aus dem sozialen Leben.**

1. Das Petroleum. Es ist bedeutsam dass der politische Kampf in Genua im Grunde sehr stark einer um das Petroleum ist! Denn das Petroleum tritt ja nun vielfach an Stelle der Kohle! Das Petroleum bestimmt schon lange stark die englische Politik. Es machte ihm Persien und Mesopotamien wichtig. Es bewog England zu einem gewissen Entgegenkommen für

Sowiet-Russland, das ihm grosse Petroleum-Konzessionen gemacht. In Genua malt man auf die Kulissen den Gottesfrieden und hinter den Kulissen steht das Petroleum. Am Petroleum könnte sich leicht ein neuer Weltbrand entzünden, Petroleum brennt ja leicht!

Ein Beweis für die Richtigkeit des Geschichtsmaterialismus! Ja und Nein! Wer wollte leugnen, dass man von jeher um Materie gestritten hat? Aber n u r um Materie? Heute ist es nun gerade dieses Petroleum, das nach einer neuen Wirtschaftsordnung schreit, die das, was die Erde an «Materie», d. h. zunächst einmal: Rohstoffen für die Industrie, spendet, nach einem andern System als dem des Räubertums verteilt. «Aufruf zum Sozialismus!»

2. Die sozialistische Einigung, die gegenüber den neuen Weltgefahren, namentlich dem vereinigten Finanzkapital der Welt, so bitter nötig wäre, ist bisher an der Klippe gescheitert, die man zum voraus kannte: an der Perfidie des Bolschewismus. Wir wussten ja, dass er, wie alles auf der Welt, so auch die sozialistischen Einigungsversuche nur dazu benützen würde, um für sich selbst Propaganda zu machen. Zu dieser Perfidie gehört es, dass er dann tut, als ob e r der grosse Einheitsapostel und die andern die Saboteure wären. Wie lange mag ein solches Lügensystem noch aufrecht bleiben?

Auch in Genua hat der Bolschewismus durch eine besondere Raffiniertheit und Verlogenheit seiner Politik geglänzt. Wie es zu den furchtbarsten Formen von Ironie der Geschichte gehört, dass der Sozialismus in Gestalt des Bolschewismus heute den stärksten Militarismus vertritt, so auch, dass seine politischen Methoden die durchtriebensten von allen sind. Corruptio optimi pessima — die Verderbnis einer guten Sache erzeugt allemal etwas besonders Schlimmes. Darum ist auch diese Haltung des Bolschewismus ein Selbstgericht, sie gehört zu — Genua!

Was nun aber die sozialistische Einigung betrifft, so muss sie natürlich weiterhin erstrebt werden. Man wird dabei vielleicht, wie Dr. Vollenweider im «Aufbau» vorschlägt, die Bolschewisten vorläufig auf die Seite lassen müssen. Es gibt keine Genesung des Sozialismus, bevor diese Macht endgültig erledigt ist. Man schare sich um einige Ideen, grosse praktische Kampfesziele, — ja nicht Dogmen! — und die Einigung wird schon kommen. N u r so kommt sie!

Man wird auch in der S c h w e i z nur auf d i e s e m Weg vorwärts kommen. Dabei sollten auch die G r ü t l i a n e r nicht ausgeschlossen werden. Vielleicht wäre hier das englische Vorbild zu empfehlen. In England fasst bekanntlich die Labour Party (Arbeiterpartei) alle sozialistischen und überhaupt der Arbeiterschaft dienenden Parteien (mit Ausnahme der Kommunisten) zu einem Block zusammen. Die Parteien behalten darin ihre Selbständigkeit, besitzen aber an der Labour Party ein Organ für bestimmte politische Aktionen, besonders für das parlamentarische Leben, in welchem sie eine einzige Partei bilden. Zu einer solchen Sammlung gehört freilich ein gewisses Mass von Weitherzigkeit, ohne dieses aber kommen wir überhaupt nicht weiter.

Im schweizerischen G r ü t l i v e r e i n spielen sich seit einiger Zeit, veranlasst durch die Stellung zum Militarismus und zu den bürgerlichen Parteien, heftige Kämpfe zwischen einem rechten und einem linken Flügel ab, wobei vor allem die stadtzürcherische Partei den erstern und die neue Redaktion des «Grütlianers» den letztern vertritt, dies übrigens in Uebereinstimmung mit der Mehrheit der Gesamtpartei. Das ist eine Angelegenheit von grosser Wichtigkeit. Eine recht geleitete Grütlianerpartei hätte ge-

rade unter den heutigen Auspizien Aussicht auf wachsende Bedeutung. Dass diese Leitung nach unserer Meinung nicht nach rechts führen dürfte, brauchen wir wohl kaum zu sagen.

Ceterum censeo: der Sozialismus geht durch eine grosse Krise neuen Formen entgegen. Darum aber muss die Losung sein: Einheit auf Grund grösstmöglicher Freiheit!

3. Der Bolschewismus wird immer schöner. Auf dem letzten Parteitag der russischen Kommunisten hat Lenin eine lange Rede gehalten, die jeder Kommunist, wenn ein bürgerlicher oder sozialdemokratischer Politiker sich entsprechend äusserte, als traurigstes Geschwätz bezeichnen würde. (Dr. Schaffner hätte dafür noch ganz andere Ausdrücke zur Verfügung!) Soweit kann ein gescheiter Mann kommen, wenn er eine in seinen eigenen Augen verlorene Sache vertreten muss. Für den ganzen Sinn dieses Mannes ist folgende Stelle kennzeichnend: «Beim Rückzug der ganzen Armee weiss die Armee nicht, wo man halten wird. Es ist ihr unklar. Sie sieht nur den Rückzug. Da genügen zuweilen einige Panikstimmen und alles flieht. Die Gefahr ist da ungeheuer. In Fällen, da die wirkliche Armee einen solchen Rückzug vornimmt, stellt man Maschinengewehre auf. Geht der geregelte Rückzug in den ungeregelten über, kommandiert man: «Feuer!» Und es ist richtig... Und wenn die Menschewiki (d. h. die nicht-bolschewistischen Sozialisten) jetzt sagen: «Ihr zieht euch jetzt zurück, ich war stets für den Rückzug, ich bin mit euch einverstanden, ich bin euer Mann, wollen wir zusammen zurückziehen?», so sagen wir ihm: Unsere Gerichte sollen dies öffentlich beweisen «das Menschewismus erschiessen; widrigenfalls sind sie nicht unsere Gerichte, sondern Gott weiss was.» Ja, wenn man solche Gegengründe zur Verfügung hat, kann man sich den Geist schon ersparen! — Die gleiche psychologische Erklärung gilt für Trotzkys neueste Rede, worin u. a. folgende Stelle vorkommt: «Unsere stolze, unbesiegte Armee zwang unsere Gegner zur Konferenz von Genua und zur Einladung an unsere Regierung... Die Armee, das scharfgeschliffene Schwert in der Hand, sieht ruhig und gefasst dem Verlauf der Verhandlungen in Genua zu. Wir wollen den Kampf nicht, werden ihm aber auch nicht ausweichen.» Wenn der einst so geistvolle Trotzky auf diese Stufe von Kasernenhof-Rhetorik heruntergesunken ist, so bildet das einen höchst denkwürdigen Beweis für die verdummende Wirkung, die jedes Gewaltsystem auf diejenigen ausübt, die es handhaben.

Während das Geld für diese «herrliche Armee» gebraucht wird, sterben die Millionen russischer Bauern dahin und das von dieser «herrlichen Armee» bedrohte Europa soll ihnen helfen. Ja, es soll dies wirklich, trotz den Bolschewiki, aber wo gibt es eine geschichtliche Rubrik für solche Volkslenker.

L. R.

**Gruppe für genossenschaftliche Arbeit.** (Bemerkung zu Punkt 2 des Programms der Kurse und Vorträge zur Neuorientierung des sozialen und geistigen Lebens.)

Im Rahmen der Winterarbeit unserer Gemeinschaft wurde ein Kurs von zehn Abenden über «den Genossenschaftssozialismus und seine neuen Aufgaben» abgehalten, als dessen Fortsetzung die Arbeit der oben genannten Gruppe anzusehen ist. Die Teilnehmer des Kurses kamen darin überein, dass wir versuchen sollten, das, was sich aus den Besprechungen als nächste Aufgaben und Forderungen ergeben hatte, in die Tat umzusetzen. Wir glauben, dass diese Aufgabe zunächst eine doppelte ist: Arbeit und Propaganda nach aussen, und Mitwirken und Ausbauen nach

innen. Die Zeit scheint uns reif für den genossenschaftlichen Sozialismus, den wir als die nächste Stufe, die zu erreichen ist, ansehen, aber auch als Vorstufe zu noch höheren Gemeinschaftsformen. Es gilt, mehr als bisher für ihn zu werben, seine Idee, seine Ziele und Probleme unter den Menschen, vor allem im Proletariat und bei den Frauen, zu verbreiten. Ebenso notwendig ist es aber auch, überall da, wo die Idee Gestalt gewinnt, mitzuarbeiten im Sinne des Sozialismus; denn dass diese Gestaltung ihn heute so vielfach vermissen lässt, ist zum grössten Teil eine Folge der Gleichgültigkeit und des Fernbleibens derer, die den Sozialismus wollen. Sie müssen für ihre intensivere Mitarbeit aber vielfach auch noch Formen suchen und schaffen.

Diesen verschiedenen Aufgaben möchte unsere kleine Gruppe, wie sie der Kurs zusammenführte, vorbereitend dienen. Wir haben dabei freilich die Hoffnung, dass Gesinnungsgenossen und -genossinnen uns dabei zu Hilfe kommen werden. Wir denken uns die Arbeit ungefähr folgendermassen:

Etwa einmal im Monat wollen wir zusammenkommen; jedesmal soll im Mittelpunkt der Besprechung ein prinzipielles genossenschaftliches Thema stehen, ähnlich, wie der Kurs sie behandelte. (Sollte sich bei neuen Teilnehmern der Wunsch nach einem regelrechten «Kurs» zeigen, so würde dem nach Möglichkeit entsprochen.) Ferner soll regelmässig aus der Genossenschaftsbewegung, der internationalen wie der schweizerischen, berichtet werden, woraus sich unter Umständen weitere Aufgaben ergeben könnten, und endlich soll den praktischen Fragen aus den verschiedenen Zürcher Genossenschaften Raum gegeben werden. Was der Einzelne an Wünschen, Beschwerden, Anregungen und Plänen hat, soll zunächst hier besprochen und dann geprüft werden, welche Wege zur Verwirklichung und zur praktischen Teilnahme uns offen stehen. Je nach Neigung und Möglichkeit werden die Einzelnen in den verschiedenen Genossenschaften zu helfen und mitzuarbeiten suchen. Im Grossen und Ganzen wird es gelten, dass wir mit dem genossenschaftlichen Sozialismus bei der Wurzel beginnen müssen, beim Konsum und bei der Wohnung, wozu als besonders wichtige Aufgabe die soziale Erfassung und Verwendung der Sparkraft kommt. So werden wir versuchen, ob wir im Lebensmittelverein und in der Allgemeinen Baugenossenschaft zu einer Mitarbeit in unserem Sinne gelangen. Dabei übersehen wir freilich die Schwierigkeiten einer solchen Arbeit, besonders eines Anfangs, keineswegs. Es wird sich auch um viel Kleinarbeit handeln und um sehr alltägliche Dinge, wie es eben in einer Konsumgenossenschaft nicht anders möglich ist. Aber gerade von ihnen, und nur von ihnen aus können wir zu den grossen, hoffentlich auch zu den grössten Dingen gelangen.

Was uns diese Arbeit noch besonders nahe legt, ist der Umstand, dass in der Genossenschaftsbewegung selbst Bestrebungen sich geltend machen, die sowohl unserem Wollen entgegenkommen, als andererseits die Vorarbeit, die wir leisten möchten, brauchen werden. Wir meinen die Ziele, welche die «Richtlinien zur Weiterentwicklung der Genossenschaftsbewegung» von Iaeggi und Munding aufstellen, die auch hier besprochen wurden.

Unsere Arbeitsgruppe — deren Programm wir ja nicht genau umschreiben können, da es sich den Menschen und den Arbeitsmöglichkeiten anpassen muss — möchte die sammeln, die sich den verschiedenen kommenden Aufgaben des Sozialismus zur Verfügung stellen, sich darein vertiefen, dafür rüsten wollen. Je nachdem sich die Notwendigkeit zeigt und die Mittel finden, könnten genossenschaftliche Schriften vermittelt, Studiengruppen gebildet und weitere Schritte unternommen werden, in anderen Organisationen, vor

allem in solchen der Arbeiter und der Frauen, für unsere Ziele zu wirken.

Wir möchten dies alles freilich nur unter der Voraussetzung planen, dass nicht nur Helfer kommen, sondern dass es gelingt, uns im rechten Geist zusammenzuhalten. Denn wir glauben, dass, wo für Genossenschaft gearbeitet werden will, Gemeinschaft vorhanden sein muss.

So bitten wir alle die, welche die gleichen Ziele vor Augen haben und sich an dieser Arbeit beteiligen wollen, ihre Adresse und vor allem auch Anregungen und Wünsche beförderlich an die Unterzeichnete senden zu wollen.

Im Namen der Teilnehmer am Genossenschaftskurs: Dora Staudinger, Hadlaubstr. 81.

**Die Zusammenkunft auf dem Sonntagsberg.** Die Bewegung auf eine Christliche Internationale hin (gemeint ist die von Bilthoven ausgegangene. Die Red.) hält vom 7. bis 14. August dieses Jahres auf dem Sonntagsberg in Niederösterreich eine internationale Konferenz ab. Sie hofft, dass Männer und Frauen aus allerlei Ländern dort zusammenkommen werden im Geiste demütiger Sucher, dass sie dort in der Gemeinschaft mit Anderen den Weg zu der neuen sozialen und internationalen Ordnung, in der Christus herrscht, finden werden. Für Manche ist der Ausblick auf eine solche Welt inmitten der Enttäuschungen der letzten Jahre verblasst, aber das gärende Verlangen dieser streitverbitterten Welt zwingt uns, dieses Problem aufs neue anzufassen in dem Vertrauen, dass menschliche Bruderschaft kein blosser utopischer Traum, sondern eine tatsächliche Wirklichkeit sei, die wir verpflichtet sind, anzuerkennen und uns selbst und andern kund zu tun.

Die Konferenz ist zwar durch den ihr zur Verfügung stehenden Raum beschränkt, steht aber allen offen, die kommen möchten. Genaueres ist zu erfahren beim Sekretariat, 17 Red Lion Square, London W. C. 1.

**Bern.** Die nächste Monatszusammenkunft der Leser und Freunde der «Neuen Wege» findet statt Sonntag, den 18. Juni, abends 8 Uhr im Volkshaus, Zimmer Nr. 9.

Diskussionsthema: Wir und die Armut. (Siehe Aufsatz: «Der Diamant der Armut» in der Aprilnummer der «Neuen Wege».) Diskussionsleiter: Hr. Pfarrer Bailly.

**Verdankung.**

Bei den Neuen Wegen eingegangen für die Russlandhilfe: E. C. in New York $ 57.50 = Fr. 294.40; W. M. in St. F. Fr. 20.—; E. R. W. in St. G. Fr. 10.—; M. L. in B. Fr. 30.—; Ungenannt Zürich Fr. 100.—. Total Fr. 454.40.

## Berichtigungen.

Im letzten Heft sind zufolge der besondern Umstände, unter denen die Korrektur stattfinden musste, ungewöhnlich viele Druckfehler stehen geblieben. Es sei nur einer verbessert, der besonders sinnstörend ist. Seite 173, Zeile 19 von oben soll es statt «Vereinbarung» «Veränderung» heissen.

Man macht uns ferner darauf aufmerksam, dass die Ueberschrift: «Die Bruderschaft in Christus» (S. 204) insofern irreführend sei, als diesen Namen die besondere Vereinigung trage, die sich um Boeke herum gebildet, während es sich hier um den Bruderschafts-Bund handle. Unsere Meinung war, durch die Ueberschrift auf das Thema hinzuweisen, das in Betracht kommt.

Endlich sei noch nachgetragen, dass infolge einer falschen Association im vorletzten Heft statt Sundar Singh hartnäckig Sundar Shing gesetzt worden ist, trotzdem dem Verfasser das Richtige sehr wohl bekannt war.

# Der Herr über den unreinen Geist[1])

Text: Markus 1 $_{21-28}$.

Liebe Gemeinde! Man kann öfters die Rede hören, der Mensch glaube an das, was in ihm selber sei. Und es ist wohl wahr: wer viel Gutes in sich trägt, der ist leicht geneigt, an das Gute zu glauben; wer dagegen viel Böses in sich fühlt, sucht selber überall das Böse. Wären wir innerlich ganz rein, dann vermöchten wir wie Jesus auch im verkommensten Menschen noch Gottes Kind zu sehen; wären wir völlig verdorben, so müssten wir selbst in einer Erscheinung wie Jesus Christus Mächte des Bösen vermuten. Nun sind wir aber als Kinder dieser Erde alle miteinander eine Mischung von Reinem und Unreinem, von Erdenstaub und Himmelslicht. Selten finden wir die innere Kraft, hinter einer grossen Tat nur reine Beweggründe zu sehen. Wenn einem Menschen wirklich eine Tat gelungen ist, die aus dem niedern Buschwerk menschlicher Handlungen baumhoch aufragt, können wir die Frage nicht unterdrücken, ob er nicht vielleicht aus einem versteckten Winkel des Eigennutzes so gehandelt habe. Selten finden wir auch selber die nötige Ueberwindung, um dem reinen Guten zuliebe etwas zu unternehmen. In unsere Wohltätigkeit mischt sich das Begehren, auf Erden genannt und im Himmel angeschrieben zu werden. Unser Eifer für Wahrheit und Gerechtigkeit ist oft unecht und will nicht diesen beiden, sondern uns selber dienen. Unsere Frömmigkeit blickt zum Himmel und meint die Erde. Solange wir aber die helle Gottesseele, die uns gegeben ist, auf diese Weise mit menschlichen Gedanken trüben, vermögen wir nie jene Seligkeiten zu empfangen, die uns Jesus Christus in seiner frohen Botschaft angekündigt hat. Unsere Unreinheit zieht einen Vorhang vor das Reich der Seligkeiten, den auch der stärkste Arm nicht heben und nicht zerreissen kann. Den Weg zu ihnen finden wir allein, wenn wir uns in die Gewalt dessen begeben, der Macht hatte über den unreinen Geist.

Eine eindrucksvolle Probe seiner Gewalt über unreinen Geist gab Jesus schon bei seinem ersten Auftreten. Es war an einem Sabbat in der Synagoge zu Kapernaum. Der Raum war dicht gefüllt von Andächtigen, die die fromme Gewohnheit oder das Begehren nach dem

[1]) Predigt.

Worte Gottes hiehergeführt hatte. Ein Gesetzeslehrer stand am Rednerpult und sprach in seiner gewohnten, hochmütigen und selbstgerechten Art. Er sprach vom Gotteslohne derjenigen, die das Gesetz hielten und vom Gotteszorne, der diejenigen treffe, die es nicht erfüllten. Ein paar Heuchler aus der Sekte der Pharisäer fühlten sich dabei als die Frommen und Sichern; die Menge des Volkes fand sich ausgestossen und Gottes Rache verfallen. Sie hoffte nichts; denn wie sollte es ihr möglich sein, während der sechs harten Arbeitstage der Woche das umfangreiche Gesetz auch nur kennen zu lernen, geschweige denn zu erfüllen?

Als der Gesetzlehrer gesprochen hatte, trat ein anderer vor die Gemeinde. Niemand kannte ihn; aber seine Erscheinung hatte eine fesselnde Kraft. Auch er redete zum Volk. Er redete von den Verheissungen des himmlischen Vaters und zauberte das Wunderland der Erfüllung so nahe vor die Hörenden, dass ihre Seelen sich aufhoben aus den Niederungen des Alltags und es sehnsüchtig zu ergreifen suchten. Er redete, dass auch die ärmste menschliche Kreatur sich als Gotteskind fühlte und ihr Herz vor Heimweh nach dem Vater aufquoll. Er redete, dass sich die besten Gedanken ihm Menschen wie erwachende Heere aufrichteten und sich kräftig fanden, alles Erdengestrüpp zu versengen und dem Himmel auf Erden Raum zu schaffen. So herrliche Worte flossen von den Lippen des Fremden, dass all die gequälten Seelen im tiefsten Grunde aufjubelten und sich mit der Ahnung von etwas unaussprechlich Herrlichem erfüllten, das da kommen müsse. Im Uebermass des Geistes wuchs der Fremde über sich selber, über seine Worte und seine Gestalt hinaus und wurde zum Riesen unter den Propheten, zur Offenbarung Gottes.

Als er gesprochen hatte, da staunte die ganze Menge wie vor etwas Unerhörtem. «Er redet gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten,» das war der allgemeine Eindruck. Ach ja, die Schriftgelehrten wussten auch manches klug und artig zu sagen; sie hatten es in ihren Schulen gelernt. Es war Gelerntes, was sie vortrugen; aber der Fremde wusste Selbsterlebtes. Er sprach von dem, was man nicht auf klugen Schulen gelernt, sondern was Gott einem reinen Herzen in der Stille offenbart. Darum hatte es eine herzbewegende Kraft, weil es aus dem Herzen geschöpft war. Man spürte ihm an, dass ihm Gewalt gegeben war aus der mächtigsten Quelle aller Gewalt: aus der Ge-

walt der Gottesliebe. Er redete nicht darum, weil er von der Gemeinde dazu angestellt worden war, sondern er musste sprechen aus der Fülle seiner Seele, wie die Bäche überschäumen müssen, wenn der Frühling sie ruft.

Doch während die Menge sich kaum noch zu fassen wusste, drängte sich aus ihrer Mitte ein Mensch mit wirrem Wesen und rasender Bewegung vor den Fremden. Drohend stellte er sich vor ihn hin und schrie: «Was haben wir mit dir zu schaffen, Jesus von Nazareth? Du bist gekommen, uns zu verderben. Wir wissen, wer du bist, der Heilige Gottes!» In der Ruhe übergewaltiger innerer Kraft tritt ihm Jesus entgegen: «Verstumme, und fahre aus von ihm, du unreiner Geist!» Da stürzt der Besessene schreiend vor ihm hin, krampfhafte Bewegungen durchzucken seinen Leib, gehen in ein Zittern über und verebben schliesslich völlig. Das Unreine weicht aus ihm, und er erhebt sich, langsam begreifend, wie einer, der nach langer Nacht den Morgen dämmern sieht. Das Staunen der Menge geht in Entsetzen über. «Was ist das?» fragt einer den andern. »Was ist das für eine neue Lehre voll Gewalt? Was ist das für ein Mann? Sogar die unreinen Geister sind ihm untertan.» All diese Leute halten jenen Eindruck empfangen, den man niemals vergessen kann: sie hatten unter den zahllosen Menschen, die alle einander mehr oder weniger gleich sind, eine Persönlichkeit gefunden. Eine Persönlichkeit, die nicht mit gewöhnlichen Menschenmitteln aus sich selber geworden war, sondern gezeugt aus der Kraft Gottes. Vor der Gewalt ihrer göttlichen Reinheit sahen sie den unreinen Geist das Feld räumen.

Was Jesus einst in der Synagoge zu Kapernaum an einem Menschen mit unreinem Geist getan hat, dazu hat er noch heute Gewalt. Auch heute noch hat er Macht über allen unreinen Geist. Als Wesen, die aus der Natur herstammen, aber auch von Gott zum Guten angelegt sind, schafft in uns reiner und unreiner Geist. Abwechselnd folgen wir bald dem Geist aus der Höhe, bald dem Geist der Tiefe. Dies tun zu dürfen, scheint uns angeborenes Naturrecht zu sein. So geraten wir in einen Zustand der Gleichgültigkeit gegenüber Gut und Böse und empfinden davon nicht die mindeste Seligkeit. Sobald wir aber Christus näher treten, hört der Zustand der Gleichgültigkeit auf. «Denn das Wort Gottes ist lebendig und kräftig und schärfer als ein zweischneidig Schwert und dringt durch, bis es scheidet Seele

und Geist, Mark und Bein.» Christus sagt dir: «Du kannst nicht zwei Herren dienen, nicht Gott und der Weltherrlichkeit.» Er fragt dich: «Welcher Geist soll über dich Gewalt haben: der reine Geist der Höhe oder der unreine Geist der Tiefe?» Vor Christus geraten wir in Unruhe, wie er denn auch selber gesagt hat, er sei nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern Spaltung. Wenn wir nur ein paar Worte von ihm kennen, so können wir nur mehr mit schlechtem Gewissen dem unreinen Geiste in uns folgen. Vielfach gesegnet fühlen wir uns aber, wenn wir uns nach seinen Anweisungen entscheiden.

Heute ist die ganze Welt vielleicht stärker als jemals vor Jesus Christus in Unruhe geraten. Sie steht im gleichen Zustande vor ihm wie einst der Besessene von Kapernaum. Sie ist äusserlich wirr und zerrissen von ungezählten Hieben, die ihr Krieg und Hunger versetzt haben. Sie ist innerlich voll Besessenheit und unreinen Geistes. Jahrelang hat sie fast ausschliesslich dem Bösen gedient, sich an der Macht berauscht, sich im Blute gewälzt und allen tierischen und teuflischen Trieben freie Bahn gelassen. Darum ist sie auch seelisch ans Verhungern gekommen. Diese Menschheit steht heute vor Christus und spricht ähnliche Worte wie einst der Besessene von Kapernaum: «Was haben wir mit dir zu schaffen, Jesus von Nazaret? Lass uns in Ruhe! Du magst im Himmel herschen; hier auf Erden wollen wir leben, erwerben und geniessen ohne dich. Du kannst nicht unser Genosse sein; denn dein Blick ist viel zu ernst. Geh von uns, sonst müssten wir, wenn der Hass uns schüttelt, dich abermals ans Kreuz nageln! Du bist gekommen, uns zu verderben. Du willst, dass diese Erde vergehe, um deinem Gottesreiche Platz zu geben. Du willst, dass auf Erden Liebe herrschen soll und verstehst nicht, dass sie geschaffen ist zum Kampf aller gegen alle. Du hast keinen Sinn für Kunst, Technik und Wissenschaft, kein Verständnis für die Bedürfnisse unserer Staaten und des Wirtschaftslebens, ja vielleicht nicht einmal für die Kirche. Wir wissen, wer du bist: der Heilige Gottes. Du bist ein weltfremder Schwärmer und passest nicht in diese Welt. Du bist zu rein für uns, die Unreinen. Wir wollen dir aber dennoch trotzen mit unserer Unreinheit; denn sie ist unser gutes Erdenrecht. Wir haben Geschmack an der Erde und lassen nicht von ihr, selbst wenn wir dem Teufel verfallen

müssten. Hier locken uns sichere Güter; aber ungewiss bleibt, ob wir nicht unser kurzes Erdenleben, das wir nur einmal besitzen, um ein Nichts tauschen, wenn wir dir folgen.»

So redet die heutige Welt vor Christus, und man sieht es ihr an, dass sie unrein und besessen ist. Sie ahnt und fühlt, dass mit der Kraft Christi eine neue Menschheit geboren werden könnte, über der sich der blaue Himmel einer neuen Welt wölben müsste. Freisinnige und Konservative, Sozialisten und Bolschewiki und Menschen aller Richtungen, die heute die Welt nach ihrem Willen gestalten möchten, wissen es, dass in Christus uns allen Erlösung beschieden wäre. Sie wollen sich dennoch nicht ergeben, sondern hegen einen krankhaften Hass gegen ihn. Sie hassen ihn, weil sie sich innerlich von ihm überwunden fühlen. Sie hassen den Ueberlegenen, von dem ihre Pläne mit der Unruhe des schlechten Gewissens belastet werden. Ob das vielleicht nur die letzten, krankhaften Zuckungen einer Welt sind, die sich ihm dennoch ergeben muss? Wird sie, überwältigt von dem übermächtigen Geiste Christi, niederstürzen und ihren letzten Hass aus sich schlagen, um ruhig und klar zu werden vor ihm? Es redet ja auch die Schrift davon, dass dem Satan Gewalt gegeben sei, sich eine Zeitlang mit allen bösen Geistern auf Erden auszutoben, um endgültig von der Macht Gottes in die Tiefe geschleudert zu werden.

Unsere Hoffnung, für uns persönlich wie für unsere ganze Welt, muss stärker als je auf Christus gerichtet sein. Er allein vermag den unreinen Geist aus uns auszufegen. Denn er ist selbst ein Reiner. Wie ein stiller, klarer Bergsee den blauen Himmel rein und sonnig widerspiegelt, so ist seine Seele ein Abbild des Göttlichen. Reine Gottesgedanken gehen durch seine Seele, reine Worte strömen aus seinem Munde, Hände und Füsse sind bei reinem Werke und auf reinem Wege. Wer jemals das Heimweh nach dem höhern Menschen in sich gefühlt hat, der muss vor seiner Gestalt niedersinken und sprechen: «Mein Herr und mein Gott!» Jesus zeigt uns eine neue Welt der Reinheit. Er redet von einer Gotteswelt, einem Gottesreiche, wo die tosenden Stürme der Erde verstummt sind und die stärkenden Winde der Liebe wehen, wo alle Sümpfe des Erdenelends aufgetrocknet und in fruchtbares Ackergefild verwandelt sind. Wer jemals diese Welt im Geiste geahnt und geschaut hat, wird eine unauslöschliche Sehnsucht nach ihr im Herzen tragen. Die Welt der

Reinheit hat uns Christus nicht als etwas Schwächliches gezeigt, sondern erfüllt von der grössten Kraft. All unsere Begeisterung, unsere sittliche Entrüstung und unser brausendes Wesen der besten Augenblicke vermögen nicht so viel Kraft aufzubringen wie diese Reinheit. Jesus hat sie auch in sich selber zu behaupten vermocht, darum ist er unser Christus geworden. Leicht wurde ihm diese Selbstbehauptung, als ihm der Satan in der Wüste entgegentrat. Die junge Begeisterung vor der Probe in der Welt liess sich durch keine Lokkungen irre machen. Aber es kam eine zweite Versuchung über den Herrn, damals, als er in Getsemane zitterte und zagte. Das war nach der Probe mit der Welt. Er hatte Unsägliches von ihrer Gemeinheit erlitten, die Fluten des Hasses drohten ihn zu verschlingen, und die wenigen, auf die er gebaut hatte, schliefen in tiefem Schlafe. Da schlich sich der Versucher aus dem Dunkel der Nacht und sprach: «Weisst du noch damals in der Wüste, wie du dich geweigert hast, die Menge mit Brot an dich zu fesseln? Du wolltest allein im Vertrauen auf die Wirksamkeit des Gotteswortes unter sie treten. Nun siehst du selber, dass sie ein Tier ist und nur Interessen des Magens kennt. Du wolltest die Menschen auch nicht durch ein Wunder an dich ziehen. Nun hast du selber erfahren, dass sie niemals in freiem Entschlusse sich zu Gott zu kehren, sondern allein unter schrecklichen Zeichen. Dann bekommen sie die Betangst, um sie wieder in der Sinnlichkeit zu ertränken, sobald es ihnen besser geht. Du hast mir auch die Königskrone ausgeschlagen und wolltest die unsichtbare Gotteskrone tragen. Hat sie die Welt etwa bewundert, sie, die nur auf den Augenblick brennt, um ihre Freiheit zu verkaufen und anbetend vor der Macht der Welt niederzusinken? So ernte nun den Tod am Galgen für deine törichte Schwärmerei! Doch noch ist Rettung für dein Leben, wenn du deinem Wahn entsagst und mir folgst.» Da bäumte sich die ganze Kraft der reinen Heilandsseele unwiderstehlich auf und schreckte den Geist der Nacht in seine dunklen Tiefen zurück. «Vater, nicht wie ich will, sondern wie du willst,» betet der Reine zum Reinen.

Die Reinheit Christi ist die einzige Macht, die stark genug ist, um auch heute den Kampf wider die Geister der Tiefe erfolgreich zu führen. Er selber hat sie so hoch gewertet, dass er gesprochen hat: «Selig sind, die reinen Herzens sind; denn sie werden Gott schauen.»

Tief in jedem Menschen schlummert die Sehnsucht nach Seligkeit. All die tausend Irrwege der Menschheit durch Staaten und Kirchen, durch Tugend und Laster sind ein Verlangen nach ihr. Es ist der Durst nach einem Zustande, da alle Sorgen fliehen, Meere und Erdengedanken in Vergessenheit versinken, und die Seele im Rosennebel ihres Glückes unermessliche Wonne trinkt. Wir möchten zu solchem Grad der Seligkeit gelangen, da wir sprechen könnten: «Augenblick, verweile! Verweile du süsse Stunde und ende nimmer. Werde zur ewigen Seligkeit!» Den Durst nach Seligkeit will Jesus denen löschen, die reinen Herzens sind. Ja, eine noch viel tiefere Sehnsucht will er stillen, jene Sehnsucht, die dem Streben nach Seligkeit unverstanden zugrunde liegt. Was der tiefsten und besten Geister letztes Sehnen war, das Gottschauen, will er ermöglichen. Jesus hat die Seligkeit des Gottschauens empfinden dürfen. Der Reine durfte die Reinheit schauen. Und wenn wir fragen, woher er sie empfangen habe, so führt uns die Reinheit vor Gott. Gott gab Jesus die Reinheit. In Stunden heiliger Gebetseinsamkeit auf Bergen und in der Wüste hat er sie empfangen. Es ist aber nicht sein Wille gewesen, das funkelnde Kleinod im Schrein seines Herzens zu verbergen. Uns will er diese Reinheit geben, in der er selber Gewalt hatte. Uns will er die Seligkeit schenken, die er aus seiner Reinheit schöpfte. Er hat uns verheissen, dass wir alle Geschenke des Geistes empfangen sollen, wenn wir ihm nachfolgen wollen. Nicht in geschliffenen Theorien, sondern in einfachen Worten, dass der Bauer wie der Professor ihn verstehen kann, spricht er: «Folge mir nach! Folge mir nach in der Ueberwindung deines Erdenmenschen, und lerne die Seele als einziges Gut kennen, das der Mensch unveräusserlich besitzt. Folge mir nach in den Kampf um des Vaters Reich auf Erden! Folge mir nach in die Einsamkeit der Gedanken! Lass es stille werden in dir, bis du die Brunnen der Tiefe in dir klingen hörst! Dann mag es geschehen, dass Gott auch dich in einer Stunde heiligster Ergriffenheit mit den Strahlen seiner Reinheit durchleuchtet.» Unvergesslich bleibe uns die Verheissung von Christi. Darum wollen wir Gott bitten, uns Kraft zu geben in der Nachfolge seines Sohnes, damit einst unsere unreine Welt durch die reine Gewalt des Gottesgeistes überwunden werde. Amen.

H. Domenig

# Von einigen schweren religiösen Gefahren und Entartungen[1])

Schlimmer als das Bedenken, ob Glauben und Hoffen Blumhardts Erfüllung gefunden oder nicht, ist ein anderes. Jede grosse Sache wird ja nicht von aussen her, durch Widerstand und Feindschaft der Welt, am gefährlichsten bedroht, sondern von innen her, und zwar vornehmlich auf zwei Weisen: entweder dadurch, dass sie in ihren menschlichen Urhebern auf einen falschen Weg gerät, oder dadurch, dass die Späteren, vielleicht schon die Jünger, sie verderben. Ist die Sache, die die beiden Blumhardt vertreten, diesen Gefahren entgangen oder nicht?

Was die erste betrifft, so entzieht es sich wohl menschlicher Beurteilung, ob hierin etwas gefehlt worden ist oder nicht. Eins ist klar und fest: dass Blumhardt, Vater und Sohn, gleicmässig alles eingesetzt haben, um die göttliche Wahrheit und Reinheit der ihnen aufgetragenen Sache zu erhalten und jeden ungöttlichen Weg zu vermeiden, mochte er noch so verlockend aussehen. Sie sind auch selbst die schärfsten Richter ihrer eigenen Wege gewesen und wo sie das Gefühl hatten, Gott wolle, dass sie alte verliessen und neue beträten, da haben sie keine Rücksicht auf die Gewohnheit und Menschenmeinung gekannt. So wäre es freilich nur ihr eigener Sinn, wenn wir selbst, aus Treue zu der Sache, unserseits Wege verliessen, die sie gegangen und die für sie vielleicht recht gewesen, aber nun nicht mehr dem Willen Gottes, des stets Vorwärtsstrebenden, entsprächen. Das ist gewiss, dass sie der typischen Versuchung nicht erlegen sind, die durch die ganze Geschichte hindurch fast allen Fortschritten des Reiches Gottes zum Fallstrick geworden ist: den Erfolg des Reiches Gottes durch andere Mittel zu suchen als durch Gott selbst. Sie sind weder der Versuchung der Wüste, noch der

[1]) Dieser Aufsatz ist ein Kapitel aus der im letzten Jahrgang erschienenen Serie: «Blumhardt, Vater und Sohn». Er musste im letzten Heft desselben wegen Platzmangel ausgeschaltet werden, erscheint nun aber als Nachtrag, weil er Probleme behandelt, die mir gerade gegenwärtig von grosser Wichtigkeit zu sein scheinen und mit der Arbeit der «Neuen Wege» in engem Zusammenhang stehen. Ich glaube, dass sie auch für neue Leser unserer Zeitschrift von Wert sein können. R.

des Tempels, noch der des hohen Berges erlegen, weder dem Machtdrang, noch dem Ehrgeiz, noch dem Lebensdurst, weder der Lokkung der Welt, noch dem Trug der Religion. Mit furchtbarem Ernst und unendlicher Treue, oft kämpfend bis aufs Blut, sind sie Gottes Weg gegangen, wie sie ihn verstanden, aushaltend in Selbstverleugnung, Geduld, Einsamkeit, Angefochtenheit, im Verlassensein von den Menschen, ja — scheinbar — sogar von Gott. Sollten sie doch einen Fehler begangen haben, so läge er vielleicht wohl gerade darin, das heisst: in der der Versuchung Christi entgegengesetzten Richtung, in einer zu starken Scheu vor allem Wirkenwollen, allem Hervortreten. Oder er läge an Orten, die wir nicht sehen oder die der Untersuchung durch uns entgehen. Warum sollte es nicht Gottes Sache bleiben, dies zu wissen, unsere aber, auf ihren Kampf, ihre Treue, ihre Reinheit zu schauen und uns von ihnen richten und führen zu lassen?

Anders steht es mit der zweiten Gefahr, der Entartung der Sache in der Hand der Jünger und Nachfolger. Ihr ist die Bewegung, die von Boll ausging, offenkundiger Weise unterlegen und zwar, wie uns scheint, namentlich in drei Formen: 1. in Form des Stillsitzens oder des Quietismus, 2. in Form der schablonenhaften Nachahmung oder des Methodismus und 3. in Form einer Uebertragung in theologische Theorie oder des Dogmatismus. Wir wollen sie nacheinander kurz ins Auge fassen.

### 1. Das Stillsitzen oder der Quietismus.

Eine der grossen Gefahren einer jeden geistigen Bewegung ist, wie wir gesehen haben, immer die, dass die Angehörigen, Jünger und Nachfolger der grossen Durchbrecher auf dem von diesen errungenen Sieg ausruhen. Statt durch die Bresche erobernd in die Festung vorzudringen, bleiben sie triumphierend auf ihr stehen, schauen rückwärts und sind auf das Errungene stolz. Ja, es kann vorkommen, dass die Durchbrecher selbst einem solchen Stillstand verfallen. Das ist wohl ohne Zweifel bei den Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts — zu ihrem Verhängnis — der Fall gewesen. Das Andere ist sogar bei der ersten Gemeinde Christi selbst eingetreten. Sie wollte in Jerusalem, und später in der Welt her-

um, ausruhen, seis indem sie bei den Worten des Meisters, seiner besondern Haltung gegenüber einzelnen Aufgaben, kurz, der ganzen äussern und menschlichen Gestalt seines Werkes, dem «Christus nach dem Fleisch» — wie Paulus sagt, der seinerseits diese Ruhe durchbricht, um dann vielleicht selbst an einer andern Klippe zu scheitern — stehen blieb, seis indem sie überhaupt auf dem Erreichten verharrte, sich mit seiner Verteidigung begnügte und ob der Vergangenheit die Zukunft vergass.

Sollte es teilweise auch der Sache Blumhardts so gegangen sein? Es wäre nicht zum Verwundern. Seine gottverliehene Autorität war so gross, dass sie für die, die sich ihr unterwarfen, leicht ein Bann werden konnte. Gar nahe lag die Gefahr, sich in dem Lichte, das er auf schwersten Wegen von Gott geholt, zu freuen, es für das persönliche Leben zu benutzen und die Sache Gottes — scheinbar gerade aus Frömmigkeit — Gott zu überlassen, kurz, wieder da anzukommen, von wo Blumhardt der Vater ausgegangen war.

Das ist die Gefahr des Quietismus. Weil es sich aber nie um ein blosses Stillstehen handeln kann, sondern Stillstehen des Lebens immer ein Zurücksinken in einen überwundenen Zustand bedeutet, so müsste die von Möttlingen und Boll ausgegangene Bewegung wieder zu jener Form zurückkehren, woraus sie einst hervorgegangen war: zum Pietismus, d. h. eben zu jener Art von Frömmigkeit, die, sich von der Welt scheidend, in ihrem besondern Kreis Gemeinschaft mit Gott sucht, aber das Eingreifen in die Welt und den Kampf mit der Welt scheut. Dahin sind tatsächlich manche Anhänger Blumhardts rasch gelangt. Sie warten auf das Reich Gottes, aber ganz im Stil des alten Pietismus. Von der Welt erwarten sie nichts. Ihr Reich Gottes ist wieder ein reines «Jenseits». In konservativer Aengstlichkeit klammern sie sich an die gegebenen Weltformen und die grosse Reichshoffnung im Sinne Blumhardts geht ihnen verloren.

Damit fallen sie, ohne es zu wissen, aufs stärkste von ihm selber ab. Denn vor nichts hat er dringender und leidenschaftlicher gewarnt als vor diesem zufriedenen und geniesserischen Stillsitzen auf dem einmal Erreichten; nichts hat er stärker und stetiger betont, als dass Gottes Reich nur in ständiger Vorwärtsbewegung lebe. An der ganzen Geschichte des Reiches Gottes hat er gezeigt, dass überall

dieses zufrühe Haltmachen und Ausruhen die Absichten Gottes gehemmt habe, oft für Jahrtausende. Aus den engen Schranken der pietistischen und sonstigen Frömmigkeit die Wahrheit Gottes herauszuführen, ihr einen schöpfungsweiten Horizont zu verleihen, das war der Sinn der grossen Durchbruchskämpfe beider Blumhardt. Ohne auf äusseres Revolutionsmachen aus zu sein, war ihr Wollen so revolutionär, dass jede andere Revolution davor bloss «Revision» wird. In die Welt hinein sollte das Reich Gottes, bis in alle ihre letzten Winkel, in all ihre Höhen und Tiefen und Weiten. Es war nicht der Geist des Rückzugs, sondern der der Eroberung. Aufs ärgste verleugnen würde den Meister, wer aus dieser Weite, Kühnheit und Weltoffenheit in die ungöttliche enge Sicherheit des Pietismus flüchtete. Er sänke wieder einmal aus dem Gottesreich in das Religionswesen zurück und würde alle Folgen davon erleben müssen.

Die Sache ist nun freilich so, dass dieser pietistische Quietismus sich scheinbar auf Blumhardt berufen kann. Blumhardt, Vater und Sohn, haben in ihrem Drang, das Reich Gottes in der Welt kommend zu schauen und es in die Welt hineinzutragen, doch scharf zwischen Gottesreich und Weltreich geschieden. Sie wollten die beiden nicht vermischt sehen. Sie wussten, dass es Kampf bis aufs Blut zwischen ihnen gibt; sie kämpften selbst diesen Kampf. Aber dieser Kampf sollte stattfinden und sollte mit Sieg enden. Nicht sollte ewige Waffenruhe oder gar Vergleich oder Rückzug sein. Wohl galt es zeitweilig zu warten, seis vor unüberwindlichen Hindernissen, seis, weil gewisse gottwidrige Mächte noch ihren Tag haben, sich ausleben, austoben mussten; aber dies Warten war das einer gewaltigen Spannung auf das Kampfeszeichen, ja es war selbst der stärkste Kampf, ein Kampf mit der Ungeduld von Fleisch und Blut, mit der Einsamkeit, der scheinbaren Hoffnungslosigkeit. So muss man ja auch im physischen Krieg etwa vor einer Festung warten, weil sie noch nicht sturmreif ist, aber heisst das, in sicherer Entfernung vom Feind sich Hütten oder gar Villen bauen mit einem Garten oder gar Park darum? Blumhardt blieb ein Kämpfer und Eroberer bis zuletzt, es missversteht ihn sehr, wer aus der äussern Ruhe seines Lebens, die ihm auferlegt war und unter der er, wie der Schreibende aus seinem eigenen Munde weiss,

a u f s c h w e r s t e l i t t, schliesst, dass Ruhen und Warten die wesentliche Haltung des Jüngers Christi sei, mit anderen Worten: dass die Pause des Kampfes an Stelle des Kampfes treten solle.

Eine grosse Rolle spielt dabei der Umstand, dass Blumhardt der Sohn in Alter und Krankheit und in den Weltstürmen, die ihm das aktivere Tun und Eingreifen nicht erlaubten, der Natur der Sache nach mehr auf das «Stillesein und Hoffen» als Weg und Waffe des Reiches Gottes hinwies. Es gehört auch dies zur menschlichen Gestalt seiner Erscheinung, dass er ins Alter eintrat und im Alter äusserlich anders war als in den Tagen der vollen Kraft. Aber gerade darum dürfen wir uns überhaupt nicht an diese äussere Gestalt seiner Person und Sache halten, geschweige denn an eine einzige ihrer Entwicklungsphasen. Wir dürfen über dem milden, friedevollen, zurückhaltenden Greis nicht den stürmenden, leidenschaftlichen, brausenden, revolutionären und radikalen Mann vergessen. Wir müssen überhaupt über seine ganze menschliche Erscheinung und jede Gebundenheit an ihn hinaus zu dem Leben G o t t e s, das zu vermitteln sein einziges Streben war, und wir müssen damit über den «Blumhardt nach dem Fleisch» hinaus zu dem Geist Blumhardts, der Freiheit ist. Das alles gerade nach dem Sinn und Willen Blumhardts selbst.

### Blumhardt-Worte.

D i e w a h r e H o f f n u n g f ü h r t z u m T ä t i g s e i n. Die Hoffnung aus des heiligen Geistes Licht hinaus hat die Kehrseite, dass wir lebendig werden, und zwar lebendig in den Möglichkeiten — sagen wir: Gottes, und fügen wir hinzu: auch der Schöpfung. Es gibt Menschen, die meinen, es sei gar nichts möglich, als was sie mit ihren halbtoten Augen sehen. Und wenn sie dann hoffen, ist es eine matte Sache, weil sie immer nur denken: wir können gar nichts tun, das muss vom Himmel herunterfallen. Anders bei den wahrhaft Hoffenden; sie werden ganz von selbst zu tätigen Menschen. Hoffe ich auf einen neuen Himmel und eine neue Erde, in welchen Gerechtigkeit wohnt, wie kann ich da aus des Geistes Kraft hoffen, ohne mich so zu benehmen, dass etwas Gerechtes, etwas Besseres auf Erden geschaffen wird? Denn alles, was Gott tut, muss durch uns Menschen geschehen. Das wäre falsch, wenn wir gar nichts tun würden. Sobald Gott irgendeine Verheissung in unsere Herzen legt — und die hat er uns ins Herz gelegt: dass es besser werden soll —, sobald er das tut, liegt eine gewisse Kraft darin: «Jetzt fang an! Die Hoffnung ist da, also kannst du anfangen!» Ist die Hoffnung der Gerechtigkeit gegeben, dass wir recht haben, wenn wir uns zu Gott rechnen und wenn wir unsere Nebenmenschen

zu Gott rechnen, wenn der grosse Stein der Gerechtigkeit gelegt ist und wenn er jetzt auch in des Höchsten Kraft da ist: «Selig bist du, auch wenn du weinen musst, du sollst getröstet werden; selig bist du in deinem Wesen irgendwelcher Art, du sollst also erlöst werden; selig bist du in deinen Krankheiten, du sollst doch nicht sterben» — wenn dieser Stein der Gerechtigkeit gelegt ist, warum sollen wir nicht darauf treten und versuchen, ein Häuschen zu bauen auf diesem Stein der Gerechtigkeit? Das ist das Merkwürdige mit allem, was durch den Heiland gegeben ist: es ist nicht nur eine neue Lehre, irgend eine neue Regel, es ist ein neues Leben, eine neue Kraft.

Baue dein Haus auf diesen Grundstein, und wenn Gott den Menschen helfen will, besinne dich: «Dies habe ich dazu zu tun!» Und wenn den Menschen die Vergebung der Sünden verkündigt wird und Gott ihnen nur als der Barmherzige, der den verlorenen Söhnen mit offenen Armen entgegenkommt, gepredigt wird — wenn das in unsere menschliche Gesellschaft eingedrungen ist —, warum sollen wir jetzt tot hinliegen und nur eine Hoffnung haben, bei der wir die Hände in den Schoss legen? Das kann gar nicht sein. Alles, was wir hoffen, setzt sich ganz von selbst in eine Tat um. 1909.

Kein falscher Frieden! In gewissem Sinne nenne ich es ... eine Täuschung, wenn Christen Frieden suchen, wenn sie den Frieden so verstehen, als ob ihnen durch das Evangelium ein behagliches Leben gemacht werden sollte. Das Gegenteil ist der Fall. Da gilt das Wort: «Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert.»[1]) Frieden haben wir, solange der Kampf währt, nur im Kampfe. Ein Soldat hat Frieden, wenn ihn die Kugel trifft und er tot niederstürzt als ehrlicher Kämpfer im Krieg; ein Soldat hat nicht Frieden, wenn er sich ins Zelt legt und das Gefecht verschläft.

Wir gehören in den Kampf der Welt. Die Zeiten werden für das, was wir im Glauben vertreten, immer schwieriger. Wir können uns nicht mehr wie vor fünfzig, sechzig Jahren in kleine Stuben drängen und so einfach für uns unser Christenleben führen. Wir leben in einer brausenden Welt und wir müssen uns beteiligen an diesem und jenem, wir können nicht einfach alles von uns wegwerfen.

Es gehört mit zum Kommen des Reiches, in unserer Zeit ganz besonders, dass man auch das äussere Leben in Freiheit und Gnade sieht. Es hat Zeiten gegeben, da haben die Christen nichts anderes gewusst als zu sagen: «Die Welt ist eben verloren, die Welt ist ewig Welt und wir müssen uns ganz von ihr trennen.» Heute geht die Sache anders. Wie mit Gewalt, mit Gottesgewalt, wird das irdische, ich möchte sagen das weltliche Leben, die Welt, in den Vordergrund gestellt, wie wenn es heissen würde: «Ach, es ist jetzt Nebensache, wie ihr im besonderen euer Glaubensleben führt,

[1]) Matth. 10, 34.

mit welchen Ansichten ihr ausgestattet seid, welche Formen religiösen Lebens ihr euch ausgesucht; im Vordergrund steht die grosse Frage: was macht man mit der Gesamtheit der Menschen, mit einer ganzen Welt, mit den Völkern untereinander? Was macht man mit ihnen?» Das ist heute die grosse Frage.

Kampf ist nötig. In welchen Tagen kommt etwas heraus? Offenbar in Kampfestagen. Wo es immer glatt geht, da ist es unser grösstes Unglück. Und Kampf bringt Frucht. Die Menschen sind keine Kämpfer . . ., sie richten ihr Leben ein je nach den Steinen um sie herum, nicht nach dem, worin der Feind ist.

Gott in der Welt. Heute muss man ein Gottesmann sein in der Welt. Wer das nicht versteht, hört die Stimme des Herrn nicht, die schon lange schreit.

## 2. Die Nachahmung oder der Methodismus.[1]

Man hat ja auch sonst aus Blumhardts Sache einen neuen Methodismus gemacht. Das heisst: man erhob gewisse Losungen, die er jeweilen ausgegeben, zu dauernden Dogmen, ohne zu beachten, dass sie ganz bestimmten Umständen entsprungen waren und unter andern Umständen vielleicht entgegengesetzten Platz machten. Man ahmte das, was bei ihm aus einem unmittelbaren Erleben kam, nach, ohne dass man dieses Erleben hatte. Man konstruierte, wo er gehorchte. Man verurteilte andere, deren Tun sich nicht in diese menschengemachten Schablonen fügen wollte. Man fabrizierte aus seinen freien, grossen Worten Schlagworte, um Andere zu schlagen, machte aus den Bäumen, die frei in seinem Wald unter Gottes Himmel gewachsen waren, Schlagbäume, um den freien Weg zu sperren und den Zoll eines Credo abzufordern. Kurz: man machte aus Geist und Leben Zwang und Form.

Alles wieder gegen Blumhardts Sinn und Geist. Bei ihm tat sich Gottes Geist nicht als Richten und Einengen, sondern als Verständnis und Befreiung kund. Wie er selbst in keine Schablone ging, so schuf er auch keine für andere. Die Frucht seiner Gottverbundenheit war vor allem eine grossartige Bereitwilligkeit, in allerlei Formen das Schaffen Gottes anzuerkennen. Nicht durch Neinsagen, sondern durch

[1]) Unter Methodismus ist hier nicht etwa jene religiöse Bewegung des siebzehnten Jahrhunderts und die aus ihr erwachsene Gemeinschaft verstanden, sondern die Neigung, das Leben in eine Schablone zu pressen.

Jasagen zeigte er seinen Glauben und schaffte er mit Gott. Er gab nicht die bloss bescheiden s c h e i n e n d e Parole aus, dass «Gott allein handle», dass man «Gott allein machen lassen solle», aber er anerkannte und ehrte Gott durch die Freiheit, die er den Menschen liess und den Glauben, den er ihrem Tun schenkte. Und am allerwenigsten meinte er, dass das Schaffen mit Gott gar an besondere Formen und Worte, etwa das Predigen und das Reden vom «lebendigen Gott» gebunden sei, im Gegenteil: er liebte das Schweigen von Gott und liebte das Inkognito. Er steht in der freien Bewegung des Kämpfers Gottes, die keine Schablone kennt. Was einem Denken, dem das unmittelbare Erleben fehlt und das bloss konstruiert, als Gegensatz und Widerspruch erscheint, ist in ihm eine lebensvolle Einheit. Er kennt das Warten wie das Zugreifen, das Stillesein wie das Auftreten, das Anspannen der eigenen Kraft wie das Vertrauen auf Gottes Schaffen allein. Das alles ist ihm e i n e Lebensbewegung. Er dient in allem Gott und gehorcht seinem Geheiss. Und er steht bei allem hoch in Gottes Freiheit. Es verraten ihn, die in seinem Namen Methoden und Schablonen aufrichten, damit die Menschen zu kritisieren, zu hemmen, zu trennen — vielleicht auch sich selbst zu erheben! Auch sie führen vom Reich Gottes ab zur Religion — und zwar in diesem Falle genauer: ins Reich der Pharisäer und Schriftgelehrten.

Damit leitet die zweite Gefahr zur dritten über.

## Blumhardt-Worte.

D i e F r e i h e i t d e s R e i c h e s G o t t e s. Die Liebe Gottes macht frei. Wir sind immer freie Leute gewesen, wir stehen ja in der Liebe Gottes, und ich sage auch dir, mein lieber Mensch: Wo du auch seiest, gelingt es dir, «Jesus» zu sagen, so dass all dein Eigenes herunterfällt und du in die Liebe des Vaters kommst, so bist du frei. Das Regiment Gottes braucht freie Leute .... Gott braucht bewegliche Leute. In der Liebe Gottes werden wir ungemein beweglich und je nachdem gerade die Bedürfnisse des Reiches Gottes sind, müssen wir uns Veränderungen gefallen lassen; wir können nicht jahrhundertelang in e i n e r Art fortmachen.

G o t t b e g e g n e t j e d e m v e r s c h i e d e n. Gott begegnet mir ganz anders als dir. Alle haben den gleichen Eindruck von Jehovah, aber er wird zu dir nie reden wie zu mir, dir individuell anders erscheinen als mir. Eine gewisse Freiheit bleibt der Empfindung für Gott und der Stellung

zu Gott bei jedem einzelnen, obschon man durch einen Geist zu einem Volk vereinigt ist. Jehovah ist kein Mechanismus.

Jesus ist Erlöser. Jesus ist nicht dazu gekommen, dass er unser Lehrmeister sei in der Welt und unser Zwingherr, sondern er ist unser Erlöser.

Die Wurzel des Streites. Mehr kann ich nicht sagen, als dass ich alle Menschen da hineinstellen möchte, wo wir schwach werden, damit wir können das Reich Gottes erleben. Nicht sollst du sagen: «Ich bin etwas und du bist nichts, du musst werden wie ich!» wie im allgemeinen die Christen zueinander stehen... Nichts hindert mehr als diese Stellung fast aller, die auch für Gott schaffen wollen, dass sie sagen: «Ich bin's, der Andere ist es nicht.» Wir sind aber alle in der Lage, sagen zu müssen: «Wir sind gar sehr arm, schwach und blöde, dass auch das Gute, welches wir schon haben, nur in Verbindung mit Unreinem hervortritt, wenn wir uns stark machen... Je näher du dem Reich Gottes bist, desto sanftmütiger und demütiger, desto einfältiger wirst du werden, aber Christus wird dein Leben werden... Der Geist Gottes wird fröhlich arbeiten in dir und durch dich und nicht darfst du dich fürchten vor irgend etwas in der Welt; denn Christus ist grösser als die ganze Welt. Sei schwach, so wird Christus herrschen.

Vom Bekennen. Nun sind wir die Glücklichen, dass Jesus sagt:[1]) Brauchst gar nicht überall dein Heiliges unter die Menschen zu werfen. Brauchst gar nicht überall deinen stillen, warmen, dich beseligenden Gottesdienst, dein inneres Zusammengehen mit dem Vater im Himmel auf der Strasse sehen zu lassen. Hast gar nicht nötig, zu prunken mit dem Edelsten, was dir dein Vater im Himmel gegeben hat und das nur in die Hand des Vaters im Himmel gehört. Da meinen viele Leute, sie müssen bekennen. Ich bekenne auch, ich bekenne Gott, ich bekenne auch den Herrn Jesus, aber mein Heiligtum, meine Erlebnisse, mein Eigenstes, von dem in der Bibel steht: «es hat einen Namen, den niemand kennt, ausser der, der den Namen hat;»[2]) das braucht der Welt nicht vor die Füsse geworfen zu werden. Ahnt sie in uns etwas Heiliges, dann wohl ihr; werfen wir es ihr aber vor, will ich für das, was Gott mir gegeben hat, von andern eine Ehre haben, und will es ihnen aufzwingen, dann bin ich ein törichter Mensch, der sich nicht nur unnötige Plage macht und unnötigen Hass aufladet, sondern auch sein eigenes Heiligtum erbleichen sehen wird.

Keine Bekehrerei! Sehet, wenn ich so sein müsste wie andere, die meinen, sie müssen alle Leute bekehren, dass das Reich Gottes komme, dann wäre ich tot. Wir kriegen die Welt ohne Bekehrerei ins Himmelreich. Die bekehrten sich einmal von selber; je mehr das Regieren Gottes uns zuteil wird, desto mehr gehen den andern Menschen die Augen auf...

[1]) Matth. 7, 6.

[2]) Offenbarung Johannis 2, 17.

Je mehr es uns gelingt, ganz Gott, ganz Jesus, ganz heiligen Geist zu bekommen, desto mehr wird die Welt leuchtend werden...

Da verstehen die Christen das Wort Jesu ganz falsch: «Gehet hin in alle Welt!» Gehet in eurem grossen Sinn in die Welt hinein, aber das Bekehren ist nicht eure Sache. Das fällt doch dem Herrn Jesus nicht ein, uns aufzutragen, die Leute zu bekehren! Und doch will er, dass wir das Licht der Welt seien. Nun haben es die Leute immer so verstanden, als ob das Licht, das in einem Hause brennt, auch das Haus anzünden müsste und als ob sie die Leute machen müssten wie sie selbst. Nein, es bekehrt sich von uns aus niemand. Wenn nicht der Geist Gottes bekehrt, können wir unsere Sache einstecken. Es ist etwas so Verborgenes und Hohes in den Menschen, so nur dem Vater im Himmel Gehörendes, dass unsere tappenden Hände und groben Sinne in das stille Gewebe einer menschlichen Seele, wenn sie sich auch herausringen muss, nicht eingreifen dürfen.

Freiheit. Jesus will ein Volk, das Gutes bringen darf, das auch dem bittersten Widersacher Freiheit lässt.

Keine Nachahmung! In jedem Menschen legt sich die Religion um seine spezielle Entwicklung her; es wird etwas Charakteristisches, das ein anderer nie nachahmen kann. Auf dem Boden des Reiches Gottes ist Nachahmung unmöglich, und wenn man sie versucht, kommt etwas Falsches heraus. Und das macht es auch so schön und glücklich für die Menschen, dass jeder für sich selber ein Stückchen Reich Gottes werden darf mit seiner Art und mit seinem Wesen, und das Reich Gottes soll in ihm das Vergängliche überwinden, damit das Ewige zuletzt allein bleibe.

### 3. Die Theorie und Theologie oder der Dogmatismus.

Nichts lag Blumhardt ferner als Theologie und System. Nichts hätte ihm weniger Freude bereitet, als wenn er selbst hätte erfahren müssen, dass Leute kämen, die aus den von ihm erlebten, auch in blutigem Schweiss erkämpften, Wahrheiten theologische Fündlein machten und diese vielleicht benutzten, um sich selbst zu erhöhen und andere zu erniedrigen, um sich selbst mit dem Glanz des Tiefsinns und der theologischen Überlegenheit zu umgeben oder gar Blumhardt zu giftiger Polemik zu missbrauchen, und neuigkeitsgierige Schüler von dem einfachen, aber nicht immer leichten Weg Gottes wegzulocken in die Berauschung eines theologischen Systems. Blumhardt lehnte alle solche Versuche, die ja schon früh einsetzten, mit Entschiedenheit, ja Schroffheit ab. Er sah darin eine gefährliche Hemmung für die ewig lebendige Wahrheit Gottes. Denn eine Theorie

von göttlichen Dingen, eine Theologie, legt die Wahrheit Gottes in Formeln fest und verhindert damit ihre weitere Entfaltung. Aber eine Theologie macht auch eng. Sie zwingt die Wahrheit in feste Sätze, und wird richterisch und verketzernd. Denn jene Sätze werden gar zu leicht wieder methodistische Schlagworte zum — Schlagen! Eine Theologie ist von Menschen gemacht und führt darum ins Menschenwerk und damit in Menschenknechtschaft hinein. Eine Theologie ist, trotz allem Schein des Ernstes, menschliches Spiel, führt vom Ernst Gottes ab und erzeugt den Schein, dass man Gottes Wahrheit in Theorien haben könne. Eine Theologie macht mit alledem leicht hochmütig. Denn sie erzeugt den Schein des Besitzes; Besitz aber macht satt und selbstzufrieden. Theologentum (das nicht auf Pfarrer beschränkt zu sein braucht) und Hochmut gehen fast immer Hand in Hand. Nichts bläht so sehr auf und ertötet so leicht die Liebe, als das «Wissen», besonders das vermeintliche Wissen von Gott. Nichts wird leichter zu einem Werkzeug menschlicher Eitelkeit und Herrschsucht. Der Streit stellt sich dann von selbst ein. Denn wenn Gottes Wahrheit verbindet, so trennt das Menschenwerk. Dieses ist aber bequemer. Es ist leichter, ein paar neue, durch Paradoxie und Tiefsinn blendende, einer geistigen Mode entsprechende Formeln anzunehmen, als jenen Kampf zu kämpfen, den Gott seinen Mitarbeitern zumutet und der freilich weder theologischen noch religiösen Glanz einträgt. Darum leistet aber auch jeder, der einem Kinde ein Stück Brot verschafft, für das Reich Gottes mehr, als die ganze Schar derer, die mit dem Wort Gottes auf jene Weise «Geschäfte machen».

Es könnte daher der Sache Blumhardts nichts Schlimmeres geschehen, als in die Hände der Theologen zu fallen. Er hat sich über das Schicksal, das er damit erleiden würde, drastisch geäussert. Seine Sache müsste damit sofort ins Gegenteil verkehrt werden. Nicht in Gedankengebilden, und wären sie noch so tiefsinnig oder geistreich ausgeklügelt, sollte das Reich Gottes kommen, sondern in Kräften, in Erschliessungen seiner Wirklichkeit ins geistige und materielle Leben der Welt hinein; nicht durch theologische Verhandlungen in Pfarrergesellschaften, Kirchenblättern, Büchern und Broschüren, sondern durch den praktischen Kampf der Helden und Mitarbeiter Gottes inmitten der Welt, in den Schlachten und Stürmen des Weltlebens. Und ganz und gar laienhaft sollte es kommen, in den natür-

lichen Formen und Realitäten der Schöpfung, ganz kindlich, abseits von allen Subtilitäten der Theologie und Spielereien der Philosophie. Ja, das ist die Krone der Erscheinung der Wahrheit Gottes in Blumhardt: diese wunderbare Schlichtheit, Kindlichkeit, Laienhaftigkeit. Auch darin ist er der Fortsetzer des Werkes Jesu.

Ihr sogenannten Laien, die Ihr dieses leset, lasset Euch um Gottes willen nicht in ein theologisches Netz locken und wenn es noch so «geistvoll» gewebt wäre. Ihr kommt nur von der Wahrheit ab und in eine neue, feine Knechtschaft hinein. Die Sache Blumhardts ist, wie die Sache Christi selbst, als die Sache der Freiheit auch die Erlösung von aller Theologie und das vollendete Laientum. Die Religion bedarf des Priesters und Schriftgelehrten — das Reich Gottes kommt zum Menschen als solchem, macht ihn zum Priester und lehrt ihn, was den Klugen und Weisen verborgen ist.

## Blumhardt-Worte.

T a t s a c h e n, n i c h t T h e o l o g i e. Vielen Menschen zielt nun vieles zum Guten ins Herz, zur Wahrheit und zur Gerechtigkeit ins Herz, ohne dass sie sich Gottes bewusst werden und an ihn also denken und von ihm reden. So haben es heute z. B. die Arbeiterkreise. Sie streben mit grösster Energie auf ein würdiges Menschendasein hin, indem sie gleichsam zum lieben Gott sagen: «Verzeih mir, aber ich habe einstweilen keine Zeit, an dich zu denken.» Soll ich sie deswegen richten? Ich könnte ja nicht unter ihnen arbeiten..., wenn ich zuerst Gotteserkenntnisse von ihnen verlangte...

Es muss hier so werden, dass unser Haus nicht bloss ein Freundschaftshaus ist, sondern dass alle Menschen hier aus- und eingehen und den Eindruck von etwas Göttlichem bekommen, auch ohne dass wir von Theologie reden, sondern auch, wenn wir bloss von Ochsen und Kartoffeln reden... Wenn wir kindlich vor Gott im gewöhnlichen Leben tun, so ist eben das die rechte Anbetung im Geist und in der Wahrheit, aber das Mäulchen muss nicht immer dabei sein.

C h r i s t u s u n d d i e G e d a n k e n ü b e r i h n. Glaubet nicht, dass wir etwas zum Ziel Förderndes ausrichten, wenn es nicht in irgendwelcher Weise wird, dass redliche Leute in ihm allein eins werden. Es ist alles andere gleichgültig: das ist ganz einerlei, was wir sonst für Gedanken haben. Wir wollen auf das Eine gerichtet sein; denn die Person Christi macht es schliesslich, nicht irgendeine Lehre von ihm. Einstweilen müssen wir nun eben ins Unsichtbare hineinsehen und «Jesus» schreien. Das ist nicht so arg leicht, namentlich o h n e G e d a n k e n; m i t Gedanken ist

es leicht. Es kommen so viele Leute zu mir, die schreien alle: «Jesus!», aber mit Gedanken, und ich muss viele erst gedankenlos machen, denn sie machen in ihrem Rufen zu Jesus gewisse Bedingungen, ganz unbewusst. Man ruft sozusagen in Farben: «Jesus!» Der eine ist pietistisch gefärbt und will nur den pietistischen Jesus; ein anderer ist kirchlich in irgendwelcher Weise und ruft in dieser Farbe: «Jesus!» — und es steigen menschliche Wünsche und Gedanken höher hinauf als Jesus. Es ist gerade, wie Schwereres langsamer hinaufsteigt als Leichteres. Unsere Gedanken sind gleichsam Gase. Nun rufen wir «Jesus!», das steigt nicht so schnell hinauf, weil Jesus in der Wahrheit angerufen werden will; aber unsere Gedanken steigen schnell hinauf und diese unsere Gedanken, unsere menschlichen Wünsche, unsere oft zufällig gewordenen geschichtlichen Irrtümer, kommen schnell in den Vordergrund. Dann aber hat unser Rufen: «Jesus!» keine rechte Kraft, und bald zeigt es sich, dass man es so wichtig nicht meint mit Jesus. Wenn es darauf ankommt, was sie lieber haben, ihre Gedanken oder Jesus, so kämpfen sie auf Tod und Leben für ihre Gedanken ... Mit Systemen und theologischen Überzeugungen «Jesus» rufen, kann jeder, und wenn man das nicht selber kann, dann hängt man sich an einen Lehrer und ruft im Namen dieses Lehrers «Jesus»; aber ohne Hinterhalt es besitzen, dass er der Herr ist, weil er von Gott ausgegangen ist, das ist selten ... Als mein Vater im Jahre 42 in der höchsten Verzweiflung war, da fiel ihm das Gedankenwerk herunter mit einem Ruck, da schrie er «Jesus!» und dann war alle Theologie fort ... Wo jemand es empfand und rief «Jesus!», wo jemand herausschlüpfte aus seinen menschlichen Errungenschaften, aus seiner Geburt sozusagen, aus seinen historisch gewordenen Gewohnheiten, wo jemand rief «Jesus!», und glaubend es rief, da geschahen die Wunder, da blitzte etwas vom Himmel herunter, das einem übergross und heilig ist.

Theologenstreit und Jesus. Wo ein Zahn heraussieht, der beissen kann, da ist nicht Jesus.

Der Wert des Denkens. Das Denken ist die Hauptsache, nicht das Andächteln. Man kann auch den Namen Jesu so gedankenlos aussprechen, dass einem eins auf den Mund gehört.

Bücher. Bücher nützen uns gar nichts im Kampf Gottes; es ist nur ein Geschmier.

Gott und das System. Gott ist alles, nur kein System, am wenigsten ein menschliches. Wo die Menschen einmal eine Religion zu einem System gemacht haben, da ist diese Religion fern von Gott, und wenn sie ihm noch so nahe stand, ja wenn sie von ihm selbst ausging. Denn Gottesdienst treiben und aus dem Gottesdienst religiöse Systeme bilden, ist genau derselbe Gegensatz, wie einem Herrn dienen und den Herrn vergewaltigen.

Gelehrsamkeit. Da meint man immer, Jesus sei so bedeutend,

weil er ein Gelehrter war. Die armselige Gelehrsamkeit macht keinen Menschen göttlich gross, sondern das macht ihn göttlich gross, wenn der Herr mit ihm spricht von Zeit zu Zeit. Das müssen wir haben, und wenn wir es nicht haben in unsererZeit, so müssen wir darum beten, dass wir es bekommen. Ich will nicht von Professoren oder von Menschen sonst in den Himmel gewiesen werden; ich glaube meinem Einzigen, ich kann bloss einer Stimme Gottes glauben.

Gedankenfrieden. Den Frieden Gottes ins Gedankenwesen der Wesen hineinzuziehen, ist von jeher nicht gegangen... Das Evangelium muss sich in Freiheit und Frieden den Herzen beweisen.

Religiöses Denken und Kindersinn. Ich habe immer Angst, wenn die Leute heute so viel über religiöse Sachen nachdenken. Da kommt man mehr oder weniger daneben. Eigentlich wollte Jesus das Voraus-denken abschaffen; darum sagt er: «Seid wie die Kinder,» und deshalb betont er, dass die Menschen von Gott gelehrt sein werden. Das Denken kommt natürlich immer hintendrein. Auf diese Weise schadet es nichts, sondern ist eine Freude über Erkanntes und Erlebtes. Aber das Voraus-denken, ehe es uns von Gott gegeben ist, ist immer vom Übel.

Programmatisch, nicht dogmatisch. Dogmatisch redet ein Apostel überhaupt nie; es ist alles programmatisch gesagt, was die Apostel sagen und auch Jesus. Sie fühlen sich in der Bewegung der Kräfte des Himmels und der Erde und greifen in diese Geschichte der Bewegung, in dieses Rollen der Geschichte, hinein.

Kinder. Ich wünsche, es möchten Kinder in den Weinberg Gottes kommen, die einfach Erquickung sind.

Logik und Leben. Unsere Wissenschaft muss über die Logik hinaus ein Gesetz des Lebens werden.

Einfachheit. Auf unsere Gedanken kommt's nicht an, auf unsere Herzen. Das Zukünftige der Religion muss so einfach sein, dass alle es verstehen.

Überraschend. Es wird uns jedermann zugeben, dass das Reich Gottes nicht nach logischen Begriffen wird, sondern durch Überraschungen.

Propheten und Systematiker. Die Propheten hat man gesteinigt, die Pharisäer nie. Leute, die zu den Füssen Gottes sitzen, werden aber heute noch gesteinigt. Systematiker nie. Was ist das für eine Lobhudelei, wenn einer «wissenschaftlich» ist; da kann er alles in Frage stellen: Gott und Christus und Auferstehung, man zieht immer noch den Hut herunter vor ihm. Sitzt aber einer zu den Füssen Gottes und unmittelbar, bloss mit dem Herzen Gott suchend, ungefragt, ob es gefällt oder nicht, dann ist es heute noch so, dann mag man es nicht. Warum? Weil es richtet, weil man es nicht so behaglich lesen kann. Dann wirft man's in den Papierkorb und sagt: «Das kann man nicht lesen!» Aber das

gottlose Zeug kann man höchst behaglich lesen, mit der Pfeife im Mund, bis nachts zwei Uhr!

Was Jesus gibt. Jesus gibt uns keine Religion, keine Philosophie und Moral, er gibt uns Kraft.

Was einen Christen macht. Was hat einer von Erfahrung und Einsicht ins Göttliche? Das heisst: Was hat er Gemeinschaft mit Gott? Und dann: Was hat er von Kraft der Busse gegenüber der Finsternis in der Welt? Das macht den Christen. Alle Gelehrsamkeit, alle Kirchlichkeit, alle gelernte Frömmigkeit macht noch keinen Christen. Aber ein wenig Licht nach oben, und ein wenig Erfahrung nach unten, und der Mensch fest zu Gott stehend — in Abkehr von allem Finsteren und Zukehr zum Licht —, das macht einen Christen, er mag heissen wie er will.

Die wahren Träger des Evangeliums. Wenn das Evangelium nur von uns Pfarrern bedient würde, wenn nur Menschenweisheit auf den Kathedern der Gelehrten dieses Evangelium zu erhalten hätte, dann wäre es schon lange gestorben; denn wahrlich, ich sage euch: es kommt nie darauf an, dass wir etwas Wissenschaftliches vom Christentum wissen, dass wir irgendwelche Glaubens- oder Moralsätze uns einprägen . . ., das ist es nicht; das Wesen des Christentums steht nicht in unserem Verstande, sondern dort, wo einfältige Herzen immer wieder aufgeweckt werden, wo die Auferstandenen sind, die Unerklärlichen, für die man kein Wort der Wissenschaft hat. Wenn diese oft aus den geringsten Leuten herkommenden, fröhlich glaubenden Leute nicht wären, dann würde das Evangelium ersterben.

L. Ragaz

# Zum Gedanken der kommunistischen Siedelung

Victors Panin's Buch «Die Sühne»[1]), das sich bewusst in den Dienst des kommunistischen Siedelungsgedankens stellt, ist eine freie Fortsetzung seines frühern Buches «Die schwere Stunde», an deren Schluss schon, fast unauffällig noch, eine kommunistische Siedelung in den Gesichtskreis trat, in der ein ehemaliger Moskauer Arzt mit Bauern zusammen lebt und arbeitet und sie pflegt. Erlöst von seinem frühern üppigen Stadtleben lebt er nun «mit ruhiger Seele». «Die Hauptsache», sagt er, «ist die, dass dieses widerwärtige, erdrückende Gefühl der Geldgier, der Feindseligkeit zu den Menschen geschwunden ist. Ich bin den Menschen näher getreten, — wenn Du wüsstest, welche grenzenlosen Reichtümer in einer jeden dieser

[1]) Verlag A. Seehof & Co., Berlin 1921.

einfachen Seelen verborgen sind. Ich fühle, dass ich jetzt meine Sünden abbüsse, die ich während 30, 40 Jahren begangen, wo ich als Parasit von fremder Arbeit lebte und immer wie ein Wolf um mich blickte. Jetzt aber erfüllt mich ein Gefühl der Rührung, wenn ich mit den Menschen in Berührung komme.»

«Die Sühne» versetzt uns, einige Jahre später, in diese Siedelung oder, wie Panin sagt, Commune. Auch in diesem Buch, wie in der «Schweren Stunde», sind die Gestalten von ausserordentlicher, oft erschütterndster Lebendigkeit. Wenn wir hier den Siedelungsgedanken herauszugreifen versuchen, so erfassen wir damit nur einen Teil seines Inhaltes. War die «Schwere Stunde» die Darstellung des Zusammenbruches eines vor dem Kriege berühmten Mannes auf allen Gebieten seines Lebens als Beginn einer völligen Erneuerung seines innern wie äussern Daseins, so ist «Die Sühne» auch noch nicht die Entfaltung des vollen neuen Lebens. Ihre Menschen stehen wie einst Moses an der Grenze des gelobten Landes, dürfen hinüberblicken aber nicht hineingehen, sondern müssen in der Wüste sterben. Nach des Buches Motto: «Wer Sünde tut, ist der Sünde Knecht», sind sie noch Knechte der Sünde und unter deren Fluch; ihr Sühnen gibt dem Buch den Titel. Sie erkennen die dämonischen Mächte, die bisher in ihnen herrschten, bäumen sich dagegen auf und kämpfen bis zur Erschöpfung. Damit dringen sie innerlich ins neue Leben ein, wenn sie auch äusserlich noch keinen oder nur einen winzigen Schritt ins Land der göttlichen Freiheit und Reinheit tun dürfen, das das Gegenteil der alten Knechtschaft der Sünde ist. Aeusserlich untergehend, sind sie innere Sieger.

Vielleicht stellt «Die Sühne» den Dämon der sinnlichen Gier zu sehr in den Vordergrund im Vergleich z. B. zur Geld- oder Machtgier. Aber vielleicht hat der Verfasser auch damit recht, vielleicht laufen tatsächlich alle Sünden zuletzt in der sinnlichen Ausschweifung zusammen und erreichen dort ihren Höhepunkt, dem die Katastrophe folgt.

Doch wir wollen uns hier ja nicht mit den inneren Revolutionen, die diese Menschen erleben, befassen, sondern nur mit dem Schauplatz, auf dem diese sich, ohne grosse äussere Ereignisse, vollziehen. Die Commune ist eine vollständige Lebensgemeinschaft einer Anzahl

Menschen, die sich etwa drei Stunden ausserhalb Moskaus in einem ehemaligen Hotel angesiedelt haben. Die Bewohner der Commune, die Communisten, sind buntzusammengewürfelt, vom Zufall hinverschlagen.

Zwischen den eben angedeuteten innern Umwälzungen im Leben und Wesen der Communisten und ihrem gegen früher ganz veränderten äussern Dasein ist wohl das der Zusammenhang, dass die durch Krieg, Revolution und Eintritt in die Kommune geschaffenen neuen Verhältnisse alle durch lebenslängliche Gewohnheiten, Verstellungen und Lügen eingekapselten Gewissenskonflikte und zurückgedämmten seelischen Spannungen zum Aufbrechen und zur Auslösung bringen. Den äussern Verhältnissen die Auslösung, nicht die letzte Verursachung, der innern geistigen Revolution zuzuschreiben ist nicht Materialismus. Denn diesem ist Materie das einzige und oberste. Hier aber d i e n t das Materielle Geistigem, Innerlichem. Einen fördernden oder, noch häufiger, hindernden Einfluss des Materiellen auf das Geistige leugnen, heisst eine unendliche Lebenstatsache verkennen, ist die Verirrung jener Religion, die Glauben und Welt von einander trennen und jedem seine «Eigengesetzlichkeit» zuschreiben will, womit sie in der Welt alles Krumme gerade und alles Kranke normal sein lässt. Hatten wir in der bisherigen Ordnung der Mechanisierung und Entrechtung der Arbeit, des Wohnungselendes, der geschäftlichen Ausbeutung der menschlichen Laster und Schwächen mehr Gelegenheit, schlimme Wirkungen jenes Einflusses zu sehen, so dürfen wir darauf rechnen, dass eine neue Ordnung der Brüderlichkeit und Freiheitlichkeit, der Pflege der Würde und Gesundheit des Menschen und der Entwicklung seiner Verantwortlichkeit einen segensreichen Einfluss auf sein geistiges und seelisches Wesen ausüben würde.

Doch zurück zu unserem Buch. Das erste Wort des Buches: «Halt, ihr Lieben!», vom Guten Menschen, jener durch «Die schwere Stunde» wie «Die Sühne» hindurchgehenden Verkörperung abgeklärter, schlichter Güte und Lebensweisheit, an zwei Ackergäule gerichtet, versetzt uns augenblicklich in das Grundelement des Communelebens, die L a n d a r b e i t. Das ist kein Zufall, sondern es ist bei Panin die allererste Regel des Communedaseins, dass sich alle an der Feld- und

Gartenarbeit zu beteiligen haben, nur wenige ausgenommen, z. B. der Arzt; doch dieser macht freiwillig mit.

Diese, wie alle andern Regeln des Communelebens, will Panin nicht theoretisch entwickeln, logisch begründen, systematisch lehren, sondern plastisch, in lebendigen Gestalten, in Bewegung, in Taten den Lesern fast unbemerkt vertraut und sie im Tun und Denken eines Communelebens heimisch machen, wobei dieses allerdings weit davon entfernt ist, ein gemütliches Idyll zu sein.

Auch Heinrich Vogeler, der Worpsweder Maler und «Edelcommunist, der einen praktischen Siedlungsversuch in Deutschland ins Leben gerufen hat, erklärt, dass man von der «Ernährungsbasis» ausgehen müsse, das heisst von der Not, dem Volke sein tägliches Brot zu schaffen, das ihm durch keine kapitalistische Handelspolitik wieder verschafft werden könne, sodass Selbstversorgung die einzige Möglichkeit sei. Peter Kropotkin hat diese Notwendigkeit der Selbstversorgung schon vor mehr als zwei Jahrzehnten verkündet, und heute weist die immer noch wachsende Währungswirrnis in der gleichen Richtung. So ist auch für Panin die Landarbeit keineswegs Idyllromantik, Naturschwärmerei, so oft auch eine innige Naturfreude zu Wort kommt, sondern praktische Notwendigkeit. Die Commune muss ihre Nahrung selbst erackern. Djed, der ehemalige Grosstadtmensch, lernt das Pflügen gar nicht leicht. Als er zum ersten Mal hinter einem Pflug steht, da beginnen «die Zick-Zack, das Holpern der Pflugschar» und bei den Wendungen will es durchaus nicht gelingen, eine neue Furche anzufangen. Das Steinesammeln auf dem Acker macht ihm Rückenweh und beim Kalken der Obstbäume leistet er nicht die Hälfte von dem, was der an Handarbeit gewöhnte Gute Mensch fertig bringt. Zudem plagt ihn ständig, dass ihm wieder das Denken dazwischen kommt, Reflexionen lenken ihn von der Arbeit ab, er gleitet in Träumereien hinüber und plötzlich entdeckt er, dass Pflug und Pferde vor ihm ruhen, ohne dass er ihr Stehenbleiben gemerkt. Dr. Miroff erklärt ihm: «Körperliche Arbeit, Brüderchen, bedarf nicht des Denkens, das stört eher.» Djed sagt sich, Miroff habe recht, «und dennoch erhebt etwas in mir glühenden Protest gegen seine Wahrheit. Der menschliche Gedanke würde unter der schweren Last physischer Arbeit verstummen, entarten! Muss die Sichel,

welchte die goldenen, ährenreichen Felder mäht, unabänderlich und tödlich die genialen Gedanken des Schnitters durchschneiden? ... Bei diesem Gedanken wird es mir schmerzlich, unheimlich zumute; leben und nicht denken ... brr!»

Aber was kommt denn bei all dem Denken heraus: «Die Furchen in der Erde sind Quellen des Lebens —, und die Furchen unserer Gedanken?»

Die praktische Arbeit stellt Djed vor das Problem der Vereinigung von Hand- und Kopfarbeit, sie aber lässt ihn auch die richtige Lösung vorläufig wenigstens ahnen. Früher suchte er die Wahrheit mit dem Verstand, um sie gleich darauf eben damit wieder zu zerpflücken. «Jetzt aber ist es ganz anders ... Zuweilen, wenn ich hinter dem Pfluge einherschreite, den Dünger im Stall zusammenfege, erleuchtet mich plötzlich ein neuer Gedanke wie ein Lichtstrahl ... Wenn die neue Wahrheit in meine Seele dringt, so ... nehme ich sie blindlings voll und ganz auf, ich fühle wie ich reife, fühle das allmähliche Wachsen meiner Seele.»

Neben der Gefahr der Naturentfremdung und der Entwöhnung von praktischer Arbeit verfallen die Nur-Kopfarbeiter und Denkmenschen leicht der Gefahr, sich in bester Absicht vielleicht, aber doch so in das Leben anderer einzumischen, dass sie sie beeinflussen, geistig leiten und dadurch sich unterordnen wollen. Auch das ist schon eine Art Herrschsucht und Unterdrückung, also Drachensaat, aus der Hass, Streit, Krieg hervorwachsen. Diese feine Art des Herrschenwollens, die gerade auch in der sozialistischen Bewegung leicht den sog. Intellektuellen unterläuft und von den Handarbeitern rasch empfunden wird, ist das zweite Problem, das Djed bei der praktischen Arbeit in Feld und Stall aufgeht und ihn beschäftigt.

Der einfache Gute Mensch muss, wie immer, dem gebildeten Djed die Lösungen zeigen. Das Denken überhaupt, besonders auch das Denken über andere, muss einmünden in das eine: den «feierlichen Gottesdienst der Liebe», den man dem Nächsten darbringt. Nicht mit dem Kopf, mit dem Herzen zu verstehen, rät er Djed, und dieser sieht beim Guten Menschen selbst stets «das Herz weit geöffnet» und deshalb sein Leben überall einfach und leicht. Das ist dann keine Kluft und kein Gegensatz mehr zwischen Denken und prak-

tischem Tun, da mischt sich das Denken nicht mehr herrisch in die persönlichen Rechte anderer. Panin spricht damit aus, dass die Vereinigung von Kopf- und Handarbeit, die der Anarchist Kropotkin fordert, und die Wahrung des Rechtes jeder Persönlichkeit, welches der berechtigte und tiefe Kern des Anarchismus ist, nicht durch das nüchterne Wesen des Verstandes, nicht durch geschäftmässig rationalistische und materialistische Ueberlegung, mit andern Worten durch die Verfolgung materieller Interessen bewerkstelligt werden kann, sondern einzig durch das Geheimnis des Herzens, durch Lieben und Dienen.

So wächst hier aus dem, was das Communeleben aus Gründen der praktischen Notwendigkeit in die vorderste Linie stellt, aus der materiellen Nahrungsbeschaffung, der Ernährungsbasis, ungezwungen, natürlich und dadurch lebensecht die geistige, sittliche und seelische Grundnotwendigkeit des Communelebens heraus: «Ihr Kindlein, liebet euch untereinander.» «Wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen.» Dieses geistige Leben kann aus der praktischen Arbeit herauswachsen, weil es darin liegt, ja ihr zugrunde liegt. Denn diese praktische Arbeit in brüderlicher Gemeinschaft kommt erst aus dem Willen zur Bruderliebe und zum Dienst an den Brüdern, und dieser Wille gewinnt in der praktischen Arbeit Gestalt, Leben und Kraft.

Aber auch noch für den Menschen selbst quillt aus dieser praktischen Arbeit in brüderlicher Gemeinschaft ungesucht ein Strom der vollsten Befriedigung und innigsten Lebensfreude. Immer wieder bricht in der «Sühne» als unendlich wohltuender Kontrast zu all' ihrem Schrecklichen eine innige Freude am Geruch der frisch gepflügten Erde, an der Sonne, den Gräsern und Blumen und Bäumen und allen lebenden Wesen durch, jene Freude, in der der Mensch wie in keiner andern gleichsam schwimmen, sich der Erdenschwere und den Erdensorgen enthoben und ins Bereich des ewig Klaren und Spiegelreinen getragen fühlen kann. «Mir ist, heisst es z. B. ... als sei mein ganzes Wesen von Erdgeruch durchtränkt ... es wird mir so wohl in der Seele ... ich lache leise, ohne Grund ... Weniger mit dem Verstand, mehr mit dem Herzen fühle ich es und bin bis in den Seelengrund durchdrungen von diesem geheimnisvollen, unlösbaren, tiefen

Band, das zwischen mir, dem Hahnenfuss, dem Regenwurm und der Erde besteht ... ich flüstere leise vor mich hin: Ihr Nahen, Lieben!»

Weiter noch trägt dieser Naturgenuss, er wird zum Gottesdienst, der Obstbaum wird zum Gottesbäumchen, der Vogel zum Gottesschwälblein und um den Stamm eines Baumes Asche streuen ist «den Bäumen Gottes einen Dienst erweisen».

Wo dergestalt im Landleben derjenige Boden gesehen wird, den Körper, Herz und Seele für ihre Befriedigung und Entfaltung unbedingt brauchen, da muss natürlich über die Grosstadt ein Urteil gefällt werden wie im 17. und 18. Kap. der Offenbarung Johannis über die «grosse Stadt», die Babylon genannt wird, die Mutter aller Greuel auf Erden, welche Gott durch Tod, Leid, Hunger und Feuer richten wird. «Wie steht es denn mit den Städten?» fragt Djed den auf dem Sterbebett liegenden Bjelji, der auf das, was sein Leben gestaltet und verunstaltet hat, zurückblickt. «Zerstört müssen sie werden,» bricht es aus diesem hervor, «das ist ihr Schicksal, diese verfluchten Städte, welche den Menschen bedrängten ..., in denen der Mensch erstickt, sich herumschlägt, ohne sich jedoch herausreissen zu können! Zerstören muss man sie!» Ein andermal, auf dem Weg nach Moskau, sieht Djed das Häusermeer vor sich und es erweckt in ihm den «Eindruck, als hätte jemand mit schöpferischer Hand etwas Grossartiges zu schaffen beabsichtigt, dem hohen Flug menschlichen Genies ein grandioses Denkmal errichten wollen und wäre bei der Arbeit vom Wahnsinn ergriffen worden. In einem Anfall menschlichen Irrsinns hätte der Schöpfer an Stelle eines zum Himmel aufstrebenden Denkmals ein Chaos von rauchenden Kaminen, dunklen Fabrikschornsteinen, Glockentürmen, Kuppeln, Gefängnissen, Bordellhäusern geschaffen, die tief und schwer auf der Erde lasten und dem Menschen Himmel, Freiheit, Raum verbergen, ihn erdrücken ... hilflos erstickt eine Generation nach der andern darin ... und in seinem naiven Wahnsinn glaubt er, der Fluch des Schicksals laste auf ihm ... aber es ist doch nur ein selbstgeschaffener Fluch ... Mir scheint, der Mensch kann nicht eher frei werden, sein Leben sich nicht eher rein und glücklich gestalten, bis diese Ungetüme von Städten, aus Sünde geschaffen und durch Sünde lebend, geschwunden sind.» «Die Menschen lieben, gebären, sie quälen einander, sie morden und verwan-

deln das stickige Leben inmitten dieser Steinwände, dieser äusserlich schweigsamen, rätselhaften Gefängnisse in eine wahre Hölle.» Der furchtbar tief gesunkene Nosatji erzählt in seiner Beichte: «Schwer niedergedrückt schlenderte ich damals in den Strassen dieses sündigen Sodoms umher und trug auf meinen Schultern die unerträgliche Last und Bürde der Stadt. Sie war es ja, die mich so tief in die Verderbnis, in den Schlamm der Sünde hineingezogen hatte! U—uh! verflucht sei sie!» In einem Märlein, das der Gute Mensch Kindern erzählt, haben Kinder die von einem bösen Dämon gefangen gesetzte Sonne befreit und kommen nun zu der vorher in Dunkel getaucht gewesenen Stadt zurück, sehen überall hohe Zäune, Mauern, Paläste und Gefängnisse und an jeder Haustür die Inschrift: «Das ist mein, rühr es nicht an!» Verwundert fragen sie: «Wozu brauchen wir denn Paläste, Gefängnisse, Gitter, Ketten und Fesseln, Zäune und Mauern? Sie werden uns nur hindern, lustig zu spielen und uns zu tummeln?» Da zerstören sie alles dieses Gemäuer und die Erde wird wieder zum Paradies. Gewiss ist das Warnen vor der Stadt nichts Neues, aber alle Wahrheiten müssen eben unendlich oft gesagt werden, bis sie durchdringen.

Wie sehr die Liebe zum Land und der Hass der Stadt zum Siedlungsgedanken hindrängen, ist klar. Aber anderseits müssen wir uns wohl sagen, dass erst da seine Verwirklichung möglich ist, wo sich eine so klare Erkenntnis von den Schäden der Grosstadt und eine solche Liebe zum Land Bahn gebrochen haben, dass die Voraussetzungen da sind, um das Stadtleben mit all seinem Luxus und seiner Verwöhnung und Verweichlichung aufgeben und das Landleben mit seiner Einfachheit und seiner oft rauhen und schweren Arbeit auf sich nehmen zu können.

Nur kurz, ganz im Sinne Kropotkins, nimmt Panin zum Fabrikproblem, das mit dem Grosstadtproblem ja enge Beziehungen hat, Stellung. Bjelji, der Fabrikarbeiter gewesen ist, sagt: «Tag und Nacht raucht und qualmt es dort, und die Seele überzieht sich auch mit Rauch und Russ und kann durch kein Wasser reingewaschen werden.» Wie sehr sollten sich manche, die Fabrikarbeitern Religion predigen wollen, das merken. Djed antwortet darauf Bjelji, dass es ja aber doch nicht ohne Maschinen, z. B. Pflüge, gehe, worauf dieser

ihm erwidert, dass die Pflüge im Dorf hergestellt werden können und sollen; er fordert also das, was Kropotkin die Dezentralisation der Industrie nennt, und wofür jener schon vor Jahrzehnten mit sorgfältigster, wissenschaftlicher Begründung eintrat.

Auch die Frage der Verrichtung der Hausgeschäfte in der Commune ist nur kurz angedeutet, doch so, dass Panins Vorstellung über die Regelung dieses Punktes im Communeleben deutlich hervorgeht. Alle haben daran teilzunehmen. Panin glaubt, dass selbst verwöhnte Grosstadtmenschen sich leicht in sie hineinfinden, ja imstande sein werden, sie innerlich zu beleben, wie es Njussia tut, über die wir wohl mit Djed leise lachen, wenn wir sie, auf den Knien den Fussboden scheuernd, die Worte eines Gedichtes vor sich hinsagen hören: «Von geistigem Durst gequält, wandere ich durch die Wüste.» Dazu erklärt sie: «Wundervolle Verse sind das, Papotschka, darin verschwindet der Fussboden vollkommen ... man kriecht auf den Knien in dieser endlosen Wüste umher, man schleppt sich im Sande dahin! Und heiss ist es, denn der Sand ist ja glühend, wie soll man da nicht Durst empfinden?» Auch da wieder verbindet und vereinigt sich Hand und Kopf, Denken und Tun, das körperliche Sichmühen ist nicht die Vernichtung des geistigen Lebens, sondern wird im Gegenteil die Anregung und Grundlage desselben. Von einem seltsam geschweiften Schornstein beim Goetheanum der Anthroposophen in Dornach wurde mir einmal gesagt, das bedeute die Versinnbildlichung der Uebereinstimmung von Innerm und Aeusserm, von Geist und Körper durch die Anpassung der Form des Schornsteins an die ihn durchziehenden Flammen und Gase. Ich achte auch diesen Ausdruck unseres tief-menschlichen Bedürfnisses nach einer Vereinigung und Harmonie von Innerm und Aeusserm, Leib und Seele, Wesen und Form, aber wie unendlich einfacher, schlichter und verständlicher und natürlicher ist doch die Darstellung des gleichen Gedankens bei Panin.

P. Kropotkin versucht, die Vereinigung von Kopf- und Handarbeit wissenschaftlich, vernunftgemäss als wirtschaftlich richtig und vorteilhaft nachzuweisen, ohne dabei freilich zu vergessen, auch auf eine tiefere, geistige Bedeutung dieser Vereinigung hinzuweisen. Panin will uns die gleiche Wahrheit auf dem unmittelbaren Wege,

durch das Herz, nahebringen, und es mag sein, dass uns ein tiefes Sehnen in unserm Innern noch rascher zur Zustimmung bringt als der Verstand. Zu einer dauerhaften, gesunden Verwirklichung der Siedlungsidee wird aber nötig sein, dass beide Kräfte, die des Herzens wie die des Verstandes, sich vereinigen, um die nötige Triebkraft und Tatfreude wie auch die unerlässliche, planmässige und sorgfältige Ueberlegung und Anordnung für die Vereinigung von Hand- und Kopfarbeit zu liefern.

Ganz besonders Anlass hat man zweifellos als Sozialist, sich mit dem Problem der Vereinigung von Hand- und Kopfarbeit zu befassen. Wie in der «Sühne» Djed empfindet, dass ihn die früher gewohnte Art des Denkens, die von der praktischen Arbeit und der tätigen Brüderlichkeit losgelöst war, immer wieder in Gefahr brachte, sich befehlerisch in das Leben anderer einzumischen, so ist es durch die ganze Weltgeschichte hindurch gewiss immer wieder so gewesen, dass die Intelligenz, die Schlauheit einiger Menschen der Ausgangspunkt für die Bildung von bevorrechteten und unterdrückten Klassen, von Besitzenden und Mächtigen und Besitzlosen und Ausgebeuteten war. Diese Quelle der vom Sozialismus bekämpften Gesellschaftsordnung verstopfen wir, wenn wir Kopf- und Handarbeit in brüderlich-gemeinschaftlicher Arbeit vereinigen.

Noch zahlreiche andere Probleme eines kommunistischen Gemeinschaftslebens berührt die «Sühne», nicht in systematischer Erörterung und Abhandlung, sondern indem sie diese Fragen lebendig, greifbar vor uns hinstellt, uns hineinversetzt. Wir sollen sie erleben und dabei lösen. Ich glaube, dass diese unsystematische Weise, uns in die Welt der Commune geistig hineinzuführen, besser ist als vieles lehrhafte Predigen oder noch so weise Gebieten. Immer wieder ist es der Fehler der Lehre der Menschen gewesen vom Alten Testament, der Thora, dem Koran bis zum modernen bürgerlichen und kirchlichen Gesetzeswesen, ja bis zur Lehre Moskaus, in geschriebenen und ungeschriebenen Satzungen und Ordnungen, Leben und Persönlichkeit der Menschen in zahllosen Einzelbestimmungen, Gesetzen, Regeln und Formeln zu ersticken. Ganz anders hat Christus überall durch Wort und Beispiel nur das grosse Ziel des Daseins und den wahren Sinn der Dinge, die reinen Kräfte des Lebens gezeigt, die über Zeit und Ort stehen, nicht

aber Einzelvorschriften gegeben, die zeitlich und räumlich beschränkt sein müssten. Gerade darin mit liegt die Unvergänglichkeit und ewige Wahrheit seiner Botschaft. Es scheint mir, dass Panin sich seine Art der Lehre zum Vorbild genommen hat und daran gut tut, indem er nur die Grundsätze und Richtlinien des kommunistisch-brüderlichen Lebens mit seinen Worten und seinen lebendigen Beispielen uns einprägen will, es dann aber den Menschen und dem wirklichen Leben überlässt, im einzelnen das tausendfältige Dasein darnach zu gestalten.

Eins der angedeuteten Probleme des Communelebens ist die Behandlung der Verbrecher. Ein Communist hat unterschlagen, gemeinsames Gut für sich auf die Seite gebracht. Darob grosse Aufregung bei einigen. Wojaka, der nicht aus den Reihen der Intellektuellen, sondern aus dem Arbeiterstand kommt, verlangt Nachsicht für die, welche erst ein Jahr in der neuen, aber vorher ein Leben lang in der alten Welt lebten und alle ihre Laster und Fehler mitgebracht haben. Die Commune muss eine riesengrosse Lebensschule sein, wo Herz und Seele erzogen und veredelt werden, wenn auch noch ein oder zwei Generationen vergehen werden, bis die Menschen den «Communen gleichsam wie einem Schmelzofen der Reinigung und Veredlung entsteigen». «Das ist mein fester Glaube, sagt Wojaka, ich glaube, es wäre besser, die Fehler der Menschen zu heilen, sie ihnen klar zu machen, als sie zu tadeln und zu strafen.» Das ist kein ausgeführtes Strafreform-Programm, nicht einmal eine neue Ansicht, ein neues Prinzip dazu. Es ist nur der Grundsatz, den wir als richtig erkannt, aber noch nicht verwirklicht haben, als Baustein in das Gebäude der kommunistischen Lebensgemeinschaft eingefügt. Aber ist es nicht vielleicht eben diese Einfügung in ein dazu stimmendes Ganzes, was den neuen Ansichten des Vorbeugens und Heilens für die Behandlung des Verbrechers zur Verwirklichung bisher fehlte?

Ein schwieriger Punkt ist die Gestaltung des Verhältnisses zwischen den Communisten, die aus den Reihen der Intellektuellen, und denen, die aus dem Arbeiterstand herkommen. Die Intellektuellen haben zum Teil doch noch das Gefühl, dass die gemeinen Handarbeiten eigentlich ihrer nicht ganz würdig seien, zudem leisten sie darin weniger als die alten Handarbeiter, was diese ihnen verübeln und

weshalb sie die Wiedereinführung der Akkordarbeit statt der Zeitarbeit durchsetzen. Damit ist wohl die Meinung ausgesprochen, dass auch eine kommunistische Siedelung wenigstens vorläufig nicht anders können wird, als durch solche äusserliche Antriebe wie die Akkordarbeit den Hemmungen entgegenzuwirken, denen Menschen, die aus den Anschauungen und Gewohnheiten der privatkapitalistischen Ordnung herkommen, bei ihrer Arbeit auch in der Commune noch mehr oder weniger unterliegen werden.

Im allgemeinen ist Panin wohl der Ansicht, dass die Intellektuellen alter Schule den Handarbeitern gegenüber ins Hintertreffen geraten. Er glaubt, dass ihr Vorsprung an geistiger und wissenschaftlicher Bildung von den Handarbeitern verhältnissmässig rasch eingeholt werden wird und diese ihnen dann in jeder Beziehung überlegen sein werden. Wojaka verkündet den Untergang der Intellektuellen als Kaste und das Heranwachsen von dazu fähigen Bauern und Handarbeitern zu wissenschaftlicher Bildung und Tätigkeit, ohne dass diese neuen Gelehrten und geistigen Führer dabei aus der Reihe und dem wirtschaftlichen und sozialen Stand ihrer alten Kameraden ausscheiden. So soll der Mensch Kropotkins entstehen, welcher Bauer, Handwerker, Wissenschaftler und Künstler zugleich ist.

Von nicht sehr grosser Bedeutung, aber bezeichnend ist die Schwierigkeit, die die Communisten, welche aus gebildeten Kreisen kommen, empfinden, wenn sie mit Menschen ohne feine Manieren, ohne die ihnen gewohnte Reinlichkeit, vielleicht gar mit unangenehm wirkenden Gebresten zusammenleben, an einem Tische sitzen sollen. Der Gute Mensch gibt Djed eine kleine Anschauungslektion über dieses Kapitel, als er bei Tisch den Platz neben Nosatji mit seiner übelriechenden Wunde aussucht, und er erschüttert Djed, als er ihm die Geschichte einer alten, verkommenen Frau erzählt, deren Sterben er mit einem einzigen Wort, der mit besonderer Zärtlichkeit gesagten Anrede: «Schwesterchen, du liebes», mit «dieser Liebkosung ihrer Seele», freundlich gemacht hat.

Deutlich spürt man aus alledem die Mahnung an die Gebildeten und bisher Bevorrechteten heraus, «zum Volk» zu gehen, jener Losung gemäss, die schon vor Jahrzehnten die russische Jugend, vor allem auch die russischen Frauen erfüllte, wie es Kropotkin in seinen Memoiren schildert. Vielleicht ist dabei nur insofern eine kleine, aber

nicht unwichtige Aenderung eingetreten, dass die Gebildeten hier nicht mehr so als die Gebenden und Helfenden zum Volke gesandt werden, wie wohl eine frühere Generation, nicht Kropotkin selbst, es auffassten. Sondern der marxistische Grundgedanke, dass das Proletariat der berufene Träger der neuen Welt und des neuen Lebens ist, hat sich inzwischen schon mehr durchgesetzt, sodass den Gebildeten, die jetzt zum Volke stossen, mehr die Rolle der um Aufnahme in die Reihen der Träger der Zukunft Bittenden zufällt. Menschen solcher Herkunft, die mit Proletariern siedeln möchten, werden gut tun, sich diese Art der Rolle, die sie zu spielen haben werden, mit aller Ehrlichkeit gegen sich selbst zu überlegen und auch Versuchungen gegenüber treu daran festzuhalten. Sonst könnte ihr Versuch allem guten Willen und aller Begeisterung zum Trotz doch leicht für sie und für die Brüder aus dem Volk, mit denen sie sich zusammentaten, unerfreulich enden und damit der Sache des neuen Lebens selbst schaden.

Die Anerkennung des Proletariats als des berufenen Trägers der Neugestaltung bedeutet allerdings keine Schmeichelei für das Proletariat, sondern ist nur eine ernste Mahnung an dasselbe. Ein Proletarier, der sich dadurch geschmeichelt fühlte, täte ebenfalls gut, ernstlich mit sich selbst ins Gericht zu gehen, denn dann wäre er ebensowenig reif für seine Aufgabe. Dass einer proletarischer Herkunft ist, befähigt ihn noch nicht ohne weiteres zur Erfüllung dieser Aufgabe, sondern das von Wojaka verkündete Heranwachsen von Arbeitern und Bauern zur Verrichtung jener Funktionen, die bisher von Intellektuellen versehen wurden, bedeutet ausserordentliche Leistungen der Selbsterziehung und der Weiterbildung solcher Menschen.

Probleme von grösserem Durchmesser werden in der Frage des Internationalismus und der des Waffengebrauches berührt. Ueber das erstere sagt Panin seine Meinung deutlich dadurch, dass in der Commune Menschen der verschiedensten Nationalitäten und Rassen zusammen leben und durch ihre Verschiedenheiten das Leben der Commune bereichern. Weniger fertig ist Panin wohl selbst noch mit dem Problem des Waffengebrauches. Jedenfalls stellt die Commune in einen Obstgarten des Nachts noch einen mit einem Gewehr bewaffneten Wächter. Allerdings hasst gerade dieser auf Grund seiner Erlebnisse im Krieg das Gewehr, «diese Teufelsmaschine, dieses Scheusal» und als er, im Banne der alten Gewohnheit, mechanisch, geradezu

gegen seinen Willen, davon Gebrauch gemacht hat, packt ihn das Entsetzen so, dass seine Zähne klappern. Darin liegt doch schon der innere Bruch mit der Waffengewalt, der notwendig auch zur äussern Aufgabe derselben führen muss.

Unfertig erscheint auch noch die Lösung des Problems, wie Meinungsverschiedenheiten in der Commune zu entscheiden sind. Man stimmt ab, doch der Gute Mensch und Djed empfinden das als unbefriedigend. «Das Leben kann einzig und allein durch Liebe gebaut werden, und ist nicht jede Abstimmung Gewalt? Wenn dein Herz nicht der Wahrheit weit geöffnet ist, kann dann diese Wahrheit durch Gesetzesgewalt hineingelegt werden? Nein, nein, das ist Unsinn, müssige Erfindung.» Sie halten sich daher von der Abstimmung zuerst abseits. Als dann allerdings gerade ihre beiden Stimmen zur Entscheidung nötig sind und sie extra dazu geholt werden, stimmen sie doch und geben damit den Ausschlag. Damit will wohl Panin die Stellung zum politischen Leben überhaupt andeuten. Letzten Endes verspricht er sich vom parteipolitischen und parlamentarischen System nichts und empfiehlt, sich davon abseits zu halten. Wo aber jetzt, da wir eben noch tausendfältig mit der alten Welt verknüpft sind, ein direkter Ruf an uns ergeht, bei einer politischen Entscheidung Stellung zu nehmen, da dürfen wir uns nicht entziehen.

Als letztes und ganz besonders wichtiges Problem tritt noch das der F a m i l i e in der Commune vor uns. Gerade dieses Problem mag vielen von entscheidender Bedeutung für ihre Stellung zur kommunistischen Lebensgemeinschaft erscheinen. Nie werden sie der Siedelungsidee zustimmen können, wenn die Siedelung nicht den Werten und Kräften gerecht zu werden vermag, die in der Blutsverwandschaft und Ehe liegen, wenn sie die Familie in einem allgemeinen Gemenge auflösen will, die Einehe aufheben, die allerpersönlichsten Bande zwischen Eltern und Kindern zerschneiden will. Sind die «Sozialisierung der Frauen», die «Verstaatlichung der Kinder» wirklich notwendige Bestandteile einer kommunistischen Auffassung, oder nur Verschrobenheiten von Narren oder schlimmern Elementen, die natürlich unter den Communisten auch nicht fehlen, oder auch böswillig-dumme Erdichtungen von Gegnern des Communismus?

Ganz sicher ist das Festhalten an der Familie und Ehe nicht nur ein kleinbürgerliches Ueberbleibsel, ein Rest von Gebundenheit am

Alten, sondern vielmehr ist die Erhaltung, oder besser die Aufrichtung wirklicher und voller Familiengemeinschaft unbedingt lebenswichtig. Nicht zuviel, sondern zu wenig und zu verunstaltetes Familienleben, nicht zu feste Ehen haben wir, sondern zuviel unechte, äusserliche, notdürftig verkleisterte oder ganz auseinandergefallene Ehen. Diese Ueberzeugung geht aus Panins Büchern mit aller Deutlichkeit hervor. So sehen wir schon in der «Schweren Stunde» das Zusammenbrechen der alten, unechten, unwahren Ehe Djeds und dann in seinem neuen Verhältnis zu Olja einen ganz schwachen, zu keinerlei Entfaltung mehr die Kraft besitzenden Keim jener tief-innerlichen Verbundenheit zwischen Mann und Frau, die allein die Grundlage der echten Ehe bilden kann. In der «Sühne» kommt das Verhältnis der Geschlechter zueinander aufs stärkste, manchen vielleicht zu stark zur Behandlung. Die Sünden, die gesühnt werden müssen, sind zum grössten Teil sexuelle Ausschweifungen. Der ungeheure Schmutz, der das Verhältnis von Mann und Frau jetzt bedeckt, wird furchtbar schonungslos dargestellt. Die Menschen, die sich mit ihrem Tode sühnend diesem Schmutz entreissen, steckten bis zu tiefst darin und sind in all ihrem Elend und Jammer doch Pioniere, die gerade auf diesem Gebiet Reinheit und Heiligkeit suchen. Da ist die Gräfin, die mit Blutschande so bedeckt ist, dass sie ihrem Leben selbst ein Ende macht, doch aber so feinfühlig die Reinheit verehrt, dass sie nicht duldet, dass ein unschuldiges Kind sie anrühre und sich dadurch beflecke. Da ist Swjetlji, der den Fehler einer Frau, die er hoch hielt, auf sich nehmen will, damit ihr Bild ungetrübt bleibe, denn er kann es nicht ertragen, in ihr nicht mehr «die reine, heilige Frau, die segnende Priesterin des jungen, lichten Lebens, das auf Erden erscheinen soll», sehen zu dürfen. Und selbst die verkommenste Gestalt des Buches, Nosatji, hat einst in einer Nacht mit einem armseligen Strassenmädchen ein für ihn ungeheuerliches Erlebnis einer reinen Beziehung zwischen Mann und Frau gehabt. Njussia, die auch früh in den Schmutz gezogen worden war und nun den sterbenden Swjetlji liebt und in ihm einen lichten Sonnenstrahl sieht, quält sich: «Ist es nicht ein frevlerischer Wunsch, einen Sonnenstrahl in eine Schmutzpfütze zu versenken?» und weint auf «... wenn ich meine Reinheit zurückerlangen könnte!» Später träumt sie: «Jede schmutzige Sinnlichkeit und Wollust in sich ertöten und schneeweisse Reinheit bewahren wie die Lilie mit bescheiden ge-

senktem Haupt! Weisst du, die keusche Enthaltsamkeit erhöht und heiligt die Liebe zwischen Mann und Frau ... Wenn die Vereinigung von Mann und Weib eine Art Messe bedeuten würde, so ist das ... ein andächtiges Verschmelzen zweier Körper und zweier Seelen. Sich verschmelzend werden sie zu göttlichen Schöpfern neuen Lebens. Wie schön ist das, wie rein, wie wundervoll!»

Wenn die Liebe zwischen Mann und Frau auf der Höhe solcher Reinheit und solcher heiliger Bestimmung stehen wird, dann allerdings werden äussere Formen und Formeln wie die der bürgerlichen Ehe überflüssig und sinnlos. Menschen, die sich auf dieser Höhe finden, hat Gott zusammengegeben und das ist mehr als Menschengesetz. Dürfen, sollen wir nicht nach solcher Vereinigung von Mann und Frau ausschauen, gerade dann, wenn wir Worte wie die von schneeweisser Reinheit nicht nur als Romanphrase bespötteln oder dafür schwärmen, sondern wenn wir uns schmerzlich und persönlich-schuldbewusst Rechenschaft geben, wie fern solche Worte von der Wirklichkeit sind, wie wenig wir jetzt noch für jenes Ideal der Verbindung von Mann und Weib reif und wie unentbehrlich daher vorläufig noch die gesetzlichen Bindungen unserer gegenwärtigen Ehe sind? «Weisst du,» fragt Swjetlji einmal Djed, «wie die Portugiesen die Stiefmütterchen nennen? Reinste Liebe, — wie wunderschön ist das, — nur die Blumen allein können rein, ganz unirdisch rein lieben!»

Wenn auch Panin in der «Schweren Stunde» ohne Zögern, eine alte Ehe, die Lüge war, zerbrechen lässt, so denkt er doch keineswegs daran, die Familie auflösen zu wollen. Djed, seine Tochter Njussia, deren Sohn Wowa wahren, trotzdem sie ganz und gar im Communeleben drinstehen, ständig ihre ganz engen, persönlichen Beziehungen. Allerdings macht das Verhältnis Djeds zu seiner Tochter eine tiefe Wandlung durch, es entsteht eine viel tiefere und stärkere, geistige Gemeinschaft, jenes nicht auf äusserliche Autorität, sondern auf innerstes und innigstes gegenseitiges Vertrauen gegründete Verhältnis, das bisher nur Ausnahme war.

Man trifft zuweilen auf feine und ernste Menschen, die die gegenwärtige privatkapitalistische Ordnung mit ihrem Erbrecht darum nicht aufgeben wollen, weil sie nur darin die Möglichkeit sehen, dass die Eltern für die Erziehung und Ausbildung ihrer Kinder und deren Ausrüstung fürs Leben sorgen. Der Materialismus, das Vertrauen auf ir-

disches Gut, versteht es, sich in unglaublich feine Formen zu kleiden und damit selbst vorzügliche Menschen zu überlisten. In der Commune, wie Panin sie sich denkt, steht nichts höher als die Sorge für die Kinder. Die Freude an den Kindern, die Liebe zu ihnen bildet in seinen Büchern einen ganz besonders auffallenden Zug. «Die höchste und reinste Freude im Leben sind die Kinder», die Frau, die Mutter wird, muss «die Heiligkeit und Reinheit jener Freude, die sie in sich trägt und gebiert, ehrfurchtsvoll erfassen». «Wenn es so ist,» sagt Njussia wegen ihres Sohnes Wowa, der keinen Vater hat, «wenn das Kind Sonne und Lachen im Leben gibt, kann dann eine Frau sich schämen und erbleichen, weil sie Freude in die Welt gebracht hat?» Der Gute Mensch sagt einmal: «Wie wundersam, wie gut hat es der Herr doch eingerichtet, dass durch die Kinder Freude und Lachen vom Antlitz der Erde nicht verschwinden, — wie wäre sie sonst nur?» So sehr als göttliches Freudengeschenk aufgefasst, stehen die Kinder über der menschlichen Unterscheidung von legitim und illegitim. Auch kommt zur Freude an den eigenen Kindern die Liebe auch zu allen andern, die nicht zulässt, dass Eltern für die eigenen Kinder Vorrechte des Besitzes, der Bildung und Macht begehren.

Wieder müssen wir wohl zugeben, dass die Kinder, wenn sie auf jene Höhe gestellt wären, wo Panin sie sieht, des Schutzes unserer bisherigen Gesetze wohl entbehren könnten, aber auch, dass heute noch keineswegs diese Höhe erreicht ist. Auf jener Höhe werden die Kinder den Gefahren, vor denen sie unsere Gesetze jetzt schützen sollen, entrückt sein und diese Gesetzte als überflüssig dahinfallen. Heute aber dürfen wir sicher nicht daran gehen, diesen nur ungenügenden, notdürftigen Schutz abzureissen, sondern müssen im Gegenteil suchen, ihn zu verbessern.

Der verstärkte Schutz der Kinder bezieht sich zunächst auf ihren wirtschaftlichen Unterhalt. Dieser soll auf eine sichere Grundlage gestellt werden, indem alle in wirtschaftlicher Hinsicht für alle Kinder sorgen, wie ja überhaupt eben in der Commune das ganze wirtschaftliche Leben, Produktion wie Konsum, nicht nur genossenschaftlich organisiert, sondern vollständig gemeinschaftlich, kommunistisch ist. Aber in dieser gemeinsamen Sorge für das materielle Dasein der Kinder geht die persönliche Fürsorge und Liebe und Verantwortlichkeit der Eltern für ihre eigenen Kinder nicht unter, son-

dern wird nur von den materiellen Einflüssen und Störungen gereinigt. So kann der kleine Wowa auch in der Commune nicht einschlafen, ohne dass der Grossvater an sein Bett sitzt und ihn mit einem Märchen in den Schlaf wiegt, und ohne dass ihm die Mutter den Gutenacht-Kuss gibt.

Mit der alleinigen Verantwortung für die wirtschaftliche Existenz der Kinder fallen die Ungerechtigkeiten und Nachteile dahin, dass die einen für einen ganzen Trupp von Nachkommen, die andern für nur wenige oder gar keine Brot und Kleider zu beschaffen haben. Ferner die gerade für gute Eltern so starke Versuchung, im Sammeln von Schätzen für die Kinder ihre Seele an den Mammon zu verlieren und auch ihren Kindern gegenüber das Beste, die geistige Gemeinschaft zu versäumen. Statt der alleinigen Verantwortung für den materiellen Unterhalt der Kinder soll die Commune einer andern, tieferen Verantwortlichkeit Raum schaffen. Unendlich schwer fällt sie auf Djed: «Ich war Vater, ... ich bin jetzt Grossvater ... aber erst jetzt fühle ich vollkommen das Verbrecherische, den garstigen Egoismus des Menschen, der es wagt, Kinder zu erzeugen ... das Leben hat er in eine wahre Hölle verwandelt ... und in diesen Abgrund wirft er, wie in das Maul eines Molochs, stets neue und neue unschuldige Opfer ... Ihr lieben Brüder, ... verwandelt das Leben in einen blühenden Garten des Lachens, der Freude, der Sonne, pflanzt überall Sträucher des Glücks! Und Sonne, Licht, viel, viel Licht lasst in diesem Garten erstrahlen und dann erst, dann erzeugt Kinder und führt sie in diesen wundervollen Garten des Lebens ein.» Erst wenn wir nicht mehr von der Sorge absorbiert werden, entweder unsern Kindern nur das Nötigste zu verschaffen, oder ihnen ein Vermögen zu hinterlassen, dann werden wir frei für die Pflicht, unsere Kinder in Sonne und Reinheit und allem, was zum Guten anspornt, aufwachsen zu lassen, statt wie jetzt so unsäglich oft in einem Gewirr von Böses erzeugendem Bösen, von Erbschuld und Krankheit. Dann mag ein neues Geschlecht entstehen, Menschen, «die frei von den Sünden der Väter und Urahnen selbst keine Sünde begehen», wie Panin sie schaut.

Wenn wir zusammenfassend auf das Ideal blicken, das sich aus dem von Panin gezeichneten Bild des kommunistischen Lebens abhebt, sehen wir also eine Lebensgemeinschaft von Menschen, die auf gemeinsame Landarbeit gegründet ist, mit voller wirtschaftlicher Ge-

meinschaft. Aber die Mannigfaltigkeiten der Menschen als Persönlichkeiten sind nicht nur gewahrt, sondern alle Anlagen des Menschen erhalten bessere Entwicklungsmöglichkeit, so dass er wieder Arbeiter und Denker und Künstler zugleich zu sein vermag, dass Landarbeit, Handwerk, Kopfarbeit und Dienst am Schönen sich gegenseitig fördern und befruchten. Die Menschen wohnen brüderlich zusammen, weder durch verschiedene Erziehung, noch Herkunft, noch Klasse, noch Antipathien, noch Verbrechen geschieden. Die Blutsgemeinschaft und das Geschlechtsleben sind auf die höchste Stufe der Reinheit und Freiheit erhoben. Mit Panins Worten: «Das kommende, lichte Leben — die Arbeit auf die Stufe eines religiösen, heiligen Lebenszweckes erhoben — der Mensch sich geistig vervollkommnend, ein irdischer, von Liebe erfüllter Gott-Mensch — das Antlitz der Erde ein blühendes Paradies.» Gottesmenschen und Gottesreich, das ist das Ziel.

Haben wir nun das Rezept und brauchen darnach nur eine kommunistische Siedelung zu gründen? «Alte Baumeister wollen neue Gebäude des Lebens errichten!» antwortet uns Panin den Kopf schüttelnd und bitter lächelnd.

Ist also das ganze nur ein Märchen? Müssen wir mit Njussia dem Worte des einschlafenden Wowa: «Mamotschka, wollen wir im Märchen schlafen gehen?» nachsinnend denken: «könnten nicht auch die Erwachsenen im Märchen einschlafen? Einschlafen um nicht mehr zu erwachen? Wozu die Menschen, die im Märchen schlafen, aufwecken?»

Nicht diese goldene Märchenresignation, sondern der Glaube an die Commune behält das letzte Wort. Zwar nicht der an ein utopistisches Communenidyll, sondern an eine Vorposten-Siedelung, eine Commune der Reinigung und Erziehung, des Pflügens und Säens im Glauben an das neue Leben, an die Ernte, die dereinst kommen soll. «Was ist denn die Commune?» fragt Djed sich im Selbstgespräch. «Eigentlich gar nichts anderes als ein Fegefeuer ... Erst müssen sich hier die dem alten Leben entwichenen Menschen reinigen, um würdig zu sein, das neue, lichte Leben zu betreten ... Mutiger voran, ihr Brüder! Pfügt den Lebensacker immer tiefer und tiefer, zieht rastlos eine Furche neben der andern ... erwartet nicht das Wunder in diesem jetzigen Augenblick ... Lasst den Mut nicht sinken, wenn ihr das

lichte Antlitz dieses irdischen Gott-Menschen im Nebel der kommenden Jahrhunderte noch nicht erblickt! Er muss kommen, er wird kommen! Ich glaube daran! Mutig voran denn, ihr Brüder, reinigt euch selber, reinigt das Leben vom sumpfigen Moder und bahnt gerade Wege für die neue Generation! Glaubt fest daran, dass das verfluchte, alte Leben zum Untergang verurteilt ist.»

Das ist Panins Botschaft: dass wir uns klipp und klar sagen, das alte Leben ist verurteilt, wir müssen los davon, müssen Vorposten, Bahnbrecher des neuen Lebens werden. Der Weg beginnt nicht mit einem Idyll, sondern mit einer Sühne, die wie Feuer brennt und alles Unreine verzehren soll, zu allermeist das Unreine in uns persönlich, selbst auf die Gefahr hin, dass dabei so viel von uns vergehen muss, dass unser Leib zerbricht.

Wann aber ist die Stunde für uns da, das alte Leben zu verlassen, ins neue hineinzutreten? Gerade darüber geht der Streit, ob es zum Beispiel gut sei, jetzt schon in Einzelkommunen mit dem kommunistischen Leben zu beginnen oder ob das Unsinn und für unsere Sache nur schädlich sei, ob man warten müsse, bis ein allgemeiner Umschwung für das ganze Volk zugleich den Beginn des kommunistischen Lebens bringt. Auch auf diese Frage antwortet Panin. Auf der letzten Seite der «Sühne» steht Djed vor einer Entscheidung, die Leben oder Tod zu bedeuten scheint. In diesem Augenblick hört er ganz deutlich das Gebot seines Gewissens und weiss nun ohne jeden Zweifel, was er zu tun hat. Und der Gute Mensch bestätigt es ihm: «Ja, wenn Dein Gewissen es erheischt, so gebe Gott, . . . gebe Gott . . .», die Stimme versagt ihm, denn die Entscheidung scheint den sichern Tod Djeds zu bedeuten.

Wenn unser Gewissen es erheischt, ganz zweifelsfrei und klar, wenn es uns so auf den Weg aus unserm Vaterhaus und unserem gewohnten Leben und Kreis hinaus weist in die Vorpostenstellung einer kommunistischen Siedelung, dann, aber e r s t d a n n , ja nicht in selbsttäuschender Voreiligkeit und innerlicher Unreife vorher, mögen und sollen wir ziehen. Dann gebe Gott, . . . gebe Gott . . . !

Gott wird zuletzt den Sieg geben. Die letzte halbe Seite der «Sühne» verspricht es im Symbol. Die makellose Güte, die rückhaltlose, lichte Liebe, um die Djed all die Zeit gerungen hat, sind ihm endlich zuteil geworden angesichts des Todes. Dem Träger des gegen sein weisses

Haupt erhobenen Gewehrkolbens strahlt er freudig und zärtlich, ohne Worte zu: «Bruder, und doch liebe ich dich». Da fällt das Gewehr, das Symbol der alten Zeit, zu Boden. Der in einem wiedergeborenen Menschen mächtig gewordene Geist der Liebe erlöst auch den im alten Geist gebundenen, zum Hass verführten Bruder.

Dieser Sieg des neuen Geistes über den alten bei zwei einzelnen Menschen ist die Verheissung des Sieges des neuen Lebens über das alte insgemein und zugleich der Ruf an den Einzelnen, Vorbote, Bahnbrecher, Apostel, Diener des neuen Lebens für alle sein zu sollen und zu dürfen.

A. Bietenholz-Gerhard

# Wesenspädagogik

Und mögen wir uns noch so sehr auf die Tatsache berufen, dass ungeheurer Organisationsfleiss und gewissenhaftester Forschungseifer am Werke waren, wir müssen uns angesichts der Lage des Menschentums von heute doch eingestehen, dass die Pädagogik versagt hat. Kunst der Methodik, psychologische Einsicht und wissenschaftliche Beherrschung bei der Zusammenstellung und Gliederung des Wissenstoffes, strenge Mühe bei der Aufrichtung der Schuldisziplin, eingehendste experimentelle Beobachtung, Verankerung des gesamten Bildungssystems in den Staatsgesetzen, was halfs? — Der Staat rief auf zur gewaltsamen Entscheidung von Machtkonflikten und man tötete sich gehorsam auf brutale und raffinierte Art; über Bergen von Leichen schloss man Frieden, doch der Friede selber zeigte nur den Bankerott des Menschentums — auf beiden Seiten; denn was bei den Siegern der Triumph, das entfesselte bei den Besiegten die Not: Gier und Brutalität.

Heisst Erzieher sein nicht, ein empfindlichster Nerv sein im Volkskörper? — Heisst es nicht, im tiefsten Seelengrunde heftiger als jeder andere leiden an dem Schicksal des Volkes? — Heisst es nicht, etwas drückend Schweres, das auf alle Arbeit und auf alle Erlebnisse der Tage hemmend hinwirkt, empfangen haben, da Elend über das Volk gekommen ist? — Dann heisst Erzieher sein aber auch, besessen sein von der Leidenschaft, Auswege zu suchen aus der Trübsal, in die das Volk gefallen, Auswege zur Klarheit und zur reinen Kraft. Niemehr wird die Erkenntnis uns sich öffnen, wenn nicht in diesen dunklen

Zeiten, die Erkenntnis, dass Pädagogik und Volksschicksal in engster Beziehung stehen.

Die Pädagogik ist in unserer Zeit zur Wissenschaft geworden und wir wollen dessen froh sein, soweit man damit Sicherheiten in der Erkenntnis von Menschenart und Menschentum meint, die uns Wege nach Verinnerlichung finden helfen. Aber die Ernte ist bis jetz spärlich. Und von vornherein ist Pädagogik Betätigung und Auswirkung einer Kraft, die unzeitlich und irrational ist, die aus dem Willen zum Licht entspringt. Soweit wir Erzieher sind, sind wir Durchgangsstationen dieser Kraft, Träger dieses Dranges nach dem Licht, Diener einer allumfassenden Aufgabe und also verantwortlich — und daher jetzt mitschuldig an der Not der Zeit.

Aus diesem Drinnenstehen im Leiden muss uns die pädagogische Besinnung kommen. Dann werden wir ganz hinzu kommen zu der Sache, die uns vor allem andern interessieren muss: zum Menschentum. Dann keimt aber auch die starke Wunderwirkerin in uns auf, jene Hingabe, von der Meister Eckehart sagt: «Aufrichtige und völlige Hingabe ist eine Tugend vor allen Tugenden. Kein Werk von Belang kann ohne sie zustande kommen... Hingabe tut überall das Beste zu Sache. Hingabe geht nimmer fehl. Und bleibt auch nichts schuldig, sei unsere Leistung, welche sie wolle. Denn des Guten bleibt sie nichts schuldig! Hingabe darf sich nicht sorgen, es entgeht ihr kein Gewinn: wo der Mensch aus Hingabe das Seine preisgibt, da auf der Stelle muss notgedrungen Gott für ihn eintreten.» — Zuerst freilich ist es uns wie dem Wanderer, der ein erstes Mal an trübem Nebeltag die einsame Strasse dem Gebirge zuwandert: finster und geschlossen steht vor ihm der Wall der Felsen und reckt sich, dass er mit den schwarzen Wolken zusammenwächst, als hätte keines der Menschlein jemals seine Passhöhen gewonnen. So fällt uns Verzagen an vor der Verarmung und Verelendung der Redlichen unter dem Druck besitzgieriger Mächte, vor der Tollsucht nach Luxus und Sensation, für die das Kino widerliches Sinnbild ist, vor dem Irrwahn der Organisationen mit ihrem Gewaltmittel der Streiks, vor der Grimasse des Geldes, das zum Hohn der allgemeinen Armut sich aufbläht wie nie zuvor und in der Entartung der Banken sintflutgleich Stadt und Provinz überschwemmt. Arme Pädagogik, arme, kleine, gutmütige Schule, armer, braver Erzieherernst, arme, geduldige Liebe

zur Jugend! Wie ohnmächtig seid ihr gegen die Gewalthaber der Welt! An ihren Willen zur Macht, der immer mehr noch in einen Willen zum Besitz verkommt, und an seinen gigantischen Mechanismus reicht euer harmloser Moralwille nicht hinan. Sie nehmen Wesentliches von euch nicht an. Gehorsam, ein wenig nutzbare Logik, die nicht durch zu weiten Blick gefährlich wird, ein gewisses Mass von Wissen, das für bestimmte Manipulationen wichtig ist, das möget ihr liefern. Im übrigen aber bildet euch nichts ein: der Börsianer, der Grossindustrielle, der Finanz- und Wirtschaftspolitiker, der Diplomat, sie alle lachen über die Bildungs- und Moralgebärde der Schule, der Koloss der Macht steht starr vor ihrem winzigen Atem.

So wäre also unser pädagogisches Tun und Trachten ohne Wirkung auf den grossen Lebensgang? — Pädagogisches Wirken nur ein tugendhafter Zeitvertreib? — Die Schule nur eine Beschäftigungsanstalt, in die man die Menschen schickt solange, bis die Macht der Welt sie braucht? — So müssten wir das Furchtbare hinnehmen, dass die Pädagogik ohne Einfluss auf das Schicksal des Volkes ist? — Ja, was wollen wir eigentlich? — Wir haben erreicht, was wir erarbeitet: Verstandesschärfe, Energie, Gedächtnis haben wir gepflegt, gesteigert, wir, wie unsere Gegner, und ob wir es bedachten und wussten oder nicht, diese Kräfte standen und wuchsen im Dienste der Macht. Als Wettkämpfer traten sie auf, hüben und drüben, lang ehe der Krieg begann. Damals freilich hatten sie ihr Stahlgewand umhüllt mit farbig schillernden Gewändern, schön, ja edel zu schauen. Und mit friedlich klingenden Namen nannte sich das kalte Panzerungetüm Macht in seinen Helfern: Handel, Industrie, Verkehr, dann mit geistig klingenden, weitumspannenden wie Wissenschaft, Bildung, Kultur und schliesslich mit dem unwiderstehlichen Werberuf: Vaterland, Religion. Mehr, viel mehr, als wir heute ahnen, war die Pädagogik eingesponnen in das seelenerstickende, wesenvernichtende Gespinnst der Macht. Ihr waren und sind wir noch verknechtet, ihr haben wir in die Hände gearbeitet, sie haben wir mit treuem Eifer gefüttert, waren ganz in ihr befangen, ihre Grösse ist auch unser Werk: was klagen wir? — Mit Intellekt und Willen wurden wir Renegaten gegenüber unserem Wesen, ja selbst unser Gefühl kroch in die aufgeblasene Maske der Phrase und redete, schrie und predigte mit und wir sprachen von Begeisterung, wo wir doch längst des Geistes Hei-

mat in Verblendung verlassen hatten. Was klagen wir? — Haben wir nicht die Dinge mächtig gemacht? Industrie, Technik, sie lieferten uns die Mittel zur Macht und wir waren alle stolz und selig in ihrer Bewunderung: dürfen wir nun feige zetern, weil sie uns schlugen, da wir uns doch ihrer Tyrannis ausgeliefert hatten? — Denn unter dieser Tyranis arbeiteten wir und indessen wir innerlich verarmten, wuchsen wir immer mehr ins Aussen hinein; wir wurden veramtet und verstaatet. Es schrumpfte unser Menschentum in sich zusammen und verkümmerte; denn es ward immer weniger beschäftigt. Wie die Wissenschaft schon wähnte, den Menschen schliesslich auf eine exakte Formel zu bringen, so organisierten wir schon Mitleid und Mitgefühl und konstruierten Versorgungssysteme und Wohltätigkeitsapparate, beziehungslos, unverbindlich für Geber und Empfänger, herzensfern. Wenn wir handelten, so war es der Intellekt, der sich durch den Willen äusserte; aber immer mehr in sich zusammen sank das elementare Leben in uns, das Warme, Unmittelbare, die Ganzheit der Lebenskraft, die Totalität des Wesens. Inwendig verkümmert und verwahrlost, nach aussen mit Stolz und Blindheit zugleich geschlagen, entartet in den Kräften, zersetzt im Wesen, so fiel, gepeitscht von der Knute der Macht, der Mensch über den Menschen her, so schlug der Mensch den Menschen nieder.

Wirklich? In Wahrheit den Menschen? — Der Krieg liess Aufruhr zurück und Gier. Die beiden könnten nicht bestehen ohne einen Widersacher. Der Gier steht er gegenüber, im Aufruhr steckt er drinnen, wenn auch hinter gewalttätiger Leidenschaft verborgen. Der Gegner ist das Menschentum. Der Antrieb zum Widerstand, zur Tat, sei sie wohltuend oder irre sie noch auf den Wegen der Gewalt dahin, ist das Wesen. Das geht durch die Jahrtausende hin und äussert sich bald in Erlösungen, bald in Schrecknissen. Es hat auf seinem Sucherwege die bleibende Richtung noch nicht gefunden; denn sobald es anfängt, in der Kraft sich zu offenbaren, sich kundzutun durch Tat und Ding, so wachsen die Dinge an und gestalten sich zum organisierten Besitz; sie werden zu einem Ungetüm, das die Begierden entfacht und selbständige Wartung und Pflege verlangt; der böse Zauber der Macht tritt als Widersacher der Kraft dem Wesen entgegen, er blendet den Blick der Menschen, bannt ihre Einsicht nur allein für sich, und nur ein kleiner Teil, im Wesen wurzelnd und daher frei von

Furcht und von Begierde, kämpft dagegen. Dieser Kampf zwischen der Macht und der Kraft ist es, der die grossen Kapitel der Weltgeschichte ausmacht.

Längst waren wir nicht mehr imstande, die Körperwelt zu beherrschen: Technik, Industrie, Geld hatten uns eingespannt in ihr Joch. Die Produkte waren die Bedrücker ihrer Schöpfer geworden. Dass die Produkte wohl verwaltet und gepflegt und vermehrt würden, das ward allmählich der Hauptinhalt unseres Lebens, darauf wurden Unterricht, Erziehung, Ehe, Geselligkeit und Arbeit eingestellt. So ward das Denken immer weiter von seinem Nähr- und Quellboden, der Totalität des Wesens, abgezogen, verlor mit der Tiefe die Wärme für Tun und Wirken; die Gebiete des Erschauens verflachten und verengten sich, der Geist wurde zum dünnen, aber scharfen Intellekt. Der aber konnte, im Dienste der Macht stehend, die Persönlichkeit, das ist die sichtbar wirksam gewordene Wesenstotalität, als etwas Irrationales, das sich der Berechenbarkeit und der Organisation entzieht, nicht brauchen, er ordnete Wollen und Meinen zu Parteien und ballte die Vielen zu einer homogenen Einheit, mit der sich bequem manipulieren lässt, zusammen: zur Masse. — Persönlichkeitskultur, Persönlichkeitspädagogik, das war eine harmlose Jagd nach Phantomen, die gegen die kompakten Geschöpfe der Macht, Partei und Masse, nicht aufkommen konnten. So führte der Weg die Menschen aus sich selber hinaus, die Macht verschacherte sie an die Dinge, so dass ihr Handeln immer ein Handel war. Die Dinge machten ihren Besitz aus, ihren Reichtum. Als der den Besiegten genommen war von den Siegern, jubelten diese und wurden übermütig im «Reichtum», während jene klagten über ihre Armut. Übermut und Klage werden schliesslich wieder verstummen, vielleicht auch werden sie ihre Rollen tauschen, was aber bleiben wird, das ist die innere Leerheit und Armut. Denn wir sind ausgehöhlt, tiefinnen verödet und verwahrlost. Das Wesen ist in der ursprunghaften Ganzheit nicht mehr intakt, liebendes Geben und Schaffen sind aus der Gemeinschaft entschwunden, das gegenseitige Erfassen von Mensch und Mensch ist kühl und vertrauensarm, das Schauen der Seele flach und einseitig; daher sind Kunst und Religion in ihren gegenwärtigen Formen ohne schenkende und helfende Kraft. In uns war längst der Zusammenbruch. Was zerstört, sind nie — und scheinen sie noch so gewaltvoll,

— die Dinge, es ist nur unsere Verblendung und unsere Treulosigkeit gegen den Geist. Was alles erhält, es ist nicht die Macht, sondern es ist die Kraft, die aus dem Wesen kommt. Es ist «nie ein Mensch durch irgendwelche Dinge zu Falle gekommen», sagt Meister Eckehart, «sondern nur dadurch, dass er zuvor aus dem Grunde herausgegangen war und sich draussen zu sehr hat festlegen lassen». —

Wir Pädagogen spielten eine sonderbare Rolle: Vom Geiste wohl redend, wirkten wir tatsächlich doch im Dienste der Macht. Die Tätigkeit der praktischen Pädagogik hatte einen verschwommenen, unentschiedenen Charakter. Sie war nicht wesenhaft, sondern nach aussen orientiert. Sie war nicht ideentreu, sondern vermittelte eine Ethik, die sich fürchtete, die letzten Konsequenzen zu ziehen, die sich aber von dem Wenn und Aber des jeweiligen Machtsystems Grenzen setzen und «Freiheiten» geben liess. Die Pädagogik, wie sie natürlich auch gegenwärtig noch beschaffen ist, wirkt praktisch, ethisch nur bis zu einer gewissen Station, bis dahin, wo sie die Absichten der Macht nicht stört; von dieser Stelle ab baut sie ins gefahrlose Leere und, den Geist der einen Wahrheit und der einen Liebe verleugnend, verzichtete sie auf den Einfluss, gerade dann und dort, wo es sich um reines Menschentum, um das innere Reich handelt. Eine starke Pädagogik aber darf niemals auf diesen Einfluss verzichten. Alles müssen wir daran setzen, Leben und Arbeit des Volkes in Wahrheit zu gestalten. Das ist nur möglich, wenn es uns gelingt, Menschentum aufzuwecken und in ihm zur Auswirkung zu verhelfen. Der Mensch muss das Erste und das Letzte sein im gesamten Bildungswesen, das Um und Auf all unserer pädagogischen Überlegungen, das gesetzgebende Zentrum, auf das alles bezogen wird. Es ist aber notwendig, dass wir uns entscheiden und bekennen. Die Macht darf uns niemals Gesetzgeber sein, heisse sie nun Staat, Partei oder Kirche. Sie darf uns niemals eine Visitationsstelle sein auf dem Wege des Geistes, der aufbauenden Idee.

Die Pädagogik darf niemals im Dienste der Macht stehen, sie muss freudig bekennen, dass sie dem Reiche der unsichtbaren Wirklichkeit zugeschworen ist. «Hin zum Wesen!» sei ihr oberstes Gesetz, das ihr für die gesamte Tätigkeit Richtung gibt. Und sie muss tätig sein. Nicht, dass sie zur Vielgeschäftigkeit «erziehe», — dies wäre der Irrweg ins Aussen — sondern dass sie Erfassen, Erleben und Erkennen

intensiver Art ermögliche, dass sie die Bewegung nach innen aufwecke und weiterbilde. Den Zusammenhang mit dem Geiste gilt es herzustellen, das Verstehen des Sinns, die Bedeutung des äusseren Lebens. Mag die Welt buntschillernd, in froher Mannigfaltigkeit, sich weiter formen, aber das Volk muss dahin gebracht werden, dass sein Leben nicht in den Dingen wurzle und so immer von der Not umlauert sei, sondern dass es die Welt der Dinge unter sich habe und sie in Freiheit meistere. Wir brauchen eine einflussreiche Pädagogik, ihr Einfluss muss Durchgängigkeit aufweisen; baumhaft muss das Kräfte- und Willenswerk des Volksganzen sein, so dass letzte politische und wirtschaftliche Entscheidungen Resultate jenes Menschentums sind, das in der Jugend durch die Schule zur Betätigung aufgerufen, durch den Aufbau des Bildungssystems gekräftigt und wacherhalten wird und das gesamte praktische Leben durchdringt.

Mütter und Väter, Lehrer und Erzieher: sind wir uns denn auch ganz bewusst, was Jugend bedeutet? — Dass es die Jugend ist, in der das Wesen, das in den Alten verkümmert und verderbt ist, wieder neu und frisch zu uns kommt, geduldig der Pflege harrend? — Dass in der Jugend alle Möglichkeiten eingeschlossen schlummern, um eine misslungene Gegenwart in eine menschenwürdige Zukunft umzuwandeln? — Dass die Jugend der aufwärtsführende Weg zur Erneuerung ist? — Weder Elternhaus noch Schule haben das Wesen der Schule in seiner Tiefe erfasst. Es waren beide noch nie darauf eingestellt, dem Sinn der Jugend zur Erfüllung zu verhelfen. Die Furcht vor der Vererbung, die Trägheit der Tradition, die Bequemlichkeit der Konvention haben, was neu und frisch aufwachsen könnte, im Keime schon verkümmern lassen. Anstatt Kräfte sich entfalten zu lassen für neue Wegbereitungen, schieben wir der vorwärtsdrängenden Freudigkeit der Jugend unsere abgestandenen Klugheiten und Überzeugungen als Hindernisse entgegen. Anstatt dem frohen Glauben an das Gelingen freie Bahn zu lassen, schrecken wir die Jugend mit unserem muffigen Pessimismus zurück. Wir erziehen so, als wären wir die ewige Gegenwart, für die uns die Jugend ein weiches, warmes Lager zurecht richten müsste. Wir führen die Jugend in das Leben ein, als wäre dieses schon etwas Fertiges, Abgeschlossenes, Mustergiltiges, anstatt ihr das Leben als etwas ewig Problematisches, ewig Fliessendes und Wandlungswollendes zu überlassen. Erzieher

ist unsere Furcht. Wir fürchten, die Jugend könnte Fehler machen, könnte Schaden leiden, zugrunde gehen. Und hinter dieser Furcht steht nicht die Liebe, wie wir vorgeben, sondern die Angst, die Jugend könnte für die Zwecke unseres verhärteten Machtsystems verloren gehen. Denn selber Knechte behandeln wir die Jugend als den Nachschub von Knechten unter der Herrschaft der Dinge. So erziehen wir immer neue Sklaven der Dinge und sollten doch Meister der Dinge aufwachsen lassen. Wie wäre es anders möglich, da wir an die Oberfläche der Dinge uns treiben liessen und nun so fern sind der Tiefe! Wir vermögen nur Nachtreter heranzuziehen und es sollte doch jede neue Generation ein neues Geschlecht von Pfadfindern werden im Reiche des Wesens. Wir erfreuen uns wohl an dem, was wir die Poesie der Jugend nennen als an einem schönen Schein, bedenken aber nicht, dass es die Stimmen jenes neuen Lebens sind, das aus dem Wesen geboren werden möchte. Wir sind entzückt und schwärmen über die Poesie der Jugend, aber wir werten die Wirklichkeit, die sich in ihr meldet, nicht aus. Immer wieder blühen uns die Knospen des reinen Menschentums entgegen, und immer wieder erfrieren sie in dem Froste unserer machtbefangenen Intellektualität. So entsteht ein verschrobenes, konstruiertes Gemächte, aber kein fruchtbergendes Gewächs. Bei seelischer Passivität entartet der Mensch in dingverknechteter Aktivität. Sinn der Erziehung, Inhalt der Pädagogik muss werden, dass der Mensch ein Kräfteorganismus ist, aus sich bauend, immer vereinend, weil er von Uranfang auf Gottesgrund steht. Die Schule aber muss die Stätte sein, wo Menschen sich als Menschen erleben. Menschenbeobachtung, Menschenbehandlung, Menschenpflege: dies sei die durchgängige Aufgabe der Schule. In der Schule schon werde die Einheit von Ich und Du erfühlt. Dass Mensch und Mensch zusammenhängt, diese Erkenntnis ist das Fundament für den wahren Aufbau. Sichtung des Stoffes nach Wirklichkeitsgehalt, selbsttätige Erarbeitung des Stoffes ist gut, aber sie bedeuten für das wahre Leben nichts ohne jene Erkenntnis. Wahres Leben entsteht nur dort, wo Leben von der einen Seele in die andere überfliesst und nur so werden wir gewinnen, was uns not tut und was uns allein retten kann: Überfluss an innerem Leben. Wir brauchen eine Schule, in der die Jugend erfährt, spürt, erkennt, dass jeder des andern Helfer, Aufrichter, Ermunterer sein kann, jeder ein Vorwärts-

bringer, ein Friedensmacher ist, dass jede in sich die Quellen der Kräftigung, der Freude, des Glückes birgt.

Von solchem Erleben aus kann die grosse Kausalität für die Tätigkeit der menschlichen Gesellschaft klar werden. Es ist in der Tat so, wie es bei Dostojewski heisst: «Der Menschengeist will allgemein heutzutage nicht einsehen, dass die wahre Sicherheit des Individuums nicht in seiner persönlichen isolierten Kraft besteht, sondern im Zusammenhang mit der Gesamtheit der Menschen». Und wie steht unsere Schulerziehung zu der anderen Erkenntnis desselben Seelsorgers: «... in Wahrheit ist jeder vor allen schuldig, nur wissen es die Menschen nicht, wenn sie es aber wüssten, so würde sofort das Paradies auf Erden sein.» Ich finde: hier gewinnen wir die hohe Warte, von der aus die Wege ins Reich des wahren Lebens sich uns zeigen. Von hier aus kann die Beseelung der Schule erst erfolgen. Nicht bloss die sittliche Führung der Jugend erhält hier fruchtbares Fundament und Richtung, auch die Wissenstoffe erfahren von hier aus Sichtung und Beziehung, die ihren Wahrheitsgehalt zutage fördert. So wird Geschichte Mittel zur Lebenskenntnis und Lebensführung, die Stimmen der Kunst, insbesondere der Dichtung, tönen in ein empfindliches Inneres und werden zur wirkenden Kraft. Die Erkenntnis dessen, was Zusammenhang bedeutet, wird so nicht intellektuell begründet, sondern quillt aus dem Wesen, die Einführung in die strenge Kausalität der Naturerscheinungen wird in einem so erlebnisfähigen Geiste seelischen Widerhall wecken, weltumfassenden Ernst und das Gefühl des Erhabenen holen aus den Tiefen des Wesens die Keime der Religion.

Weg mit aller Schuleitelkeit auf das Wissen! Weg mit allem hohlen Stoffzielehrgeiz! Weg mit aller Systemssklaverei, die der Macht taglöhnert und den Menschen verkümmern und verwahrlosen lässt! — Nach innen zu trachten! Nach innen zu wachsen lassen! Die innerste Kraftfülle sich entfalten lassen! Dies sei das Um und Auf aller Schultätigkeit. Diese Pädagogik bedarf keiner kostspieligen Werkstätten und Apparate, aber eine Forderung muss sie erheben und ihre Erfüllung durchsetzen: Kleine Klassen! — Erziehung und wahrer Unterricht, gemeint als Lebenseinsicht und Lebensverständnis kann niemals Massenarbeit sein. Nur kleine Klassen sind erlebnisfähige Klassen. Nur in der kleinen Klasse kommt der Lehrer an den Menschen im Schüler heran, nur da ist es möglich, dass der Lehrer mit

seinen Schülern ein sorgsamer Gärtner ist und der Jugend die Kraftquellen aufweist, mit denen der Mensch gesegnet ist: das gegenseitige Fördern und Trösten, das Stärken und Aufmuntern zur guten Arbeit, den erhöhenden Kraftgewinn aus Misslingen und Enttäuschung, die herbe und stählende Lebenssteigerung durch Selbstbeherrschung, Selbstverleugnung und Selbstmeisterung. Nur in kleinen Klassen lässt sich das Eine lehren, was zur Erlösung führt: liebend geben und gebend lieben. Weil aber Wesenspädagogik an Stelle der Staats- und Machtpädagogik zur Weltpädagogik werden muss, so muss auch die Forderung «Kleine Klassen» eine internationale Forderung werden, die jede Kulturliga, jeder Kulturkongress in das Programm aufnehmen soll; insbesondere müssen es die Frauenvereinigungen sein, die durch diese Forderung zur Grundlegung bewusster Menschentumspflege beitragen.

Ein Zweites, was die Wesenspädagogik fordert, ist eine Schulorganisation, die ein Aderwerk des Menschentums darstellt, über die Schule hinauswächst ins wirtschaftliche und politische Leben hinein. Mag jene andere Schulorganisation, die nach den Berufen und Begabungen Schulkategorien aufbaut, weiterbestehen, aber die Wesenspädagogik gebe ihr durch Erweckung der Menschentumskräfte die Seele. Wie eines Baumes Krone grün und fruchtfähig bleibt, weil von den untersten Wurzeln die Säfte aufsteigen in köstlich reicher Verzweigung, so wirke von der Schule weg in die Fortbildungsschulen, in die Stätten des beruflichen und wissenschaftlichen Studiums die Wesenskraft des Menschentums und wirke durch Kameradschaftsvereinigungen, die von den Schulen aus wachsen, ins praktische Leben des Volkes und wirke bestimmend auf die wirtschaftlichen und politischen Entscheidungsstellen. Denn «in den Schulen muss es anfangen», erkennen die Menschen bei Björnson, nachdem die Tyrannei der Machthaber wie auch die Gewaltpläne der Unterdrückten versagt haben («Über unsere Kraft»), «denn in den Schulen sollen sie lernen, für einander zu leben. Die eine Schule soll sich an die andere anschliessen; sie sollen jede für etwas zu sorgen haben, eine jede für sich und alle miteinander. Und dann sollen sie etwas haben, wofür alle Schulen im ganzen Lande sorgen.» —

Das Menschentum, aus der ungeteilten Totalität der Kräfte aus dem Wesen erwachsend, sei so dem Staate das Gesetz, unter dem

er steht und gedeiht. Bisher glichen Schule und Pädagogik einem schlechten Pumpwerk, das nicht imstande ist, die befruchtenden Wasser bis in die obersten Stockwerke zu heben. Von der Wesenspädagogik aus wird ein Staatsleben möglich werden, das eine Durchgängigkeit der Kräfte aufweist, den Zusammenhang zwischen letzten politischen und wirtschaftlichen Entscheidungen mit der Kultur des Volkes.

Die Leiden der Zeit bedeuten uns, geistig gefasst, einen Ruf des Wesens. Der Ruf bringt uns in Erinnerung, dass wir eines immer wieder vergessen, eines immer wieder unterbrechen: die Menschwerdung. «Alles Kornes innerste Natur meinet Weizen, und alles Metall Gold, und alle Geburt den Menschen.» — Der dies gesagt, Meister Eckehart, hat auch einmal ausgesprochen, was unseres Trachtens Kern sein soll: der Mensch «muss eine innerliche Einsamkeit lernen, wo und bei wem's auch sei: er muss lernen, durch die Dinge hindurchzubrechen, muss seinen Gott darinnen ergreifen und fähig werden, ihn sich in seinem Innern wirksam vorzubilden, als der nun eine Bestimmtheit unseres eigenen Wesens geworden». — Und alle heilende Pädagogik ist in der anderen Weisheit dieses Lehrmeisters enthalten, die da lautet: «Die Leute sollten nicht immer so viel nachdenken, was sie tun sollen, sie sollten lieber bedenken, was sie sein sollen. Wären sie nur gut und ihre Art, so möchten ihre Werke sehr leuchten. Bist du gerecht, so sind auch deine Werke gerecht. Denke nicht, dein Heil zu setzen auf ein Tun: man muss es setzen auf ein Sein. Denn die Werke heiligen uns nicht, sondern wir müssen die Werke heiligen. Und seien's noch so fromme Werke, sie heiligen darum, weil wir sie verrichten, uns auch nicht im mindesten, sondern soweit wir Sein und Wesen haben, soweit heiligen wir all unser Tun ... Die nicht von grossem Wesen sind, was die auch schaffen, da wird nichts draus.» —

Ich glaube aber nicht, dass, fragt jemand nach dem Wie, wir ihm jemals exakte Wege solcher Pädagogik zeigen können. Seien wir als Erzieher Menschen der Andacht, Wirkende aus der Hingabe an die Idee der Menschwerdung! Seien wir Höhenwanderer! Dann werden sich uns Pfade auftun, dass wir in freudigem Staunen oft erbeben werden. Was uns starrer Felsenwall schien, wird uns gehorchen und weichen, und sollen wir selber auch Gipfel nie betreten, so werden wir

doch den frischen Atem ihrer lichtverklärten Gefilde wittern. Aber beginnen müssen wir mit dem Werk, das auf uns wartet, weil es unser, der Erzieher, eigenstes Werk ist. Uns Pädagogen geht es zuerst an, das Wort von der Wiedergeburt. Sie und nichts anderes ist der Sinn unserer Tätigkeit. Unser Wesen muss untertauchen in die Worte des Evangeliums: «Ich sage dir: wenn nicht jemand von neuem geboren wird, so kann er das göttliche Reich nicht sehen. Was vom Fleische geboren ist, ist Fleisch, was aber vom Geiste geboren ist, ist Geist. Lass dich's nicht wundern, dass ich dir gesagt: Ihr müsset von neuem geboren werden. Der Wind wehet, wo er will, und du hörest sein Getöse; aber du weisst nicht, woher er kommt und wohin er geht. So verhält es sich auch mit Jedem, der vom Geiste geboren ist.»[1]

Ludwig Praehauser (Salzburg)

# Credo

Ich glaube an die Sonne und an den Tag.
Er ruft die Quellen aus dem weissen Schosse der Gletscher
Und führt sie in Niederungen.
Er schwingt die Sensen und Hämmer der Städte.
Er tränkt die Hirsche des Waldes
Und kleidet die Blumen des Feldes.
Und er bereitet das Brot an schützenden Hügelhängen
Und jeglichem Kleidung,
Dass keiner mehr darbe.
Ich glaube an die Sterne und Stille der Nacht.
Und an die Seele,
Die im Rauschen des Windes
Im Ziehen der Quellen
Und im Flüstern des Laubes ist.
Ich glaube an die Schönheit.
Und an die Güte.
Ich glaube an den Menschen und seine Bestimmung.

# Einem Freund

Was blieb vom Reichtum dieser Sommerwelt!
Vom hellen Glitzer bunter Augenweide,
Vom mohnbestickten windbewegten Korn!
Ein hungrig aufgewühltes Stoppelfeld,
Ein flatternd Spinnennetz im nackten Dorn,
Von Abendnebeln leisdurchkühlte Heide.

[1]) Joh. 3, 3 ff.

So ist was sichtbar ist und muss vergehn
Und ist nicht anders als das Werk der Hände.
Du hängst am Glanz und Schein, du bangst ums Brot
Und bleibst in Kampf und Angst und blinder Not.
Ganz still geworden magst du erst bestehn
Und ruhst im Sein, nennst Anfang nicht und Ende.

Martin Schmid

# Rundschau

**Das neue Oesterreich.** Mit Ausnahme Russlands ist kaum ein Land durch den Krieg so schwer heimgesucht worden wie Oesterreich; nichts als seinen Namen hat es sich aus der alten Zeit herüberretten können. Und auch dieser hat kaum etwas von seinem früheren Klange. Nicht allein die Verhältnisse haben sich gänzlich gewandelt, eine totale Umschichtung des Besitzes und der Macht ist eingetreten. Auch die Athmosphäre, die seelische und die geistige, ist eine ganz andere geworden. Es hätte hier wenig Sinn, bei den Einzelheiten des Zusammenbruches und Umsturzes zu verweilen. Sicher ist, dass die äussere wie die innere Not eine ausserordentliche ist. Aber wir müssen die richtige Stellung zu ihr einnehmen. Wir müssen uns vor allem fragen, ob dasjenige, was wir verloren haben, überhaupt des Besitzens und Festhaltens wert gewesen wäre; und es ist für mich kein Zweifel, dass man bei einiger Selbstbesinnung diese Frage zum grössten Teil wird verneinen müssen. Und das ist das Positive unserer Not: wir müssen aufbauen und erneuern, schaffen! Dem steht freilich die allgemeine menschliche Trägheit entgegen, die sich noch an das zu klammern trachtet, was ihr entrissen wurde, und die Trägheit des Oesterreichers im besondern, der ein Mensch von grossem, seelischem Reichtum ist, aber eine unverkennbare Scheu davor hat, sich schöpferisch zu verkörpern; er flüchtet sich heute noch aus den unerbittlichen Aufgaben und Forderungen der Gegenwart in das Paradies der Vergangenheit, anstatt einzusehen, dass das Paradies verlassen werden musste, um ein höheres Heil zu gewinnen. Anfänge sind freilich da, und es hängt eben von uns ab, sie zu ergreifen und weiterzuführen. Ich brauche kaum zu sagen, dass hier das Hauptaugenmerk vor allem auf die heranwachsende Generation gerichtet werden muss: sie ist ja die Trägerin des zukünftigen Geschehens, die Bereiterin des Menschheitsschicksals; ausserdem ist sie weniger mit Gewohnheiten, Vorurteilen, Ueberlieferungen belastet, sie befindet sich noch in jenem glücklichen Zustand der Entblössung und Bildsamkeit, den die Religiösen als den geeignetsten gepriesen haben, das Göttliche in sich aufzunehmen und darzustellen. Und so verdichtet sich, was an guten und schöpferischen Kräften hierzulande vorhanden ist, im Gebiete der Jugendbildung und Erziehung. Eine solche Wirksamkeit aber muss, um erspriesslich zu sein, auf lebendige Wechselseitigkeit sich gründen; es muss zwischen Lehrendem und Lernendem eine wirkliche Arbeitsgemeinschaft eintreten; was weiter heisst, dass es überhaupt keinen gibt, der bloss zu lehren, und keinen, der bloss zu lernen hätte, dass vielmehr alles Lehren zugleich ein Lernen, alles Lernen zugleich ein Lehren ist. Es ist daher von grösster Bedeutung, dass in der Jugend selber solche Antriebe der Erneuerung wirken. Ich habe in den letztvergangenen Jahren, nach dem Kriegsende, Gelegenheit gehabt, sie in verschiedenen Schichten der Bevölkerung

wahrzunehmen. Einem unmittelbaren Impulse nachgebend, zog ich mich von der akademischen Lehrtätigkeit zurück, die ich als Dozent der Philosophie an der Wiener Universität durch eine Reihe von Jahren ausgeübt hatte, und begab mich nach Salzburg, um dort den Aufgaben der Volksbildung mich zu widmen. Ich eignete mir hier, in Verbindung mit dem noch unverkümmerten menschlichen Urstoffe, einen tieferen und zugleich höheren Begriff der Bildung an, als ich bisher besessen hatte. Denn ich erfuhr nunmehr, dass zumal in der Jugend eine starke Sehnsucht nach neuer Seinsgestaltung lebt, die nicht durch die Zufuhr von blossem Wissensstoff zu sättigen ist. Sagen wir es geradezu: eine r e l i g i ö s e Sehnsucht, die nicht am schwächsten dort ist, wo man sich, wie in vielen sozialistischen Kreisen, am heftigsten gegen den Begriff der Religion sträubt. Aber nicht auf das Wort und den Begriff, sondern auf die Sache kommt es an. Es kommt darauf an, dass die Menschen ihr Leben auf eine neue Grundlage stellen wollen, und dass sie für jede ehrliche Hilfe dankbar sind, die ihnen hiebei zuteil wird. Wie wichtig das insbesondere für die studierende Jugend ist, bedarf kaum der Betonung. So ungesund nämlich jede schroffe Klassenscheidung ist, so sehr das Volk ein einheitlicher Organismus ist, es ist eben darum erfordert, den «Gebildeten» das Bewusstsein der Aufgabe zu vermitteln, die sie den andern gegenüber haben und jenem Prinzip der Verbildung zu steuern, das in den Schulen, namentlich den höheren, bisher das herrschende war. Und es ist ein schreiender Widerspruch zwischen dem, was die Jugend sucht, und dem, was ihr geboten wird, da unsere Universitäten noch durchaus das alte System konservieren und den drängenden Notwendigkeiten der Zeit keine Rechnung tragen. Noch immer wird ein unfruchtbares Spezialistentum gezüchtet, das keinen Zusammenhang mit der Welt hat. So liegt der Schwerpunkt der eigentlichen Bildungsarbeit ausserhalb der Universität. Wir haben Studentenvereinigungen, die, wie insbesondere die c h r i s t o k r a t i s c h e, auf Pflege des Gemeinschaftslebens, auf die organische Verbindung des Materiellen, des Seelischen und des Geistigen gerichtet sind. Die christokratische Studentenvereinigung hat in Wien ein Studentenheim und auf dem S o n n t a g b e r g e, in Niederöeerreich, eine freilich noch ganz in den Anfängen befindliche Siedlung begründet. Sie leistet unter den Studierenden Werbearbeit durch Vorträge, Diskussionen, gemeinsame Bibellektüre. Ihre Absicht ist es, die nationalen Spaltungen und Gegensätze zu überwinden, nicht durch eine nivellierende Methode des Ausgleiches, die niemals dauernden Erfolg haben könnte, sondern dadurch, dass sie in allen Gruppen die lebendige Verbindung mit dem Göttlichen weckt. Ausser den genannten Veranstaltungen sind es insbesondere die periodisch wiederkehrenden Ferienlager auf dem Sonntagberge, die diesem Zwecke dienen. Hier wird ein Teil des Tages der Arbeit im Hause und auf dem Felde, ein Teil der Erholung, ein Teil der gemeinsamen geistigen Arbeit gewidmet. Von besonderer Bedeutung ist es, dass auch die Umgebung des Sonntagberges, zumal die Arbeiterschaft, zu diesen Veranstaltungen herangezogen wurde. So habe ich selber wiederholt in den Böhlerwerken gesprochen und aufrichtiges Interesse und Verständnis gefunden. Ueberhaupt bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, dass allein auf diesem Wege des Austausches, der Vereinigung und Durchdringung das Heil — und nicht bloss für Oesterreich zu gewinnen ist. So versuche ich jetzt auch, die Studentenschaft in weit höherem Masse als bisher zu den Aufgaben der Volksbildung heranzuziehen und erwarte mir von dem Gelingen dieser Aktion, die freilich, wie alle unsere Schulreformen, noch

gänzlich in den Anfängen ist, einen Impuls zur Erneuerung des Hochschulwesens.

Es fehlt natürlich auch nicht an andern Richtungen und Bewegungen; wobei wir aber jene ausseracht lassen können, die ganz der alten Welt gehören, indem sie bewusst oder instinktiv deren Traditionen fortsetzen oder sich gar zu deren Schutz berufen fühlen. Dahin gehören die meisten aesthetischen und theoretischen Kundgebungen, wie denn unsere Theater mehr und mehr von allem idealen Gehalte entblösst und zu Schaubühnen für eine Gesellschaftsschicht werden, die, über Nacht emporgekommen, in der Kunst nichts als Luxus und Sensation sucht. Für uns kommen lediglich die Strömungen in betracht, die auf Umwandlung und Wiedergeburt gerichtet sind. Und da möchte ich auch auf die Werbearbeit und Siedlungsbestrebungen jener stark von Tolstoi beeinflussten Gruppen hinweisen, die sich unter dem Titel der «Herrschaftslosen Sozialisten» zusammengefunden haben und denen ich freilich zum Vorwurf machen muss,dass sie — unreachtet mancher muss, dass sie — unerachtet mancher guter Tendenzen — zu sehr das negative Moment der Anarchie, der Herrschafts losigkei und zu wenig das Positive der religiös-ethischen Erneuerung betonen. Natürlich gibt es bei uns auch Scharen von Theosophen und Anthroposophen, ja die letzteren tagen jezt auf einem grossen Kongress, der von Rudolf Steiner selbst geleitet wird. Ich will auch hier den den Einsatz der Energie und der geistigen Kräfte nicht verkennen. Allein das Heil kann ich mir von einer Bewegung nicht erwarten, deren Teilnehmer weniger vom Drange nach Selbst- und Weltgestaltung als vom Bedürfnis, etwas über die Geheimnisse des Jenseits zu erfahren, beherrscht werden und so gleichsam über die dritte Dimension hinwegspringen möchten, um in die vierte zu gelangen. Mit andern Worten, ich finde hier zu viel Metaphysik und zu wenig Religion. Aber darüber mich genauer auszusprechen, würde hier doch zu weit führen.

Oskar Ewald.

**Aus Japan.** Der japanische Sozialismus.[1]) Der Sozialismus in Japan ist nun schon einige Jahrzehnte alt. Er begann als eine Bewegung unter den Intellektuellen, mit starken Neigungen zum Anarchismus. Dass diese auch später stets wieder sehr hervortreten, will wenig zu der unter uns üblichen Vorstellung vom japanischen Geist stimmen. Erst nach und nach rückt die Arbeiterschaft ein und es ist im Grund erst der russisch-japanische Krieg, welcher ihr einen starken Impuls verleiht. Der Youaikai (Arbeiterbund), die umfassendste Organisation des japanischen Sozialismus, wurde erst 1912 gegründet. Nach und nach entstanden Vereinigungen der Bergleute, Matrosen, Eisen- und Werftarbeiter. Der Weltkrieg beschleunigte auch hier die Entwicklung. Der riesige Aufschwung der Industrie während des Krieges, wie die darauf folgende schwere Krise hatten gleichmässig diese Wirkung, wozu sich noch das anfeuernde Beispiel der russischen und deutschen Revolution gesellte. Es kam zu einer Reihe von grossen Aufständen mit oft recht gewaltsamen Methoden. Daraus entwickelte sich nach und nach eine umfassende Arbeiterorganisation. Zu dem Youaikai, dessen Zentrum Tokio ist, gesellte sich eine mehr syndikalistische Bewegung im westlichen Japan, mit den Städten Kobe, Osaka und Kyoto als Zentren; aber auch im übrigen industriellen Japan machte die Organisation Fortschritte. Ein Zeichen von ihrer Bedeutung war, dass eine «Organisation zur Verständigung zwischen Kapital

[1]) Vgl. das Aprilheft (Rundschau). Die folgenden Ausführungen sind Artikeln des in Kobe erscheinenden «Japan Chronicle» entnommen. Es ist offenbar eine zuverlässige Quelle.

und Arbeit» (Koshi Kyocho Kai) gegründet wurde, der wohlwollende Sozialreformer beitraten und reiche Unterstützung von Seiten der Grossindustrie zuteil wurde. Auf der andern Seite bildete sich der Youaikai immer mehr zu einer spezifischen Arbeiterorganisation um. Im Kampf um die wichtige Arbeiterdelegation zu der Washingtoner Arbeitskonferenz (1919) kamen diese beiden Tendenzen: sozialistische Arbeiterbewegung und von oben her protegierte Sozialreform, deutlich zum Ausdruck. Einen Markstein aber bildete besonders der grosse Streik der Werftarbeiter von Kawasaki, der im September 1919 glänzend durchgeführt und gewonnen wurde.

Mit diesem Erwachen der eigentlichen Arbeiterbewegung ging die Entwicklung des sozialistischen Denkens parallel. Auf der einen Seite scheint, wie gesagt, in Japan immer wieder der Anarchismus grossen Anklang gefunden zu haben, wie er ja auch bei uns am Beginn der Arbeiterbewegung sehr stark war, auf der andern Seite stellte sich eine ausgesprochene staatssozialistische Bewegung ein, organisiert im Rosokai (Gesellschaft Junger und Alter). «Es ist eine gebieterische Notwendigkeit, dass die Ursachen des Streites zwischen Reich und Arm, der so viel Unruhe erzeugt, beseitigt werden und Kapital und Arbeit verhindert werden, mit einander in Kampf zu geraten, da doch die Interessen des Staates alles überwiegen.» Es wurde sogar der Vorschlag gemacht, dass alles Land und Eigentum dem Kaiser zugesprochen werde. «In diesem ruhmvollen Land Japan gehört alles Land und Eigentum in Wirklichkeit dem Kaiser.» Man denkt unwillkürlich an Naumanns «Demokratie und Kaisertum.» Der Versuch, den Sozialismus mit den alten Traditionen des Japanertums zu verknüpfen, war in dieser Form natürlich zum Scheitern verurteilt. Inzwischen drang dafür der Marxismus immer mehr in die Kreise der Intellektuellen ein. Eine Flut von sozialistischer Literatur aller Art überschwemmte das Land.

Natürlich tauchten auch alle Probleme der westlichen Arbeiterbewegung auf. Die Losung von der «Diktatur des Proletariats» bewegte die Geister; die Frage der Beteiligung an der Politik stellte sich ein und wurde um so aktueller, als in Japan das allgemeine Stimmrecht noch nicht vorhanden war und ist. Doch scheint sich der japanische Sozialismus ziemlich bald wieder von der Politik abgewendet und mehr der syndikalistischen Auffassung zugekehrt zu haben.

Von ganz besonderem Interesse ist der Eintritt der japanischen Frau in die sozialistische Bewegung. Man muss sich ja daran erinnern, dass die japanische Frau bis auf diesen Tag einem feudalistischen System von Halbsklaverei unterworfen ist. Für sie muss der Sozialismus eine gewaltige Befreiungsbewegung sein. Die Zahl der in japanischen Fabriken arbeitenden Frauen wird für das Jahr 1917 auf 713,120 angegeben, während die der männlichen Arbeiter bloss 567,844 betrug. In der grössten Industrie Japans, der Textilindustrie, ist das Verhältnis sogar das von 600,000 zu 100,000. Für diese Frauen, die natürlich auch im Fabriksystem als eine Art Sklavinnen gehalten werden und sich selbst infolge von jahrtausendlanger Tradition willig dafür hielten, muss es eine grosse Sache gewesen sein, als sie sich zu organisieren begannen und sogar einen gewaltigen Streik in Szene setzten. Freilich hat es da starke Rückschläge gegeben, indes ist die Bewegung erwacht und sie wird nicht wieder völlig eingehen.

Die industrielle Krise hat auch in Japan die Arbeiterbewegung geschwächt. Auch dort muss der Arbeiter gegenwärtig froh sein, wenn er überhaupt Arbeit erhält. Aber wenigstens von einem Uebel ist man verschont geblieben: die Be-

wegung ist nicht gespalten worden. Im «Sozialistenbund» finden sich alle Richtungen des japanischen, wie des Sozialismus überhaupt, zu gemeinsamer Geistesarbeit zusammen. Es scheint, dass wütender Dogmatismus ein Vorzug des Westens sei! Der Gildensozialismus hat neuerdings grossen Eindruck gemacht, was ja der mehr syndikalistischen Art des japanischen Sozialismus entspricht. Vergessen wir nicht, hinzuzufügen, dass eine bedeutende Anzahl der sozialistischen Führer Japans sich zum Christentum bekennt. Wir haben die überragende Gestalt Kagawas kennen gelernt. Ihm stehen zur Seite ein Professor Abe von der Universität zu Waseda, Männer wie Takahata und Osugi, der letztere ein Hauptvertreter eines offenbar christlich bestimmten Anarchismus. Ein «religiös-sozialer» Pfarrer erregte durch Verwirklichung kommunistischer Prinzipien in einem Dorfe «peinliches Aufsehen».

Ganz von selbst versteht sich, dass auch der japanische Sozialismus durch eine lange und schwere Periode des Martyriums gegangen ist. Aechtung, Einsperrung und Hinrichtung besonders der Führer, Eingreifen des Militärs und der Polizei zu Gunsten der Unternehmer, Willkür- und Gewaltmassregeln aller Art gegen die Bewegung, Verbot sozialistischer Literatur und sozialistischer Agitation und ähnliches waren auch in Japan die Waffen, womit die bestehende Ordnung sich zur Wehr setzte. Eine grosse Reihe von Führern ist im Gefängnis gestorben oder mit Schwert oder Kugel hingerichtet worden, auch Frauen darunter. Bis auf diesen Tag haben die Gewerkschaften noch keine gesetzliche Berechtigung und noch keiner ist es gelungen, einen Tarifvertrag durchzusetzen. Dass einer der christlichen Führer (Takahata) um seiner sozialistischen Ueberzeugung willen aus seiner Gemeinde austreten musste, gehört zu diesem Bilde.

Und nun noch die Frage, warum dieser Bericht in den Neuen Wegen erscheint? Ich antworte: Einmal, weil dieses Auftauchen des Sozialismus im Osten, besonders in seiner engen Verbindung mit dem Christentum, an sich vom höchsten Interesse ist. Es eröffnen sich damit Perspektiven von grosser geschichtlicher und prinzipieller Tragweite. Dann aber verfolge ich damit besonders auch einen Zweck: die Vorurteile über den Osten zu zerstreuen, die bei uns noch so stark verbreitet sind, und zu zeigen, dass auch dort eine neue Welt im Aufstieg begriffen ist.

Aus diesem Grunde soll in Bälde noch mehr von Japan berichtet werden. L. R.

**Ein Vorschlag zum Problem des Wiederaufbaus.** Wir bringen den nachfolgenden Vorschlag zum Problem des Wiederaufbaus gern zum Abdruck, in der Meinung, dass auf alle Fälle sein Grundgedanke richtig sei: der Wiederaufbau Frankreichs eine gemeinsame Aufgabe aller Völker und nur als solche zu lösen. Es ist der Gesichtspunkt, den wir in den «Neuen Wegen» stets vertreten haben. Er muss beständig wieder geltend gemacht werden, bis er endlich zu einer allgemein anerkannten Forderung wird und zu Taten führt. Wie weit im Einzelnen des Verfassers Vorschläge richtig und praktisch sind, müssen wir Kompetenteren zur Beurteilung überlassen und stellen die Frage hiermit zur Diskussion. Die Red.

Wattwil, den 31. März 1922.

Geehrter Herr!

Gleich vielen meiner Mitmenschen beschäftigt mich das Problem des Friedens und des Aufbaues. Ich sehe, dass die Anstrengungen der internationalen Diplomatie zwar imstande sind, Erleichterungen zu bringen und eine gewisse, vom gegenseitigen Misstrauen immerhin noch beschwerte Atmosphäre der Verständigung herzustellen, nicht aber den vollen Frieden, der von

der Menschheit als die sichere Grundlage für den Aufbau einer neuen, hoffentlich höheren Kultur empfunden werden soll.

Das Unbehagen, hervorgerufen durch die Unsicherheit der internationalen Beziehungen und Verhältnisse kommt mit deutlichster Schärfe im Leben der Völker zum Ausdruck. Tun und Verharren werden von Prinzipien beherrscht, welche weitschauende und umsichtige Massnahmen verhindern, bloss auf heute und morgen eingestellt sind. Ich habe die Ueberzeugung, dass über diesem tatlosen Warten, Zusehen und Feilschen, diesem passiven auf den Frieden Harren wie auf ein Wunder, das über uns kommen soll, unsere Kultur, das heisst die Möglichkeit, sie zu erneuern oder auch nur fortzusetzen, mit jedem Tag kleiner wird. Der Friede, den wir gerne haben möchten und haben müssen, kommt nicht. Wir sollen ihn uns schaffen mit eiserner Energie und dem Aufwand aller verfügbaren Kräfte. Es wird kein Friede sein, solange die Trümmer der Kriegsgebiete in Nordfrankreich und in Belgien nach Rache schreien. Entfernen wir sie nicht, so werden — wer weiss wie bald — neue Trümmerstätten sich an die alten anreihen und es wird dann doppelt schwer, vielleicht in vollem Sinne des Wortes unmöglich sein, sie aufzubauen

Aus diesen Erwägungen heraus möchte ich Ihnen von einer Bestrebung Kenntnis geben, zu der ich die Initiative ergriffen habe, um zu versuchen, eine internationale Bewegung hervorzurufen, damit der Aufbau der Kriegsgebiete durch die Völker zur Tatsache werde.

Es sind mir bis heute aus europäischen Ländern viele Sympathiebeweise zugegangen für dieses Ziel und ich habe zahlreiche Anerbieten für die Mitarbeit erhalten. Es besteht die Aussicht, dass in allen Kulturländern der Erde eine Strömung entstehe, die den Aufbau der Kriegsgebiete durch ein auf internationaler Basis stehendes Werk fordert.

In der Annahme, Sie bringen dieser Sache Ihr Interesse entgegen, erlaube ich mir, Ihnen davon Kenntnis zu geben und Sie zu bitten, mir Ihre wertvolle Unterstützung für dieselbe zu gewähren.

Das grosse Werk des internationalen Aufbaues der Kriegsgebiete durch die Völker würde uns vor allen Dingen die Arbeit bringen, also das Notwendigste, und es fänden vorab gerade diejenigen Unternehmungen Beschäftigung, welche am längsten und vielleicht am härtesten von der Arbeitslosigkeit betroffen worden sind.

Die Schwierigkeit der Finanzierung dieses Werkes ist gewiss sehr gross, aber da wir unbedingt nicht neben der Lösung dieser Aufgabe vorbeikommen, weil es unter allen Umständen getan werden muss, wenn Friede sein soll, so finden sich ganz gewisse Wege, dieselbe zu überwinden. Ich habe sogar die Ueberzeugung, es werden bei der Anstrengung, welche die gewiegtesten Finanzmänner der Welt auf den Plan rufen dürfte, manche Probleme hartnäckiger Art, die gegenwärtig helfen, uns den Weg zu normaler Weltwirtschaft zu versperren, überraschende Entwirrung erfahren. Es würden sich reinere, politisch freiere Perspektiven auftun, die Internationalität, welche im Völkerbund ihren bisher konkretesten Ausdruck gefunden hat, würde in diesem Werk zum ersten Mal ein Monument von unvergänglicher Grösse und Wirkung schaffen.

Infolge der herrschenden Arbeitslosigkeit gibt der schweizerische Staat gegenwärtig für Arbeitslosenfürsorge und Subsidien an notleidende Industrien wohl 1½ Million Franken täglich aus. Die Volkswirtschaft verliert dazu mindestens ebenso viel. In den andern Staaten sind die Verluste, je nach dem Verhältnis ihrer Industrialisierung und der von den Regierungen

übernommenen Unterstützungspflicht, nicht kleiner. Die Verluste, welche das Stillstehen ihrer Betriebe, Unternehmungen, der Verkehrs- und Transportanstalten allen Nationen bringt, sind unermesslich, wenn man berücksichtigt, was an investierten Kapitalien, an Zinsen und Werten aller Art beständig und in lawinenartig anschwellendem Masse verloren geht. Wenn die Regierungen auch diese Verluste in Betracht zögen, müssten ihre Beiträge an den Aufbau-Fonds, welche ich unter Punkt VII/1 erwähne, viel bedeutender ausfallen.

Es ist übrigens im Prinzip gleichgültig, welche Summen dieser Aufbau verschlinge; auch wenn wir dabei arm würden wie die Kirchenmäuse, so läge doch ein unermesslicher Gewinn für die Menschheit darin, es wäre eine Armut von Gottes Gnaden. Auf und mit dem Reichtum dieses Gewinnes wäre es ihr möglich, eine neue und höhere Kultur aufzubauen. Auch wäre der Aufbau der vom Krieg zerstörten Gebiete durch internationale Hilfe die wirksamste Gegenaktion gegen den Krieg.

Vielleicht könnte die Beschaffung der finanziellen Mittel erleichtert werden durch die Ausgabe besonderer «Bonus». Diese, sagen wir «Aufbaubonus», würden von jedem der aufbauenden Staaten im Verhältnis zu den von ihm übernommenen Lasten ausgegeben und hätten unter den am Aufbau beteiligten Staaten Goldkurs. Jeder dieser Staaten hätte die Verpflichtung, jährlich einen gewissen Prozentsatz seiner Bonus-Emission aus dem Verkehr zurückzuziehen, würde also seine Aufbauschuld in jährlichen Raten amortisieren.

Durch die Ausgabe dieser Bonus würde meines Erachtens der Währungskurs nicht geschädigt, da sie unabhängig von der ordentlichen Währung sind. Ich stelle mir vor, sie gelten als ein internationales, im täglichen Verkehr kursierendes Zahlungsmittel, das vielleicht als ein internationaler Wertmesser zur Stabilisierung der Währungskurse beizutragen vermöchte. Eine Deckung stünde allerdings hinter diesem Bonus nicht, dagegen die Verpflichtung zur Einlösung derselben durch die Emissions-Staaten und deren Solvabilität.

Die heutige Arbeitskrise voraussehend, habe ich schon vor bald zwei Jahren versucht, die Idee des internationalen Aufbaues der Kriegsgebiete in der Presse zu lancieren, fand aber damals kein Entgegenkommen, weil die Revision des Friedensvertrages in greifbarer Nähe schien. Nachdem heute der Preisabbau soweit fortgeschritten ist, dass der Aufbau auf realer Grundlage durchgeführt werden könnte, so wäre es ein Ding der Möglichkeit, an der Hand von Indexzahlen für die Lebenshaltung in jedem der aufbauenden Staaten differenzierte Normen für die Preisgestaltung aufzustellen. Es wäre dies die Aufgabe der internationalen Aufbaubehörde. Die Aufbaukonjunktur dürfte nicht ein Gegenstück werden zur Kriegskonjunktur.

Die vorstehenden Abschweifungen vom eigentlichen Thema sind natürlich nur persönliche Meinungen; sie betreffen Fragen, die nur von Fachleuten behandelt werden können. Mein Bestreben zielt nur dahin, in den Ländern, die für den Aufbau in Frage kommen, eine Strömung zu veranlassen, welche den Aufbau der Kriegsgebiete fordert. Es würde mich freuen, bei Ihnen eine Stütze zu finden.

Vielleicht darf ich eine Antwort von Ihnen erwarten. Sie würden mich dadurch sehr zu Dank verpflichten.

Mit vollkommener Hochachtung
Jean Schwegler.

Tit.

Die Frage, auf welchem Wege ein wirklicher und dauerhafter Friede zu erreichen sei, beschäftigt die Menschheit. Es sind manche Lösungen vorgeschlagen und ver-

sucht worden, ohne fühlbaren Erfolg. Die Mittel, von denen man sich den Frieden und damit die Gesundung des europäischen Wirtschaftskörpers versprach, versagten, weil sie den Frieden unvermittelt und zwangsweise herbeiführen wollten. Ein erzwungener Friede aber wird nie ein wirklicher Friede sein. Ausserdem waren diese Massnahmen für den Frieden nicht im Verhältnis zur Wirkung der Katastrophe, welche die heutigen Zustände verursacht hat.

Vor allen Dingen muss man einsehen, dass der Friede nicht allein von den Unterhandlungen der Diplomaten kommen kann. Sie können ihn wollen, ihn vorbereiten, seine Grundlagen herstellen, aber schaffen können sie ihn nicht. Er lässt sich nicht diktieren, dekretieren, erzwingen. Einzelne Menschen mögen die Macht haben, Krieg über die Völker zu bringen, aber Friede, wahrhaftiger Friede, muss immer durch harte Arbeit von den Völkern selbst erworben sein, damit er nicht Erschlaffung und Niedergang, sondern Aufstreben bedeute. Ueberlassen wir aber seine Entwicklung dem Laufe der Zeit, so wird unsere Kultur darüber zum guten Teil untergehen.

Aus den Verhandlungen und Beschlüssen der Diplomaten, insofern sie einen nur auf Dokumenten gegründeten Frieden anstreben, entstehen für die Völker neue unerträgliche Lasten und Schmerzen. Rache und Hass haben in diesen Dokumenten zu breiten Raum, was soll daraus Gutes werden? Es ist genug Rache und Hass in die Menschen gedrungen.

An den Tischen, wo der Krieg von gestern gesühnt und geschlichtet werden soll, häuft sich bedrohlich der Stoff für den Krieg von morgen; es gilt aber, diesen im Keime zu vernichten.

Wahrscheinlich gibt es nur einen Weg, den Frieden für alle Völker zu erlangen, einen Frieden, der schliesslich für alle Völker einen Sieg bedeutet. Ein so unerhörtes, mit so gewaltigen Machtmitteln, so ausdauernder Kraftentfaltung durchgeführtes Werk der Vernichtung kann nur gesühnt werden durch eine fast eben so grosse Tat der Nächstenliebe, der Versöhnung. Auf keinem andern Wege kann es gelingen.

Gewiss haben die grossen Männer, welche zum Heil ihrer leidenden Völker beraten, in ihrem Innersten dieses Werk vor Augen, aber ihre Aufgaben liegen in andern Richtungen. Das Werk der Nächstenliebe, welches ich meine, ist gegeben, es liegt auf der Hand, wir müssen uns schämen, dass es noch nicht begonnen ist. Noch ist es Zeit, es zu tun, aber es ist nötig, dass die Menschheit sich abermals aufraffe mit aller ihr zu Gebote stehenden Energie, dass sie noch einmal alle ihre Kräfte sammle, ihre Tatkraft restlos in den Dienst dieses Werkes stelle mit der gleichen Ausdauer und Begeisterung, welche sie für das Werk der Vernichtung aufgebracht hatte.

**Dieses Werk der Nächstenliebe ist der Aufbau der durch den Krieg zerstörten Gebiete.**

Mit dem Verschwinden dieser offenen Wunden werden Friede und Ruhe einkehren in der Welt. Sobald sich die Völker an diese Arbeit machen, wird der Druck, der auf uns lastet, zu weichen beginnen, die Werkstätten werden ihre Arbeit aufnehmen, der Arbeitslose wird sein Werkzeug ergreifen, das Getriebe von Handel, Industrie und Verkehr wird auf der ganzen Welt in Gang kommen.

Durch ein Verhängnis ist Millionen von Menschen das Werkzeug jäh aus der Hand genommen, sind sie arbeitslos geworden — für den Krieg die Zerstörung. Man gebe Hunderttausenden von Arbeitslosen das Werkzeug wieder in die Hand — für den Frieden den Aufbau.

Proposition:

I. Die Kulturvölker der alten und der neuen Welt vereinigen sich für

den gemeinsamen Aufbau der vom Krieg zerstörten Gebiete.

II. Sie bilden eine internationale Aufbau-Gemeinschaft. Sie ernennen eine oberste Leitung, welcher Männer aller am Aufbau aktiv teilnehmenden Staaten angehören.

III. Jeder Staat, der dieser Gemeinschaft angehört, übernimmt einen bestimmten Sektor zum Aufbau. Ist dieser beendigt, einen weiteren Sektor, usf.

IV. Jeder dieser Staaten ernennt eine eigene nationale Leitung für den Aufbau seiner Sektoren.

V. Die ausgeführten Bauten und Anlagen müssen definitiven und nicht nur provisorischen Charakter haben.

VI. Die Lieferung des Materials jeder Art für den Aufbau ihres Sektors übernimmt jedes Land selbst. Jedes Land wird also Lieferant für den Aufbau im Rahmen seines Sektors.

VII. Die Mittel für den Aufbau werden aufgebracht:

1. durch freiwillige Beiträge der Nationen, welche am Aufbau aktiv teilnehmen. Jede dieser Nationen leistet einen Beitrag, der beispielsweise so hoch ist wie der Gesamtbetrag, den ihre Regierung zurzeit während der Dauer von drei Monaten für Arbeitslosenfürsorge und Subsidien an die notleidende Industrie ausgibt.
2. Durch freiwillige Beiträge an den Aufbau-Fonds seitens derjenigen Staaten, welche am Aufbau nicht aktiv teilnehmen, jedoch ein Interesse haben am Zustandekommen eines dauerhaften Friedens.
3. Durch Zuwendung eines angemessenen Teiles der Reparations-Leistungen Deutschlands an den Aufbau-Fonds.

VIII. Die Aufbaukosten werden ermässigt:

1. Indem jedes am Aufbau aktiv teilnehmende Land die Transportkosten für «Aufbaugut» vom Ort seiner Herstellung im Inlande bis zur eigenen Landesgrenze zu seinen Lasten übernimmt.
2. Indem jeder dieser Staaten einen gewissen Anteil an die Verpflegung seiner im Aufbaugebiet selbst tätigen «Aufbau-Armee» zu eigenen Lasten übernimmt, durch Naturalleistungen oder Geldbeiträge.
3. Indem diejenigen Staaten, denen die Aufbaugebiete angehören, allen Lieferungen für den Aufbau zollfreie Einfuhr und bedeutend ermässigte Frachtraten gewähren.
4. Indem die aufbauenden Staaten für ihre organisatorische und administrative Tätigkeit keinerlei Vergütung beanspruchen.

IX. Die ehemaligen Zentralstaaten beteiligen sich am Aufbau in gleicher Weise wie die übrigen Kulturstaaten, sie haben jedoch keine Beiträge à fond perdu an den Aufbau-Fonds zu leisten.

Es besteht die Möglichkeit, dass die Staaten, welche am Aufbau teilnehmen, nicht die volle Vergütung innert kurzer Frist für die Zahlungen verlangen, welche der Aufbau-Fonds ihnen zu leisten hat, sondern dass sie dafür langfristige Kredite einräumen. Diese Kredite kämen Anleihen gleich, sie würden Deutschland erlauben, seine Reparationszahlungen auf eine längere Periode zu verteilen. Dem weiteren für ganz Europa gefährlichen Rückgang der deutschen Valuta wäre damit Einhalt geboten.

Diese tunlich langfristigen Kredite brächten Gläubigern und Schuldner mehr Vorteile, als dies bei gewöhnlichen Anleihen der Fall wäre.

Wo ein Wille ist, ist ein Weg.

Dass umfangreiche Fragenkomplexe entstehen, ist selbstverständlich. Ihre Lösungen werden erheblichen Schwierigkeiten diplomatischer, finanzieller und technischer Natur begegnen. Wenn aber diejenigen Männer, welche sich bisher bemüht haben, in Europa Verständi-

gung und Friede herbeizuführen, mit den Männern zusammen arbeiten, die für grosse und schwierige Unternehmungen geschaffen und bestimmt sind, so wird die Ausführung möglich sein. Es heisst noch einmal sich aufraffen zur Entfaltung aller Kräfte, um die Kulturvölker Europas vor dem Zerfall und die übrigen vor schwerem Schaden zu bewahren. Die Aufgabe ist gewiss ungeheuer gross, aber das Ergebnis nicht weniger. Wir alle sehen je länger desto deutlicher, dass wir Zuständen entgegengehen, die zu neuen Katastrophen, zu weiterer Verelendung politischer, volkswirtschaftlicher, moralischer Art führen. Es geht wahrhaftig um die höchsten Güter der Menschheit.

Die internationalen Beziehungen werden durch die Inangriffnahme dieses Werkes in durchschlagender Weise gesunden. Das gemeinsame grosse Ziel wird einigen, beruhigen, heilen, es wird für Hass keine Stätte sein, wo durch der Hände Arbeit ein solches Monument der Nächstenliebe, der Busse und Versöhnung errichtet wird.

Die Völker haben ausser dem ideellen ein starkes materielles Interesse am Zustandekommen und Gelingen dieses Werkes. Es wird ein Segen von ihm ausgehen, wie ihn die Welt nicht kannte.

Wenn dieses Werk getan ist, wird die militärische Abrüstung ihren vollen Sinn, ihre Notwendigkeit und Selbstverständlchkeit erhalten.

Es wird Friede sein.

Wattwil, Schweiz, im März 1922.

Jean Schwegler.

**Für die Russlandkinderhilfe.** Durch A. P. in Sch. Sammlung von Schulkindern Fr. 100.—, durch L. H. in B., Sammlung von Schulkindern Fr. 300.—. Für das hungernde Russland von Ungenannt durch E. B. Fr. 100.—. Zusammen Fr. 500.—.

**Wer kann helfen?** Die heutige wirtschaftliche Krisis hat viele in Not gebracht. Auf einen solchen Notfall aus unserm Kreise möchten wir die Leser der «Neuen Wege» aufmerksam machen.

Wir suchen nach Arbeit für die Frau eines Architekten, die durch die missliche Lage ihres Mannes in die Notwendigkeit versetzt worden ist, für sich und ihre zwei Mädchen von fünf und acht Jahren selbst zu sorgen. Als diplomierte Haushaltungslehrerin möchte sie am liebsten die Leitung eines Haushaltes oder eines Betriebes übernehmen. Auf Bezahlung würde sie verzichten, wenn ihr dagegen die Möglichkeit geboten würde, ihre Kinder bei sich zu haben. Sollte irgend jemand unter unsern Lesern von einer entsprechenden Arbeitsmöglichkeit wissen, so wäre für eine Mitteilung dankbar

A. Bietenholz-Gerhard, Riehen bei Basel.

# Ferienkurs auf dem Brunnersberg

Es ist nötig, dass wir uns finden und kennen lernen, wenn wir den Aufgaben, die wir in uns fühlen, mit der rechten Freudigkeit und Ausdauer erfüllen wollen. Ein trautes Zusammensein und ernstes Schaffen in stiller Sommerfrische mag manch einen Abseitsstehenden dauernd zu Gleichgesinnten führen, so dass er von nun an tapferer für die grosse Erneuerung eintritt. Wir stellen den Kurs unter den Leitgedanken: G e m e i n s c h a f t. Abklären, vertiefen, zusammen-

fassen möchten wir in uns einige der hauptsächlichsten Gemeinschaftsbewegungen.

Plan des Kurses:

29. Juli: Ankunft der Teilnehmer.

30. Juli: Der Geist der Genossenschaft. (Leitung: Frau Prof. Staudinger, Zürich.)

1. August: Der Kommunismus im Christentum. (Leitung Pfarrer Gerber, Langenthal.)

2. August: Schulgenossenschaft. (Leitung voraussichtlich: Berlebsch-Valendàs, Bern.)

3. August: Weitere Aussprache. Zusammenfassung. Abreise.

Aenderungen in der Reihenfolge bleiben vorbehalten.

Wir denken uns den Tag so: Vormittags Vortrag und freie Diskussion. Der Nachmittag steht zu freier Verfügung. Zum Tagesschluss Bibelbesprechung mit gegenseitiger Aussprache.

Es stehen einige Betten zur Verfügung. Die Mehrzahl wird mit dem Heulager zufrieden sein. Die Verpflegung in der Pension Wyttenbach ist ebenso gut als einfach. Kosten (volle Verpflegung und Kursbeitrag) für die fünf Tage: bei Heulager 22 Fr., mit Bett 27 Fr.

Der Brunnersberg, in der zweiten Kette des Jura gelegen, ist sehr leicht von allen Seiten erreichbar. Wer die Bahn benützt, steigt in Oensingen in die Balsthalbahn um, bis Thalbrücke. Der freiheitliche Geist, der Inhalt und Zweck des Kurses dürfte viele Teilnehmer anziehen. Anmeldungen richtet man bis 15. Juli an J. Oettli, Derendingen.

Freunde der «Neuen Wege» und des «Aufbau»,
Gruppe Solothurn.

# Das Friedensreich

In der letzten Zeit wird der Berg mit dem Tempel Gottes fest gegründet stehen als der höchste unter den Bergen, und über die Hügel erhaben sein. Und Völker werden zu ihm strömen und viele Nationen sich aufmachen und sprechen: Auf, lasst uns zum Berge des Herrn und zum Tempel des Gottes Jakobs hinaufsteigen, damit er uns über seine Wege belehre und wir auf seinen Pfaden wandeln! Denn von Zion wird die Lehre ausgehen und das Wort des Herrn von Jerusalem. Und er wird zwischen vielen Völkern richten und starken Nationen bis in weite Ferne Recht sprechen. Und sie werden ihre Schwerter zu Karsten umschmieden und ihre Spiesse zu Winzermessern. Kein Volk wird mehr gegen das andere das Schwert erheben und sie werden nicht mehr den Krieg lernen. Ein jeglicher wird unter seinem Weinstock und unter seinem Feigenbaum sitzen und niemand wird sie verstören. Denn der Mund Gottes, des Herrn der Heerscharen hat es geredet. Micha 4, 1.—4.

# Wie wir kämpfen sollen[1])

Unser Kampf gilt der Durchsetzung des Guten und Rechten in der Leitung unseres Landes. Den westlichen Völkern käme es nicht in den Sinn, in Kämpfen von der Art, wie wir sie führen müssen, die Hilfe der Vorsehung zu suchen. Sie würden sich nach materiellen Gesichtspunkten, Gesichtspunkten der Macht und Gewalt, organisieren. *Unser* Prinzip ist die Nicht-Mitwirkung (Non-Cooperation) nicht mit dem Guten, sondern mit dem Bösen, und unser Ziel ist, so viel als möglich das Reich des Guten mit Mitteln und Kräften geistiger Art aufzurichten.

Wir haben keinerlei Anlass zum Gedrücktsein, ausser wenn unsere Sache dadurch leidet, dass wir sie mit üblen Methoden des Kampfes verfolgen. Der Feind ist, wie man treffend gesagt hat, in

[1]) Die folgende Aeusserung stammt aus Young India (Jung Indien), dem Organ Gandhis, des indischen Revolutionärs. Sie wurde unmittelbar nach seiner Verurteilung zu langer Kerkerstrafe getan. Wir stellen sie statt einer «Andacht» an die Spitze gerade dieses Heftes, weil sie in uns alle beschämender Weise zeigt, in welchem Geiste wir unsere Kämpfe führen sollten. Die Red.

uns, nicht ausser uns. Wir müssen stärker acht haben auf unsere Abirrungen vom Pfad der Wahrheit und Lauterkeit als auf das Benehmen derer, die in diesem Kampfe gegen uns stehen, und sei es noch so schlimm; ebenso müssen wir uns klar machen, dass, wenn dieser Krieg ein geistiger Krieg, und unser Anspruch, ihn zu einem gesicherten Siege zu führen, begründet sein soll, die alten Vorstellungen von Kriegführung als einer zwischen «Feind» und «Feind» entschlossen ausgeschaltet werden müssen. Die Sache liegt so, dass trotz jahrhundertelangen Kämpfen zwischen ihnen die Parteien in dem Streit, worin wir uns verwickelt sehen, nicht Feinde, sondern Freunde sind, die in entgegengesetzten Feldlagern eingereiht sind, weil sie Meinungen und Anschauungen vertreten, die entweder in guten Treuen verschiedenartig und sogar gegnerisch, oder durch die Macht der Selbstliebe, sei sie rassenhaft oder sozial, vergiftet und verderbt sind. Wir machen unserseits den Anspruch, niemandes Feind zu sein, mag man auf der andern Seite uns auch zu Rebellen, Feinden und was immer stempeln. Wenn wir diesen Krieg nicht als einen religiösen auffassen, dann müssen wir freilich per-force immer der andern Feind sein, damit aber entfernen wir uns von Gott und statt, dass wir seine Absicht, die Herrschaft von Ordnung und Frieden auf der Basis der Gerechtigkeit in unser politisches Leben einzuführen, verwirklichen, setzen wir uns in direkten Gegensatz zu Seinem Willen. Wenn es so mit uns stünde, hätten wir nichts, worauf wir stolz sein dürften, denn dann bewegte sich die Welt in ihrem alten Geleise von Rachsucht, Gereiztheit und Hass, und Gott liesse uns unsern Kampf allein auf die gewohnte Art ausfechten. Die Herrschaft der Vorsehung hat noch nicht aufgehört, und es ist unsere Aufgabe, zu fühlen und zu erfahren, dass in diesem religiösen Krieg Er als Helfer mit uns ist, um nicht nur zugegebenes Unrecht gut zu machen, sondern um auch die Unrecht Tuenden dahin zu bringen, dass sie ihre Fehler zugeben und damit ihre Seele befreien. Der sicherste Weg, diese gnädige Vorsehung für uns zu gewinnen, wäre in erster Linie die Erkenntnis, dass in einem wahrhaftigen Religionskriege unsere Gegner nie unsere Feinde sein können, was immer sie von uns denken mögen. Der Gott der Wahrheit und Liebe, den alle religiösen Gemeinschaften verkündigen, erlaubt nicht, dass irgend eines seiner Geschöpfe aus-

serhalb seines Bereiches bleibe, und wenn dem so ist, dann können wir niemals jemand zum Feinde haben. Unter jeder andern Voraussetzung hören wir auf, Sein Recht über uns alle anzuerkennen. Wenn wir daher von den hohen Idealen unserer Bewegung abfallen, enteignen wir Gott und beginnen, seine Geschöpfe, unsere Brüder, nicht bloss als Gegner, sondern als Todfeinde zu betrachten, sobald sie unsern Weg kreuzen.

Die eine Lektion, die wir Kinder des 19. und 20. Jahrhunderts zu lernen haben, besteht darin, dass der Krieg physischer Gewalt gegen physische Gewalt nie aufhören k a n n, wenn wir immer wieder mit dem fundamentalen Irrtum beginnen, dass Gegnerschaft in den Interessen und Widerspruch in den Ansichten uns zu gegenseitigen Feinden machen müssten. Solange Gott als unser gemeinsamer Vater über uns ist, kann die Theorie der Feindschaft nicht bestehen. Denn darin haben wir die Basis für alle Einheit und alles Leben sowohl der Gemeinschaft als des Einzelnen. Wir mögen ruhig alle unsere Bildung auf den Kehrrichthaufen werfen, bis wir eine heilige Anstrengung gemacht haben, zu lernen, dass Antagonismus der Interessen, so bitter er sei, und Gegensätzlichkeit der Meinungen, so scharf sie sei, nur dunkle Wolken sind, die die Tatsache einer wesentlichen Einheit — einer wesentlichen brüderlichen Einheit — verhüllen, die doch immer durchglänzt und niemals ganz verdunkelt werden kann. Wir haben dann keine Feinde, sondern sind alle in Gottes ewiger Umarmung geeinigt. Dieser religiöse Krieg wird fruchtlos sein, wenn er nicht diese Grund- und Eckstein-Tatsache unseres Lebens klar ins Licht stellt. Wir können es ohne Z i v i l i s a t i o n machen, so wie die Welt sie heute versteht, aber wir können es nicht ohne diese Seele aller wahren Zivilisation machen, die uns alle in einer gemeinsamen Bruderschaft vereinigen will.

Warum mischt sich Gott nicht in unsere Händel ein und bringt alles in Ordnung, statt uns unsern Schicksalen und ewigen Nöten zu überlassen? Weil diese Händel unsere eigene Sache sind und er daran nicht teilhaben kann. Aber wenn wir Seine Sache zu unserer eigenen machen könnten, dann würde das Zeitalter der Wunder, das heisst, des göttlichen Eingreifens in unser tägliches Leben, sogar in unsere weltlichen Angelegenheiten, in nationale wie individuelle, wiederkehren. Aber solange wir einander als Feinde,

nicht bloss als Gegner, betrachten, wie könnte er da den einen wie den andern hilfreich beistehen? Wenn jedoch wir, die wir an diesem Krieg gerechter Nicht-Mitwirkung beteiligt sind, unsere Rolle gut und richtig spielen und uns auf Seine Seite stellen, dann wird Er uns zu einem gesicherten Siege führen, und dieser Sieg wird auch für die andere Seite nicht Niederlage, sondern Sieg bedeuten. Denn wenn die andere Seite des ehrenhaften und prinzipiellen Irrtums entwöhnt wird, oder des schlimmeren Irrtums von Weltliebe und Erfolgsucht, dann wird der Sieg nicht bloss auf der einen Seite, sondern der Sieg aller sein. Aber die eine Bedingung dieses Ueber-Sieges an der Hand Gottes ist, dass wir, die wir diesen Streit begonnen, niemals vergessen, dass unsere Feinde nicht Feinde, sondern Brüder sind, die zu Gott gehören, so gut wie wir selbst; dass wir Methoden der Lauterkeit und Gerechtigkeit befolgen in der Führung dieses Streites mit einem schlimmen politischen System, für das sie einstehen.

# Das Reich Gottes[1]

Wenn die Theologie dem sozialen Evangelium eine angemessene dogmatische Unterlage bieten will, so muss sie nicht nur Raum schaffen für die Lehre vom Reiche Gottes, sondern sie in den Mittelpunkt rücken und alle andern Lehrsätze so überarbeiten, dass sie sich organisch mit ihr verbinden.

Diese Lehre ist selbst das soziale Evangelium. Ohne sie wird der Gedanke einer Erlösung der sozialen Verhältnisse nur ein Anhang zu der orthodoxen Auffassung von dem Erlösungsplan. Sie wird ihr Leben fristen wie die schwarze Dienerschaft des weissen Herrn in den Südstaaten, die in einer besondern Hütte hinter dem Herrenhause untergebracht ist. Wenn diese Lehre aber den Platz erhält, der ihr von jeher gebührte, dann wird die praktische Verkündigung und Anwendung der sozialen Moral eine feste Grundlage haben.

Für jene, deren Gedanken im sozialen Evangelium leben, ist das Reich Gottes eine kostbare Wahrheit, das Mark des Evangeliums,

[1]) Wir entnehmen diese Abhandlung einem Buche unseres verstorbenen Freundes Walter Rauschenbusch: A Theology for the social Gospel (wörtlich: Eine Theologie für das soziale Evangelium), das nächstens in der deutschen Uebersetzung von Clara Ragaz im Rotapfel-Verlag erscheinen wird.
Die Red.

gerade was die Fleischwerdung Christi für Athanasius war, die Rechtfertigung durch den Glauben für Luther, und die Souveränität Gottes für Jonathan Edwards. Ebenso teuer war sie Jesus selbst. Auch er lebte in ihr und sah von ihr aus auf die Welt und auf das Werk, das er zu tun hatte.

Jesus sprach immer vom Reiche Gottes. Nur zwei seiner uns überlieferten Aussprüche enthalten das Wort «Kirche», und beide Stellen sind von fraglicher Echtheit. Man darf ruhig sagen, dass er nie daran dachte, die Art von Einrichtung zu gründen, die nachher den Anspruch darauf erhob, in seinem Namen zu handeln.

Doch sofort nach seinem Tode vereinigten sich aus einer innern Notwendigkeit heraus Gruppen von Jüngern und schlossen sich fester zusammen. Jede Ortsgemeinde wusste, dass sie einen Teil einer von Gott gegründeten Bruderschaft bildete, die sich geheimnisvoll unter der Menschheit ausbreitete und die Wiederkehr des Herrn und die Aufrichtung seines Reiches erwartete. Die allumfassende Kirche wurde mit dem gleichen religiösen Glauben und der gleichen Ehrfurcht geliebt, mit der Jesus das Reich Gottes geliebt hatte. Sie war die teilweise und irdische Verwirklichung der göttlichen Gemeinschaft, und bei der Wiederkunft Christi werden sich die Kirche und das Gottesreich verschmelzen.

Aber das Reich Gottes war bloss eine Hoffnung, die Kirche eine gegenwärtige Wirklichkeit. Das Hauptinteresse und die grosse Liebe strömte der Kirche zu. Bald wurde durch eine Verkettung von Umständen der Name und die Idee des Gottesreiches in der Predigt, der Literatur und dem theologischen Denken der Kirche durch den Namen und die Idee der Kirche ersetzt. Augustinus vollendete diesen Entwicklungsprozess in seinem Buche De Civitate Dei.[1]) Das Reich Gottes, das durch die ganze menschliche Geschichte hindurch sich dem Reich der Sünde entgegengestellt hat, ist heute in der Kirche verkörpert. Das tausendjährige Reich begann, als die Kirche gegründet wurde. So wurde in Wirklichkeit die tatsächliche, nicht die ideale Kirche an Stelle des Gottesreiches gesetzt. Das geliebte Ideal Jesu wurde eine unbestimmte Redewendung, die vom Neuen Testament her immer wieder eindrang. Gleich dem Aschenbrödel in der Küche sah es, wie die andern grossen Dogmen zum Ball her-

[1]) Ueber den Gottesstaat.

ausgeputzt wurden, aber kein Prinz der Theologie setzte es in seine angestammten Rechte ein. Auch die Reformation brachte keine Renaissance der Lehre vom Reiche Gottes; sie hatte nur Wert im Hinblick auf die «letzten Dinge» oder wurde in verwaschenen, von der Kirche entlehnten Wendungen ausgedrückt. Das jetzige Wiederaufleben des Gedankens vom Reiche Gottes ist auf den vereinten Einfluss der geschichtlichen Erforschung der Bibel und des sozialen Evangeliums zurückzuführen.

Als die Lehre vom Reich Gottes im christlichen Denken zu einem verkümmerten und traurigen Ueberrest zusammengeschrumpft war, konnte dieser Verlust nicht anders als weitreichende Folgen haben. Man sagt uns, dass im Kindesalter der Verlust eines einzigen Zahnes aus dem Gaumen die symmetrische Entwicklung des Schädels stören und Missbildungen veranlassen kann, die den Geist und den Charakter beeinflussen. Das Dahinschwinden jener Idee, welche im Denken Jesu den ersten Platz einnahm, beeinflusste selbstverständlich die Auffassung des Christentums, das Leben der Kirche, den Fortschritt der Menschheit und den Aufbau der Theologie. Ich werde in Kürze einige der Folgen für die Theologie aufzählen. Diese Liste ist aber durchaus nicht vollständig.

1. Die Theologie verlor ihren Zusammenhang mit der synoptischen Botschaft Jesu. Ihre Probleme waren durchaus nicht dieselben, die seinen Geist beschäftigt hatten. Sie verlor seine Anschauungsweise aus den Augen und wurde bis zu einem gewissen Grade unfähig, sie zu verstehen. Seine Gedanken mussten in unserer Zeit neu entdeckt werden. Die herkömmliche Theologie und die Denkweise Jesu hatten keine gemeinsame Masseinheit mehr. Sie erhob den Anspruch, dass sie die in ihm erschienene Offenbarung und die Substanz seiner Gedanken als göttliche Wahrheit betrachte und lernte doch nicht denken wie er. Der Verlust des Reichsgedankens ist einer der Schlüssel für diesen Zustand.

2. Die besondern ethischen Grundsätze Jesu waren die direkte Frucht seiner Auffassung vom Reiche Gottes. Als die letztere aus der Theologie verschwand, verschwanden die erstern aus der Ethik. Nur Menschen, die von dem Geiste des Reichgottesideals durch-

drungen sind, scheinen sich der Ethik Jesu freuen zu können. Nur diejenigen religiösen Gemeinschaften, die sich der bestehenden Gesellschaftsordnung entgegenstellten und nach der vom Himmel zur Erde kommenden Gottesstadt ausschauten, haben die Bergpredigt ernst genommen.

3. Die Kirche ist in erster Linie eine Bruderschaft der Anbetung, das Gottesreich ist eine Gemeinschaft der Gerechtigkeit. Wenn man diese in der Theologie vernachlässigte, wurde die ethische Kraft des Christentums geschwächt; wenn man jene in der Kirche stärker betonte, wurde die Wichtigkeit des Kultus übertrieben. Die Propheten und Jesus hatten Opfer und feierliche Handlungen verächtlich gemacht und Rechtschaffenheit, Barmherzigkeit und Solidarität auf den Schild erhoben. Die Theologie kehrte das Verhältnis um und tat durch ihre theoretischen Erörterungen alles, um die sakramentalen Handlungen und die priesterliche Würde in ihrem Werte zu erhöhen. So gingen die religiöse Kraft und Begeisterung, welche die Menschheit von ihren Sünden hätte erlösen können, auf im Anhören und Stiften von Messen oder im Unterhalt sich bekämpfender kirchlicher Organisationen, während die Menschheit noch im Schmutze steckt. Es gibt Völker, bei denen der sittliche Zustand der Masse im umgekehrten Verhältnis steht zu der Masse der Kirchenbesucher.

4. Als das Reich Gottes aufhörte, die herrschende religiöse Wirklichkeit zu sein, rückte die Kirche zur Stellung des höchsten Gutes vor. Die Macht der Kirche und ihre Vorherrschaft über alle neben ihr aufstrebenden politischen Mächte zu fördern, war gleichbedeutend mit der Förderung der höchsten Ziele der Christenheit. Dies vermehrte die Anmassung der Kirchenmänner und liess sie über die moralischen Bedenken in ihrer Politik hinwegkommen Denn das Gottesreich kann nie durch Lügen, List, Verbrechen oder Krieg gefördert werden, aber der Reichtum und die Macht der Kirche sind oft durch diese Mittel gefördert worden. Das mittelalterliche Ideal von der Vorherrschaft der Kirche über den Staat war die logische Folge davon, dass man die Kirche zum höchsten Gut erhoben hatte, ohne einen überlegenen ethischen Masstab zu schaffen, an welchem sie hätte geprüft werden können. Die mittelalterlichen Lehrsätze, die sich auf die Kirche und das Papsttum bezogen, waren die direkte

theologische Frucht der Kämpfe der Kirche um die Vorherrschaft und waren als Waffen in diesem Kampfe gedacht.

5. Das Reichgottesideal ist der Prüfstein und das Korrektiv für den Einfluss der Kirche. Als das Reichgottesideal verschwand, wurde das Gewissen der Kirche stumpfer. Die Ausbreitung des Christentums durch die Mission konnte jahrhundertelang stillstehen, ohne dass dies als eine Pflichtversäumnis empfunden wurde. Die ungerechtesten sozialen Verhältnisse konnten sich in christlichen Völkern festwurzeln, ohne dass es den Menschen bewusst worden wäre, wie dadurch die Absichten Christi missachtet und unter die Füsse getreten wurden. Die praktischen Unternehmungen der Kirche bewegten sich innerhalb enger Linien und das theologische Denken der Kirche war notwendigerweise in ähnlicher Art gehemmt. Die Ansprüche der Kirche durften in der Theologie aufgestellt werden ohne Bedingungen und Verpflichtungen, die ihnen als Prüfstein und Gegengewicht gedient hätten. Wenn das Reich Gottes als der Daseinszweck der Kirche dagestanden hätte, hätte die Kirche nicht einer solchen Verderbnis und Trägheit anheimfallen können. Die Theologie trägt einen Teil der Schuld an dem Hochmut, der Habsucht und dem Ehrgeiz der Kirche.

6. Das Reichgottesideal enthält die revolutionäre Kraft des Christentums. Als dieses Ideal im systematischen Denken der Kirche verblasste, wurde sie ein konservatives Element im sozialen Leben und vermehrte das Gewicht der andern Kräfte des Stillstandes in der Gesellschaft. Wenn das Reich Gottes weiter einen Teil des theologischen und christlichen Bewusstseins ausgemacht hätte, wäre es nicht möglich gewesen, dass die Kirche bis auf unsere Tage durch autokratische Klassenregierungen ökonomisch unterhalten würde, um die demokratischen und wirtschaftlichen Bestrebungen des Volkes darniederzuhalten.

7. Umgekehrt blieben die Bestrebungen nach demokratischer und sozialer Gerechtigkeit ohne religiösen Untergrund, weil ihnen der Reichgottesgedanke fehlte. Das Reich Gottes, das die Bruderschaft der Gerechtigkeit ist, würde gefördert durch die Abschaffung der industriellen Sklaverei und durch die Beseitigung der tiefen Sümpfe unserer zivilisierten Welt; die Kirche aber hätte von solchen sozialen Veränderungen freilich nur einen indirekten Gewinn.

Auch heute noch können manche Christen der sozialen Gerechtigkeit und Brüderlichkeit keinen religiösen Wert beimessen, weil sie die Zahl der Bekehrungen nicht vermehren und die Kirchen nicht füllen. So wurde die praktische Auffassung der Erlösung, die für den gewöhnlichen Mann und Pfarrer die wirksamste Theologie ist, zurückgestutzt und verkümmert, weil das Reichgottesideal fehlte.

8. Das weltliche Leben wird im Vergleich mit dem kirchlichen Leben gering geachtet. Dienste, die man der Kirche leistet, werden höher eingeschätzt als Dienste, die man der Gemeinschaft erweist.[1]) So wird der religiöse Wert aus der Tätigkeit des gemeinen Mannes und dem prophetischen Dienste an der Gesellschaft ausgeschaltet. Wo immer das Reich Gottes eine lebendige Wirklichkeit im christlichen Denken ist, wird jedes Fortschreiten der sozialen Gerechtigkeit als ein Teil der Erlösung angesehen und erregt innerliche Freude und das triumphierende Gefühl des Heils. Wenn die Kirche das Interesse aufsaugt, schleicht sich eine gewisse feinere Art von Askese in unsere Theologie ein, und die ganze Einstellung zur Welt verändert sich.

9. Wo die Lehre vom Reiche Gottes der Theologie fehlt, wird die Erlösung des Einzelnen im Zusammenhang mit der Kirche und dem künftigen Leben, aber nicht in ihrer Beziehung zu der Aufgabe der Erlösung der Gemeinschaft gesehen. Die Theologie hat diesen wichtigen Punkt so verschwommen und verworren gelassen, dass wir beinahe ein Menschenalter dazu brauchten, um die nahe, — und wie nahe! — Beziehung zwischen der Erlösung des Einzelnen und der Erlösung der sozialen Ordnung zu erkennen.

10. Endlich ist die Theologie der begeisternden Wirkung der grossen Gedanken verlustig gegangen, die in den Reichgottesideegedanken und in der Arbeit für sie liegen. Das Reich Gottes bringt Propheten hervor, die Kirche Priester und Theologen. Die Kirche läuft auf Ueberlieferung und Lehrsätze hinaus; das Reich Gottes findet seine Freude in Ahnungen und Ausblicken von unbegrenzter Weite. Die Männer, die dem christlichen Denken die fruchtbarsten

[1]) Nach dem Tode Susan. B. Anthonys äusserte sich ein Pfarrer über ihr Leben und sprach sein Bedauern darüber aus, dass sie sich nicht zum orthodoxen Glauben bekannt habe. In der gleichen Ansprache fand er glühende Worte über einen neuen Linoleumteppich, der in der Küche der Kirche gelegt worden war.

Anregungen gegeben haben, waren Menschen von prophetischem Schauen, und ihre Theologie hat sich dort am wirksamsten für die künftigen Zeiten erwiesen, wo sie sich hauptsächlich mit der Geschichte der Vergangenheit, mit den sozialen Problemen der Gegenwart und mit der Zukunft der menschlichen Gesellschaft befasst hat. Das Reich Gottes ist für die Theologie was Freilicht in der Kunst bedeutet. Es lässt sich nicht ermessen, wie viel begeisternde Impulse der Theologie und der Kirche verloren gegangen sind, weil sie die Lehre vom Reich Gottes nicht ausgebaut und die Welt und ihre Erlösung nicht von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet hat.

Dies sind einige der geschichtlichen Einwirkungen, die das Verschwinden der Lehre vom Reiche Gottes in der systematischen Theologie hervorgerufen hat. Der wichtigste Beitrag, welchen das soziale Evangelium an die Theologie geleistet hat und leisten wird, ist der, dass es dieser Lehre neue Kraft und neue Bedeutsamkeit gibt. Indem es das tut, wird es auf dem Gebiete der systematischen Theologie eine reformatorische Kraft von höchster Wichtigkeit sein; denn jede systematische Auffassung des Christentums wird nicht nur mangelhaft, sondern auch unrichtig sein, wenn der Reichgottesgedanke sie nicht beherrscht.

Die Wiederaufrichtung der Lehre vom Reiche Gottes hat schon Fortschritte gemacht. Einige der vortrefflichsten und umfangreichsten Werke der alten Theologie erwähnten in ihren Tausenden von Seiten das Reich Gottes nur flüchtig, meist in Verbindung mit der Lehre von den «letzten Dingen», und sahen keinen Zusammenhang zwischen ihm und der Calvinschen Lehre von der persönlichen Erlösung. Die neuern Handbücher bringen nicht nur im Zusammenhang mit verschiedenen Lehrsätzen beständige Hinweise darauf, sondern sie ordnen ihren ganzen Stoff so an, dass das Reich Gottes die beherrschende Idee wird.[1])

[1]) William Adams Brown «Christian Theology in Outline», S. 92: «Wir sind heute Zeugen einer Reaktion gegen diesen übertriebenen Individualismus (der Reformationstheologie). Es ist ein Grundsatz des modernen Denkens geworden, dass Gottes Herrschaft sowohl eine soziale als eine individuelle Bedeutung hat und die Vorstellung vom Reiche Gottes — die im Protestantismus der ersten Zeit verdunkelt wurde — tritt nun in den Vordergrund des theologischen Denkens.» Siehe auch die darauffolgende Abhandlung über «The View of the Kingdom in modern Thought».

Albrecht Ritschl beginnt in seiner grossen Monographie über «Recht-

In den folgenden kurzen Ausführungen möchte ich einige Anregungen in bezug auf das soziale Evangelium für die theologische Formulierung der Lehre vom Reiche Gottes machen. Etwas Derartiges ist nötig, um uns «eine Theologie des sozialen Evangeliums» zu geben.

1. Das Reich Gottes ist göttlich in seinem Ursprung, seiner Entwicklung und seiner Vollendung. Es hat seinen Anfang in Jesus Christus genommen, in dem der prophetische Geist seine Vollendung fand; es wird getragen vom heiligen Geist und wird durch die Macht Gottes seine Erfüllung finden, wenn die Zeit gekommen ist. Der passive und aktive Widerstand des Reiches des Bösen ist auf jeder Entwicklungsstufe so gross und die menschlichen Hilfsquellen des Reiches Gottes so karg, dass einem religiös denkenden Menschen keine Erklärung genügen kann, die nicht Gottes Macht in seinen Bewegungen sieht. Das Reich Gottes ist deshalb in seiner ganzen Entwicklung ein Wunder, es ist die ständige Offenbarung der Macht, der Gerechtigkeit und der Liebe Gottes. Die Errichtung einer Gemeinschaft der Gerech-

fertigung und Versöhnung» die Abhandlung über seine eigenen Anschauungen im dritten Band (§ 2) damit, dass er betont, die persönliche Erlösung müsse mit dem Reich Gottes organisch verbunden sein. Er sagt in «Rechtfertigung und Versöhnung», Band III, S. 11: Nun hat sich die Theologie sehr ungleich für diese beiden Hauptmerkmale des Christentums interessiert. Alles, was den Erlösungscharakter des Christentums betrifft, ist Gegenstand der genauesten Ueberlegung gewesen und demgemäss findet man in der Erlösung durch Christus den Mittelpunkt aller christlichen Erkenntnis und Lebensführung, während dabei die ethische Auffassung des Christentums unter der Idee des Reiches Gottes zu kurz kommt. Nun ist es für den Protestantismus verhängnisvoll gewesen, dass die Reformatoren nicht die Idee des sittlichen Reiches Gottes oder Christi von der hierarchischen Korruption, d. h. vom Gedanken, dass die sichtbare Kirche das Reich Gottes sei, gereinigt, sondern dieselbe in einer nicht praktischen, sondern nur dogmatischen Form ausgeprägt haben.» Kant erkannte als erster die Wichtigkeit des Reiches Gottes für die Ethik. Schleiermacher betonte als erster bei der Bestimmung der Wesensart des Christentums dessen teleologische Eigenschaft; aber er behandelte immer noch bald die persönliche Erlösung, bald das Reich Gottes, ohne ihren Zusammenhang entsprechend herauszuarbeiten. Ritschl hat mehr als irgend ein anderer dazu beigetragen, den Gedanken in der deutschen Theologie in den Vordergrund zu stellen; aber er geht nicht über ein paar grosse allgemeine Gedanken hinaus. Er war zu früh geboren worden, als dass er soziologische Gedanken hätte aufnehmen können.

tigkeit unter den Menschen ist ebenso sehr eine rettende Tat Gottes wie die Erlösung eines Einzelnen von seiner natürlichen Selbstsucht und seinem moralischen Unvermögen. Das Reich Gottes ist daher nicht nur eine Sache der Ethik, sondern hat Anspruch auf einen Platz in der Theologie. Diese Lehre ist durchaus unentbehrlich, um jene organische Verbindung zwischen Religion und Sittenlehre, zwischen Theologie und Ethik herzustellen, die eins der Merkmale der christlichen Religion ist. Wenn unsere sittlichen Handlungen bewusst mit dem Reich Gottes verbunden sind, bekommen sie religiösen Gehalt. Ohne diese Lehre werden wir Darstellungen von Erlösungsplänen haben und wir werden Systeme der Ethik haben, aber wir werden keine wahre Darstellung des Christentums bekommen. Der erste Schritt zu der Reform der Kirche ist die Wiederaufnahme der Lehre vom Reiche Gottes.

2. Das Reich Gottes enthält die Teleologie der christlichen Religion. Es versetzt die Theologie aus dem Zustand der Ruhe in den Zustand der Bewegung. Es sieht nicht Lehren und Kirchenformen, die erhalten und auf alle Zeiten fortgesetzt werden müssen, sondern Widerstände, die zu überwinden und grosse Ziele, die zu erreichen sind. Da das Reich Gottes das höchste Ziel Gottes ist, so werden wir das Reich Gottes soweit verstehen, als wir Gott verstehen, und wir werden Gott verstehen, soweit wir das Reich Gottes verstehen. Solange es in der Welt organisierte Sünde gibt, ist das Wahrzeichen des Reiches Gottes der Streit mit dem Bösen. Aber wenn kein Uebel da wäre, oder wenn einmal das Uebel überwunden worden ist, wird das Reich Gottes immer noch das Ziel sein, zu dem Gott die Menschheit emporheben will. Es wird nicht nur durch die Erlösung, sondern auch durch die Erziehung der Menschheit und durch die Offenbarung seines Lebens in ihr verwirklicht.

3. Weil Gott in ihm ist, ist das Reich Gottes immer gegenwärtig und zukünftig zugleich. Wie Gott *ist* es in allen Zeiten, ewig inmitten der Zeit. Es ist die Kraft Gottes, die sich im menschlichen Leben verwirklicht. Seine Zukunft liegt in den Geheimnissen Gottes verborgen. Er fordert zur Prophetie auf und rechtfertigt sie; aber alle Prophetie ist irrtumsfähig; sie hat nur Wert in dem Masse, als sie aus dem Handeln für das Reich Gottes herauswächst und dazu an-

spornt. Keine Theorien über die Zukunft des Reiches Gottes, die Taten der Erlösung lähmen oder hinausschieben, dürfen als wertvoll und wahr betrachtet werden. Für diejenigen, die dem Aufschub das Wort reden, ist das Reich Gottes Theorie, nicht Wirklichkeit. Uns gebührt es, das Reich Gottes als etwas ewig Kommendes, immer auf die Gegenwart hin Drängendes, alle Möglichkeiten Bietendes und immer zu sofortigem Handeln Aufforderndes zu fassen. Wir wandeln im Glauben. Jedes menschliche Leben ist so gestellt, dass es mit Gott an der Schöpfung seines Reiches Teil haben oder dessen Fortschreiten sich widersetzen und es verzögern kann. Das Reich Gottes ist für jeden von uns die höchste Aufgabe und die höchste Gabe Gottes. Indem wir es als eine Aufgabe auf uns nehmen, empfinden wir es als eine Gabe. Indem wir für es arbeiten, gehen wir zu der Freude und dem Frieden des Reiches Gottes als in unsere himmlische Heimat und Wohnstätte ein.

4. Sogar vor Christus sahen die Männer Gottes das Reich Gottes als das grosse Ziel, nach dem alle göttlichen Führungen hinwiesen. Jede idealistische Auslegung der Welt, sei sie religiös oder philosophisch, hat eine derartige Auffassung nötig. In der christlichen Religion erhält der Gedanke des Reiches Gottes seine deutliche Auslegung durch Christus. a) Jesus befreite den Reichgottesgedanken von seinen frühern nationalistischen Begrenzungen und von der Verfälschung durch niedrigere religiöse Tendenzen und verlieh ihm seine Geistigkeit und weltweite Art. b) Er machte den Erlösungsplan zu seinem wesentlichen Bestandteil. c) Er drückte dem Reichgottesgedanken den Stempel seines Geistes, seiner Persönlichkeit, seiner Liebe und seines heiligen Willens auf. d) Er verkündete das Reich Gottes nicht nur, sondern machte es durch sein Leben und sein Werk zur Wirklichkeit. In dem Masse, als sich heutzutage in der Menschheit mehr und mehr das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit entwickelt, werden idealistische Auffassungen der Bestimmung des Menschengeschlechts an Einfluss und Bedeutung gewinnen. Wenn das solidaristische Schauen der Theologie nicht höher und vollkommener ist als das aller anderen, kann sie die geistige Führung der Menschheit nicht behalten, sondern wird überholt werden. Ihre Aufgabe ist es, ihre Lehre vom Reiche Gottes mit der besondern Eigenart Jesu Christi zu durchdringen, und dies wird ein

neuer Prüfstein dafür sein, ob sie weiter eine führende Stelle in der Menschheit einnehmen darf.

5. Das Reich Gottes ist eine nach dem Willen Gottes organisierte Menschheit. Wenn wir es im Geiste Jesu auslegen, so dürfen wir die folgenden Ueberzeugungen in bezug auf die ethischen Beziehungen innerhalb des Reiches Gottes aussprechen: a) Da Christus den göttlichen Wert des Lebens und der Persönlichkeit offenbart hat, und da seine Erlöserliebe nach der Erneuerung und Vollendung auch des Geringsten trachtet, folgt daraus, dass das Reich Gottes in jedem Stadium menschlicher Entwicklung nach einer sozialen Ordnung strebt, die die beste Gewähr bietet für die freieste und höchste Entwicklung jeder Persönlichkeit. Dies bedingt die Befreiung des sozialen Lebens von der verkrüppelnden Wirkung religiöser Engherzigkeit, von der Unterdrückung der Selbstachtung der untern Klassen durch ihre Abhängigkeit von den obern Klassen und von jeder Form der Sklaverei, in der menschliche Wesen als blosse Mittel zur Erreichung des Zweckes anderer gebraucht werden. b) Da die Liebe das oberste Gesetz Christi ist, bedingt das Reich Gottes eine wachsende Herrschaft der Liebe im menschlichen Verkehr. Wir können ihr Vordringen beobachten, wo immer der freie Wille der Liebe die Anwendung von Gewalt und gesetzlichen Zwangsmassnahmen in der sozialen Ordnung unnötig macht. Daraus ergibt sich die Erlösung der Gesellschaft von politischen Autokratien und wirtschaftlichen Oligarchien, die Verdrängung des rächenden Strafrechtes durch das rettende, die Abschaffung der durch den Hunger ausgeübten Gewalt als eines Teiles unseres Wirtschaftssystems, und die Abschaffung des Krieges als des höchsten Ausdruckes des Hasses und der vollständigsten Aufhebung der persönlichen Freiheit. c) Der höchste Ausdruck der Liebe ist die freie Hingabe von allem, was wirklich unser eigen ist, Leben, Eigentum und Rechten. Ein weit niedrigerer, aber vielleicht wirksamerer Ausdruck der Liebe ist der Verzicht auf irgend eine bestimmte Möglichkeit der Ausbeutung anderer. Keine soziale Schicht oder Organisation kann den Anspruch erheben, unbestreitbar innerhalb des Reiches Gottes zu stehen, wenn sie andere ausbeutet, um es sich selbst wohl sein zu lassen, und wenn sie sich den Versuchen zur Beseitigung dieses Grundübels widersetzt. Daraus folgt die Erlösung der Gesellschaft vom Privatbesitz der natür-

lichen Güter der Erde und von jedem Verhältnis in der Industrie, das Monopolgewinne ermöglicht. d) Das Reich der Liebe zielt auf die fortschreitende Einheit der Menschheit hin, jedoch unter Wahrung der individuellen Freiheit und der Möglichkeit für die Völker, ihre nationale Eigenart und ihre eigenen nationalen Ideale zu bewahren.

6. Da das Reich Gottes das oberste Ziel Gottes ist, muss es auch der Daseinszweck der Kirche sein. In dem Masse, als sie diesen Zweck erfüllt, wird auch ihre geistige Autorität und Ehre steigen. Die Einrichtungen der Kirche, ihre Tätigkeit, ihr Gottesdienst und ihre Theologie müssen letzten Endes daran bemessen werden, inwieweit es ihr gelingt, das Reich Gottes zu schaffen. Für die Kirche ist es dieselbe sündhafte, selbstsüchtige Abschliessung, wenn sie sich als etwas vom Reich Gottes Verschiedenes betrachtet und ihren Zweck in sich sucht, wie wenn ein Einzelner sich selbstsüchtig von dem Allgemeinwohl loslöst. Die Kirche hat nur insoweit erlösende Macht, als das Reich Gottes in ihr gegenwärtig ist. Wenn die Kirche nicht für das Reich Gottes lebt, sind ihre Einrichtungen ein Teil der «Welt». In diesem Falle ist sie nicht die Macht der Erlösung, sondern ein Gegenstand der Erlösung. Sie kann sogar eine antichristliche Macht werden. Wenn irgend eine Form der kirchlichen Organisation, die früher das Reich Gottes förderte, es jetzt verhindert, dann ist ihre Daseinsberechtigung dahingefallen.

7. Da das Reich Gottes das höchste Ziel ist, müssen alle Probleme der persönlichen Erlösung von dem Gesichtspunkt des Reiches Gottes aus neu bearbeitet werden. Es genügt nicht, die beiden Ziele des Christentums nebeneinander zu setzen. Es muss eine Synthese hergestellt werden, und die Theologie muss erklären, wie die zwei aufeinander einwirken. Das ganze Erlösungswerk Christi muss auch unter diesem Lichte neu betrachtet werden. Die frühere griechische Theologie sah in der Erlösung hauptsächlich die Befreiung von der Unwissenheit durch die göttliche Offenbarung und vom irdischen Wesen durch die Verleihung der Unsterblichkeit. Sie stellte das Werk Christi entsprechend dar und legte das Gewicht auf seine Menschwerdung und seine Auferstehung. Die abendländische Theologie sah die Erlösung hauptsächlich in der Sündenvergebung und der Befreiung von Strafe. Sie stellte das Werk Christi demgemäss dar und legte das Hauptgewicht auf den Tod und die Versöhnung. Wenn das Reich

Gottes der Leitgedanke und das Endziel Jesu war, — wie wir wissen, dass er es war — dann dürfen wir sicher sein, dass jeder Schritt in seinem Leben und auch sein Tod mit diesem Ziel und seiner Verwirklichung verknüpft waren, und wenn der Reichgottesgedanke seinen ihm zukommenden Platz in der Theologie einnimmt, wird das Werk Christi neu ausgelegt werden müssen.

8. Das Reich Gottes ist nicht auf die Kirche und ihre Tätigkeit beschränkt. Es umfasst das ganze menschliche Leben. Es ist die Umwandlung der sozialen Ordnung. Die Kirche ist eine soziale Einrichtung neben der Familie, der wirtschaftlichen Organisation der Gesellschaft und dem Staate. Das Reich Gottes ist in allen diesen und verwirklicht sich durch sie alle. Im Mittelalter wurde die ganze Gesellschaft durch die Kirche beherrscht und geführt. Wenige von uns würden wünschen, dass das moderne Leben zu solchen Zuständen zurückkehre. Aufgaben, die der Kirche einst oblagen, sind nun weit über ihren Bereich hinausgewachsen. Die Kirche ist unentbehrlich für die religiöse Erziehung der Menschheit und für die Erhaltung der Religion; aber die grösste Zukunft wartet der Religion im öffentlichen Leben der Menschheit. Walter Rauschenbusch †

# „Der nächste Krieg“[1])

Es ist eine der schönen Aufgaben der Liga, nicht nur im eigenen Lande für die Förderung der Friedensidee einzutreten, sondern auch zu verfolgen, wie in andern Ländern der Friedensgedanke sich ausbreitet. Dass er das tut, davon erhalten wir immer wieder Beweise. Heute darf ich zu Ihnen über ein Buch sprechen, das in ganz besonderer Weise ein Ausdruck jener Neuorientierung der internationalen Politik ist, die wir herbeisehnen und an unserm sehr bescheidenen Plätzchen zu fördern streben. Es ist dies das Buch des amerikanischen Kriegsberichterstatters Will Irwin: Der nächste Krieg.

Will Irwin nennt sein Buch einen Appell an den gesunden Menschenverstand. Es ist so obenhin betrachtet ein Buch der nackten Tatsachen und man könnte beinahe sagen der kalten Berechnung. «Es ist darin ein typisch amerikanisches Buch,» werden viele sagen.

[1]) Dieser Vortrag ist im Schosse der «Frauenliga für Friede und Freiheit» gehalten worden.

«Man muss dem Amerikaner mit Zahlen kommen, ihm zeigen können, ob sich eine Sache rentiert oder nicht, das gibt den Ausschlag.» Ja, es ist ein typisches amerikanisches Buch. Es rechnet, beweist, wendet sich an den Verstand; aber ich glaube, dass es auch darin ein amerikanisches Buch ist, dass hinter den Berechnungen tief ethische Erwägungen stehen. Man kann ja bekanntlich die Zahlen wie die Bibelstellen zu sehr verschiedenartigen Beweisführungen verwenden, man kann mit frommen und an sich wundervoll schönen Sprüchen sehr unfromme und sehr unschöne Verhältnisse verteidigen und man kann mit scheinbaren blossen Nützlichkeitserwägungen den neuen Geist einer bessern Zeit vertreten. Das tut nach meiner Auffassung Will Irwin, und wenn sein Buch vom April 1921 bis Oktober des gleichen Jahres 23 Auflagen erlebt hat, so dürfen wir daraus schliessen, dass viele seiner Volksgenossen seinen Argumentationen zugänglich sind.

In seinem ersten Kapitel weist der Verfasser nach, dass in Bezug auf die Gruppierung der Kräfte in einem nächsten Krieg eine Prophezeiung so gut wie unmöglich sei, dass aber die Art der Kriegführung, die Entwicklung der Kriegstechnik mit etwelcher Sicherheit vorausbestimmt werden könne. Er zeigt, wie scharfblickende und in militärischen Dingen bewanderte Männer schon die Entwicklung des letzten Krieges, d. h. des Weltkrieges, vorausgesehen haben und wie man darum mit einiger Sicherheit die Kampfmethoden und ihre direkten und indirekten Wirkungen auf Leben und Eigentum, auf Seele und Leib der in den Krieg verwickelten Völker voraussagen könne. Bevor er uns aber von dem letzten Krieg auf künftige Kriege schliessen lässt, gibt er uns einen kurzen Ueberblick über die Entwicklung des Krieges bis zur Jetztzeit. Die menschliche Rasse ist vielleicht die einzige, die sich gegenseitig bekämpft und totschlägt. Entstanden mag der Krieg so sein, dass der primitive Mensch wohl als einzelner den andern erschlagen hat, wenn es ihn nach dessen Weib, nach dessen Ochsen oder dessen Steinmesser gelüstete. Später vereinigten sich die Menschen zu Stämmen und noch später zu Völkern; in der historischen Zeit finden wir diese um Könige vereinigt mit einander im Kriege liegend. Der kriegerische, barbarische Volksstamm erhielt meistens die Oberhand und besiegte das Volk, das schon zu friedlicheren Beschäftigungen, Ackerbau, Viehzucht, Han-

del, Gewerbe, Kunst vorgedrungen war. Aber der Sieger lernte meistens vom Besiegten, nahm seine geistigen und materiellen Schätze an und verweichlichte selbst, um selbst wieder von einem Barbarenstamm überwunden zu werden, und ihm dann auch wieder seine Güter zu übermitteln. In diesem Sinne kann der Krieg kulturfördernd genannt werden. In den allerersten Anfängen der Kriegsführung galten noch keinerlei mildernde Einschränkungen. Man tötete, wer einem in die Hände fiel, und wenn man Gefangene leben liess, so nur, um sie nachher zu Arbeitssklaven zu machen. Allmählig jedoch kamen gewisse stillschweigende Uebereinkünfte auf, so dass es wenigstens der Entschuldigung bedurfte, wenn Frauen und Kinder hingeschlachtet oder Gefangene getötet wurden. Das offizielle Christentum griff den Krieg nicht an der Wurzel an, aber es erklärte wenigstens einen ungerechten Krieg als verwerflich, versuchte gewisse Grausamkeit zu mildern und trat für eine ritterliche Art der Kriegführung ein. Die Religionskriege des 16. und 17. Jahrhunderts aber brachten wieder einen Rückschlag. Da man auf beiden Seiten überzeugt war, im Gegner einen Abtrünnigen zu sehen, für den keine Strafe zu schwer sei, schreckte man auch vor keiner Grausamkeit zurück. Daher z. B. die Scheusslichkeiten des 30jährigen Krieges und bei der Einnahme von Antwerpen. Später kamen dann wieder menschlichere Methoden auf. Im 20. Jahrhundert galt es als allgemeiner Grundsatz, dass Frauen und Kinder vom Kriege sollten so wenig als möglich zu spüren bekommen und dass sogar der bewaffnete Feind nicht unnötigerweise getötet werden dürfe. Es wurde vereinbart, dass eine Stadt nicht belagert werden dürfe, bevor nicht die Zivilbevölkerung Gelegenheit gehabt habe, sie zu verlassen; dass die Sieger, die ein erobertes Land besetzten, für das Leben der Einwohner verantwortlich seien; dass Kriegsgefangene gut untergebracht und ernährt werden sollten, und dass gewisse barbarische Kriegsmethoden, wie der Gebrauch von Dum-Dumgeschossen und Giftgasen nicht angewendet werden dürften.

Dies waren gewissermassen die Anstandsregeln des Krieges geworden. Aber der Krieg hatte sich in einer andern Hinsicht so weiterentwickelt, dass ihm naturgemäss eine Gewalt innewohnte, die sich um keine Anstandsregeln mehr kümmerte und kümmern konnte. Früher waren die Kriege von einer aristokratischen Militärkaste

mit dem Anhang eines Söldnerheeres geführt worden. Die aufgebotenen Armeen waren klein, die verwendeten Kriegsmittel äusserst bescheiden: Pulver und Blei, Bajonette, Gewehre und Kanonen. Die mit der Herstellung dieser Kriegsbedarfs-Artikel beschäftigte Industrie nahm einen kleinen Teil der Bevölkerung in Anspruch, ebenso bildete die Armee einen kleinen Teil derselben. Die Kriege griffen darum nicht so sehr in das Leben des Volkes ein. Die französische Revolution brachte zum ersten Mal das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht auf. Zum ersten Mal auch wurde, im Prinzip wenigstens, die gesamte Eisenindustrie dem Kriege tributpflichtig gemacht. Dieses Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht wurde dann hauptsächlich von Preussen aufgegriffen und bewährte sich augenscheinlich aufs beste im deutsch-französischen Krieg, wo innerhalb sechs Monaten das siegreiche deutsche Heer Metz und Paris eingenommen hatte und dem unterlegenen Frankreich den Frieden diktieren konnte.

Dazu kam noch ein weiterer Faktor. Die wachsende Industrie brauchte Rohstoffquellen und Absatzgebiete. Jedes Land war bemüht, sich solche zu sichern. Um sie sich sichern zu können, waren aber diplomatische und allenfalls kriegerische Aktionen nötig; auf jeden Fall musste hinter den diplomatischen Forderungen immer eine Armee stehen, um den Forderungen Nachdruck zu verleihen. Damit aber die Armee auf der Höhe stehe, musste sie immer besser und vollkommener ausgerüstet werden. So entstand der unglückselige Konkurrenzkampf der Nationen auf dem Gebiete der Rüstungen. Es entstanden weiter die Bündnisse, mit denen sich die einzelnen Staaten gegenseitig zu gemeinsamer Abwehr versicherten. Es entstand, kurz gesagt, der Militarismus.

Irwin sieht in Deutschland den Geist des Militarismus besonders deutlich verkörpert, aber er sieht die militaristischen Strömungen auch in den andern Ländern.

So brach der Krieg von 1914 aus. Von Anfang an wurden die vorher aufgestellten Uebereinkommen einer ritterlichen Kriegführung ausser acht gelassen. Deutschland versuchte England auszuhungern, und die Entente versuchte Deutschland auszuhungern. Die Luftfahrzeuge bombardierten offene Städte ohne Rücksicht auf die Zivilbevölkerung. Es wurden Geisseln festgenommen, obgleich dieser Kriegs-

brauch schon in den 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts als eine barbarische Sitte bezeichnet worden war, die seit Jahrhunderten nicht mehr angewendet werde. Als eine ganz neue Epoche in der Kriegführung aber bezeichnet Irwin die zweite Schlacht bei Ypern, wo zum ersten Mal ein Gasangriff im grossen Stil ausgeführt wurde. Er führt sehr interessant aus, wie im Grunde genommen die Militärkaste als solche sehr wenig Erfindungen gemacht habe, wie beinahe alle Erfindungen aus der Wissenschaft hervorgegangen seien und in erster Linie friedlichen Zwecken gedient hätten, wie darum die Kriegstechnik eigentlich lange Zeit keine wesentlich neuen Methoden erfunden habe. Der Gaskrieg war schon früher erwogen, aber als zu unmenschlich zurückgewiesen worden. Jetzt kams nur darauf an, ob die Entente zu gleichen Mitteln greifen werde; sie tat es und damit waren neue, ungeahnte Möglichkeiten eröffnet.

Erstens waren die Möglichkeiten, den Feind zu töten, ganz ungeheuer erweitert. Dann wurden bis dahin dem Krieg fernstehende Industrien in Kriegsindustrien verwandelt. Ueberhaupt war es ein Merkmal dieses Krieges, dass im Grunde genommen die ganze Bevölkerung leidend und handelnd, aktiv und passiv mit einbezogen wurde. Der Aushungerungskrieg erstreckte sich nicht nur insofern auf Frauen, Kinder und Greise, als diese von der allgemeinen Lebensmittelnot mit betroffen wurden, sondern auch insofern, als jetzt jeder, der gegen die Aushungerung arbeitete, ein Mitkämpfer wurde. Auch ist bei der allgemeinen Wehrpflicht die Frau notgedrungen ein Reservesoldat, da jede Frau, die den Mann in Haus oder Feld, in Industrie oder Handel ersetzt, die Zahl der Frontkämpfer vergrössern hilft. Ist sie nun gar in der Kriegsindustrie direkt beschäftigt, so ist sie eben erst recht Feind. Von diesem Gesichtspunkt aus entschuldigt Irwin die Fliegerangriffe der Deutschen auf die grossen Woolwich-Munitionswerke in London, in denen ungezählte Frauen arbeiteten. Er berechnet, dass gegen Ende des Krieges in ganz Grossbritannien, die Kolonien eingeschlossen, weniger als fünf Millionen Soldaten in Waffen standen, dass aber drei Millionen Frauen direkt in der Kriegsindustrie beschäftigt waren neben Millionen anderer, die als Freiwillige einen Teil ihrer Zeit hergaben. Es war eine allgemein anerkannte Tatsache, dass, wenn auf der einen oder andern Seite die Frauen ihre Arbeit einstellen würden, der Krieg

für jene Seite verloren wäre. So konnte man auch in Bezug auf die Deportationen aus Belgien und Nordfrankreich militärische Notwendigkeit nicht ohne Berechtigung als Grund anführen. Ueberhaupt lässt sich im Grunde genommen jede noch so grausame, unmenschliche und unritterliche Kriegführung mit militärischer Notwendigkeit entschuldigen; denn der Krieg beruht eben darauf, dass man dem andern so viel Böses als möglich zufügt und steht unter andern Gesetzen als denen der Menschlichkeit.

Irwin führt als ein weiteres Beispiel die Behandlung der Kriegsgefangenen an. Es galt als stillschweigendes Uebereinkommen, dass die Gefangenen menschenwürdig behandelt, ernährt und untergebracht würden. Aber, sagt er, wenn die Hungersnot weiter um sich greift, wer will fordern, dass der Feind vor dem Verhungern geschützt werde?

Mit der Einführung des Gaskrieges in der zweiten Schlacht bei Ypern war gewissermassen das Tor geöffnet, aus dem alle Geister der Hölle hervorquollen. Es wurde an der Westfront das brennende Gas eingeführt, es kamen die Tanks auf. Die Gaskriegtechnik wurde immer mehr vervollkommt, sodass immer neue Abwehrmittel erfunden werden mussten. Ein Bild in dem Buche Irwins zeigt eine ganze Familie in einem französischen Dorfe nahe der Front, wo jedermann beständig eine Gasmaske bei sich tragen musste, da jeden Augenblick eine Gaswelle über das Dörfchen sich herwälzen konnte. Diese Masken waren ausserordentlich unangenehm zum tragen, so dass trotz aller ungeheuren Gefahr auch die Soldaten an der Front sie sich verstohlenerweise immer wieder vom Gesichte rissen. Am Ende des Krieges wären aber auch diese lästigen Gasmasken kein sicherer Schutz mehr gewesen. Das Gas strömte nun nicht mehr bloss durch die Atmungsorgane ein, das von den Deutschen erfundene sogenannte Senfgas verbrannte auch die Haut, und es hätten ganze gasdichte Anzüge hergestellt werden müssen, um die Menschen wirklich zu schützen.

Drei Eigenschaften sollte das «ideale» Gas vereinigen: Es musste unsichtbar sein; es musste ein wenig schwerer als die Atmosphäre sein; es durfte nicht nur verbrennen, es musste vergiften, wohin es traf. Amerika gebührt die Ehre, dieses ideale Gas erfunden zu haben, das Lewisite-Gas. Es gelangte nicht mehr zur vollen An-

wendung, weil es erst auf den Feldzug 1919 in grössern Massen vorbereitet wurde. Es war unsichtbar, es war schwer genug, um sich in die Keller und Abzugskanäle zu senken, so dass jedes Schlupfloch von ihm erreicht wurde; eingeatmet, tötete es sofort, aber auch dort, wo es bloss auf die Haut traf, brachte es eine fast unfehlbar tötliche Wirkung hervor. Ein Sachverständiger sagte aus, dass ein Dutzend der grössten Lewisite-Bomben, wie sie 1918 schon im Gebrauch waren, genügt hätten, bei günstigem Wind die ganze Bevölkerung von Berlin zu vernichten. Vielleicht, sagt Irwin, war dies etwas zu viel gesagt, aber nicht wesentlich zu viel. Auf jeden Fall sind seither neue Erfindungen gemacht worden, die diese übertreffen. Eine Gaskapsel in einer kleinen Granate kann mit absoluter Sicherheit ganze Morgen Landes mit allem, was darauf lebt, zerstören, mit allem, was darauf und darin lebt; denn auch die Fruchtbarkeit der Erde muss nun zerstört werden. Wenn man den Feind eben auch durch Aushungerung vernichten will, wird auch der Boden, der ihm das Brot spendet, ein Angriffsobjekt. So ist ein Gas schon erfunden, von dem man «hofft», dass es auf sieben Jahre hinaus alles Wachstum vernichte.

Interessant sind auch Irwins Zusammenstellungen über die Zerstörungen an Immobilien während früherer Kriege und während des Weltkrieges. Ein Bild zeigt uns das Schloss Hougoumont, das während der Schlacht bei Waterloo heftig von Napoleons Kanonen beschossen wurde. Das Resultat war, dass ein kleines Aussengebäude zerstört, die Ecke einer Kapelle beschädigt wurde und das Schloss selbst einige Kugeln erhielt. Dem gegenüber steht die Ruine eines französischen Schlosses, das durch eine einzige Granate bis auf die Grundmauern zerstört wurde. Irwin berechnet, dass die Kanonenkugeln, die auf das Schloss Hougoumont abgefeuert wurden, mehr gekostet haben als der Schaden, den sie angerichtet, während im Jahre 1916 die Deutschen in Nancy mit einer 380 Millimeterbombe ein Schulhaus total vernichteten. Jene Bombe schätzt er auf 3000 oder 4000 Dollar, während das Schulhaus mehr als 200,000 Dollar gekostet hatte. Immerhin muss hier in Betracht gezogen werden, dass wohl viele der Bomben auch resultatlos geschleudert wurden.

Irwin weist ferner nach, wie auch während des Krieges die Dimensionen aller Kriegswerkzeuge wuchsen und wie alles beständi-

gen Neuerungen ausgesetzt war. Die Luftfahrzeuge von 1914 wurden schon 1916 als altmodische Omnibusse bezeichnet und 1918 brauchten die Luftfahrer wieder ähnliche verächtliche Ausdrücke für das, was 1916 im Gebrauch war. 1914 und 1915 waren die grössten Bomben, die von den Luftfahrzeugen abgeworfen wurden, noch in der Hand tragbar, 1918 war eine Bombe für die Bombardierung von Berlin gerüstet, die 1000 Kilogramm wog.

Was ein künftiger Krieg für Schrecken bergen würde, können wir uns niemals ausdenken. Wir können nur einen schwachen Begriff davon bekommen, wenn wir hören, was schon dieser letzte Krieg für Zurüstungen für einen nächsten Feldzug, den von 1919, machte. So hatten die Deutschen einen Angriff auf Paris vor, der sich folgendermassen abspielen sollte: Eine erste Luftzeugflotte sollte kleine Phosphorbomben auf die Dächer von Paris abwerfen. Dadurch wäre eine Feuersbrunst entstanden, der keine Feuerwehr hätte wehren können, weil die so entstandenen Flammen nicht durch Wasser löschbar sind. Diese Feuersbrunst hätte die Beleuchtung verschafft für die Angriffe einer zweiten und dritten Luftflotte, die dann nicht wie bei den Mondscheinangriffen mehr oder weniger auf Zufälligkeiten angewiesen gewesen wären. Sie hätten ihr Ziel mit Sicherheit treffen können. Was die Alliierten mit einem Lewisiteangriff auf Berlin hätten ausrichten können, ist schon erwähnt worden. Irwin sagt, er könne bezeugen, dass die Alliierten zu diesem Angriff *nur im Notfalle* ihre Zuflucht genommen hätten; aber die Möglichkeit der Vernichtung einer Zivilbevölkerung von Hunderttausenden und Millionen war doch da. Und man denke sich zum Beispiel die Stimmung, die durch einen Luftangriff auf Paris von der vorhin geschilderten Art ausgelöst worden wäre und frage sich, ob da der «Notfall» nicht geschaffen worden wäre für einen Lewisiteangriff auf Berlin! In einem nächsten Krieg sind solche Gasangriffe auf Städte darum die grosse Wahrscheinlichkeit. Die Militär rechnen auch ganz kaltblütig damit. Ja, sie rechnen noch mit mehr. Ein Strahlenkrieg wird uns auch in Aussicht gestellt. «So gut man die X-Strahlen, die Lichtstrahlen, die Wärmestrahlen hat,» sagt General Swinton, «kann man auch irgend welche tötliche Strahlen entdecken, die die Menschen zusammenschrumpfen machen, sie lähmen oder vergiften. Die letzte Form der menschlichen Kämpfe wird nach meiner Ansicht der Bazillenkrieg

sein. Ich glaube, dass es dazu kommen wird, und soweit ich es beurteilen kann, sehe ich nicht ein, warum nicht. Wenn man einmal Krieg führen will, bereite man sich jetzt vor. Wir müssen diese neuen Formen der Kriegführung ins Auge fassen, und so weit als möglich unsere Kräfte, unsere Zeit und unser Geld darauf verwenden, Erfinder und Wissenschaftler dazu zu ermuntern, die Kriegführung en gros zu studieren, statt so viel über Methoden nachzudenken, wie ein paar Einzelne aufs Mal getötet werden können.»

Swinton meint also, der Weltkrieg sei noch zu viel Detailkrieg gewesen und doch sind nach den Berechnungen dänischer Gelehrter nahezu zehn Millionen Soldaten ums Leben gekommen, das übrige durch den Krieg vernichtete Leben noch nicht gerechnet. Die gleichen dänischen Gelehrten berechnen, dass ohne den Krieg 30 Millionen mehr Menschen aus der Zivilbevölkerung am Leben geblieben oder zum Leben erwacht wären. Diese Zahl mag etwas hoch gegriffen sein. Aber sicher ist, dass die in der Schlacht gefallenen und ihren Wunden erlegenen Soldaten noch lange, lange nicht die ganze Summe der Verluste an Menschenleben repräsentieren. Es weiss gewiss jedes Einzelne von uns eine Anzahl Menschen, die als Kriegsopfer hinter der Front gefallen sind, weil sie die furchtbaren Spannungen der Kriegsjahre nicht aushielten, ganz abgesehen von jenen, die durch Not und Entbehrung frühzeitig zermürbt wurden und jeder Krankheit zum Opfer fielen.

Eine neue Erfindung des letzten Krieges war der Tank. Die Ehre dieser Erfindung gebührt den Engländern. Der Tank könnte wohl als eine bewegliche Festung oder, wie Irwin ihn nennt, als das Kriegsschiff des flachen Landes betrachtet werden. Auch der Tank hat sich sehr vervollkommnet. Am Anfang besass er die Geschwindigkeit eines guten Fussgängers, am Ende des Krieges hatte er diejenige der Kavallerie erreicht. Es steht seiner weitern Vervollkommnung in Bezug auf Schnelligkeit, Grösse, Tragfähigkeit, Verwendbarkeit nichts im Wege. Er wird hauptsächlich für den Transport von Gas oder Explosivbomben auf unwegsamen Gebieten in Betracht kommen.

Wie denkt sich Irwin nun einen nächsten Krieg. «Eine Kriegserklärung wird nicht mehr erfolgen,» sagt General Fuller. «Wie bei einem tropischen Wirbelwind wird nur der Himmel sich verdunkeln

und dann die Flut schon da sein. Eine Kriegserklärung wäre eine überflüssige Höflichkeit, die nur die Chancen verderben könnte.» Also der Angreifer, Irwin nennt ihn «Deutschland», nur um einen Namen zu nennen, wird von seinen Grenzen eine Armee von grossen und kleinen gassichern Tanks aussenden, deren Gewehre mit Gasbomben zum Töten und Explosivbomben ausgerüstet sind und die den Weg zu bahnen haben. Ihnen folgt die schwere Artillerie. Die Franzosen werden wahrscheinlich auf diesen Angriff gerüstet sein; ihren Grenzen entlang werden Retorten aufgestellt sein, die eine Wolke von Giftgasen ausströmen. Während diese in Funktion treten, haben die Franzosen Zeit, zu mobilisieren. Die Deutschen warten, bis sich die Gasbomben verflüchtigt haben, oder sie haben vielleicht die Mittel, sich giftfreie Durchgänge zu verschaffen; das hängt von der Rolle ab, die die Infanterie in künftigen Kriegen spielen wird. Es gibt nach Irwin Offiziere, die glauben, es werden in Zukunft die Kriege so sehr Tankkriege sein, dass kein Staat grosse Armeen mehr halten könne, weil nicht genug Stahl vorhanden sei, um Tanks zu fabrizieren, die grosse Armeen aufnehmen könnten. Die meisten Offiziere, mit denen er gesprochen hat, sind aber anderer Ansicht; sie meinen, dass nichts die Infanterie ganz ersetzen könne. In ein Land eindringen kann man mit einer kleinen, vollkommen ausgerüsteten Macht, aber nur grosse Massen können das Land besetzen und es halten. Vielleicht, dass die Infanterie darum nicht mehr so sehr zum Eroberungskrieg verwendet würde; sie käme erst nachher, das gewonnene Terrain zu behaupten, aber sie wäre deswegen nicht mindern Gefahren ausgesetzt, da sie beständig Luftangriffe gewärtigen müsste. Ueberhaupt würde die Luftflotte von Anbeginn die Tätigkeit der auf dem Lande vordringenden Kräfte unterstützen; sie würde die sich hinter der Front sammelnde Armee angreifen und allen Schaden stiften, den zu stiften ihr möglich wäre.

Ein solcher Krieg könnte wahrscheinlich nicht lange währen, aber einer von einigen Wochen oder Monaten würde genügen. Er würde nach der Meinung Irwins wahrscheinlich so viele Soldaten töten wie der Weltkrieg unseligen Angedenkens, und viel mehr Zivilbevölkerung.

Noch eine Art der Kriegführung erwähnt Irwin, es ist dies der Bazillenkrieg. Dass dieser schon während des Weltkrieges ernstlich

in Betracht gezogen wurde, weiss man ja. Irwin sagt, dass Hauptmann Tuhoy vom britischen Informationsamt 1918 die Nachricht erhalten habe, in der Nürnberger bakteriologischen Abteilung seien Krankheitserreger irgendwelcher Art zur Verwendung als Kampfmittel gerüstet. Als die Engländer davon hörten, teilten sie den Deutschen mit, dass sie Bomben mit Karbunkelbazillen geladen hätten und dass sie diese als Repressalien verwenden würden. Dies war erst der Anfang, wie Ypern der Anfang des Gaskrieges gewesen war. Bis jetzt hatte die Wissenschaft ihre Anstrengungen darauf gerichtet, die Krankheiten zu bekämpfen, ihre Herde zu zerstören. Wenn diese Kriegsmethode eingeführt würde, wäre es ihre Aufgabe, ihre Forschungen darauf zu richten, wie die Krankheiten verbreitet werden könnten. Gewöhnlich ist es leichter, eine vorhandene Naturkraft zu verstärken, als sie abzuschwächen. Nominell wäre der Angriff einstweilen nur auf die Armee gerichtet, aber man weiss, dass Epidemien, wenn sie einmal ausgebrochen sind, nicht einfach Halt geboten werden kann. Und wenn man den Menschen angreift, kann nicht auch sein Brot von der Krankheit bedroht werden? Auch diese Methode wird geprüft und erwogen.

In Bezug auf die bevorstehenden Veränderungen in der Kampfweise auf dem Meere schreibt sich Irwin keine Autorität zu. Er glaubt nur, dass voraussichtlich nicht nur die Unterseeboote eine immer grössere Rolle zu spielen hätten, sondern dass auch die eigentliche Flotte immer mehr darauf eingerichtet werde, grosse Strecken unter Wasser zurücklegen zu können. Dies beides würde aber eine noch grössere Gefährdung der Meerschiffahrt und der Zufuhr von Rohstoffen und Lebensmitteln von aussen bedeuten. So, sagt Irwin, können wir zu den Menschenopfern eines nächsten Krieges nicht nur Unterernährung, sondern direkten Hungertod en gros zählen. Im vergangenen Krieg war die Einbeziehung der Zivilbevölkerung noch keine allgemein zugegebene Notwendigkeit, erst eine Tatsache, im nächsten Krieg wird sie als militärische Notwendigkeit anerkannt sein und die Zivilbevölkerung wird eine leichte Beute der militärischen Operationen werden. Irwin macht noch besonders darauf aufmerksam, wie ihre unpersönliche Art die Kriegführung aus der Ferne noch grausamer macht. Er glaubt nicht an das Märchen von den abgeschnittenen Kinderhänden in Belgien,

wenn er auch weiss, dass einzelne Grausamkeiten vorgekommen sind. Aber es ist etwas anderes, Grausamkeiten zu begehen, von denen man das Resultat direkt vor Augen sieht, oder eine ganze Bevölkerung durch Gasbomben zu vergiften; ihr Todesröcheln hört man nicht, man sieht nur, dass man einen Treffer gemacht hat, und verzieht sich wieder. Irwin erzählt, wie oft er mit jungen amerikanischen und französischen Luftfahrern zusammen gesessen habe und wie sie nie an die Wirkung ihrer Bomben gedacht hätten; sie hätten sich nur ihrer Treffer gefreut, ohne zu bedenken, was diese Treffer an menschlichem Elend verursacht haben. Wenn vielleicht einmal der Gedanke daran sich ihnen aufdrängen wollte, so verboten sie sich, ihn auszumalen — wie man es im Kriege tun muss.

Ein Kapitel widmet Irwin dem Thema: Der Krieg und die Rasse. Drei Aufsehen erregende Bücher, sagt er, kamen kurz vor dem Krieg heraus. Das eine, von einem Polen, Jean Bloch, stellte fest, dass es keinen Krieg mehr geben könne, die Schrecken eines modernen Krieges wären zu gross, als dass der moderne Mensch sie aushalten könnte. Ihn widerlegte der Krieg. Das zweite, von Norman Angell, bewies, dass der Krieg wirtschaftlich nicht rentiere, dass Sieger und Besiegte gleich arm daraus hervorgehen würden. Die gegenwärtigen Zustände scheinen ihm je länger je mehr Recht zu geben. Vielleicht werden es die nächsten zehn Jahre noch ganz tun. Das dritte Buch, von Dr. David Starr Jordan, «Krieg und Aufzucht», wurde von keinen Erfahrungen des Krieges widerlegt. Starr Jordan sagt: Wenn wir unter den Tieren die Rasse verbessern wollen, wählen wir die besten aus, damit sie die Rasse weiterpflanzen. Er zeigt, wie durch solche Zuchtwahl aus dem kleinen Steppenkühlein die holsteinische Milchkuh geworden ist. Wollte man die holsteinische Milchkuh zur Steppenkuh zurückzüchten, müsste man nur die umgekehrte Methode befolgen. Im Krieg geht nun dieser umgekehrte Prozess vor sich. Die kräftigsten jungen Männer werden an die Front geschickt und fallen, die Abnormen, Schwächlichen bleiben zu Hause und können die Rasse fortpflanzen. Aber auch unter den zum Militärdienst tauglich Befundenen werden die Jüngsten den ersten Ansturm aushalten müssen. Die meisten von ihnen sterben, ohne Nachkommen zu hinterlassen. Die in den obern Zwanzig hinterlassen vielleicht ein oder zwei Kinder, die ältern, die schon eine grössere Familie haben, wer-

den am meisten geschont. Das ist menschlich durchaus begreiflich, vom Standpunkt der Fortpflanzung aus aber verkehrt. Irwin sagt: «Die Natur kümmert sich nicht im geringsten darum, was aus der Pflanze wird, wenn sie ihren Samen ausgestreut hat und die neue Ernte wächst. Wenn wir den Krieg als eine Notwendigkeit zugäben, ihn wissenschaftlich führten im besten Interesse der Rasse, so wäre daher das Leitwort für die Militärpflicht nicht: Die Ledigen voran! sondern: Die Grossväter voran! Natürlich ist das lächerlich, aber es scheint mir, dass jedesmal, wo wir einen Gedanken des modernen Krieges zu seinem logischen Ende weiterführen, wir zum Lächerlichen gelangen.»

Das sind die Wirkungen des Krieges auf die Rasse. Wie sind die ökonomischen Wirkungen? Wir wissen es alle und Irwins Buch kann uns nicht viel Neues sagen; es kann höchstens uns einige Zahlen und besonders anschauliche Beispiele geben, und das tut es. Er gibt unter anderm eine Zusammenstellung der Kriegskosten früherer Kriege und dieses Krieges, wobei die Wagschale, in der die Kosten der sämtlichen Kriege von 1793 bis 1910 enthalten sind, hoch aufschnellt gegenüber der Wagschale, die die Kosten des Weltkrieges trägt: das Verhältniss ist 23 Milliarden zu 186 Milliarden Dollar. Eine weitere graphische Darstellung führt uns die Staatsschulden der Vereinigten Staaten, Grossbritannien und Frankreichs vor und nach 1914 vor; überall steigen die Säulen ganz erschreckend in die Höhe: in den Vereinigten Staaten von 1028 Millionen auf 24,000 Millionen, in Grossbritannien von 3485 Millionen auf 39,314 Millionen, in Frankreich von 6346 Millionen auf 46,025 Millionen Dollar. Eine Tafel vergleicht die Kosten der grossen amerikanischen Kriege mit den Kosten, die der Weltkrieg den Vereinigten Staaten verursacht hat.

Aber all dies sind ja noch nicht die ganzen Kosten und Schädigungen. Sehr anschaulich redet uns Irwin von den Baumwollspinnereien, die in Deutschland aus Mangel an Rohmaterial unbeschäftigt dastehen und von den Baumwollproduzenten der Südstaaten, die ihre Ware nicht absetzen können. Sehr richtig bemerkt Irwin auch, dass in den Kriegskosten noch nicht inbegriffen sind die Militärausgaben der Friedenszeiten, die eben auch den Krieg vorbereiten halfen. Interessant sind auch die Vergleiche, die er herbeizieht. Was könnte an Kulturgütern geschaffen werden aus dem Gelde, das heute auf die Rüstung verwendet wird? Die Kosten von sechs grossen Gra-

naten würden ausreichen, um einen Beamten des Gesundheitsamtes der Vereinigten Staaten ein Jahr lang zu besolden, damit er Studien zur Bekämpfung der Grippe machen könnte. Ein Bild zeigt uns die Universitätsgebäude von Michigan, die für acht Millionen Dollar erstellt worden sind. Zwei oder drei solcher Universitäten könnten erstellt werden aus den Kosten eines einzigen grossen Kriegsschiffes. Den sehr vergänglichen Wert eines solchen Schiffes zeigt uns ein anderes Bild. Die «Indiana», deren Herstellungskosten immerhin 5,800,000 Dollar betrugen, ist durch ein Superdreadnought untauglich gemacht worden. Der letzte Superdreadnought kostete 40 Millionen. Aber je nachdem neue Erfindungen wieder neue Abwehrmittel nötig machen, ist vielleicht auch dieser Superdreadnought bald altes Eisen.

Der Weltkrieg kostete nach Irwin im letzten Jahre in der Stunde zehn Millionen Dollar, also innerhalb 24 Stunden 240 Millionen. Man stelle sich vor, was aus dieser Summe an bleibenden Werten hergestellt werden könnte! Irwin zählt auf: zwei Spitäler in jedem der 48 Staaten der Vereinigten Staaten, zwei Mittelschulen in jedem Staat, 300 Spielplätze mit Turnhallen und Schwimmbad — und dann blieben erst noch sechs Millionen übrig zur Förderung des gewerblichen Unterrichts.

Aber noch einmal sei es gesagt: das zerstörte wirtschaftliche Gleichgewicht ist vielleicht doch der grösste ökonomische Schaden. Irwin sagt: So sehr sind die Tätigkeiten der Menschen heute miteinander verknüpft, dass man nicht irgend einen bedeutenden Reichtum in einem Gebiete zerstören kann, ohne dass Störungen im andern hervorgerufen werden. Man wird hier unwillkürlich an die Wahrheit des Bibelspruches erinnert: Wo ein Glied leidet, leiden alle Glieder mit.

Aus dem gleichen Grunde wird es auch in einem künftigen Kriege immer unwahrscheinlicher sein, dass einzelne Staaten unbeteiligt beiseite stehen können. Schon aus dem Grunde nicht, weil die Kriege immer mehr sich um wirtschaftliche Streitpunkte drehen werden und weil die wirtschaftlichen Streitfragen immer mehr internationale Wirkungen ausüben werden. Irwin sagt, der Weltkrieg begann nicht 1914, sondern 1871 bei der Unterzeichnung des Frankfurtervertrages, und der folgende Krieg begann nach der Unterzeichnung

des Versailler Vertrages, als die Mächte sich nicht zur Abrüstung entschliessen konnten.

Irwin untersucht auch noch die Wahrheit der Behauptung, der Krieg sei das Stahlbad der Völker. Er ist nicht der Meinung, dass all die Gefallenen oder die Mehrzahl der Gefallenen den Heldentod gestorben seien. Sie wurden eingezogen und es blieb ihnen keine andere Wahl, als dem Rufe zu folgen oder hinter der Front erschossen zu werden. In den ersten Kriegstagen war freilich auch noch Begeisterung da; aber nachher war es ein Durchhalten aus Zwang. Und alle bessern Elemente hielten es moralisch nur aus in der Hoffnung, es sei ein Krieg, der dem Krieg ein Ende machen solle. Vorübergehend gab es freilich auch eine moralische und religiöse Erhebung, aber sie flaute sehr bald ab. Auf keinen Fall überdauerte sie den Waffenstillstand. Irwin weist darauf hin, wie gerade der Weltkrieg auch bewiesen habe, dass die Völker in den Friedenszeiten nicht schlaff werden. Eine verhältnismässig lange Friedenszeit ging dem Weltkrieg voraus, und doch zeigten die Soldaten so viel Mut und Ausdauer, als man es nur verlangen konnte. Die Militaristen schrieben dies der langen militärischen Erziehung zu. Aber das trifft weder auf Grossbritannien noch auf Amerika zu, wo die Soldaten erst während des Krieges als Soldaten ausgebildet wurden.

Von da aus gelangt Irwin zu der Frage der allgemeinen Wehrpflicht. Es wurden in Amerika Wunder erzählt von den Wirkungen des Militärdienstes auf die Haltung und das Aussehen der jungen Leute. Irwin sagt, es möge von manchen gelten; aber doch nur von einer Minderheit. Die Mehrheit kam als guttrainierte junge Mannschaft in den Dienst und hatte durch den Militärdienst nicht viel zu gewinnen. Hingegen zu verlieren, ja. Namentlich weist Irwin auf die Rassenverhetzung hin, die systematisch betrieben wurde, und die alle brutalen Instinkte aufrührte.

Was für Wege aber weist uns Irwin zum Frieden?

Die Sehnsucht nach dem Frieden ist gross, wie gross, lässt sich daraus erkennen, dass auch die Militaristen die Phrase vom Krieg gegen den Krieg anwenden mussten. Auch der Versuch, eine Völkerliga zu schaffen, ist ein Beweis dafür. Sogar der sehr unvollkommene Friede von Versailles ist eine Konzession an das erwachende Gerechtigkeitsgefühl der Völker. Es ging nicht mehr, dass man ganze Gebiete

ohne alle Zeremonie dem Sieger zuteilte, es musste wenigstens der Schein des Selbstbestimmungsrechtes der Völker gewahrt werden. Die Société des anciens combattants in Frankreich nahm in einer Sektion nach der andern die Resolution an: «Krieg dem Krieg!» Das Gerücht, das als Versuchsballon aufkam, die britischen und französischen Soldaten würden zur Bekämpfung des Bolschewismus ausgeschickt, erregte Aufruhr und Widerstand. Die Soldaten, die im Feld gewesen sind, wissen nun, was der Krieg bedeutet. Aber, sagt Irwin, das Eisen muss geschmiedet werden, solange es heiss ist. Jetzt gilt es, die Eindrücke festhalten und aus diesen Eindrücken heraus Taten zu veranlassen. Eine solche Tat wäre eine internationale Gesetzgebung, d. h. also eine Ordnung der zwischenstaatlichen Beziehungen auf dem Wege der Gesetzgebung. Das ist der Kernpunkt, von dem aus die Lösung erfolgen kann. Es muss eine internationale Moral geschaffen werden, die das Töten und Rauben und Morden von Volk zu Volk so sehr verurteilt wie das Töten und Rauben und Morden der einzelnen Individuen. Ein Anfang dazu ist gemacht, denn die Verletzung der belgischen Neutralität wurde zum Beispiel von den Völkern schon als eine unmoralische Tat empfunden, wenn auch die Militaristen und Diplomaten den Vertragsbruch weniger ernst nahmen.

So kommt Irwin eben doch auf etwas wie einen Völkerbund heraus. Er selbst äussert sich weder für noch wider den gegenwärtigen Völkerbund, weil ihm wohl das Prinzip eines solchen am wichtigsten ist und er die Diskussion nicht auf Abwege leiten möchte dadurch, dass er für eine besondere Form desselben einträte. Als eine Waffe einer solchen zwischenstaatlichen Organisation sieht er auch ökonomische Massnahmen, den Boykott des fehlbaren Staates, vor. Wie im Strafrecht die körperlichen Züchtigungen abgeschafft worden sind und an ihre Stelle Gefängnis und Geldbusse treten, so könnte auch im internationalen Strafrecht der wirtschaftliche Krieg an Stelle des Waffenkrieges treten, was wenigstens ein Fortschritt wäre.

Bis diese internationale Organisation zustande gekommen ist, schlägt Irwin als Beruhigungsmittel die Abrüstung vor. Europa muss abrüsten, wenn es nicht wirtschaftlich zugrunde gehen will. Wenn Europa aber sich in Anarchie auflöste, wäre die übrige Welt

auch gefährdet. Ein Abrüstungsabkommen kann zustande kommen — dies schrieb Irwin im Frühjahr 1921 —, aber Amerika muss die Führerschaft übernehmen. Amerikas Macht ist jetzt so gross, dass es diese Forderung durchsetzen kann. Eine Teilabrüstung wird nicht nur eine augenblickliche Erleichterung verschaffen, sie wird als Heilmittel wirken. Was immer die Völker veranlasst, über den Frieden nachzudenken und miteinander zu verhandeln, bringt sie wieder zusammen und ist ein Schritt in der Richtung der Verständigung.

Handel, Rohstoffe und die Verwendung des finanziellen Reichtums sind die drei Grundlagen des finanziellen Imperialismus, der zum Kriege führt. Der Handel ist noch der friedlichste Faktor, da zwei miteinander handeltreibende Völker doch auch wieder humane Beziehungen anknüpfen. Für die Verteilung der Rohstoffe müssen unbedingt internationale Bestimmungen vereinbart werden. Auch in Bezug auf den Export des nationalen Kapitals müssen Abmachungen getroffen werden, wenn der Friede gesichert werden soll.

Und als Letztes aber nicht Unwichtigstes verlangt Irwin die Abschaffung der geheimen Diplomatie. Die Vereinigten Staaten haben nicht viel geheime Diplomatie, da alle ihre internationalen Vereinbarungen im Senat verhandelt werden und von ihm ratifiziert werden müssen. Grossbritannien hat vor kurzem von dem Völkerbund 21 Verträge eintragen lassen und hat versichert, dass es nichts verheimliche. So gehen wir andern Auffassungen entgegen.

Aber noch einmal kommt Irwin darauf zurück: Die Gesetze allein tun es nicht. Es muss ein neuer moralischer Begriff geschaffen werden.

So ist das Buch nicht nur ein Appell an den gesunden Menschenverstand, sondern auch noch etwas tieferes. Das kommt ganz besonders schön im letzten Kapitel zum Ausdruck: «Die Versucher», wo sich Irwin an «sein Amerika» wendet:

«Nun, mein Amerika, ich will mit dir auf einen sehr hohen Berg steigen, ich will dir alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit zeigen.

Was für Möglichkeiten liegen in diesem Jahre 1921 vor uns! Wir sind vom Kriege kaum berührt worden, währenddem andere, die vor sechs Jahren noch Grossmächte waren, jetzt gegen Anarchie

und Bankerott anzukämpfen haben. Die Macht der Mächte ist in unsere Hand gegeben.»

Er zeigt dann, wie seine unerschöpflichen Eisen- und Kohlenlager Amerika mit Leichtigkeit die Vorherrschaft zur See verschaffen könnten; denn die Schiffe werden aus Stahl gemacht, um Stahl herzustellen braucht es aber Kohle und Eisen. Und nicht nur das: auch in der Herstellung selbst hat Amerika eine Fertigkeit erreicht, die ihm den Vorsprung von den andern Nationen gibt. Wenn Englands Flotte bis dahin so gross sein musste wie die Flotten zweier andern Mächte, so kann Amerika leicht die seine stärker machen als diejenige all der andern zusammen. Und Armeen vermag Amerika aufzubieten, so gross wie Frankreich, Deutschland und Belgien zusammen, und was für eine Mannschaft! Was der amerikanische Erfindungsgeist und die amerikanische Technik zu leisten vermögen, hat schon der Weltkrieg gezeigt. Im Süden der Vereinigten Staaten liegen «unentwickelte» Länder, grosse und reiche, die aber Kapital nötig haben. Die Union kommt diesem Bedürfnis entgegen und exportiert Kapital nach diesen Ländern. Warum sollte da nicht eines Tages ein «Zwischenfall» eintreten, der es nötig macht, dass die Vereinigten Staaten sich der Länder «annehmen», um die Amerikaner und das amerikanische Kapital zu schützen? Im Norden liegt Kanada mit einer den Amerikanern nahe verwandten Bevölkerung. Wenn das britische Weltreich eines Tages zusammenbräche, würde sich das Land nicht gerne den Vereinigten Staaten anschliessen? Im Westen liegt der stille Ozean; dank der alles beherrschenden Flotte der Vereingten Staaten liesse sich ein amerikanisches Gewässer daraus machen.

Ja, was für eine nationale Grösse, was für ein Glanz! «Die Herrschaft über Palme und Fichte» ... Ein Imperium, wie die Welt noch keines erlebt hat ... «Aber,» schliesst Irwin, «so wurde Deutschland auf einen hohen Berg geführt. Es hörte auf den Versucher und wählte die Reiche der Erde. Und Deutschland im Jahre 1921!

Der Versucher lässt einen eben nie das Ende des Kapitels lesen, zeigt einem nie das ganze Bild. Hinter der grossartigen, von rosigen Nebeln umflossenen Vision lauern Tod ... Armut ... Hungersnot ... Verzweiflung ... eine in Schutt und Asche versunkene Zivilisation.

Diese zeigt er einem nicht, er weiss, dass er mit den Endzielen der Ewigkeit im Streit liegt.»

So klingt das Irwinsche Buch aus. Wird sein Appell an das, was höher ist als die blosse Vernunft und zugleich doch auch die höchste Vernunft, nicht auch bei uns Widerhall finden? Clara Ragaz

# Der Zivildienst

## I.

Geehrte Versammlung!

Noch liegt die Erinnerung an die Schrecken und die Sinnlosigkeit des Krieges wie ein quälender Alp auf uns. Wir haben ja keine Garantie, dass sich diese Schrecken nicht morgen in grösserer Vervollkommnung und verstärktem Masse wiederholen. In den wilden Ungeheuerlichkeiten des sogenannten bewaffneten Friedens, der heute herrscht, sehen wir das verkleinerte Abbild der Torheiten, die nur auf eine günstige Gelegenheit warten, um mit dem Kriege wieder in ihrer ganzen Grösse zu erscheinen.

Ueberall erkennt man in der politischen Ordnung dasselbe verhängnisvolle zerstörende Prinzip, das leicht zu bezeichnen ist: nämlich den Egoismus, nicht den persönlichen, durch die Moral in Zucht gehaltenen Egoismus, sondern den nationalen, der zum System, zum politischen Dogma erhoben wurde. Ein entsetzliches, verderbliches Prinzip, da doch alle Nationen, wie die Menschen, aus denen sie bestehen, nur Glieder eines Körpers sind, der sich täglich seines Daseins bewusster wird.

Wie stellen wir uns dazu? Man sagt, wir müssten die Welt nehmen, wie sie ist: hart, schlecht, von Hass und Missverständnissen zerrissen.

«Gegen das Militär bei uns in der Schweiz», so fährt man fort, «lässt sich doch im Grunde nichts sagen, denn es dient ja nur der Landesverteidigung und würde jedenfalls nur unter «gerechten» Bedingungen in Funktion treten, Bedingungen, unter welchen ein internationaler Gerichtshof, wenn er existierte, uns sicher die Ermächtigung, uns unserer Armee zu bedienen, geben würde.»

Der Beweis und die Garantie für unsere Aufrichtigkeit — inmitten

von Nationen, die alle ebenfalls behaupten, nur zur Verteidigung, für den Fall eines Angriffs von aussen, zu rüsten — soll unter anderem darin zu erblicken sein, dass wir unsern Nachbarn vorgeschlagen haben, alle Streitigkeiten ohne Ausnahme, die zwischen uns entstehen könnten, einem Schiedsgericht zu unterbreiten.

Die meisten unserer Mitbürger sind also überzeugt, dass

1. der böse Geist, der Europa zerreist, bei uns nicht herrsche,
2. der beste Dienst, den sie heute dem Vaterlande und der Menschheit leisten könnten, darin bestehe, auch weiterhin Militärdienst zu tun.

Man vergesse nicht, dass der Vorschlag, ein Schiedsgericht anzu-
Schweizer, nicht mehr mit gutem Gewissen teilen.

Man vergesse nicht, dass der Vorschlag, ein Schiedsgericht anzurufen, nicht dieselbe moralische Bedeutung hat, wenn er von einem militärisch und ökonomisch schwachen Staat ausgeht, wie wenn ein Grossstaat ihn machte, der damit eine grosse Chance, im Fall eines Streites dem Gegner seinen Willen aufzuzwingen, preisgäbe. Wenn dieser Vorschlag wirklich einem neuen Geist des guten Willens, der Grossmut, des internationalen Vertrauens entspringt, so sollte dieser Geist sich bei uns in der Schweiz noch anders dokumentieren, und gerade der Vorschlag, einen Zivildienst dem Militärdienst als Alternative gegenüber zu stellen, gibt unserm Volke eine prächtige Gelegenheit, zu zeigen und zu erkennen, was für ein Geist es bewegt. Dieser Vorschlag, der nur eine Bewegung unterstützt, die schon in andern Ländern begonnen hat und von grösster Bedeutung für den Frieden der Völker werden kann, erscheint nicht so speziell im Interesse unseres Volkes zu liegen, wie die Errichtung von Schiedsgerichten. Gerade dadurch eignet er sich als Masstab für die Moralität unserer internationalen Politik.

Verschiedene unter uns können auch nicht mehr die Ansicht der meisten unserer Mitbürger in Bezug auf den Militärdienst teilen.

Uns erscheint als erste Pflicht, unbedingt auf jede militärische Vorbereitung und Verteidigung zu verzichten.

Der Mann, der inmitten einer aufgeregten Menge, die nach den Ausgängen eines brennenden Hauses drängt, einen Revolver schwingt oder zeigt, nicht um sich seiner zu bedienen, sondern um diejenigen, die ihn zu stark stossen könnten, im Schach zu halten, begeht

eine unsinnige, verbrecherische Handlung, die für ihn und alle andern gefährlich ist. Wenn andere auf dieser unsinnigen Haltung bestehen, so ist es Pflicht eines rechtschaffenen Mannes, einer rechtschaffenen Nation, die Waffe wegzuwerfen und sich an ihre Nächsten in einer Sprache zu wenden, die sie verstehen können, nicht in Worten, die in dem höllischen Lärm untergehen würden, aber in Taten, brüderlichen, mutigen Taten. Wenn dieser Mann, der freiwillig die Waffe von sich geworfen hat, schliesslich auch von den ihn Umgebenden niedergeschlagen wird, so hat er nichtsdestoweniger nicht nur seine Pflicht getan, sondern die einzig vernünftige Handlung begangen. Denn wenn er die Wütenden nachgeahmt und einen oder den andern im bewaffneten Kampfe besiegt hätte, so wäre er doch schliesslich umgekommen in dem Kampfe, der alle vernichten wird, wenn sie nicht aufwachen.

Denken Sie doch an den nächsten Krieg, der sich langsam vorbereitet, mit seinen Riesenflugzeugen, seinen Tonnen von Giftgasen und allen wissenschaftlichen Entdeckungen, die noch gemacht werden, und von denen unsere militärischen Experten sich zum voraus schon überschwemmt fühlen.

Es ist unsere tiefe Ueberzeugung, dass der Fall nun eingetreten ist, wo wir uns an das Gebot halten müssen, das in den christlichen Kirchen, die der Staat ja unterhält, feierlich verkündet wird: «Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen.»

Wir sagen drum unsern Mitbürgern, unsern Freunden, unsern Brüdern: «Wir haben euch bis dahin gehorcht, wir können es nicht länger. Wenn wir uns vor der Entscheidung eurer Mehrheit beugten, würdet ihr uns selbst verachten, als Schwache und Feiglinge, Denn wir sind jetzt zu einem andern Dienst berufen.»

Und das ist der Dienst, den wir einzurichten bitten, — nicht für alle, da nicht alle mit uns fühlen — aber für diejenigen, deren Vernunft, Herz, Gewissen zu ihnen spricht wie zu uns.

Erlaubt, dass wir dem Vaterlande einen produktiven Dienst leisten, der, wenn es gewünscht wird, länger dauern soll als der Militärdienst und der, anstatt auf die Vernichtung eines allfälligen Feindes hinzuarbeiten, gerade die Gefahr, einen Feind zu bekommen,

bekämpfen soll, indem er dafür sorgt, dass in unserem Lande mehr Gerechtigkeit, mehr Vernunft, mehr Grossmut herrschen, sodass es von allen Völkern geliebt werden kann.

Wir verzichten damit gar nicht auf die Verteidigung unseres Landes, wir verpflanzen sie nur auf ein höheres und sichereres Niveau. Selbst wenn ein Volk in einem solchen Versuche, wie wir ihn vorschlagen, äusserlich unterliegen sollte, so würde doch der moralische Impuls, der damit gegeben wäre, weiter zu wirken, und dieses Volk würde auferstehen und ein nützlicheres und höheres Dasein führen, als wenn es seine Mission verraten hätte.

Dieser produktive Dienst würde schon auf die internationalen Beziehungen einen wohltätigen Einfluss ausüben, wenn er auch voraussichtlich zuerst nur innerhalb der Grenzen organisiert werden könnte. Die andern Nationen würden hier den ersten Keim wahrhaften Vertrauens erblicken, jenes Vertrauens, das täglich unentbehrlicher erscheint für alle Völker.

Wenn euer Nachbar die Waffen weglegt, mit denen er sich gegen euch verteidigen wollte, und seine Mittel auf die Auschmückung des eigenen Heims verwendet, so wird er euch schon lieber und achtungswerter.

Dieser Zivildienst wird jedoch erst dann seinen vollen Wert für den internationalen Frieden und die nationale Verteidigung haben, wenn er einer Nation erlaubt, sich freiwillig in den Dienst einer andern zu stellen. Wie heute schon in verschiedenen Ländern Europas eine entfernte Provinz es ganz natürlich findet, ihre Söhne zur Verteidigung einer Grenze, die weit von der ihren entfernt ist, zu schicken.

Tönt es seltsam, zu behaupten, dass wir uns besser schützten gegen unsere Nachbarn des Westens und Nordens, wenn wir unsere Mittel und militärischen Kräfte z. B. dazu brauchten, die verheerten Gebiete in Frankreich wieder aufzubauen und damit die deutschen Schulden zu vermindern, als wenn wir unsere Armee gegen diese Nachbarn bereit halten.

Ist es seltsam, zu behaupten, dass wir erfolgreicher gegen die Gefahren der innern Streitigkeiten und des Klassenkampfes ankämpften, wenn wir heute unser Geld nach Russland schickten, um den

Hungernden zu helfen, als wenn wir eine Armee von einigen Tausend Mann halten, um sie eventuell gegen unsere eigenen Mitbürger zu brauchen?

Die Einführung eines Zivildienstes, der die Armee nicht aufheben würde, für diejenigen, die es als ihre Pflicht betrachten, in ihr zu dienen, der aber den andern, deren Gewissen und Vernunft sie einen andern Weg weist, die Möglichkeit gäbe, dem Lande in ihrer eigenen Weise zu dienen, hätte einen doppelten Vorteil.

Er entspricht einem aktuellen Bedürfnis. Es ist ein Skandal, der von vielen guten Schweizern tief empfunden wird, die im übrigen gar nicht die Ansicht der Dienstverweigerer teilen, Männer ins Gefängnis zu werfen, die einer durchaus ehrenhaften Ueberzeugung gehorchen und die man immer weniger als törichte Idealisten taxieren kann.

Er eröffnet für den zukünftigen Weltfrieden herrliche Aussichten, und wenn er von vielen Ländern angenommen wird, kann er zu grossartigen Wirkungen führen.

Die Leute, die diesen Dienst in der Schweiz verlangen, stehen in der Welt nicht allein da. Die Schweiz steht da im Gegenteil eher hinter andern Ländern zurück.

In England z. B. haben während des Krieges 6300 Mann aus Gewissensgründen den Militärdienst verweigert, und während des Krieges haben England und Amerika für viele dieser Männer einen Zivildienst eingeführt, ähnlich dem, welchen wir verlangen.

Ist es, wenn man darüber nachdenkt, parodox, zu behaupten, dass solch starke Individualitäten, wie die dieser Männer, die fähig waren, den nationalen Leidenschaften zu widerstehen, den wahren Quellen der angelsächsischen Grösse näher stehen als die Soldaten und Seeleute, die England und Amerika auf die gewöhnliche Art verteidigt haben? Diese Art, die, von andern Nationen noch systematischer und methodischer angewandt, diesen die Sympathien der ganzen Welt entzogen hat?

Der Zivildienst ist keine Utopie, denn er ist nicht nur da und dort vorgeschlagen, sondern von den drei skandinavischen Ländern: Dänemark, Schweden, Norwegen angenommen und verwirklicht worden.

Das folgende ist ein Auszug aus dem dänischen Gesetz, das schon vor vier Jahren angenommen wurde:

§ 1. Stellungspflichtige Männer können durch den Kriegsminister vom Militärdienst befreit werden und dafür dem Staate zivile Arbeit leisten, wenn zuzugeben ist, nachdem in jedem einzelnen Fall alle möglichen Erkundigungen eingezogen worden sind, dass jede Form des Militärdienstes mit ihrem Gewissen unvereinbar ist.

Dieser Zivildienst wird vom Kriegsminister nach Besprechung mit dem Minister des Innern organisiert.

§ 2. Gesuche um Befreiung vom Militärdienst müssen mit allen nötigen Dokumenten und Informationen an den Chef der Rekrutierungskommission des Bezirkes gerichtet werden ... Wenn die Kommission, nachdem sie den Fall geprüft, nicht findet, dass er zu späterer Erledigung zurückgestellt werden soll, reicht sie dem Minister einen begründeten Bericht ein, dem eventuell auch ein Minderheitsbericht beigegeben wird, um ihm die Frage der Einreihung des Mannes in den Zivildienst zu unterbreiten.

§ 5. Die Dauer des Zivildienstes, die den ersten Militärdienst ersetzen soll, beträgt 20 Monate; drei Monate für die andern Perioden. (Das ist, wie man uns sagt, 30 bis 40 Prozent länger als der entsprechende Militärdienst.)

Der dänische Gesetzgeber ist, wie man sieht, bestrebt, ausgesprochene und aufrichtige Gewissenskrupeln nicht zu verletzen. Er wollte vor allem den Skandal der Gefängnisstrafe für christliche Dienstverweigerer vermeiden, aber nicht freie Wahl lassen zwischen den beiden Dienstarten. Mit Bezug auf diesen letzten Punkt ist eine Verbesserung noch möglich und notwendig.

Das schwedische Gesetz, das kurz nach dem dänischen angenommen wurde, ist etwas weniger weitherzig. Es verlangt entschiedener religiöse Beweggründe und nicht bloss Gewissensgründe.

Das norwegische Gesetz, über das im März dieses Jahres abgestimmt wurde, ist ähnlich wie das dänische.

In allen drei Ländern wird die Aufnahme in den Zivildienst nur nach Prüfung durch eine Kommission gewährt. Ueberall ist die Dauer des Zivildienstes länger als die des Militärdienstes.

Holland ist augenblicklich mit dem Studium eines ähnlichen Gesetzes beschäftigt. Der Entwurf weist eine interessante Abstufung auf: für die Männer, welche den Heeresdienst annehmen, aber aus

Gewissensgründen nur als Nicht-Kombattanten, in der Sanität dienen wollen, ist eine Verlängerung der Dienstzeit vorgesehen, die kleiner ist als für diejenigen, welche nur einen von der Armee unabhängigen Zivildienst leisten wollen.

Es ist auch noch der Zivildienst in Bulgarien zu erwähnen. Er gleicht demjenigen, den der Nationalrat auf Anregung von Herrn Waldvogel prüfen will und ist ganz verschieden von dem, der uns hier beschäftigt, indem weder der bulgarische Dienst, noch das Projekt Waldvogel einen Ersatz für den Militärdienst bedeuten. Nur mit Bezug auf die technische Organisation des Zivildienstes mögen sie hier erwähnt werden.

Die Tatsache, dass schon heute verschiedene Länder mit der Organisation eines Zivildienstes als Ersatz für den Militärdienst beschäftigt sind, gibt der pazifistischen Bewegung neue Waffen in die Hand, die sehr wirksam werden können.

Es verdient, erwähnt zu werden, dass auf Initiative ihres Generalsekretärs, Herrn Christian Lange, des norwegischen Delegierten beim Völkerbund, die Interparlamentarische Union die Frage des Zivildienstes auf die Traktandenliste ihrer nächsten Tagung gesetzt hat. Das von der Union herausgegebene Bulletin veröffentlicht eben eine vollständige Zusammenfassung der Gesetzgebung über den Zivildienst und dessen praktische Verwirklichung in den vier genannten Ländern.

Das internationale Arbeitsamt hat eine Enquête über den Zivildienst in Bulgarien gemacht. Der Bericht unterstreicht in erster Linie die grosse Wichtigkeit der Idee, die Kräfte, die heute den Krieg vorbereiten, davon abzuleiten, um sie produktiv und nützlich zu verwenden.

Angesicht dieser Bestrebungen fragen wir: was haben wir in der Schweiz?

Zuerst eine beunruhigende Erscheinung: Unser Publikum wird, sowohl von der schweizerischen als von der ausländischen Presse, so schlecht als möglich über alle diese Bestrebungen, von denen wir gesprochen haben, aufgeklärt.

Es scheint eine Verschwörung zu bestehen, um alle Versuche, die in den verschiedenen Ländern gemacht werden, die Menschheit von

dem Alp, der sie bedrückt, zu befreien, totzuschweigen, Versuche, die nur gelingen können, wenn sie in möglichst vielen Ländern bekannt und unterstützt werden.

Diese Verschwörung ist unbewusst, sie rührt von einem absoluten Mangel an Glauben her, und folglich auch von einem absoluten Mangel an Interesse in gewissen Milieux gegen alles, was eine tiefgreifende Umwandlung, einen neuen Geist in der Welt anzuzeigen scheint.

Dieser Mangel an Glauben ist selbst der böse Geist, der am heutigen Elend der Menschheit schuld ist. Wir müssen konstatieren, wie verbreitet er auch bei uns ist und wie sehr er die Bewegung lähmt, welche die Schweiz mehr als jedes andere Land unterstützen sollte.

Wir verzichten übrigens keineswegs auf die Hoffnung, eine so gerechte und gemässigte, so vielversprechende Forderung wie die des Zivildienstes von allen Klassen und Parteien, ja selbst von denen angenommen zu sehen, die sie heute noch bekämpfen, ohne sie genügend studiert zu haben.

Von den mutigen Versuchen, die Reform, die wir vorschlagen, in der Schweiz praktisch zu verwirklichen, erwähnen wir:

Die Motion Greulich im Nationalrat, auf die nicht eingetreten wurde;

eine Petition der Synode der freien Kirche des Kantons Waadt an den Bundesrat während des Krieges;

eine letztes Jahr erfolgte Eingabe der Frauenliga für Friede und Freiheit, ebenfalls an den Bundesrat, die dann von 35 Geistlichen des Kantons Graubünden unterstützt wurde.

Die Motion Waldvogel, die im Nationalrat mit schwacher Mehrheit angenommen wurde und gewisse Züge mit unserm Vorschlag gemeinsam hat, haben wir schon erwähnt. Sie unterscheidet sich davon, indem sie dem Schweizerbürger in keiner Form die freie Wahl lässt zwischen Militärdienst und Zivildienst. Der Hauptpunkt wird nicht berührt.

Von den persönlichen Versuchen möchten wir vor allem aus denjenigen des Veterinär-Hauptmanns Scheidegger ehrend hervorheben, der an einer Versammlung, wo man kaum eine solche Erklärung erwarten konnte, nämlich am Artillerietag in Langnau, letzten Ok-

tober, mit grosser Kraft und vollkommener Klarheit den Gedanken des Zivildienstes vertrat:

«Durch freie Wahl zwischen Militär- oder Zivildienst, sagte er unter anderem, werde eine allmähliche Abrüstung auf echt schweizerische Art ermöglicht.»

Die Möglichkeiten, auf die von Hauptmann Scheidegger zum voraus hingewiesen wurde, werden noch deutlicher, wenn man an die schon begonnene Bewegung in andern Ländern denkt.

Offiziere, die sich des erzieherischen und sozialen Wertes des Militärdienstes bewusst sind, haben auch schon von einem andern Gesichtspunkte aus den Zivildienst empfohlen: nämlich wegen der Ersparnisse am Militärbudget, die eine Verminderung der Rekrutenzahl bringen würde. Die Männer, die man zurückweist, verlieren den Vorteil der militärischen Erziehung. Diese Erziehung könnte ihnen aber besser und kostenlos durch einen Zivildienst gegeben werden, dessen Auslagen von Anfang an durch die geleistete Arbeit gedeckt würden.

In der welschen Schweiz haben wir kürzlich mit einigen Freunden zusammen, zum Studium der Frage und zur vorläufigen Sondierung, ganz privat, ohne jede Mitwirkung der Presse, Unterschriften zu einer Zustimmungserklärung zum Zivildienst bei denen gesammelt, an die wir gelangen konnten. Ohne jede Anstrengung kamen so in kurzer Zeit 500 Unterschriften aus allen Kreisen zusammen, auch von Leuten, die für sich noch eine Armee notwendig halten.

Wir lassen hier die Erklärung folgen, die das Wesentliche des Projektes zusammenfasst:

«Der Zweck, der verfolgt wird, ist durch ein Bundesgesetz zu schaffende Organisation eines Zivildienstes neben dem Militärdienst.

Der Zivildienst bezweckt die Ausführung gemeinnütziger Arbeit, wie Erstellung von Strassen, Kanälen, Brücken, Tunnel, Flusskorrektionen, Schutz der Weiden, Entwässerungsarbeiten, Aufforstungen etc.

Jeder Bürger kann künftig zwischen Zivil- und Militärdienst wählen.

Es werden Massregeln getroffen, um zu verhüten, dass der Zivildienst gewisse Berufe schädige, oder um für den Schaden aufzukommen.

Durch seine Dauer und die Anstrengungen, die er erfordert, soll der Zivildienst ein grösseres Opfer darstellen als der Militärdienst.»

Andere Länder (Dänemark und Schweden) haben schon einen Zivildienst eingeführt, wie wir ihn hier vorschlagen; ein internationales Uebereinkommen in dieser Sache böte grosse Vorteile.

Aus praktischen Gründen jedoch ist es vorzuziehen, in der Schweiz unverzüglich auf nationalem Boden eine erste Lösung zu finden.

Der erste Einwand, der gegen dieses Projekt erhoben wird, ist die Befürchtung, unser Land Gefahren auszusetzen, indem wir riskieren, vor den andern abzurüsten.

Es erfüllt uns mit besonderer Freude, darauf antworten zu können, dass diese Bewegung ja schon eine internationale ist in dem Sinn, als sie gleichzeitig in verschiedenen Ländern zutage tritt.

Es ist etwas weniger erfreulich und keineswegs ruhmvoll, darauf hinzuweisen, dass andere sich allein auf die Bahn wagten, vor der wir zurückschrecken. Wir hoffen, es sei keine Eigenheit der Schweizer geworden, was dies früher nicht war: nur da vorzugehen, wo keine Gefahr droht.

Es fehlt uns die Zeit, hier auf andere Einwände einzugehen. Mit etwas gutem Willen können diejenigen, die sie vorbringen, selbst erkennen, dass sie nicht sehr stichhaltig sind und einen l o y a l e n V e r s u c h, das Projekt zu verwirklichen, nicht hindern sollten.

Mögen sie sich heute die traurige Notwendigkeit vor Augen halten, wackere Leute, die jedermann im Grunde achtet, ins Gefängnis zu werfen;

mögen sie die viel ernstere Gefahr bedenken, junge Leute zu zwingen, gegen ihr Gewissen zu handeln, weil der Druck der Umgebung, die Rücksichten und die Gefühle für die Familie zu stark sind;

mögen sie aber vor allem daran denken, was geschehen wird, wenn in immer mehr Ländern die Männer den Weg einschlagen, den gehen zu dürfen wir heute bitten, und auf dem schon andere vor uns gehen.

Wir freuen uns der Initiative, die die Veranstalter der heutigen Versammlung ergriffen haben, um eine neue allgemeine Petition an den Bundesrat zu lancieren; es ist gut, dass diese Bewegung

von kompetenten Männern unterstützt wird, die sie um so sicherer einer praktischen Lösung entgegenführen werden.

Und was uns vor allem wertvoll erscheint, ist, dass wir die Unterstützung einer welschen Gruppe bringen können, die jetzt entschlossen ist, energisch für die Einführung des Zivildienstes mitzuwirken.

Diese Gruppe besteht nicht nur aus Männern, die heute schon eine höhere Pflicht kennen als die, in der Armee zu dienen, sondern auch aus solchen, die, obschon sie den Militärdienst für notwendig halten, doch verlangen, dass man in weitgehendem Masse die Ueberzeugung ihrer Mitbürger achte und den Aufrichtigen, die nicht wie sie denken, erlaube, dem Vaterlande zu dienen, wie sie es für richtig halten.

Zunächst wurde die Gründung eines «Schweiz. Vereins für Zivildienst» in Aussicht genommen, mit dem Zweck, durch die schweizerische Gesetzgebung einen Dienst einzuführen, der allen jenen offenstände, die aus Gewissengründen keinen Militärdienst leisten können, und auch mit der besonderen Absicht, mit ähnlichen Organisationen in andern Ländern in Verbindung zu treten zur gegenseitigen Unterstützung und Informierung.

Es wurde aber nach näherer Ueberlegung von dieser Gründung, vorläufig wenigstens, abgesehen. Es soll nun den Anhängern unseres Vorschlags, die sonst von sehr verschiedener Meinung und Gesinnung sein mögen, die grösste Freiheit gewährt werden und somit die Möglichkeit, in kräftigerer Weise für unsere Sache zu wirken, indem sie unabhängig von einander bleiben. Wir erwarten also die Förderung des neuen Gedankens direkt von der Tätigkeit des einzelnen Bürgers und verschiedener schon bestehender politischer wirtschaftlicher und religiöser Organisationen. — Die Bildung eines Initiativ-Komites wird genügen, um diesen verschiedenen Bestrebungen den nötigen Zusammenhang zu sichern und den verschiedenen Gruppen die eventuell notwendige Dokumentierung zu verschaffen.

Bevor wir diese Betrachtungen schliessen, möchten wir noch die Zustimmung eines höheren Offiziers unserer Armee zu unserem Projekt verlesen:

«Ich stimme dem Projekte zu, weil es elementarste Toleranz und

Rechtlichkeit ist, die Ueberzeugung derjenigen zu achten, die glauben, keinen Militärdienst leisten zu dürfen, und weil es daher richtig ist, diesen Ueberzeugungen die Möglichkeit zu geben, sich auf legale Weise kund zu tun;

ferner weil die Einführung des Zivildienstes in der Schweiz dazu beitragen wird, in der Welt das Prinzip und Beispiel einer pazifistischen und produktiven nationalen Betätigung vorzubereiten, wie sie auch in der schweizerischen Tradition liegt;

weil die oben definierte Organisation, ohne Drückebergerei zu begünstigen, die Armee von Elementen befreite, welche, da sie die Waffen widerwillig tragen, gewöhnlich schlechte Soldaten sind;

weil Mühe und Geld, die unnützerweise für die militärische Ausbildung dieser Bürger ausgegeben werden, besser dafür verwendet würden, sie zu öffentlichen Arbeiten anzuhalten;

weil der gut geleistete Zivildienst wie der militärische eine Schule der Ordnung, Reinlichkeit und der Hingebung für die Allgemeinheit sein kann;

weil er, in Konkurrenz mit dem Militärdienst, auf die Methoden des militärischen Unterrichts einen wohltätigen Einfluss ausüben wird;

endlich weil angesichts der schönen militärischen Traditionen unseres Volkes zu hoffen ist, dass immer noch genügend Bürger da sind, bereit, als gute Soldaten zu den Waffen zu greifen.»

Freuen wir uns dieser Unterstützung, die um so wertvoller ist, als sie von einem aufrichtigen Gegner kommt, der unserm guten Willen traut, wie er des seinen sicher ist. Es wird von uns abhängen, wenn einmal der Zivildienst eingeführt ist, diesem Dienste die vollen Sympathien zuzuführen, die heute noch der Militärdienst geniesst.

Indem ich diesen Ruf erhebe zugunsten eines Projektes, das, wenn es ehrlich und kräftig durchgeführt wird, wie das Schweizerart ist, zu den grössten Hoffnungen berechtigt, möchte ich noch einen echten Schweizer anführen, einen der Ihren, einen Zürcher, der nichts von dem blassen, schmachtenden Typ an sich hatte, als den man sich gern den Pazifisten vorstellt: Gottfried Keller, den Verfasser des «Fähnlein der sieben Aufrechten», das kein Schweizer ohne tiefe Bewegung lesen kann. Er mahnt die Zö-

gernden in der grossen Angelegenheit, die uns beschäftigt, und mit seiner Mahnung will ich schliessen:

Dann wirds nur eine Schmach noch geben,
Nur eine Sünde in der Welt,
Des Eigen-Neides Widerstreben,
Der es für Traum und Wahnsinn hält.»

Pierre Cérésole

P. S. Folgende Daten, die teilweise dem für die XX. Konferenz der Interparlamentarischen Union (Wien, 28.—30. August 1922) vorbereiteten und schon früher erwähnten Berichte «Ueber den Zivildienst für Dienstverweigerer», teilweise auch anderen Informationsquellen, entnommen sind, möchten wir noch als Ergänzung beifügen.

Der holländische Gesetzesentwurf vom 17. Februar 1922 beginnt in eindrucksvoller Weise und voller Würdigung der Stärke der moralischen Stellung der Dienstverweigerer mit folgenden klaren Worten:

«Da es nötig ist, die Verhältnisse der Männer zu regeln, welche es mit ihrem Gewissen unverträglich finden, den Militärdienst zu leisten, weil sie überzeugt sind, dass es nicht erlaubt ist, seinen Nächsten zu töten, auch wenn der Befehl dazu von den Behörden gegeben wird, usw.»

Nach sicheren Meldungen besteht kaum ein Zweifel, dass dieses Gesetz trotz gewisser Widerstände, die sich auch im Kreise der Dienstverweigerer fühlbar machen, angenommen wird.

In Norwegen ist die Dauer des Zivildienstes um 50 % länger als diejenige des Militärdienstes. Die Kommission schlägt vor, dass die Anwendung des Gesetzes vom Justizministerium aus geregelt werde. — Die Arbeit, welche von den Zivildienstpflichtigen verlangt wird, soll nach Möglichkeit ihrer Erziehung und ihren Fähigkeiten angepasst werden. Aus praktischen Gründen werden zunächst land- und forstwirtschaftliche Arbeiten und auch Strassen- und Eisenbahnarbeiten in Aussicht genommen. — Eine ausführliche Rundfrage wurde neulich — schon vor der Einführung des Zivildienstes — bei den verschiedenen Abteilungsvorständen der norwegischen öffentlichen Arbeiten eingeleitet, um die Brauchbarkeit der durch die Rekrutierung gewonnenen Arbeitskraft in den verschiedenen Abteilungen festzustellen. Es handelt sich zunächst darum, die Mannschaft, welche infolge der Einschränkung der Militärausgaben und der Armeebestände — gerade wie heute in der Schweiz — in grosser Zahl nicht mehr zum Militär herangezogen werden konnte, in anderer Weise zu gebrauchen. Die Antwort dieser Abteilungsvorstände, die begreiflicherweise über die Aussicht, neue Methoden zur Verwendung eines ungewohnten Arbeiterpersonals anwenden zu sollen, nicht von vorneherein begeistert waren, ist meistens ablehnend gewesen. Eine Ausnahme bildet die land-

wirtschaftliche Sektion; besonders erwähnenswert ist dabei der Bericht einer Privatgesellschaft, die zur Ausführung von grösseren Bodenverbesserungsarbeiten vom Staate subventioniert ist und sich zu dem gemachten Vorschlage günstig ausspricht.

In Norwegen sind — infolge einer besondern Bestimmung des früheren Militärgesetzes — genaue Angaben über die Zahl der Dienstverweigerer aus religiösen Gründen vorhanden:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| In | 1908 | 54 | In | 1915 | 102 |
| « | 1909 | 45 | « | 1916 | 123 |
| « | 1910 | 45 | « | 1917 | 114 |
| « | 1911 | 30 | « | 1918 | 123 |
| « | 1912 | 23 | « | 1919 | 146 |
| | | | « | 1920 | 306 |

Für die Dienstverweigerer anderer Kategorien sind keine genauen Zahlen bekannt. Da das neue Gesetz erst im Frühling 1922 in Kraft getreten ist, kann über die praktische Anwendung desselben noch kein Bericht gegeben werden.

In Schweden erkennt das neue Gesetz vom 21. Mai 1920, wie gesagt, nur religiöse Gründe für die Zulassung eines Mannes zum Zivildienst. In der Praxis aber wird das Wort «religiös» in sehr liberaler Weise aufgefasst und rein sittliche Gründe werden auch als vollständig gültig angesehen. Ein klarer Ausweis und eine scharfe Kontrolle der Wirklichkeit und des Ernstes solcher Gründe werden aber immer gefordert.

Mit der praktischen Anwendung des Gesetzes wurde in Schweden wegen technischen Schwierigkeiten ziemlich gezögert und es sind noch keine Informationen darüber vorhanden. Angaben über die Zahl der Dienstverweigerer in den letzten Jahren fehlen ebenfalls.

Ueber den Zivildienst in Bulgarien hat das Internationale Arbeitsbureau in Genf neulich einen wertvollen Bericht herausgegeben. Auf den wesentlichen Unterschied, der diesen Dienst, sowie das schweizerische Projekt Waldvogel von unserem Vorschlag trennt, haben wir schon hingewiesen.

Abgesehen von England und Amerika, wo der Zivildienst nur während des Krieges funktionierte, war es Dänemark, das diesen Dienst in der von uns gewünschten Form durch das Gesetz vom 13. Dezember 1917 zunächst einführte. Der Zivildienst steht dort unter Leitung des Kriegsministeriums. Die Leute sind bis jetzt zu forstwirtschaftlichen Arbeiten gebraucht worden, und zwar, wie wir aus Privatquellen erfahren, hauptsächlich zum Steinklopfen, in Verbindung mit andern Arbeiterschichten, die aus Militärsträflingen bestanden. Die Zahl der seit Einführung des neuen Gesetzes bis 1. Juni 1922 untersuchten Fälle von Dienstverweigerung betrug 270. Die Mehrheit bestand aus revolutionären Sozialisten, die ihre Zuweisung zu dem Zivildienst nicht verlangten. — Bis März 1919 wurden 1340 Arbeitstage geleistet. — Die Ausgaben für den Zivildienst beliefen

sich im Jahre 1918—1919 auf 67,000 Kronen, im Jahre 1919—1920 auf 30,000 Kronen. — Der Ertrag dieser Arbeit war sehr gering.

Die Einführung des Zivildienstes in Dänemark scheint eine Verminderung der Zahl der Dienstverweigerungsfälle verursacht zu haben. In 1920 wurde eine der beiden für die Zivildienstpflichtigen eingerichteten Baracken geschlossen, in der anderen blieben am 1. Januar 1922 nur noch 6 Leute.

Es existiert doch noch in Dänemark ein «Dienstverweigererverband», der 350 Mitglieder zählt.

Den beim ersten Anschein ungünstigen und entmutigenden Eindruck dieser Mitteilungen aus Dänemark — bei vorläufigem Ausbleiben von Nachrichten aus Norwegen und Schweden — über den vom Kriegsministerium organisierten Zivildienst, dürfen wir nicht verhehlen. Sie mögen aber den Gegnern unseres Vorschlages neben erwünschten Waffen zur Bekämpfung desselben gleichzeitig auch Beruhigung verschaffen bezüglich seiner unmittelbaren Wirkung auf die «Wehrtüchtigkeit» unseres Landes — im althergebrachten Sinne. Diese Ergebnisse werden uns selbst einen sehr notwendigen und heilsamen Blick in die Schwierigkeiten der technischen Organisation des neuen Dienstes geben; ihre Rückwirkung auf die Entwicklung des Zivildienstes ausserhalb Dänemarks dürfte ferner die dänischen Anhänger des Zivildienstes mehr als irgend etwas zu neuen Anstrengungen anspornen.

Leute, die nicht verstehen sollten, dass ein Land sich so viel Mühe geben mag, um schliesslich der gerechten, vom christlichen Standpunkt elementaren Forderung von nur 6 Menschen nachzukommen, müssen wir an den wütenden Sturm erinnern, den Frankreich einige Jahre vor dem Kriege über sich gehen liess, um die Ehre eines einzigen Menschen — und dazu eines Juden — gegen die «Staatsraison» siegreich zu schützen, wobei es sich einen Ruhm und auch eine Kraft erwarb, welche die spätere Militärverteidigung und die Millionenopfer und ganz besonders der siegreiche Versailler Vertrag gewiss nicht im geringsten zu erhöhen vermochte. Wenn nun nach dem ersten mutigen Anlauf Dänemarks noch gewaltige Schwierigkeiten technischer und anderer Natur zu überwinden bleiben, so darf unsere Freude um so grösser sein, dass die Schweizer doch jetzt in das Feld rücken, bevor die Schlacht vollständig ausgefochten und gewonnen ist.

Auch die Nachricht, dass die Zahl der Dienstverweigerer in Dänemark seit Einführung des Zivildienstes abgenommen hat, darf uns keine Sorge machen. Es ist sehr wohl denkbar, dass es neben den Leuten, die sich heute selbst zu einem neuen Dienste berufen fühlen, noch andere gibt, denen das Militärsystem zum Teil deswegen unerträglich wurde, weil es das Gewissen anderer Menschen vergewaltigt. — Bliebe diese Vergewaltigung aus, so könnten diese Elemente vorläufig noch in der Armee bleiben und es sollte uns auch recht sein. Denn keiner sollte durch irgend welche künstliche Verriegelung oder Aufhetzung zur Militärdienstverweigerung veranlasst werden, bevor dieser Schritt seiner ganz reinen, freien, gereif-

ten Auffassung entspricht. Wir sind überzeugt, dass nach einem möglichen ersten Rückschlag, wenn ein solcher überhaupt einträte, der ehrlich und sachgemäss eingeführte Zivildienst sich regelmässig entwickeln würde. Diese feste Zuversicht sowohl als das Bewusstsein, dass wir schliesslich trotz dem besten Willen eben so gut irren können, wie unsere aufrichtigen Gegner, mag uns alle nach Eroberung einer neuen Freiheit ruhig auf die Folgen warten lassen. Freiheit kommt der Wahrheit zugut und das soll uns freuen, auch wenn es nicht gerade unsere Wahrheit wäre.

## II.

Geehrte Versammlung!

Die Frage des Zivildienstes für Dienstverweigerer interessiert auch uns Frauen lebhaft; nicht so sehr, wenn wir sie nur für sich allein betrachten, als in ihrem Zusammenhang mit der Frage des Militarismus, des Krieges.

Ich persönlich würde die Einführung dieses Zivildienstes begrüssen weniger aus Rücksicht auf den Dienstverweigerer — denn um seines Gewissens willen leiden, seiner Ueberzeugung Opfer bringen, adelt den Menschen und hebt ihn über sich selber hinaus —, sondern um die andere Seite, den Staat, zu hindern, Unrecht zu tun, und Unrecht ist es, das Gewissen eines Menschen vergewaltigen zu wollen. Dieses Unrecht schiebe ich nicht einzelnen Menschen zu; die Richter, die solche Fälle von Dienstverweigerung zu behandeln haben, können wohl gar nicht anders urteilen, da sie durch das Gesetz gebunden sind. Aber gerade deshalb muss ein Ausweg gefunden werden, und die Einführung eines Zivildienstes scheint mir ihn zu bieten.

Als kürzlich unter Frauen diese Frage auch kurz berührt wurde, wurde als erster Einwand die Befürchtung geäussert, die Einführung dieses Dienstes möchte die Zahl der Dienstverweigerer bedeutend vermehren. «Wenn nun ein Drittel der Soldaten nicht mehr dienen wollten, wo kämen wir da hin?» hiess es. «Wer schützte unsere Grenzen? Wir wären verloren.» Ich glaube, in einem Kriege wären wir verloren, ob wir 70,000 oder 200,000 Mann an die Grenze stellten. Ich sehe auch gar noch nicht diese Schar von Dienstverweigerern, ihre Zahl ist bei uns doch noch recht gering. Wenn es so weit käme, wenn wirklich ein Drittel, ja die Hälfte unserer Leute den Militärdienst ablehnte, so glaube ich freilich, dass von ihnen eine so gewaltige moralische Kraft ausginge, dass sie imstande wäre, eine Um-

wandlung in der Gesinnung des ganzen Volkes, eine völlig veränderte Stellung dem Militär gegenüber zu bewirken. Aber zu befürchten wäre diese Wirkung nicht, sie hätte nicht zur Folge, dass wir nun sofort einem Feind — warum sollten wir solche haben? — wehrlos in die Hände fallen würden. Denn dieselben Kräfte, die bei uns die Wandlung hervorgerufen hätten, wären ja auch in den andern Ländern am Werke, wahrscheinlich noch in viel stärkerem Masse als bei uns — wir brauchen gar nicht zu fürchten, dass wir den andern voran wären, seit einiger Zeit marschiert man ja bei uns in der Schweiz gern im Hintertreffen: man denke nur ans Frauenstimmrecht — und vereint könnte dann wohl Kriegshetzern und Säbelrasslern entgegengetreten werden.

Ein zweiter Grund, der zugunsten des Militärdienstes angeführt wird, aber, wie wir sehen werden, gar nicht gegen den Zivildienst spricht, ist der: da lernten die jungen Leute Disziplin, würden zu körperlich leistungsfähigen Menschen, zu Charakteren erzogen — zu welch letzterem Punkt ich ein besonders grosses Fragezeichen setze —, ohne Militärdienst würde unser Volk physisch verkümmern. Ich will nun gar nicht leugnen, dass er einen solch wohltätigen Einfluss haben kann, wahrscheinlich auch hat, obwohl manch einer schon ganz anderes aus der Kaserne nach Hause gebracht hat; aber ich bestreite, dass der Militärdienst das einzige Mittel dazu sei, und verweise auf die angelsächsischen Völker, die die allgemeine Wehrpflicht nicht kennen, d. h. sie bis zum Kriege nicht hatten und dann auch nur vorübergehend; heute ist sie schon wieder abgeschafft. Es wird nun niemand behaupten wollen, dass die Engländer und Amerikaner an körperlicher Entwicklung und Leistungsfähigkeit hinter den Völkern mit obligatorischem Militärdienst zurückstünden. Bei ihnen ersetzt der Sport in dieser Beziehung den Militärdienst, und dass er auch durchaus geeignet ist, tüchtige, leistungsfähige Soldaten vorzubereiten, das haben die genannten Völker im Kriege bewiesen. Die Märchen über ihre angebliche Untauglichkeit sind bald verstummt. Der Sport erzieht eben, viel mehr als der Drill des Militärdienstes, zu raschem, entschlossenem Handeln, selbständigem Eingreifen, zur sichern Erfassung und Ausnützung des Augenblicks. Beim Fussball kann einer nicht warten, bis von oben der Befehl kommt, einzugreifen, sondern muss selbständig vorgehen, und dabei unterwirft er

sich doch freiwillig der Disziplin, die die strengen Regeln des Spiels erfordern. — Zur Illustration, wie unsere Soldaten gerade nicht zu diesem Handeln aus eigener Initiative erzogen werden, fällt mir ein Geschichtchen ein, das mir erzählt wurde und absolut wahr ist. Es war während des Krieges. Eine Frau traf in einem Zuge mit Soldaten zusammen; im gleichen Wagen war auch eine Bäuerin, die mit Körben und Gepäck ziemlich belastet war. Beim Aussteigen hatte sie viel Mühe damit, und die Frau sagte zu einem neben ihr sitzenden Soldaten, er solle doch der Bäuerin beim Aussteigen behilflich sein. Er tat dies aufs bereitwilligste und entschuldigte sich nachher mit den Worten, er komme eben aus dem Militärdienst und da verlerne man, etwas von sich aus zu tun, man warte immer, bis es einem befohlen werde. — Wenn nun also der Sport das, was man dem Militärdienst nachrühmt, leistet, so könnte ein Zivildienst dies ganz ebenso gut tun, da wir ihn uns als einen Dienst mit strengen Anforderungen und strammer Disziplin denken, und dazu käme dann noch für den Diensttuenden das beglückende Gefühl, nützliche Arbeit zu tun, ein Gefühl, das der Soldat oft vermisst und meistens nicht haben kann. Man hat häufig von Soldaten die Klage gehört, sie wüssten nicht, wozu sie die Arbeit machten, sie müssten Gräben aufwerfen, nur um sie nachher wieder zuzudecken.

Also wir begrüssen die Einführung des Zivildienstes für Dienstverweigerer. Aber für uns ist das nur ein Anfang, ein erster kleiner Schritt auf dem rechten Wege. Das Ziel muss für uns sein: die Bekämpfung des Krieges und alles dessen, was zu ihm führt. Der Krieg muss aus der Welt geschafft werden. Da sehe ich schon das spöttische, halb mitleidige, halb geringschätzige Lächeln, höre die skeptischen Rufe: «Krieg abschaffen! Unmöglich! Kriege hat es immer gegeben und wird es immer geben. An eine solche Utopie kann auch nur eine Frau glauben.» Und damit soll ihr Mangel an Sinn für die Realitäten, ihr gefühlsmässiges Denken, ihr fehlendes Verständnis für die Unverbesserlichkeit der menschlichen Natur gekennzeichnet, um nicht zu sagen gebrandmarkt, werden. Was tut's! Darf ich daran erinnern, wie vieles schon für unmöglich erklärt worden ist und sich dann doch als möglich erwies? Aber das gebe ich zu, es braucht einen grossen Glauben dazu, einen unerschütterlichen Glauben, dass schliesslich doch das Gute siegen müsse, einen Glauben

so stark wie der, dem verheissen ist, dass er Berge versetzen könne. Leider fehlt dieser Glaube noch vielfach auch bei den Frauen, und dafür stehen wir unter dem Banne des Glaubens an den Krieg, an seine Unzerstörbarkeit, manche sogar heute noch an seine Notwendigkeit. Dieser Glaube ist aber den Frauen sicher von aussen gekommen, da beten sie den Männern nach; denn in ihrem Innersten stehen sie dem Kriege antagonistisch gegenüber, der ihnen ihre Söhne raubt, der Leben zerstört, wo doch ihre Aufgabe die Erhaltung des Lebens ist. Wenn die Frau ihrer innersten Bestimmung, ihrer ureigensten Natur treu bleiben will, so verabscheut sie den Krieg und bekämpft ihn, wo und wie immer sie kann. Da hat sie eine grosse Aufgabe zu erfüllen; in diesem Kampfe gegen den Krieg hängt vielleicht der ganze Erfolg von ihr ab. Wehe ihr, wenn sie da versagt! — Damit will ich gar nicht sagen, dass es nicht auch viele Männer gebe, die so denken und fühlen, aber sie haben es schwerer, sich ganz vom Kriege loszusagen; sie sind sozusagen erblich stärker belastet, da sie es ja immer waren, die Krieg führten. Und doch ist etwas Auffallendes zu verzeichnen, eine im Vergleich zu früheren Zeiten völlig veränderte Einstellung: der Krieg ist als Unrecht erkannt und in den Herzen der Menschen schon gerichtet worden. Beweis: keiner will am Krieg schuld sein, es an sich kommen lassen, dass er ihn entzündet habe, stets ist es der böse Nachbar. Und den Völkern muss immer wieder versichert werden, die Heere seien nur zur A b w e h r des Krieges und zur Verteidigung da, und wenn er dann doch losbricht, so heisst's: «Wir sind die Ueberfallenen, wehret euch für eure Frauen, eure Kinder.» Und die Völker — ich meine die Volksmassen, nicht die Regierungen und die Militärkaste — glauben das. Es gab im letzten Krieg kaum e i n Volk, das nicht die Ueberzeugung hatte, nur, um die Heimat zu schützen, die Waffen ergriffen zu haben, und wo dieser Grund allzu augenscheinlich nicht vorlag, musste den Soldaten die Ueberzeugung beigebracht werden, sie kämpften für eine Idee, z. B. zur Verteidigung der Demokratie oder zuletzt, sie zögen in den Krieg, um den Krieg zu besiegen. Und mit diesem Schlachtruf: «Nieder mit dem Krieg!» sind Tausende und Tausende in den Tod gegangen. —

Bezeichnend ist in diesem Zusammenhange auch die Aeusserung, die der Chef des britischen Generalstabs kürzlich tat: «Mein Ge-

schäft ist Krieg und Vorbereitung zum Kriege. Das hindert mich nicht und wird mich niemals hindern, alles zu tun, um Kriege zu vermeiden.» Ob er aber mit der Vorbereitung nicht gerade den Krieg herbeiführt, den er vermeiden möchte? Wer glaubt noch, dass Rüstungen die Kriege verhüten? Wer hat nicht eingesehen, dass das Wort «Si vis pacem para bellum» falsch ist, grundfalsch? — Den Krieg wollen die Menschen nicht, das glaube ich ihnen, aber so verkehrt sind sie, dass sie das nicht tun wollen, was einzig den Krieg verunmöglichte: die Rüstungen abschaffen. Ohne Militär kein Krieg.

Ich bin nun nicht so naiv, zu glauben, dass wir heute schon oder auch nur in nächster Zeit das Militär abschaffen könnten. Einmal sind wir durch unsern Beitritt zum Völkerbund verpflichtet, unsere Grenzen im gegebenen Falle militärisch zu schützen.[1]) Dann aber setzt auch die Abschaffung des Militärs eine Gesinnungsänderung voraus, die nur ganz allmählich sich durchringen kann. Es braucht also niemand zu fürchten, wir würden schon in nächster Zeit von allem Militär entblösst werden. Aber dieses Ziel im Auge behalten und jede Gelegenheit, ihm näher zu kommen, benützen, das ist unsere Aufgabe.

Man meint oft, wir in der Schweiz seien ja so friedlich gesinnt, bei uns gebe es keine Militaristen, da lasse sich doch sicher gegen unsere Rüstungen nichts sagen, und wenn die andern einmal abrüsteten, wollten wir dann auch nachfolgen. Früher sind wir etwa einmal vorangegangen, aber das ist schon lange her, den Wagemut bringen wir nicht mehr auf, wir sind zu zaghaft geworden. Friedlich gesinnt in dem Sinne, dass wir keinen Nachbar angreifen werden, das sind wir gewiss, wir wissen auch warum. Was aber das Abrüsten anbetrifft, so wäre hiezu noch einiges zu sagen. Es hat auf viele unter uns einen bemühenden Eindruck gemacht, als man las, dass die Schweiz nicht unter den zehn Regierungen war, die dem Völkerbundssekretariat eine zustimmende Antwort zukommen liessen auf die Anregung der Völkerbundsversammlung, die Mitgliedstaaten möchten sich verpflichten, in den kommenden zwei Finanzjahren die Totalsumme der Militär-, Marine- und Luftschiffahrtsausgaben nicht zu erhöhen.

[1]) Die verehrte Verfasserin wird uns gewiss die Bemerkung erlauben, dass man über diesen Punkt wohl auch anders denken kann. Dem Völkerbund könnten wir nicht besser dienen, als durch völlige Abrüstung. Die Red.

Seither ist vielleicht eine Antwort abgegangen, wenigstens hat Bundesrat Scheurer kürzlich erklärt, der Bundesrat werde demnächst unter gewissen Vorbehalten zu den Abrüstungsvorschlägen des Völkerbundes seine Zustimmung erklären und damit die Friedensliebe unseres Landes aufs neue dokumentieren.[1]) — Wie steht es nun bei uns? Tatsache ist, dass unser Militärbudget von Jahr zu Jahr wächst; auch von den Zuwendungen zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit wurden rund 20 Millionen dem Militärdepartement zugewiesen. Für die Kriegsmaterialbeschaffung sind jetzt schon für 1923 70,000 Fr. mehr bewilligt worden als für 1922. Dieser Betrag ist ja im Vergleich zur ganzen Summe von fast 14 Millionen nicht so bedeutend, dass man darüber grossen Lärm zu machen brauchte. Was aber zum Aufsehen mahnt, ist eben die Tendenz, immer mehr auszugeben; die sollte energisch bekämpft werden.

Der schweizerische Zweig der internationalen Frauenliga für Friede und Freiheit hat in einer Eingabe an die Bundesversammlung Stellung genommen gegen das Militärbudget, natürlich ohne allen Erfolg. Erstens wollte man nicht die Militärausgaben beschneiden, und dann fand man es auch wohl sehr unangebracht, dass Frauen, die ja bei uns im öffentlichen Leben nicht mitzählen — ausser beim Steuern — sich in eine solch ausschliessliche Männerangelegenheit einmischten. Ueber die Ablehnung unserer Eingabe regten wir uns nicht auf, wir hatten nichts anderes erwartet. Aber gegen die Art und Weise, wie sie im Ständerat behandelt wurde, möchte ich hier doch öffentlich protestieren. Es wurde da — nach den Berichten in den Zeitungen — den Frauen gegenüber ein Ton angeschlagen, wie er wohl im Parlament keines andern Landes ohne Widerspruch geduldet worden wäre.

Ueberall wird ja zum wenigsten eine Rüstungsbeschränkung als Notwendigkeit anerkannt, und nur das vergiftende Misstrauen zwischen den Völkern verhindert die Ausführung. Es ist zu begrüssen, wenn die Regierungen auf Konferenzen, wie z. B. der Washingtoner, sich mit dieser Frage befassen. Und wenn auch der Erfolg nicht den Erwartungen entsprach, so wollen wir uns doch auch des kleinen Fortschritts freuen; wir haben ja gelernt, auch für weniges dankbar zu sein. Ich glaube nun allerdings, dass solche Konferenzen, wie

[1]) Vgl. dazu die «Rundschau». Die Red.

auch die Abrüstungskommission des Völkerbundes, der übrigens gerade jetzt konkrete Vorschläge Lord Robert Cecils vorliegen, mehr erreichen würden, wenn die Regierungen stärker unter dem Druck der öffentlichen Meinung ständen, gegen den sie meist sehr empfindlich sind. Wenn es also daran fehlt, sind wir mit schuld am Misserfolg.

Nun möchte ich noch diejenigen, die nicht grundsätzlich gegen jeden Krieg sind, deshalb seine Bekämpfung nicht für so dringend halten, bitten, sich einmal vorzustellen, was der nächste Krieg sein würde, gegen den der letzte, wie es heisst, nur ein Kinderspiel gewesen wäre. Wer Englisch kann, nehme das Buch des Amerikaners Will Irwin: The Next War zur Hand. Da kann er von den Vorbereitungen lesen, die heute schon daraufhin getroffen werden: von den Giftgasen, die ja schon im letzten Kriege verwendet wurden, nun aber noch in verbesserter Auflage hergestellt werden, mit denen in einer Nacht die ganze Bevölkerung einer Grosstadt wie Berlin vernichtet werden kann, von Gasen, die schon bei der blossen Berührung mit der Haut tödlich wirken, von andern, die den Boden auf sieben Jahre hinaus steril machen, von Flugmaschinen, die ohne Bemannung vermittelst drahtloser Wellen geleitet werden und aus denen Bomben selbsttätig herunterfallen; man spricht sogar schon von todbringenden Strahlen, die ausgesandt werden könnten, den Menschen zu vergiften, doch sei das noch nicht erprobt, — schliesslich komme der Bakterienkrieg, wie er ja auch schon in Aussicht genommen und vorbereitet war. Klingt das phantastisch? Es sind alles Tatsachen, von Militärs vorgeschlagen und vorbereitet. Wenn man an alle diese Möglichkeiten denkt und sie sich vorzustellen sucht, dann graut einem vor dem Menschen, der seine herrlichen Geistesgaben dazu verwendet, prostituiert möchte ich sagen, solch Teufelswerk zu schaffen, und der die grossartigen Erfindungen und Entdeckungen unserer Zeit so ganz in den Dienst des Bösen stellt. Ein solcher Krieg bedeutete dann sicher das Ende Europas. Wäre es schade, wenn diese Welt unterginge? Sollte man noch etwas zu ihrer Erhaltung tun? —

Es wird uns etwa vorgeworfen, wir wären schlechte Schweizer. Ist dem so? Wollen wir nicht gerade unser Land schützen und ihm Schwerstes ersparen dadurch, dass wir einen Krieg zu verhüten

trachten? Denn wie sehr ein Land, auch wenn es nicht direkt am Kriege beteiligt ist, in Mitleidenschaft gezogen wird, das wissen wir jetzt, haben es am eigenen Leibe erfahren.

Haben nun da die Frauen vielleicht ihre besondere Aufgabe? Ich glaube ja. Es sind nicht äussere Mittel, die uns letztlich helfen, sondern eine Gesinnungsänderung, eine Abkehr von der bisher herrschenden Geistesrichtung. Es ist Erziehungsarbeit, die da geleistet werden muss und darum eine spezielle Aufgabe der Frau. Es muss eine Generation herangebildet werden, die vom Kriege nichts mehr wissen will, die nicht im Glauben an die Gewalt grossgezogen wurde, die alle Ungerechtigkeit hasst, herzliche Beziehungen zu allen Völkern sucht und im Nachbar stets den M e n s c h e n sieht, nicht den Franzosen, Deutschen, Italiener.

Immer mehr müssen wir unser Handeln unter die eine Ueberlegung stellen: ist es r e c h t? Nicht: macht es sich bezahlt? — Ich hörte einmal ein Wort, das einen tiefen Eindruck auf mich machte und mir oft eine Hilfe war: wenn man etwas als r e c h t erkannt habe, solle man es tun, ganz unbekümmert um die Folgen, die könne man ruhig Gott überlassen. So oft lähmen Bedenken wegen allfälliger unerwünschter, eventuell schädlicher Folgen unser Tun und hindern uns zu handeln, auch wenn wir im Grunde wissen, dass es recht wäre. Vor 30, 40 Jahren hat Gladstone, von dem Prof. Fleiner in einem Vortrage sagte, er sei der letzte grosse Staatsmann gewesen, der theoretisch und praktisch für die auswärtige Politik seiner Heimat wiederholt Richtlinien in grossen ethischen Erwägungen suchte, Irland Selbstregierung geben wollen. Das wurde vom Parlament abgelehnt a u s F u r c h t v o r d e n F o l g e n, trotzdem erkannt wurde, dass es eigentlich recht wäre. Hätte man damals getan, was recht war, so hätten wir heute keinen Bürgerkrieg in Irland. Lassen wir uns also nicht zu sehr von Erwägungen solcher Art beeinflussen, sondern stehen wir fest zu unserer Ueberzeugung. Treiben wir etwas weniger Opportunitäts- und dafür mehr grundsätzliche Politik.

Wir sind zwar hier versammelt, um über den Zivildienst zu sprechen, aber es schadet wohl nichts, wenn über ihn hinaus auf das Ziel hingewiesen wurde, das anzustreben ist. Es konnte ja nur andeutungsweise geschehen.

Man wird uns verlachen, verhöhnen, uns Idealisten schelten. Lassen wir uns das nicht anfechten; trösten wir uns mit dem Gedanken, dass es noch immer die Idealisten gewesen sind, die die Welt gerettet haben.

Klara Honegger

# Unser Feldzug

Der Kampf um den Zivildienst ist in eine neue Phase getreten. Wir hatten nie im Sinne, diese Sache ruhen zu lassen, und noch weniger den ganzen Kampf gegen den Krieg und alles, was damit zusammenhängt. Nun haben wir, nicht ohne vorherige Verständigung mit den Freunden in der ganzen Schweiz herum, in Zürich uns wieder zu einem neuen Vorstoss gerüstet und bereits den Feldzug eröffnet. Die lose Organisation für die Durchführung gewisser gemeinsamen Arbeiten und Kämpfe, zu der die Arbeitsgemeinschaft für soziale und geistige Neuorientierung, die Frauenliga für Friede und Freiheit, die Frauenzentrale, die Freischar, der Gartenhofklub, die Soziale Frauenschule und der Weltbund der Jugend für den Frieden gehören, hat die Sache an die Hand genommen und zwar in diesem Falle speziell die Arbeitsgemeinschaft, die Frauenliga, die Freischar und der Weltbund. Wir wollen so vorgehen, dass wir mit einer neuen Petition an die Bundesversammlung gelangen, die die rasche Einführung des Zivildienstes fordert. Dieser Petition wollen wir durch eine möglichst grosse Zahl von Unterschriften erhöhtes Gewicht verleihen. Wir hoffen, eine genügend grosse Anzahl Parlamentarier für die Sache gewinnen zu können, um ihre Behandlung im Rate durchzusetzen, und werden alles tun, was einen Erfolg herbeiführen kann. Da auch von Leuten, die in Bern mehr zu sagen haben als wir, aus Gründen des Respektes vor dem Gewissen die Sache des Zivildienstes befürwortet wird, so ist ein Erfolg nicht unmöglich, ja nicht einmal unwahrscheinlich. Sollte er doch ausbleiben, so werden wir andere Mittel suchen müssen. Von einer Initiative haben wir vorläufig, nach gründlicher Beratung, abgesehen, weil wir bezweifelten, ob wir dafür genügend Kräfte zur Verfügung hätten und ob die Stunde dafür schon gekommen sei. Dieser Weg bleibt uns aber stets offen. Im übrigen kommt es uns nicht bloss darauf an, den Zivildienst durchzusetzen, sondern das ganze Militär-

problem wieder aufzurollen. Der Zivildienst ist der gegebene Ausgangspunkt dafür. Er soll nicht bloss den Dienstverweigerern das Gefängnis ersparen, sondern vor allem die bloss negative Tat der Dienstverweigerung durch die positive einer neuen Form des Dienstes an der Volksgemeinschaft ersetzen — jener Form, die nach unserer Hoffnung überhaupt an die Stelle des Militärdienstes treten wird. Damit ist in das ganze Prinzip des Militärdienstes an der entscheidenden Stelle eine Bresche geschlagen. Dass unser Ziel die völlige Abrüstung und damit auch die Beseitigung alles Militärdienstes ist, verhehlen wir jetzt so wenig, wie wir es je verhehlt haben. Denn wir sind der naiven Meinung, der Kampf gegen den Massenmord sei keine Schlechtigkeit und im Angesicht dessen, was uns ein neuer Weltbrand brächte und was besonders in dem Aufsatz dieses Heftes «Der nächste Krieg» nach seiner technischen Seite hin geschildert ist (und wie wärs erst nach der moralischen hin!), die einzige Möglichkeit der Landesverteidigung.

Die vorläufig in Form einer Resolution vorliegende Petition soll folgenden Wortlaut haben:

In der Ueberzeugung, dass es dem Geiste der Bundesverfassung der Freiheitstradition der Schweiz und der Gesinnung unseres Volkes so gut wie dem christlichen Gewissen widerstrebt, wenn junge Männer, die den Militärdienst verweigern, weil sie weder am Kriege noch an den Vorbereitungen darauf teilnehmen können, wiederholt auf Monate ins Gefängnis wandern müssen, während sie freudig bereit wären, auf andere Weise der Volksgemeinschaft zu dienen, beschliesst die gegenwärtige Versammlung in Fortsetzung bisheriger von verschiedenen Seiten ausgegangenen Bemühungen, an die Bundesversammlung mit einer Petition zu gelangen, die folgende Forderungen enthalten soll:

1. Es ist nach dem Vorbild verschiedener anderer Länder (Dänemark, Norwegen, Schweden, auch bald Holland), für solche, die aus Gewissensgründen sich weigern, den Militärdienst zu leisten, ein Zivildienst einzurichten. Dieser soll der Ausdruck der Pflicht und des Willens sein, für die Volksgemeinschaft durch Arbeit und Opfer einzustehen.

2. Damit der Ernst dieser Gesinnung erprobt und der Zivildienst vor Missbrauch gesichert werde, soll er in Bezug auf Disziplin und

Leistung ebenso schwer sein und ein Drittel länger dauern als der Militärdienst.

3. Der Dienst soll unter ziviler Leitung eine praktische Einführung in Pflichten gegen die Volksgemeinschaft sein und entsprechende Arbeit verrichten. Diese darf keinen militärischen Zwecken dienen und auch in keiner Form eine Konkurrenz für die Berufsarbeiter werden, sondern soll durch die Verwirklichung eines neuen sozialen Prinzips einen Gewinn für alle Volkskreise ohne Ausnahme bedeuten.

Wir denken an Arbeiten, die im öffentlichen Interesse liegen, aber aus Mangel an Mitteln nicht ausgeführt werden können, dazu an Hilfsdienste bei grossen Unglücksfällen, Naturkatastrophen und ähnliche Anlässe zu gegenseitiger Hilfe.

4. Der Zivildienst ist so schnell als irgend möglich einzuführen, damit einem unhaltbaren Zustande ein Ende gesetzt werde.[1])

Wir haben, um die Bewegung in Schwung zu bringen und um von Anfang an die Beziehung zu andern Volkskreisen, besonders zur Arbeiterschaft, zu gewinnen, am 7. Juli im Volkshaus in Zürich eine Volksversammlung veranstaltet. Das Interesse daran war gross. Der Hauptsaal des Volkshauses war dicht gefüllt, besonders durch die Jugend. Es sprachen Pierre Cérésole und Fräulein Honegger als Referenten, Nationalrat Greulich und Hans Neumann von der Freischar als erste Votanten. Ganz besondern Eindruck machten die tapfere und grossherzige Rede der weiblichen Sprecherin und dann die Aeusserungen Greulichs. Er betonte, dass er vom einstigen revolutionären Militärschwärmer und spätern Anwalt der «Landesverteidigung» infolge seiner Erfahrungen zum absoluten Antimilitaristen geworden sei. Was er uns von seinen Erlebnissen in eidgenössischen Kommissionen berichtete, wird er hoffentlich bald einer grösseren Oeffentlichkeit vorlegen. Es wird helfen, einigen Phrasen vom «Schutz unseres Landes durch unsere Armee» eine Ende zu bereiten. Grossartig ist diese Entwicklungsfähigkeit eines Mannes, der sich den Achtzigern näherte und nun darin ist. Es sei bei diesem Anlass — wie es an jenem Abend geschah — diesem bei weitem bedeutendsten unserer Arbeiterführer die Ehre gegeben für die ganz ausserordentliche Tapferkeit, womit er

[1]) Dieser Wortlaut ist, obschon bereits auf allerlei Verhandlungen beruhend, doch nicht unabänderlich.

am Spätabend seines Lebens, seine ganze Stellung und Popularität einsetzend, der bolschewistischen Hochflut und damit auch dem neuen unsozialistischen Militarismus die Stirn geboten hat. Es ist ein leider unter uns völlig vereinzeltes Beispiel von aufrechter Mannesart. Die Versammlung verlief im übrigen so, dass von einer Seite her der Zivildienst als Mittel zur Abschwächung, ja Aufhebung des in der Dienstverweigerung sich offenbarenden Heroismus und (von Anarchisten) als Konzession an den Staat bekämpft wurde, während die Kommunisten ihren Spruch von der sozialistischen Gewalt, die allein die kapitalistische aufhebe und der Notwendigkeit, zunächst den Kapitalismus zu beseitigen, vortrugen, wobei die üblichen, aus Unkenntnis und Misstrauen geborenen Bekrittelungen der diese Sache tragenden Kreise gehört wurden. Es war interessant, wie diese Kommunisten genau so redeten wie die militaristischen Reaktionäre. Als einer von ihnen zu sprechen begann und seine ersten Argumente vorbrachte, dachte ich: «Aha, jetzt kommen die «Realisten», mit ihrer «Wirklichkeit» des Egoismus und der Gewalt und vielleicht einen religiösen Firnis dazu», und siehe, da wars ein — Revolutionär! Welch ein Gegensatz zwischen diesen «Jungen» und dem «alten» Greulich! — Diesen Einwendungen wurde entgegengehalten, dass Heroismus, wo er vorhanden sei, wahrhaftig Gelegenheit genug zur Aeusserung haben werde, dass aber auch schwächere Naturen vor Vertrauen gegen sich selbst geschützt werden und vor allem der Kampf da aufgenommen werden müsse, wo er sich jetzt anbiete. Dass der Zivildienst den Militarismus ins Herz treffe, zeige die Aufregung, die diese Forderung erzeuge. Sie sei auch keine Konzession an den Gewaltstaat, sondern umgekehrt dessen Aufhebung an der entscheidenden Stelle. Was aber die kommunistische Gewalttheorie anbelange, so sei klar genug, dass Gewalt, durch Gewalt bekämpft, nur potenzierte Gewalt ergebe. Den Kapitalismus bekämpften wir selbstverständlich auch, aber wir täten dies gerade auch durch den Kampf gegen seine Stütze, den Militarismus. Man erklärte sich aber durchaus bereit, sowohl mit Kommunisten als mit Anarchisten weiter über das ganze Problem zu verhandeln. — Schliesslich wurde die von uns vorgeschlagene Resolution mit sehr grosser Mehrheit angenommen.

Dass der Abend Eindruck gemacht, beweist das Verhalten der

Gegner. Sofort wurde der ganze Lügen- und Verleumdungsapparat in Bewegung gesetzt, den wir genugsam kennen. Die schweizerische Depeschenagentur (ag.) telegraphierte in die Welt hinaus, eine von «einigen kommunistischen und sozialistischen Jugendorganisationen» und von der Frauenliga für Friede und Freiheit einberufene Versammlung habe das und das beschlossen. Die «Züricher Post» nahm in einem Artikel voll Entstellung und Gemeinheit sofort den Trick auf: die Sache geht von den Kommunisten aus und — das kommt dann dazu — Ragaz steht dahinter. Jenes ist nun eine einfache Verleumdung und bewusste Lüge. Denn entweder waren die Berichterstatter dabei und dann wussten sie, dass gerade die Kommunisten uns am heftigsten Opposition gemacht haben, oder sie waren nicht dabei und dann ist es erst recht falsches Zeugnis. Wir regen uns darüber nicht weiter auf. Dieses Vorgehen ist uns, wie gesagt, bloss ein Zeichen, dass man sich fürchtet. Aber es ist bei diesem Anlass wieder klar geworden, dass der Journalismus — der selbstverständlich nicht mit der Zeitung überhaupt zu verwechseln ist — sich immer mehr zu einer der zentralen Mächte und Organisationen des Bösen auswächst, und mindestens so gefährlich und bekämpfenswert ist, wie der Militarismus, Kapitalismus und ihre Verwandten, die er stützt und die ihn stützen. Wann wird man diesen Feind endlich erkennen? Wann wird der allgemeine entschlossene und geschlossene Kampf dagegen beginnen? Was helfen alle anderen Kämpfe, solange dieses Bollwerk noch fast unerschüttert ragt?

Wir denken uns nun das weitere Vorgehen so, dass die Gesinnungsgenossen in der ganzen Schweiz ans Werk gehen und zunächst einmal durch Sammlung einer möglichst grossen Zahl von Unterschriften der Initiative Nachdruck verleihen. Ein kleines Aktionskomitee in Zürich wird für die nötige Einheit sorgen, im übrigen aber werden die verschiedenen Landesteile und die Gruppen von Gesinnungsgenossen, die diese vertreten, das Werk am besten selbständig an die Hand nehmen. Die Unterschriftenbogen mögen bei Hans Amberg, Alfred Escherstrasse 8, Zürich 2, bezogen werden; zu Auskunft über die Sache sind auch bereit Fräulein Klara Honegger, Tödistrasse 45, Zürich 2, und Klara und Leonhard Ragaz, Gartenhofstrasse 7, Zürich 4. Alle neh-

men auch Geldbeiträge entgegen. Denn Geld brauchen wir für den ganzen Feldzug schon auch. Aber was sind ein paar tausend Franken gegen das Unheil des Krieges?

Brauchen wir am Schlusse die Sache selbst vor unsern Lesern noch zu verteidigen? Wer gegen den Krieg ist, kann nicht wohl dagegen sein, es sei denn, weil ihm der Zivildienst zu wenig ist. Der Schreibende hat nie ein Hehl daraus gemacht, dass er die, welche so fühlen, sehr gut versteht. Auch ihm schien bloss ein Mittel übrig zu bleiben: der absolute Militärstreik in jeder Form. Aber er hat sich überzeugt, dass der Zivildienst die positive Ergänzung der Dienstverweigerung ist, dass er den Kampfplatz bildet, den wir nun einnehmen müssen, und dass das Ringen mit dem Militarismus so furchtbar werden wird (mit oder ohne Lex Häberlin und so fort), dass zu jeglichem Heldentum und Martyrium Raum genug bleibt. Was aber die Bedenken gegen die allfällige Verwirklichung der Sache durch Organe eines Staates, der ihr im Grunde feindlich ist, betrifft, so ist ihnen entgegenzuhalten, dass wir halt einmal anfangen müssen und dass auch eine ernste Durchführung des Prinzips Kampf bedeuten würde. Aber den würden wir eben aufnehmen.

Ich möchte überhaupt nochmals betonen, dass für die Initianten der Kampf um den Zivildienst nur der Neubeginn des Kampfes um die fortschreitende und völlige Abrüstung ist. Darum wird er Früchte tragen, auch wenn wir das nächste Ziel vorläufig nicht erreichen. Wir möchten darum aber auch die Gesinnungsgenossen bitten, den Kampf mit dieser Perspektive zu führen. Oeffentliche Versammlungen, Flugblätter, Flugschriften, Artikel in der uns offenstehenden Presse sollten diesem Zwecke dienen. Es ist das ein Stück unseres ganzen Programms. Wir haben in den Dunkelheiten des Weltkrieges uns wohl alle heilig gelobt, dem Krieg gegen den Krieg einen Teil unserer besten Kraft, ja wenn nötig unser Leben zu weihen. Dieses Gelübde hat gewiss keiner vergessen. Es sind dann freilich die Zeiten der Müdigkeit gekommen, wo es schwer war, die Geister in Bewegung zu setzen. Aber es ist klar, dass es für uns ein Stück moralischen Bankerottes bedeutete, wenn wir dieses Problem fallen liessen. Wir hätten dann auch zu nichts anderem mehr die sittliche Kraft. Alle andern Probleme sind mit

diesem verwachsen. Auch alle «Religion», die es auf der Seite lässt, ist Spielerei, mag sie sie sich dabei noch so tiefsinnig und innerlich gebärden. Unser wartet, wenn abermals ein Weltkrieg kommt, nicht nur der äussere, sondern auch der innere Untergang. Jetzt ist die Stunde der Entscheidung, jetzt muss der Krieg niedergeworfen, mit den Wurzeln ausgerottet werden, jetzt, wo die Menschen noch wissen, was Krieg bedeutet. Lassen wir diese Zeit vorübergehen, ohne dass Entscheidendes geschieht, dann bricht das Unheil noch einmal herein und damit das Ende. Gewaltiges ist in die Hand dieses Geschlechtes gelegt. Gewaltig ist die Gefahr, gewaltig die Verheissung.

So beginnen wir denn einen Krieg, der nicht aufhören darf, bis entscheidende Siege errungen sind. Wir rufen alle Freunde und Gesinnungsgenossen, alle, die sich für die Geschicke unseres Volkes und aller Völker mit verantwortlich fühlen, zum vollen Bewusstsein des ungeheuren Ernstes der Stunde auf. Gott wecke viele Seelen auf für diesen heiligen Krieg! L. Ragaz

# Der Kongress für soziales Christentum in Strassburg[1]

(28. bis 31. Juni.)

Im Jahre 1910 ist ein Häuflein religiös-sozialer Schweizer nach Besançon zum Kongress der französischen Gesinnungsgenossen gezogen. Das wird für manche von ihnen eine der bedeutsamsten Erinnerungen ihres Lebens bleiben. Noch war es Jugend für unsere Bewegung. Es hatte einen eigenen Reiz, «zu dieser Sommerszeit», um mit dem Studentenlied zu reden, «ins Land der Franken zu fahren», nach dieser alten Burgunderstadt im unbekannten Osten Frankreichs. Dort trafen wir neben den Franzosen noch englische Vertreter der Bruderschaftsbewegung, dazu Elsässer ... Das Weltfriedensthema stand neben dem Klassenkampfproblem im Mittelpunkt der Verhandlungen. Und nun, am letzten Sonntag des Juni, fuhr ich allein nach Strassburg. Nun lag die neue Sündflut zwischen jenen Tagen von Besançon und der Gegenwart. Und nun war das Elsass

[1]) Infolge eines Irrtums ist zu meinem grossen Leidwesen versäumt worden, in den Neuen Wegen auf diese Veranstaltung hinzuweisen.

wieder französisch — französische Beamte walteten am elsass-lothringschen Bahnhof in Basel. Als ich das letzte Mal hier eingestiegen, im Frühjahr 1914, gings England entgegen. Wir kamen durch Metz, sahen im Morgenglanz Charleroi, Namur, Lüttich. In Brüssel besahen wir das Volkshaus, und schauten dann, u. a., den beiden jungen Grenadieren zu, mit den hohen Bärenfellmützen, die vor dem Königsschloss hin und her schritten. Wir lächelten über diese Militärspielerei — nun modern die beiden sehr wahrscheinlich in irgend einem Massengrab bei Lüttich, Mons oder an der Iser. In England freilich mussten wir viel darüber reden, ob ein Krieg mit Deutschland zu erwarten sei oder nicht und konnten nur überall feststellen, wie die Engländer ihn n i c h t wünschten, davor Angst hatten, ausnahmslos. Ich denke mit schlechtem Gewissen an unsern guten Pensionsherrn, dem ich versicherte, einen w i l l k ü r l i c h e n Krieg würde die deutsche Arbeiterschaft verhüten. Und was mag aus dem zu kleinen deutschen Aufwärter in der Pension geworden sein? Die furchtbare und nahe G e f a h r freilich habe ich nicht verhehlt und meinen väterlichen Freund Stead vom Browning Settlement durch die Behauptung, die deutschen K i r c h e n würden den Krieg nicht verhindern, weil sie dem Antichrist verfallen seien, in grossen Zorn versetzt. — Und nun fahre ich den Vogesen entlang, wo viereinhalb Jahre das Schlachten wütete, von denen her diese langen, langen Jahre die Stimme der Kanonen bis zu den Alpweiden Graubündens drang. Ich schaue den Hartmannsweilerkopf, das furchtbare Zentrum dieser Hölle, mit seinen von den Kanonen kahlgefegten Hängen. Dann taucht das Münster, weithin herrschend, auf. Strassburg habe ich in meinen Jugendtagen gesehen, als es von der wilhelminischen zweifelhaften Herrlichkeit erfüllt war. Nun sind — am Sonntag — die Strassen voll von den blauen Uniformen aller Art von französischen Soldaten; auch Schwarze fehlen darunter nicht. Das Französische herrscht, Deutsch aber hört man fast nur, wenn man extra aufpasst, und dann wieder fast nur den Elsässer Dialekt, der dem schweizerischen, besonders dem baslerischen, zum Verwechseln ähnlich ist. Welch ein Wechsel!

Um es gleich zu sagen: der Strassburger Kongress hatte sehr stark das Gepräge einer V e r s ö h n u n g s a k t i o n. Das Thema, das im Mittelpunkte stand, war wieder der durch Christus herbeizuführende

Weltfriede, diesmal natürlich mehr im Sinne einer Versöhnung der durch den Weltkrieg getrennten Völker. Eine ergreifende Abendversammlung in der neuen Kirche, an der zwei Engländer, ein Deutscher und ein Franzose redeten, brachte, als offizieller Abschluss des Kongresses, dieses sein Grundmotiv noch recht deutlich zum Ausdruck. Darum stand recht im Mittelpunkt des Kongresses nicht ein Franzose oder Elsässer, sondern ein Berliner, nämlich Professor Förster. Und zwar galt der Enthusiasmus, der ihn umgab, ganz offenkundig nicht sowohl dem Bekämpfer des deutschen Militarismus und Nationalismus, als dem Mann der Vermittlung zwischen den Völkern und dem grossen Pädagogen im Geiste Christi. Man mochte dem hart angefochtenen Mann diese Liebe und Begeisterung von Herzen gönnen, und die Ermordung Rathenaus, von der die Kunde am Samstag angelangt war, umgab den aus Berlin Gekommenen und dahin Zurückkehrenden mit dem Glanz des Kämpfers, der aus schwerster Schlacht kommt und wieder dahin zieht.

Im übrigen zeigte der Kongress ein überraschend ähnliches Bild wie der von Besançon. Da war wieder Charles Gide, der nun freilich noch weisser und gebückter Gewordene, mit seiner leise ironischen Ueberlegenheit; da war Wilfried Monod, der in den Ernst seiner prophetisch-apostolischen Natur Gehüllte und dabei so Einfache und Bescheidene (dessen Predigt zu hören mir leider versagt war, da ich hiefür zu spät kommen musste); da war vor allem, als der eigentliche Spiritus rector, Elie Gounelle, durch das Grauen des Krieges, den er an der Front als Feldprediger mitgemacht und der ihm unter anderm den einzigen Sohn geraubt, äusserlich etwas verändert, aber innerlich gleich brennend vom heiligen Feuer, gleich gläubig und frei, religiöse Glut und Tiefe mit sozialem Radikalismus verbindend und im übrigen mit grosser Seele über dem Gegensatz von Radikalismus und Reformismus stehend. Ich war während des Krieges besonders mit Gounelle und Monod in einem Verhältnis tiefster Verbundenheit und Mitkämpferschaft gestanden und hatte trotz gewissen Unterschieden in der Auffassung der Probleme nie Anlass gehabt, mich von ihnen im Glauben und Hoffen geschieden zu fühlen. Schon um dieser zwei Männer willen — aber sie haben viele Brüder — hätte ich Frankreich nicht einfach preisgeben können. Ihr Einstehen für Frankreich blieb immer überstrahlt von dem Kampf

für das Reich Gottes und ging darin unter. Nun trafen wir einander wieder, wie Brüder, die sich nach gewaltigen Ereignissen, die sie äusserlich getrennt erlebt, doch nicht fremd geworden sind. Es war auch Henry Ward wieder da, der englische Führer der Brotherhood-Bewegung, der einst auch in Besançon geredet und den ich in London ein paar Monate vor dem Kriege auf seinem Bureau aufsuchte, wo er mir von seinem kommenden Feldzuge für das Reich der Bruderschaft sprach — diese Seele voll Güte und Weite. Dazu gesellte sich Dickinson, der grosse Friedensmittler, eine Reihe von Belgiern und Holländern und nicht zu vergessen unseres tapferen, temperamentvollen und klugen italienischen Kampfgenossen Giovanni Meille aus dem alten Stamme der Waldenser. Auch ein ziemliches Trüpplein von welschen und deutschen Schweizern hatte sich eingestellt. Dass die Elsässer eine grosse Rolle spielten, versteht sich von selbst. Und es war eine gar feine Rolle!

Die Verhandlungen zeigten die typischen Züge der heutigen Lage und Aufgabe des religiösen Sozialismus. Neben dem Versöhnungsthema standen im Mittelpunkt die Bruderschaft, wobei die Bruderschaftsbewegung den Ausgangspunkt bildete, und die Erneuerung der Erziehung aus dem demokratischen und sozialen Geiste, der an Christus orientiert ist. Dazu die Ueberwindung des Gegensatzes von Kapital und Arbeit durch ein neues Verhältnis von Unternehmer und Arbeiter und der rechte «Gebrauch des Reichtums», also das Thema des Besitzes. Man sieht, dass die Fortbewegung unserer Aufgabe sich überall ungefähr auf der gleichen Linie vollzieht.

Was den Geist der Verhandlungen betrifft, so waltete zu wenig Diskussion, als dass man genau hätte erkennen können, wo heute in Frankreich und anderswo die Geister stehen. Ich habe allerdings zu beobachten geglaubt, dass spontaner Beifall sich am stärksten kundtat, wo radikal (im besten Sinne) geredet wurde. So besonders in Bezug auf Krieg und Militarismus. Doch war es im allgemeinen schon mehr ein Kongress der «Gemässigten». Unsere näheren Freunde, was die Ansichten betrifft, die Chrétiens-socialistes, fehlten oder machten sich doch nicht geltend. Gewisse Probleme, die uns in der Schweiz ganz besonders bewegen, so das des Sozialismus und der Arbeiterbewegung, liegen diesen Kreisen etwas ferner. Das ist zum

Teil wohl daraus zu erklären, dass der französische Protestantismus durch so viele Jahrhunderte ein etwas abgesondertes Eigenleben geführt hat und darum auch für seine besondere Lösung des religiös-sozialen Problems sozusagen seinen eigenen Kreis schafft, wie er sich zum Beispiel in den «Bruderschaften» (Fraternités) darstellt.[1] Es wäre ganz falsch, ihn einfach mit u n s e r n Masstäben zu messen und ihn dann als oberflächlich zu verwerfen. In dieser Bewegung walten Kräfte, um die wir sie beneiden können. Mir wenigstens trat in diesem Hugenottentum immer wieder eine Kraft des religiösen Wollens, verbunden mit einem Elan der Begeisterung entgegen, wie ich sie in dieser Verbindung sonst nirgends kenne. Wieder ist mir klar geworden, wie recht jener Deutsche hatte, der bei Anlass einer bekannten Versammlung in der ernsten Zeit des Krieges den Ausspruch tat, dass jene Franzosen von der Art eines Gounelle und Monod uns schweizerischen Religiös-Sozialen ungleich näher stünden als er und seine Gesinnungsgenossen. Was freilich nicht ausschliesst, dass wir uns mit a n d e r n Deutschen ebenso innig verbunden fühlen. Was diesen französischen Brüdern einen solchen Vorzug auch vor uns Schweizern verleiht, ist, dass sie sich weder in religiöse Reflexion verstricken, worin alles Tun künstlich gemacht oder gelähmt wird, wie bei uns vielfach geschieht, noch sich in eine äussere Vielgeschäftigkeit verlieren, wie es etwa die amerikanische Gefahr sein mag, sondern religiöse Kraft und Tiefe mit Selbstverständlichkeit in gespannte Energie für die Herrschaft Gottes auf Erden umsetzen. Darin sind sie schlechterdings vorbildlich.

Im übrigen war der Umstand, dass der Kongress gerade in Strassburg stattfand, von grosser Bedeutsamkeit. Auf deutscher Seite könnte man wohl geneigt sein, darin etwas wie eine Provokation zu erblicken. Dass es nicht so gemeint war, geht schon aus dem Berichteten hervor. Zwei Gründe haben wohl die Wahl von Strassburg entschieden. Einmal musste es den französischen Protestanten, die ja in Alt-Frankreich nur eine kleine Minderheit sind, naheliegen, sich durch das Mittel eines solchen Kongresses mit den elsässischen Glaubensgenossen enge zusammenzuschliessen. Dann aber ist Strass-

[1]) Es war mir leider nicht möglich, in Strassburg über den derzeitigen Stand der Brotherhood-Bewegung Genaueres zu erfahren, doch hoffe ich, dies nachholen zu können.

burg geradezu berufen, eine Mittlerrolle zwischen Frankreich und Deutschland zu spielen. Beide Momente sprechen auch dafür, dass wir zu der Rückkehr besonders des Elsass zu Frankreich im Namen höchster geistiger Interessen Ja sagen. Der dadurch gewonnene Zuwachs ist für den französischen Protestantismus und damit für den Protestantismus überhaupt und im besondern auch für Frankreich als Ganzes ein grosser Segen. Ein Glück ist es ferner für Frankreich, dass es auch Deutsche zu seinen Bürgern zählt. Nur sollte es sich dadurch von seinen unifizierenden Tendenzen ab und noch entschiedener auf den Weg des Föderalismus bringen lassen. Da konnte man nun freilich im Elsass die bekannten Klagen hören, dass man versuche, mit einer gewissen Gewaltsamkeit das Französische als Hauptsprache durchzusetzen, dass die Verwaltung sich Ungerechtigkeiten zuschulden kommen lasse und ähnliches mehr. Gewiss mag diese Verwaltung vieles falsch machen; gewiss wird unsereins alle Bewegungsfreiheit in Sachen der Religion, Sprache und Kultur nicht nur für an sich richtiger, sondern auch für politisch weiser halten. Die Einheit der Sprache ist für die Einheit eines Volkslebens ganz und gar nicht nötig, wie die Schweiz und in der Schweiz ganz besonders wieder Graubünden mit seinen drei Sprachen und zahllosen Dialekten zeigt. Die Elsässer werden um so fester an Frankreich hangen, je freier dieses sie in ihren eigenartigen Lebensformen sich bewegen lässt. Die Spuren der deutschen Verwaltung sollten schrekken. Aber falsch wäre der Schluss aus diesen Klagen, dass das Elsass die Rückkehr zu Frankreich bedauere und falsch wäre es, wenn Schweizer sich durch die Uebergangsschwierigkeiten, die das Elsass aufweist, zu unbewussten Trägern der deutschen Propaganda machen liessen. Das Elsass soll eine Brücke der Völkerversöhnung sein. Dass es dies will, haben die Vertreter des Elsass am Kongress mit aller Deutlichkeit ausgesprochen. Der ganze Kongress trug, wie schon berichtet worden ist, diesen Charakter. Es sei aber noch besonders betont, dass im Verlauf der Tagung auch nicht ein Wort des Hasses oder des Triumphes gesprochen worden ist. Das Münster, dieser wundervollste gothische Hymnus von Stein, eignet sich gar trefflich als Symbol dieser Bestimmung des Elsasses und vor allem Strassburgs. Denn die Gothik ist aus Frankreich gekommen und ist doch zugleich in Deutschland deutsch geworden.

Es wäre noch allerlei zu sagen. So von einem Ausflug ins Steintal, wo Oberlin durch Dieterlen schon Blumhardt dem Vater die Hand reicht. Doch muss das für diesmal unterbleiben. Ich möchte nur noch den Wunsch aussprechen, dass die Verbindung zwischen der Schweiz und dem französischen Protestantismus gerade durch diesen Anlass wieder enger, und zwar immer enger, werden möchte. Auch der elsässische Zweig sollte uns viel näher rücken. Sind wir doch in vielem mit seiner Art so verwandt. Es war eine Freude, seine an Geist, Gemüt und Charakter so hervorragenden Vertreter kennen zu lernen. Ein treffliches Verbindungsmittel mag die Revue du Christianisme social sein, die Elie Gounelle ausgezeichnet leitet, während die Voies Nouvelles mehr das bescheidene Organ der ausgesprochenen Linken der Bewegung sind.[1]) Möge die Valuta auch einmal der Verbindung mit dem Westen zugute kommen. Auch wir haben ja eine Mittlerrolle übernommen.

So sei für Strassburg warm gedankt. Möge es grossen Segen bedeuten. L. R.

# Zur Weltlage

**Von Deutschland und wie wir uns zu ihm stellen.**

Die Ermordung Rathenaus hat die Blicke wieder stark auf Deutschland hingelenkt. Sie ist zwar nach meiner Auffassung fast noch mehr eine internationale als eine deutsche Angelegenheit, denn ich bin schon vor dem darauf folgenden Mordversuch an Maximilian Harden überzeugt gewesen, dass die Tat in erster Linie nicht dem «Demokraten» (der Rathenau gar nicht war!), sondern dem einflussreichen Juden gegolten hat. Er müsste vielleicht in erster Linie als ein Signal zu neuen, vielleicht besonders schweren Juden-Pogromen in Mittel- und Osteuropa verstanden werden. Aber diese Wut gegen die Juden ist allerdings auch ein Symptom für die besondere deutsche Lage. Im Angesicht solcher Vorgänge und ihrer Folgen drängt sich mit neuer Wucht die Frage auf: Wohin geht der Weg Deutschlands? Ich möchte sie mit der andern verbinden, wie wir uns zu diesem Deutschland, wie es uns jetzt entgegentritt, stellen.

[1]) Die Revue du Christianisme social erscheint in Saint-Etienne (Loire), 2, Rue Balay, des Voies Nouvelles Paix 29, Chaux-de-Fonds.

Wie wir uns zu dem Deutschland, mit dem wir es während des Weltkrieges im wesentlichen zu tun hatten, gestellt haben, ist bekannt. Wir haben, wie Förster, einen Kampf gegen das militaristische und nationalistische Deutschland geführt, soweit dies im Namen dessen, was wir als unsere Sache vertreten, nötig war. Uns lag dabei besonders die Opposition gegen jenes deutsche Christentum (allerdings nicht n u r das deutsche) am Herzen, das im wesentlichen nur noch die religiöse Verklärung der Weltgewalten war, des Militarismus und Nationalismus wie des Kapitalismus, und das seinerseits von diesen Weltgewalten lebte. Der «deutsche Militarismus» schien uns der gefährlichste, nicht etwa, weil er der brutalste, sondern weil er am meisten mit Idealismus verbunden, idealistisch begründet, von Religion und Philosophie umgeben und zu einer ganzen seltsamen und sophistischen Mystik ausgewachsen war. Dieses Christentum, dieser ganze Trugidealismus musste stürzen; das war aber nur möglich durch eine Niederlage dieser ganzen Welt. Denn solche Götzenmächte stürzen bloss, wenn sie versagen. Das war das innerste Motiv meiner ganzen Haltung. Es kam dazu die Ueberzeugung zwar nicht von der einzigen, aber doch von der Hauptschuld jenes Deutschland an der Vorbereitung und dem Ausbruch des Krieges, die Auflehnung gegen die Tendenz dieser Art von Deutschtum, die Welt in die Tasche zu stecken, gegen die Methoden seiner Aufsaugung der Welt, den Stil seines Auftretens und die ganze schwere Entartung der deutschen Kultur, und endlich die weitere Ueberzeugung, dass der Sieg dieses Deutschtums weitaus schlimmere Folgen hätte als der seiner Gegner, dass er die Welt rettungslos in eine Hölle stürzte und besonders auch zu Deutschlands sicherem Untergange führte. Alle diese Ueberzeugungen hege ich noch jetzt. Ich habe sie mit vielen der besten Deutschen geteilt und weiss, dass darin mehr wirkliche Liebe zu Deutschland war, als in der leidenschaftlichen Parteinahme für es, die in der deutschen Schweiz so wenig kostete. Dafür bin ich nicht nur während des Krieges selbst in Deutschland und in der Schweiz masslos angegriffen und geschmäht worden, sondern bin auch — einige Ausnahmen abgerechnet — nachher entweder völlig ignoriert oder mit Gehässigkeit verfolgt worden, während andere, die politisch genau so oder noch schärfer urteilten als ich, aber klüger waren, Ruhm und Ehre ernten und die Helden des Tages sind. Auch in der Schweiz

gilt vieles vom wildesten Hass gegen mich nicht dem «Sozialisten» oder «Antimilitaristen», sondern dem «Deutschfeind». Denn der gleiche Schweizer, der für eine schweizerische Politik nicht einen Hauch von Wärme aufbringt, entschädigt sich dafür durch leidenschaftliche Parteinahme für eine fremde. In Tat und Wahrheit lag in meiner und meiner Gesinnungsgenossen Haltung gar nichts Auffallendes. Als Sozialisten, Demokraten und Schweizer, wie als solche, die die Sache Christi vertreten wollten, konnten wir nicht anders stehen. Auffallend und schwer begreiflich wäre eine andere Haltung gewesen.

So ist es während des Krieges gewesen. Dann kam die deutsche Niederlage. Ich hätte sie nicht so furchtbar gewünscht, denn es war mir klar, dass dann von einem «Verständigungsfrieden» keine Rede sein könne. Ein «Nichtsieg» hätte für das, was ich wünschte und hoffte, genügt. Nach dem Frieden von Brest-Litowsk wusste ich, dass nun von einem «Wilsonfrieden» keine Rede mehr sein könne, sondern nur noch entweder von einem «Ludendorff»- oder einem «Clemenceau-Frieden». Daraus erklärt sich ohne weiteres meine Stellung zu diesem «Frieden», der keiner war. Es ist damals ein grosses Geschrei der Kurzsichtigen gewesen, die sich durch das W o r t «Frieden» blenden liessen und dazu der Heuchler, die den «Frieden» nicht als Frieden sondern als Vorbedingung eines völligen deutschen Sieges begrüssten. Seither hat es jedem Kinde deutlich werden können, was für ein Fluch jener «Friede» war und wie sich dieser Fluch in erster Linie gegen Deutschland gewendet hat; das hindert aber nicht, dass jenes Telegramm an Lenin, das weder von mir verfasst noch veranlasst war, auf der Liste meiner Todsünden weiter figuriert. Und doch stünde Deutschland, stünde die Welt heute anders da, wenn es nach meiner und meiner Freunde Gedanken gegangen wäre, statt nach denen der «germanophilen» und pseudo-pazifistischen Schreier. Wir standen gerade damals mitten in Friedensverhandlungen, von denen später klar wurde, wie aussichtvoll sie waren. Sie hätten Deutschland und der Welt einen andern Frieden gebracht als den von Versailles. Da kam Brest-Litowsk, als Folge davon die deutsche Offensive im Westen und die Früchte davon ernten wir immer noch.[1])

[1]) Bei diesem Anlass möchte ich doch noch einmal auf meinen damaligen Streit mit Prof. D e i s s m a n n in Berlin zurückkommen. Dieser hatte mich in seinen «Evangelischen Wochenbriefen» wegen meiner Stellung zu

Aus der Katastrophe stieg ein neues Deutschland empor. Dieses habe ich ebenso herzlich begrüsst, als ich das andere bekämpft hatte. Und ich bin seither immer zu ihm gestanden. Von mir sind gegen den Frieden von Versailles Worte des Protestes ausgegangen, wie sie schärfer nicht möglich waren. Ich hatte vorher alles getan, was in meinen Kräften stand, ihn zu verhindern. Meine französischen Freunde sind seither oft mit mir unzufrieden gewesen. Wie meine Haltung in Frankreich beurteilt wurde, mag die Tatsache beweisen, dass meiner Frau die Erlaubnis zu einer Reise nach Paris an einen Kongress nicht erteilt wurde. Ich habe die Bedingungen des Waffenstillstandes missbilligt, den Versailler Vertrag «Wahnsinn und Verbrechen» genannt. Ich habe die Wegnahme der deutschen Kolonien verurteilt, die versuchte Lösung der Reparationsfrage von Anfang an für falsch erklärt. Ich habe es tief beklagt, dass Oberschlesien nicht bei Deutschland gelassen wurde. Es war mir ein Schmerz, dass Deutschland nicht von Anfang an im Völkerbund war. Von alledem wussten die gleichen deutschen Blätter, die etwa wieder eine Aeusserung von mir über die Schuldfrage, die ihnen nicht gefiel, aufbauschten,

dem Brest-Litowsker Frieden angegriffen. Darauf hatte ich, längst durch das, was mir an dieser ganzen «Vermittlertätigkeit» Deissmanns unlauter vorkam, gereizt, geantwortet, dass seine ganze Tätigkeit mir mehr die eines «deutschen Propagandisten» scheine, als die eines Friedensvermittlers. Darauf grosser Lärm bei Deissmann, im Reiche draussen und auch bei uns, wo man sich längst entwöhnt hat, etwas anderes, als ein Echo dessen, was über den Rhein kommt, zu sein. Nun habe ich in dieser Sache eklatanter Recht bekommen, als ich mir je hätte träumen lassen. *Es hat sich nämlich herausgestellt, dass diese «Evangelischen Wochenbriefe» von dem Führer der deutschen Ultramontanen, Erzberger, aus den Geldern der deutschen Propaganda bezahlt wurden.* Das hat Erzberger selber erklärt, eine Reihe von Zeitschriften haben es nachgedruckt und Deissmann, der das sicher erfahren, hat darauf geschwiegen. Wenigstens mir ist, trotzdem ich sorgfältig darauf geachtet, kein Dementi vor die Augen gekommen. Dabei muss man wissen, was diese Erzbergersche Propaganda an Vergiftung der Welt durch Lüge geleistet hat! Und da sollte Deissmann kein «deutscher Propagandist» gewesen sein? Aber gross ist die Gläubigkeit der «Neutralen» und Deissmann gilt weiter als grosser Friedensapostel. Mir aber sind die nationalistischen Schwärmer noch lieber, als «evangelische» deutsche Propagandisten im Gewande von unbefangenen Friedensmittlern, die von Erzbergern bezahlt werden.

nichts zu berichten! Die Okkupation deutschen Landes für eine so lange Zeit halte ich für eine schwere Sünde, die freilich die Folge anderer Sünden ist; denn man hätte das anfängliche deutsche Angebot von 100 Milliarden annehmen sollen! Kurz: ich bin stets gegen die ganze Art von Politik gewesen, die in diesen Jahren Deutschland gegenüber von der Entente und besonders von Frankreich geübt worden ist. Es ist ja auch völlig selbstverständlich, dass unsereins ganz andere Methoden des internationalen Lebens für richtig hält und von ganzer Seele ersehnt.

Wenn das alles nicht jedermann deutlich geworden ist, so mögen daran allerdings einige Umstände Schuld sein, die die Sachlage komplizieren. Einmal ist klar, das ein Mensch wie ich, der nicht in erster Linie «völkisch» denkt, bei aller tiefen Mitempfindung für Deutschlands Los doch nicht nur einseitig an dieses denken kann. Ich muss doch auch das Recht Frankreichs sehen. Es haben wenig Deutsche eine Ahnung von der Fürchterlichkeit dessen, was dieses gelitten, und von der Schwere seiner heutigen Lage. Es fällt dem Durchschnittsdeutschen sehr schwer, anderer Völker Freude und Leid zu bedenken. Eine lange Erziehung, die nationalistischer war, als sie selbst ahnten, hat ihnen die Meinung beigebracht, dass der Deutsche immer der Verkürzte und der im Recht Befindliche sei und dass die andern Völker kaum zählten. Es kommt dazu die Rolle, die die Schuldfrage bei der Beurteilung all dieser Dinge spielt. Wenn man, wie ich, überzeugt ist, dass die primäre Schuld an dieser Not vorwiegend auf den einstigen deutschen Machthabern und ihren Gesinnungsgenossen liegt, dann muss man vieles anders ansehen, als wenn man die Schuldfrage beiseite schiebt. Dann muss man vor allem die Haltung des französischen Volkes anders beurteilen. Sobald ich einmal dafür Zeit finde, möchte ich der Schuldfrage wieder eine gründliche Erörterung widmen.

Es kommt ferner dazu, dass Deutschlands Haltung nach dem Kriege keineswegs einwandfrei ist und seinem Gegner doch auch immer wieder ein gewisses Recht gibt. Es besteht auch in diesem Punkte nicht ein einseitiges Verhältnis, sondern eine verhängnisvolle Wechselwirkung.

Endlich spielt, um die Sachlage zu verwirren, ein Umstand mit, der schon während des Krieges meine und meiner Freunde Haltung

stark bestimmte. Wir leben und schreiben in der deutschen Schweiz. Diese nun ist ganz einseitig durch das deutsche Urteil beeinflusst und steht unter der Wirkung einer tausendfältigen deutschen Propaganda. Hier war man kriegsbegeistert, solange Hindenburg und Ludendorff triumphierten, und verhöhnte Wilson als Narren, um dann in einen geheuchelten Pazifismus umzuschlagen und von Wilson eine neue Welt auf dem Präsentierbrett zu verlangen, sobald es im Westen endgültig schief ging. Hier hatte man für das lange furchtbare Leiden Frankreichs, Belgiens, Serbiens und so fort nichts übrig, ist aber bereit, ob jedem Unrecht, das Deutschland wirklich oder scheinbar erfährt, grosse Klage zu erheben. Hier wusste man nichts von der Deportation der Mädchen und Frauen in Nordfrankreich, ist aber voll Empörung über die «schwarze Schmach». Hier weiss man da, wo man selbst in Frage kommt, wenig von Grossherzigkeit und Vergessen, mutet aber besonders Frankreich einen Heroismus des Glaubens und der Liebe zu, der über Menschenmass hinausgeht. Bis tief in die sozialistischen Kreise hinein herrscht eine «Germanophilie», die stets bereit ist, gegen die Entente loszufahren und ihr alles Uebel aufs Kerbholz zu schreiben. Dieser tendenziösen Einseitigkeit, diesem ungerechten und unwahren Sentimentalismus, diesem oberflächlichen politischen Geschwätz des Stammtisches und der Zeitung müssen wir entgegentreten. Wir kämpfen gegen zwei Fronten und es ist nicht leicht, unsere Gedanken jedermann vollkommen klar zu machen; denn die Masse der Menschen denkt eben bloss in Parteischlagwörtern und kann einen umfassendern Standpunkt in *keiner* Sache verstehen.

Endlich sei in diesem Zusammenhang noch bemerkt, dass wir nicht jedes Schlagwort, wie z. B. das von der «schwarzen Schmach» oder der «Blockadeschande» und anderes derart ohne weiteres aufnehmen können, sondern zuerst selber zusehen müssen, wissend, welch eine Rolle die Tendenzlüge in solchen Dingen spielt. Und noch eins sei mit aller Ehrlichkeit gesagt: Ich und meine Gesinnungsgenossen, wir wünschen dem deutschen Volke alle Freiheit und Grösse — *aber nicht auf Kosten anderer Völker*. Besonders auch nicht der Schweiz. Es ist nun eben unsere Ueberzeugung, dass die Unabhängigkeit der Schweiz im Ernste und auf die Dauer von keiner Seite so stark bedroht ist wie von Deutschland her. Italien kommt

für Leute, die keine politischen Kinder sind, nicht in Betracht. Frankreich aber ist von uns teils durch die Sprache, teils durch die Religion getrennt. Auch ist es meine feste Ueberzeugung, dass Frankreichs gegenwärtige Vormachtstellung vorübergehender Natur ist. Einmal fehlt ihm für eine dauernde Vorherrschaft und gar für eine Ausbreitung über die Welt die Volkskraft, sodann sind in seinem innern Leben die Kräfte gerüstet, die allen Imperialismus auf die Länge unmöglich machen. Deutschland aber besitzt noch unerschöpfte Kräfte des Wachstums, dazu den Wandertrieb und die Neigung zur Ausbreitung. Das Deutschtum zeigt eine Energie des Herrschen- und Besitzenwollens, der Durchsetzung um jeden Preis, wie sie wohl keinem andern Volke eigen sind. Das alles ergiesst sich am allermeisten auf uns Deutschschweizer. Uns schützt keine Schranke der Sprache, noch der Kultur, noch der Religion. Unsere Jugend studiert vorwiegend an deutschen Universitäten. Deutsche Professoren und ihre Schüler lehren bei uns und lehren fast ausnahmslos in deutsch-nationalem Sinne. Wir lesen vorwiegend deutsche Bücher und kennen vorwiegend die deutsche Kultur. Die Valuta begünstigt alle diese Einflüsse aufs äusserste. Unsere Männer heiraten immer häufiger deutsche Frauen und lassen sich in der grossen Mehrzahl der Fälle zu deutschen Anschauungen bekehren, statt ihre Frauen zu Schweizerinnen zu machen. Wir werden geschäftlich von Deutschland aufgesogen. Rathenau war und Stinnes ist einer unserer Todfeinde, viel schlimmer als einst die österreichischen Herzöge. Wir haben bei uns Zeitungen, die notorisch im Dienste der deutschen Propaganda stehen, und die mehr Abonnenten zählen als die grössten schweizerischen Blätter. Wozu noch kommt, dass die grosse Mehrzahl der übrigen ihnen sekundiert. Die deutsche Propaganda hat mit dem Krieg nicht aufgehört, wie sie auch mit dem Kriege nicht angefangen hat. Und sie arbeitet skrupellos. Dass d a f ü r, wie für die wirtschaftliche Unterwerfung der Welt, Deutschland immer Geld genug hat, ist etwas, was gegen seine Klagen über die Höhe der Reparationsforderungen etwas skeptisch stimmt. Dass wir durch die deutsche Konkurrenz industriell fast getötet werden und davon leben, dass andere Länder für uns offen stehen, fügt sich in diesen ganzen Zusammenhang ein.

Gegen diese Gefahr des Verschlungenwerdens nun setzen wir uns zur Wehr. Das müssen unsere deutschen Freunde begreifen. Wir meinen nun einmal, dass eine selbständige Schweiz noch eine Mission hätte und mehr bedeutete, als ein charakterlos gewordener kleiner Anhang zu dem Deutschtum jenseits des Rheines oder gar ein Reservat für alldeutsch-schweizerische Monarchisten und Militaristen. Eine unabhängige, eigenartige, demokratische Schweiz, die zugleich eine gewisse Mittlerrolle zwischen den verschiedenen nationalen Kulturen spielte, ist auch unsern deutschen Freunden mehr wert als eine blosse reichsdeutsche Filiale. Diese deutschen Freunde müssen bedenken, dass unsere «Germanophilen» zum grossen und wichtigsten Teil identisch sind mit den Reaktionären, die eine Auferstehung des *alten* Deutschland erwarten, weil sie darin ihre eigenen frommen Wünsche geborgen sehen. Die übrigen sind zum allergrössten Teil politisch urteilslose Naive.

Ich lenke damit zu dem zurück, was ich diesmal vor allem aussprechen wollte. Dieses Deutschland, gegen das wir uns wehren mussten und müssen, ist eben das *alte*, das imperialistische, kapitalistische, reaktionäre, raffgierige, streberische, machtberauschte. *Aber mit einem neuen Deutschland, einem republikanischen, demokratischen und sozialistischen, fühlen wir uns von vornherein aufs engste verbunden.* Da fallen sofort alle Schranken. Für *dieses* Deutschland stehen wir ein, mit *seinen* Vertretern wollen wir brüderlich zusammenarbeiten. Und wir wissen, dass es den Besten in den «Feindvölkern» ebenso geht. Von *euch*, ihr deutschen Freunde, trennte uns nichts. Unser Kampf ist der gleiche. Das Deutschtum, das wir etwa bei uns bekämpfen müssen, ist das gleiche, das ihr bei euch bekämpft, und es gibt ein Schweizertum, das *ihr* als euern Todfeind bekämpfen solltet, unter *unserm* Beifall.

Und nun füge ich hinzu: *an dieses neue Deutschland glaube ich.* Ich habe von Anfang an daran geglaubt und bin in diesem Glauben nie irre geworden. Alles, was ich draussen an altem Wesen, an Reaktion, Monarchismus, Nationalismus beobachte, bringt mich von diesem Glauben nicht ab. Das neue Deutschland ist eben anderswo zu finden. Es ist nicht in den Zeitungen und Parlamenten,

nicht auf den Kanzeln und Kathedern zu finden — Ausnahmen selbstverständlich abgerechnet — es wächst in der Stille heran, es ringt sich empor, sammelt seine Kraft. Man muss daran glauben, wie man an eine neue Schweiz glauben muss. Wo wären wir mit dem eigenen Volke daran, wenn es nur die Schweiz gäbe, die man sieht? An einen solchen Glauben müsste eine richtige Politik gegenüber Deutschland sich orientieren, nicht an den Unglauben, wie besonders die französische tut. Man muss Deutschland Zeit lassen. Eine so gewaltige Umwälzung kann doch nicht in ein paar Jahren oder gar Monaten geschehen. Aber es sollte doch niemand so unpsychologisch sein, anzunehmen, dass Dinge, wie sie nun Deutschland erlebt hat und fortdauernd weiter erlebt, an einem Volke ohne umwälzende Wirkung vorübergehen könnten. Das deutsche Volk ist schon jetzt ein anderes als vor zehn oder gar fünf Jahren. Es fehlt ihm durchaus nicht an Zügen des Neuen im guten Sinne und zwar solchen, die es vorteilhaft von manchen andern, besonders uns Schweizern, unterscheiden. Es ist draussen heute schon manches freier als bei uns, auch wenn man vom Frauenstimmrecht absieht. Eine Lex Häberlin zum Beispiel wäre im jetzigen Deutschland unmöglich. Mag es draussen auch noch Monarchisten und ähnliches geben; wo man binnen kurzer Zeit einen so gewaltigen Umsturz erlebte, da werden die Geister freier, da kommen sie aus der Enge heraus, worin wir in der Schweiz fast ersticken. Es gibt draussen tatsächlich auf allen Gebieten ein viel freieres und kühneres Sichregen und Bewegen der Geister als bei uns; die Seelen sind viel geöffneter. Wir dürfen schon an das neue Deutschland glauben!

Wenn ich von hier aus zum Schlusse noch die Frage, die uns am Anfang begegnete: wohin nun Deutschland wohl treibe, in Kürze zu beantworten unternähme, so müsste ich auch nicht einmal den Versuch machen, das Tiefste und Gründlichste zu sagen, was darüber vielleicht zu sagen wäre; das mag, nachdem dafür die nötige Vorbereitung geschaffen ist, ein andermal geschehen. Für diesmal muss ich mich mit einigen obenauf liegenden Aspekten des Problems begnügen. Und dabei darf ich wohl das, was nach meiner Ansicht sein wird, und das, was sein soll, durcheinander mischen, ohne dass dadurch Unklarheit entsteht.

An eine deutsche Weltmacht im alten Sinne ist nach meiner Ansicht nicht mehr zu denken — trotz aller östlichen Träume. Dafür ist die Zeit vorbei. Die Zeit des Völkerbundes ist trotz allem da. Dass Deutschland ihm beitrete, ist für die Zukunft des Völkerbundes nicht wichtiger als für seine eigene. Seine treuesten Freunde müssen es ihm raten. Deutschlands ganze Lage würde dadurch sofort gehoben und vieles liesse sich nach und nach wieder gut machen. Auf dieser Linie liegt seine Zukunft wie die der Welt. Dass es seine Kolonien zurückerhalte, bleibt ein Postulat, auch wenn man der Meinung ist, die alte Kolonialpolitik müsse überhaupt einem neuen Regime Platz machen. Was im übrigen Deutschland verloren hat, muss eben durch das neue System der Beziehungen der Völker unter einander ersetzt werden. Auch Schlesien und Elsass-Lothringen kommen dann in ein anderes Licht, gerade wie für uns Schweizer die «Zonen» und der «freie Rhein». Es gilt nun vorwärts zu schauen, nicht rückwärts. Was die Reparationen betrifft, so muss Deutschland — das bleibt meine Ueberzeugung — um seiner selbst willen gut machen, was der Frevelmut seiner einstigen Führer besonders an Frankreich und Belgien verbrochen, aber es müssen nach Möglichkeit gerechte Forderungen sein und sie müssen eine internationale Sache werden, am liebsten eine des Völkerbundes, jedenfalls so, dass die Besetzung deutschen Gebietes und alles Analoge aufhören kann. Die Politik der Entente gegen Deutschland muss lernen, sich resolut auf den Teil des deutschen Volkes zu stützen, der in Bezug auf die auswärtige Politik ungefähr denkt wie sie: den Sozialismus, besonders die Unabhängigen, und seine bürgerlichen Verbündeten. Es braucht auch Geduld, bis dies eintritt, aber wenn in England die Arbeiterpartei ans Ruder kommt oder nur noch stärkere Macht gewinnt, und in Amerika ein Umschwung erfolgt, ist dieser Tag vorhanden. Dem entspricht, dass in Deutschland selbst der Sozialismus in allerlei Formen immer mehr zur Herrschaft kommt. Dass dies geschieht, ist — trotz allem — mein Glaube. Hier, nicht speziell im Weltpolitischen oder Formal-Politischen, liegt nach meiner Ueberzeugung eine besondere Mission des deutschen Geistes. Schon hebt sie sich in allerlei Formen und Zeichen deutlich ab. Schliesslich ist Deutschland wohl schon jetzt das Land, wo der Sozialismus am meisten bedeutet — jedenfalls mehr als in Russland.

Auf dieser Basis, die hier, wie gesagt, nur mit einigen Strichen angedeutet ist, mag sich dann das noch Grössere, schwerer Vorauszusehende und zu Formulierende erheben, zu dem Deutschland bestimmt ist und an das ich glaube. L. Ragaz

# Etwas zur schweizerischen Kopfklärung

**Gagliardis Geschichte der Schweiz, ein Buch notwendiger Aufklärung.**

Der Gelehrte unserer Tage steht im allgemeinen nicht im Rufe, ein tapferer Verteidiger der Wahrheit und ein Kämpfer für Recht und Freiheit zu sein. Trotz der gewaltigen Fortschritte auf allen Gebieten der Wissenschaft, sind wir im Werten und Schätzen der Menschenwürde nicht in dem Masse weit gekommen, wie der Stand unserer Kultur es eigentlich verlangen würde. Die Massen des Volkes hat man ruhig auf ihrer tiefen Stufe gelassen, das oft recht unwürdige Verhältnis zwischen Herrschenden und Beherrschten hat die Mehrheit der Gebildeten in ihrem Menschtum nicht besonders gestört.

Das grösste Interesse am geistigen Tiefstand des Volkes hatten von jeher jene, welche sich als Beherrscher der Massen fühlten und für welche die Politik zum Broterwerb geworden war. Da heute noch der staatlich angestellte Gelehrte gar oft von dem Wohlwollen des Politikers, des Regierungs- und Schulrates abhängt, so braucht es eben schon grossen Mut, gegen all die vielen alt eingewurzelten Vorrechte der Herrschenden anzukämpfen.

Je mehr unsere Politiker sich das Volk gefügig machen wollen, um so mehr lieben sie es, von unserer Freiheit und von der Grösse und Herrlichkeit der Demokratie zu sprechen, und wie oft hat man schon der Welt unser schweizerisches Staatswesen, die «älteste der Demokratien», einem leuchtenden Spiegel gleich, vorgehalten. Unser Ausruhen auf solchen angeblichen Verdiensten unserer Altvordern um die Freiheit und die politische Gleichberechtigung und der schöne Glaube, immer besser zu sein, als alle andern, hat dem Schweizer ohne Zweifel grossen Schaden zugefügt und hat ihn im Auslande unbeliebt gemacht. Eine noch grössere Gefahr liegt aber in der einschläfernden Wirkung solcher Lobereien auf uns Schweizer selber.

Aber haben wir überhaupt ein Recht, so stolz zu sein, immer und immer wieder auf die Geschichten und Taten unserer Vorfahren zu pochen? Sind wir denn das auserwählte Volk der Freiheit und Gerechtigkeit? Haben denn die schweizerischen Landesherrn immer dieses blinde Zutrauen in ihren Gerechtigkeitssinn verdient?

Dass die Geschichte unserer Väter dem Volke lange Zeit verdreht und verschönt vorgetragen worden ist, dass die schönen Lobreden unserer politischen Festredner weit von der Wahrheit entfernt sind, haben ernsthafte Geschichtsschreiber schon seit langem gewusst. Aber dennoch ist die Zahl derer, die auch dem Volke die ungeschminkte Wahrheit zu sagen wagen, immer noch eine kleine. Gerade darin liegt ein grosses Verdienst dieser Gelehrten, dass sie nicht nur die absolute Wahrheitstreue verlangen, sondern dass sie auch dem Volke die Resultate ihrer klärenden Forschungen zugänglich machen.

Wenn Wilhelm Oechsli in seiner «Geschichte der Schweiz im neunzehnten Jahrhundert» den Mut gefunden hatte, alle die Schwächen des letzten Jahrhunderts auch in recht schwarzen Farben zu schildern, so hatte sein Nachfolger Ernst Gagliardi sogar den Mut, in seiner, für die grosse Masse

des Volkes bestimmten «Geschichte der Schweiz von den Anfängen bis auf die Gegenwart»[1]), alle die Schwächen und Fehler, die seit der Gründung der Eidgenossenschaft in unserm Lande geschehen sind, aufzudecken.

Nicht als verdrossener Kritiker und verärgerter Pessimist hat Gagliardi auch die schwarzen Farben in seinem Gemälde aufgetragen, sondern als wahrheitsliebender und unerschrockener Gelehrter zeichnet er eben das Bild, wie es aus den Akten und Urkunden ersteht. Und gerade aus den düstern Seiten seiner Geschichte können wir vieles lernen, das uns auch weiterhin von grossem Nutzen sein kann. An den Fehlern lernt man, und dass wir noch viel, unendlich viel zu lernen haben, wer wollte das nach diesen verflossenen Blutjahren leugnen?

Es kann uns durchaus nichts schaden, wenn die Geschichten über die Gründung der schweizerischen Eidgenossenschaft von all den schmucken Sagen befreit werden, wenn wir nicht nur für Freiheit und Gerechtigkeit begeisterte Idealgestalten zu sehen bekommen, denen wir nie und nimmer Gefolgschaft leisten können, sondern wenn wir wieder wirklichen Alltagsmenschen gegenüber gestellt werden, Menschen mit all unsern Fehlern und Gebrechen. Tschudis Geschichtsschreibung und die dichterische Kraft eines Schiller haben schon zu lange dem Schweizer den gefährlichen Wahn trügerischer Grösse eingeimpft. Endlich wird es klar und sachlich niedergeschrieben, dass auch bei uns im 13. Jahrhundert eine neue Staatengründung nur möglich gewesen ist bei rücksichtloser Anwendung von Gewalt und dass auch Verletzungen des Rechtes hüben und drüben stattgefunden hatten. Was in patriotischen Büchern als Heldentat gepriesen wird, müssen wir gar oft als nichts anders als ein brutales Räuberstücklein einschätzen, das aber nur deshalb Jahrhunderte lang verherrlicht werden konnte, weil es mit Erfolg gekrönt worden ist. Aber welcher Kenner der Sitten und Gebräuche jener Zeiten werden solche, mit starker Hand geübten Gewalttaten heute noch in Erstaunen setzen? Sie lagen durchaus im Wesen jener Jahrhunderte. Viel eher muss der gerechtfühlende Moderne von all den gehässigen Anklagen und Beschuldigungen, die man gegen den politischen Widersacher viele Jahrzehnte lang erhoben hatte, sich verletzt fühlen, wie sie gerade einige schweizerische, patriotische, aber nicht gerecht fühlende Historiker im Sinne eines Tschudi verbreitet haben.

Die Zeiten der erfolgreichen Kriege der Eidgenossen werden gerne als «Heldentage» geschildert und Tapferkeit und Ehrgefühl werden breit ausgemalt.

Dies mag wohl für jene Zeiten Gültigkeit haben, als die Eidgenossen als noch kleines Häuflein sich gegen die Angriffe übermächtiger österreichischer Heere zu wehren hatten. Als aber mit den Burgunderkriegen reiche Beute ins Land kam und der Ruhm der kräftigen Faust weit ins Ausland drang, hatte der Schweizer an Rohheit und Sittenverderbnis seinen Rivalen, den deutschen Landsknechten, nichts vorzuwerfen. Der Drang nach Gold hatte sie alle verdorben. Gute Tage waren von je her schwer zu ertragen und so hatten die Genussucht, die Abenteuerlust und der Ueberdruss an ruhiger Arbeit den Schweizer nah an den Rand des Abgrundes geführt. Im Unglück hatte Verzagtheit Gross und Niedrig ergriffen und in nichts waren die Schweizer besser als alle Andern. Wenn sich auch der Schweizer durch seine derbe Faust und seine brutale Wildheit vor andern ausgezeichnet hatte, in seelischen Regungen oder in geistigen Taten war er so klein und niedrig wie seine feindlichen Zeitgenossen. Bei der heutigen Wertschätzung des sittlichen Gebarens eines Volkes sollten gerade solche Aufklärungen nicht mehr unterschlagen werden.

Unser Land wird gerne als der Hort der F r e i h e i t, der V o l k s h e r r s c h a f t gepriesen, und wenn man unsere nachfahrenden Lobredner

[1]) Erschienen bei Rascher & Co., Zürich.

hört, glaubt man, dass bei uns das Volk keine Unterdrückung weder durch Stand noch durch Geld erduldet hätte. Wollen wir uns diesen schönen Glauben erhalten, dann dürfen wir allerdings nicht in den Annalen des 16.—19. Jahrhunderts lesen. Was wir dort von brutaler Knechtung des Volkes durch unsere Aristokraten erfahren, was wir dort von Ungerechtigkeiten, Willkürherrschaft und von blutiger Tyrannei hören, klingt ebenso schändlich wie die Schilderungen der Kriecherei dieses angeblich so freiheitsliebenden und stolzen Volkes! Und in Unterwürfigkeit und Demut waren die Schweizer wahrlich kaum zu überbieten.

Kann es uns da Wunder nehmen, wenn die Herrscher über solche knechtische Untertanen sich schliesslich auch alles erlaubten, das Recht mit Füssen traten, die Staatsinteressen dem eigenen persönlichen hintansetzten und im brutalsten Soldatenhandel, im Verkaufen von Menschen nichts ihrer Unwürdiges mehr erblickten?

Bauer, Städter und Patrizier waren Menschen von verschiedenen Werten und von einem «einigen Volk von Brüdern» war schon vom 17. Jahrhundert an nirgends mehr etwas zu finden. Der «freie Eidgenosse», der Bauer, dem seine Geburt ein Stück Land zum Bebauen angewiesen hatte, sollte für immer und ewig in respektvoller Entfernung von dem bedeutend höher stehenden Städtebürger gehalten werden und vielerorts stand ihm weder Industrie noch Handel offen; weder als Pfarrer noch als Lehrer oder als Anwalt hätte er wirken können, auch wenn er seine städtischen Brüder an Wissen und Können himmelhoch überragt hätte. Hatte z. B. ein Zürcher Landmann das Glück, in der Stadt ein Haus auf ehrliche und rechtliche Art zu erben, so durfte er dieses Erbe nicht einmal selber behalten, denn der Städter wollte seine Herrschaft nicht durch solch unerwünschten Zuzug vom Lande geschmälert wissen. So konnte es denn kommen, dass 8000 bis 9000 Städter über eine zwanzigmal grössere Landschaft schalten und walten konnten, wie es ihnen gut dünkte, und jedem Versuch, gegen solche «göttliche» Weltordnung anzukämpfen, drohten die schwersten Strafen der «gnädigen, hochwohlweisen Herren». Und diese Herren haben die Geduld des Volkes auf hohe Proben gestellt! Noch im Jahre 1770 konnte in Luzern von einem solchen gnädigen Patriziat ein Gesetz ausgedacht werden, nach welchem fehlende Beamte wohl zum Ersatz ihrer Unterschlagungen verurteilt werden konnten, dagegen durften sie weder bestraft noch durfte ihre Ehre im mindesten geschädigt werden!

Bei solcher Knechtung des eigenen Volkes fanden aber Ausländer jegliche Unterstützung. Während von den höhern Lehrstellen im Kanton Zürich z. B. die Bauernschaft ganz oder doch teilweise ausgeschlossen war, hatten dagegen protestantische Ausländer ohne weiteres Zutritt. Unsere Schwäche, das Fremde dem Eigenen gerne voranzusetzen, hat also alte Wurzeln.

Wie die Kirche einst eine Wohltäterin der Menschheit gewesen war, so konnte sie auch zur Tyrannin werden. Nachdem sie zum Werkzeug des Staates geworden war, half sie bei der Erhaltung des Gehorsams der Untertanen getreulich mit und neben der Verhimmelung der steif gespreizten und gravitätisch einherschreitenden Gnädigen Herren befliss sie sich auch in reformierten Orten, eine gar tyrannische Zuchtrute zu sein, und wehe dem, der dem krassen Aberglauben nicht seinen Tribut hätte zahlen wollen! So wurde noch 1721 im geistig sonst regsamen Zürich von Lehrstühlen und Kanzeln gegen die ketzerische Lehre eines Copernicus gewettert und die Entdeckung der Samentierchen durch Swammerdam wurde als unzüchtig verdammt!

Dass die Neuenburger, die «in der Furcht Gottes und des Landjägers erzogen worden waren», noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Halsgerichtsordnung eines Karl V. als Strafgesetzbuch anerkannten; dass Glarus den zweifelhaften Ruhm geniesst, noch 1782 eine Hexe in christlicher Nächsten-

liebe dem Scheiterhaufen überantwortet zu haben, wer wird sich über solche Kulturdokumente mehr wundern?

Durch solche Hinweise auch auf die Schattenseiten unserer Geschichte soll nicht etwa der Nörgelsucht gedient sein; es ist nicht die Absicht, die wirklich grossen Züge, durch die sich die alten Schweizer ausgezeichnet haben, zu verkleinern. Aber diese dunkeln Stellen unserer Geschichte sind berufen, uns vor der grossen Gefahr der Selbstüberhebung zu bewahren, und sie mahnen uns, dass auch in unserem Blute gar viele Keime von Tyrannei und Kriecherei schlummern, die bei allzu grosser Sorglosigkeit eines Tages wiederum zum Leben erwachen könnten. Ansätze für selbstherrliches Gebaren haben wir nicht nur im Militär, sondern auch in politischen Kreisen zur Genüge wahrgenommen, und jene, die vor Thron und Geld sich heute noch gar zu leicht bücken, und die glücklich sind, einem Herrn in Ehrfurcht zu dienen; die sich glücklich fühlen, die Hand eines einst mit einer Krone beschwerten Mannes in Unterwürfigkeit küssen zu dürfen, sind heute noch trotz der rauhen Bergwinde eine überall gedeihende Pflanze. Wachen wir darüber, dass weder Herren noch Knechte bei uns gedeihen können, sondern dass die Schweiz wirklich eine wahre Demokratie werde und bleibe, dass Wahrheit und Gerechtigkeit und hohes Verantwortlichkeitsgefühl, als die höchsten der Tugenden, zum Siege gelangen.

F. Schwerz

# Rundschau

**Ein genossenschaftlicher Frauenbund** hat sich anlässlich der Versammlung des Verbandes Schweiz. Konsumvereine in Olten am 18. Juni gebildet. Er macht es sich, wie seine Statuten sagen, zum Ziel, unter den Genossenschafterinnen der Schweiz den Gedankenaustausch zu pflegen, sie — als Einzelne oder als Gruppen — mit einander zu verbinden, für ihre Aufgaben in der Genossenschaft zu schulen, sie darin zu fördern und andererseits ihre Interessen zu pflegen und ihren Einfluss wirksamer geltend zu machen. Dem Bund steht ein Ausschuss von 15 aus den verschiedenen Landesgegenden gewählten Frauen vor, aus dessen Mitte das 5-gliedrige Bureau bestellt wird, das die laufende Arbeit besorgt. Er wird nun auch im internationalen Genossenschaftlichen Frauenausschuss vertreten sein und durch ihn für die Arbeit in unserm Lande Förderung und Anregung erfahren; vor allem von der englischen Frauengilde, die zwar nicht einfach nachgeahmt werden kann, aber Vorbildliches bereits geschaffen hat.

Der Bund als solcher hat natürlich vor allem in enger Fühlung mit dem Verband Schweiz. Konsumvereine zu arbeiten, wird aber doch seine Hauptaufgabe darin erblicken, überall im Land herum in den lokalen Konsumvereinen die Frauen zur Mitarbeit aufzurufen, anzuregen und nach Kräften darin zu unterstützen. Denn wenn schon für die Genossenschaftsbewegung im Ganzen es gilt, dass der Sitz ihres Lebens und ihrer Gesundheit der einzelne Verein, die — vielleicht noch engere — kleine Wirtschaftsgemeinde mit den nahen und täglichen Beziehungen ist, so gilt dies in noch viel stärkerem Masse für die besondere genossenschaftliche Frauenarbeit. Denn sie will ja gerade der organisatorischen und im grossen aufbauenden Männerarbeit an die Seite treten und es unternehmen, den schon so grossen Bau mit Leben zu erfüllen.

Da darf man wohl dem neuen Frauenbunde ganz besondere Wünsche mit auf den Weg geben; vor allem zwei, die innig mit einander zusammenhängen: möchte er von

Anbeginn an seinen eigenen Stil finden, die Wirkungsart, die der Frau gemäss ist und zu der sich gerade auch die stille, des üblichen Vereinslebens ungewohnte Frau freudig finden kann, möchte er die Formen schaffen, in die sich die heute so dringend gebrauchte Liebeskraft aller der Frauen ergiessen kann, welche ihren engen Wirkungskreis erweitern und den Geist der Familie in die Welt hinaustragen wollen. Dann wird auch der andere Wunsch in Erfüllung gehen: dass es dem Frauenbunde gelingen möge, in sein Arbeitsfeld auch die Erziehung der Jugend mit einzubeziehen. Denn Genossenschaft und Erziehung gehören nun einmal unlöslich zusammen, wie Körper und Geist, Form und Inhalt. Ja, Genossenschaft will und muss ja Erziehung sein, Errichtung der familienhaften Wirtschaft im Geiste der Familiengemeinschaft. Und erst sie wird ja den Boden für eine Gemeinschaftserziehung, für Schule und «Volkshochschule» abgeben. Die Frau hat schon im kleinsten Kreise diese beiden Dinge zu umfassen, sie hält und führt die Wirtschaft als Grundlage und Rahmen für die Erziehung der heranwachsenden Jugend. Sollte sie nun nicht auch besonders berufen sein, diesen Kreis zu erweitern, in der genossenschaftlichen Wirtschaft allmählich tragend und führend zu werden und hier den Boden zu schaffen, wo die Jugend sich hineinleben kann in die Welt der Arbeit und der Gemeinschaft?

So kann ein ungeheuer grosses und schönes Arbeitsfeld vor einem genossenschaftlichen Frauenbunde liegen. Wir möchten innig wünschen, dass er wachse, und dass er ganz in diese Arbeit hineinwachse.

Der Bund nimmt nun sowohl Frauenkommissionen resp. -gruppen der Konsumvereine, als auch Einzelmitglieder auf (letztere mit einem Jahresbeitrag von 5 Fr.). Die Schreibende, die im übrigen mit weiterer Auskunft gerne zur Verfügung steht, möchte nun gerade die Leserinnen dieser Zeitschrift herzlich einladen, hier mitzuarbeiten, sofern sie Interesse und Liebe zur Genossenschaft haben. Es sei hier darauf aufmerksam gemacht, wie überaus wichtig es ist, dass dem Bunde recht viele einzelne Frauen beitreten. Nicht nur, weil selbstverständlich dies der Anfang dazu ist, dass an den verschiedenen Orten eine regere Frauentätigkeit einsetzt, sondern weil gerade die Einzelmitglieder jenes Element in die Arbeit hineinbringen, das unerlässlich ist, wenn der Bund seine besonderen Aufgaben erfüllen soll. Würden in ihm die sogenannten Frauenkommissionen zu einseitig vertreten sein, so erhielte er leicht ein ganz anderes Wesen. Die Frauenkommissionen sind, so gut und notwendig ihre Tätigkeit ist, in der Regel ein Glied der Vereinsverwaltung, sie treten mehr oder weniger als Teil einer «Behörde» auf, sind als solche in mehr als einer Hinsicht gehemmt und können nicht in dem Masse sich frei bewegen und neue Arbeitsweisen pflegen, wie das inoffizielle Gruppen von Frauen oder Einzelne könnten, die zwar auch in den Vereinsbehörden mitarbeiten sollen, aber in loserer und beweglicherer Form. Was der Genossenschaftsbewegung heute nötig ist und von ihren besten Vertretern und Vorkämpfern ersehnt wird, ist nicht eine weitere Ausdrucksform ihres bisherigen Wesens, sondern ein Aufkeimen und Durchbrechen neuen Wesens in neuen Ausdrucksformen. Möge der Frauenbund sich diesem grossen Werke zur Verfügung stellen!

Dora Staudinger.

## Vom schweizerischen Elend

**I. Das Eingehen der Neuen Schweizer Zeitung** möchte ich ein nationales Unglück nennen. Es kam auch denen, die dem Werke näher standen, ganz unerwartet, so unerwartet, dass in der kurzen Spanne Zeit, die für ein Rettungswerk noch übrig blieb, nichts Rechtes mehr getan

werden konnte. Gewiss war es ein schwerer Fehler der Leitung, dass die Genossenschafter, und auch die Leser, nicht viel früher auf den gefährdeten Stand des Unternehmens aufmerksam gemacht wurden. Vielleicht hätte sich doch eine Rettung finden lassen.

Die Ursachen dieses scheinbar plötzlichen Zusammenbruches waren zunächst materieller Natur. Auch in geschäftlicher Beziehung sind wohl einige grosse Fehler gemacht worden. Aber sowohl die Abnahme der Inserate, als die der Abonnentenzahl, weist neben den materiellen Ursachen, die vor allem in der wirtschaftlichen Krisis liegen, auf geistige hin. Es hat sich gezeigt, dass es in der Schweiz nicht geistige Unabhängigkeit genug gibt, dass ein abseits von den Parteien bloss der schweizerischen Idee dienendes Blatt bestehen könnte. Sogenannte schweizerische Blätter, die notorisch der alldeutschen Politik dienen, können leben, sogar mehr Abonnenten haben, als die grössten schweizerischen Zeitungen, aber eine wirklich schweizerische Zeitung muss sterben. Erschreckender könnte unsere ganze Lage nicht beleuchtet werden.

Man kann die Aufgabe, die die Neue Schweizer Zeitung sich gesetzt hatte, in vier Teile zerlegen. Sie wollte eine schweizerische Kultur vertreten; sie wollte an Stelle der in der deutschen Schweiz herrschenden mehr oder weniger alldeutsch orientierten Politik zwar nicht eine antideutsche, aber eine schweizerische Politik setzen, dies jedoch nicht in einem nationalistischen, sondern in einem humanen Sinne, im Sinn der Völkerbundsidee; sie wollte im innern Leben der Schweiz für das demokratische Prinzip eintreten, dies besonders auch auf die wirtschaftlichen Dinge anwenden und auch damit dem sittlichen und politischen Zusammenhalt der Schweiz dienen; sie wollte endlich einen neuen Stil im ganzen Zeitungswesen versuchen.

Die Lösung dieser Aufgabe ist nicht in allen Punkten gleich gut und von Anfang an gelungen. In Bezug auf die innere Politik und die sozialen Probleme im engern Sinne gewann sie erst nach und nach einen festen Kurs.

Der Erfolg des Werkes hing nicht nur von den Leitern ab, sie waren auf die Mitwirkung vieler Kräfte angewiesen, die eben zum guten Teil sich nicht einstellten. Wäre die Zeitung noch während des Krieges gegründet worden, dann hätte sie glänzende Zeiten gehabt, aber damals wurde ihre Entstehung durch die Schulthess'sche Papierdiktatur verhindert. So fiel ihr Wirken in die böse Zeit allgemeiner Depression. Trotzdem hat sie ein grosses Werk getan. Die Orientierung über die weltpolitischen Vorgänge, die Dr. Schoop gab, war einzigartig wertvoll und wird schwerlich einen Ersatz finden. Für den Völkerbund hat sie mehr als irgend ein anderes Organ getan. Ihr geistiger Gehalt war so gross, dass Dutzende unserer Durchschnittszeitungen dadurch hätten genährt werden können. Gegen die Lex Häberlin hat sie von Anfang eine entschlossene Haltung eingenommen und damit viel dazu beigetragen, dass die Opposition dagegen auch im bürgerlichen Lager zunahm. Sie hat eine Reihe von andern Blättern günstig beeinflusst und für unsere ganze Presse als Hecht im Karpfenteich gewirkt. Manch tapferes und gutes Wort ist hier gesprochen worden, das nicht leicht anderswo Platz gefunden oder die gleiche Wirkung gehabt hätte. Eine nationale Luftreinigung ist von ihr ausgegangen und ein nationaler politischer Stil geschaffen worden. Wie wohltätig wirkte schon die fast völlige Abwesenheit der Anonymität und die völlige Abwesenheit aller persönlichen Verleumdung und aller Cliquenwirtschaft. Dass sich das Blatt mit alledem von Seiten jenes Journalismus, der die Pest aller Völker geworden ist, und besonders des grossen Teils davon, der seine Leidenschaft in der Vertretung einer

fremden Politik hat, wütenden Hass zuzog, ist klar. Schlimmer ist, dass es nicht einen genügend grossen Kreis von Menschen in der Schweiz gab, die ein Blatt in einem solchen Kampf getragen hätten. Es zeigt sich in seinem Schicksal, neben dem allgemeinen Los alles Guten und Reinen, die ganze Misere unseres schweizerischen Lebens: dass wir alles ertragen, nur nicht Charakter und Geistesfreiheit; dass wir in einem Element der Kleinlichkeit leben, worin wir nur die Fehler sehen, die Werke und Menschen im einzelnen machen, aber das Grosse und Wesentliche ihres Wollens und Tuns verkennen; dass wir eine Atmosphäre der egoistischen Bequemlichkeit und klugen gegenseitigen Schonung über alles lieben und den Kampf um die grossen Güter und Ideen scheuen; kurz, dass wir nachgerade ein Volk berechnender und gemächlicher Philister geworden sind, die auch eine Zeitung nur ertragen können, wenn sie genau ihre privaten Ansichten wiedergibt und sich zur Einleitung des Mittagschläfchens lesen lässt.

Es ist an dieses Werk sehr viel Idealismus und opfervolle Arbeit gesetzt worden. Desto schmerzlicher ist sein Schicksal. Der Schreibende empfindet es persönlich als eine Niederlage eines Teiles dessen, was er wollte und will. Wir geben den Kampf allerdings nicht auf. Die Aufgabe, die die Neue Schweizer Zeitung sich gesetzt, ist dringender als je. Jene germanophile Richtung stösst, unterstützt durch Fehler Frankreichs, die masslos ausgebeutet werden, auf der ganzen Linie vor. Sogar die Zugehörigkeit der Schweiz zum Völkerbund ist gefährdet. In der inneren Politik gehen wir neuen schlimmen Spannungen entgegen. Nie während des Krieges ist die Lage der Schweiz so traurig gewesen, wie heute. Und gerade in diesem Augenblicke muss ihre Sache ein so wertvolles und lauteres Organ verlieren, — in dem Augenblicke, wo es seinen Kurs endgültig gefunden hatte und sein Einfluss sichtlich im Steigen begriffen war. Und das, weil es unter uns an geistiger Energie fehlte. Vielleicht, dass es möglich wird, in kurzem ein neues Organ für die alte Aufgabe zu schaffen. Allerdings würde ich dabei nicht an eine geruhsame akademische Revue, sondern an eine Zeitung denken, die zu jenem Teil des Volkes käme, von dem mehr zu hoffen ist als von den Intellektuellen, und die, so wie heute die Lage ist, ein Kampfblatt sein müsste. Die Neuen Wege, denen die Neue Schweizer Zeitung einen Teil ihrer früheren Aufgabe abgenommen, werden sich Mühe geben, sie wieder zu erfüllen, so gut es geht. Schliesst die Reihen! — und dennoch und trotz alledem!

**II. Der Prozess Gadient** hat nun also vorläufig mit einer Verurteilung dieses Mannes geendet, der zu den allerbesten gehört, die wir gegenwärtig in der Schweiz haben und dessen Buch über das «Prättigau» eine der wertvollsten Taten bleibt, die wir unter uns in der letzten Zeit erlebt haben. Es ist eine Illustration zur Lex Häberlin noch vor deren Inkrafttreten. Dass es sich um ein Parteiurteil handelt, ist jedem Suchenden ohne weiteres klar und sind darüber keine Worte mehr zu verschwenden. Trotzdem die Bündner Justiz schon von den Tagen der Blutgerichte des siebzehnten Jahrhunderts an nie wegen ihrer Unparteilichkeit berühmt war und auch in der neuesten Zeit eine ganze Reihe von unglaublichen Verdikten aufweist, hätte ich einen solchen Ausgang nicht für wahrscheinlich gehalten. Man muss wohl zu seiner Erklärung den Umstand einbeziehen, dass dieser bündnerische «Freisinn» seit gar langer Zeit nicht gewohnt war, aus dem eigenen Lager irgendeine ernsthafte Kritik zu erfahren, während er die sozialdemokratische als frevelhafte Verirrung glaubte ignorieren zu dürfen. Nun, da aus seinen eigenen Reihen diese Kritik kommt, empfindet er dies ungefähr so, wie gut monarchistische Kreise

eine Majestätsbeleidigung empfanden, nämlich als Frevel gegen Götter und Menschen. Wenn aber gegen ein solches Urteil keine allgemeine Empörung entsteht, so hängt das, neben dem besondern Einfluss der Systemszeitungen gerade in diesem Falle mit dem Umstand zusammen, dass es gelungen ist, unser «demokratisches» Volk mit einer geradezu religiösen Ehrfurcht nicht nur vor seinen Magistraten, sondern auch vor seinen Matadoren zu erfüllen, dass schon deren Antastung durch Kritik auch ihm als Schändlichkeit erscheint. Auch ist in unsern engen Verhältnissen überall der Geist der Vetterliwirtschaft mächtig, in dem man unter einer gegenseitigen Versicherung gegen Anfechtung lebt und wo man bei jedem scharfen Wort fürchtet, ein solches könnte unter Umständen einmal auch einen selbst treffen. Gewissen abgestempelten Menschen gegenüber ist alles erlaubt, aber wehe diesen — trotz Gottfried Keller! — wenn sie selbst ein «leidenschaftlich-freies» Wort sagen. Und endlich: man kennt bei uns keine sittliche und sachliche Leidenschaft mehr, darum muss jedes scharfe Wort «persönlich» gedeutet werden.

Das Urteil im Prozess Gadient bedeutete nicht nur das Ende aller Pressfreiheit — denn was kann man sagen, von dem nicht irgend ein Mensch sich «verletzt fühlen» könnte? — nein, es ist auch ein Symptom unseres tiefen geistigen Verfalls. Wenn er darüber da und dort einem die Augen öffnet, so mag dies «ein Keim des Guten in dem Uebel» sein.

Gadient aber ist einer der Erwecker unseres Volkes und teilt deren altes, ehrenvolles Los. Er soll nur nicht müde werden!

**III. Zum Kampf um den Achtstundentag** möchten wir nun einmal eine gründliche Aeusserung bringen, und zwar dann am liebsten von jemandem, der mitten in diesen Dingen steht, aber sich ein unbefangenes Urteil bewahrt hat. Wir hoffen, dass dies noch möglich sein wird, möchten aber doch schon jetzt durch einige Bemerkungen beweisen, wie sehr uns diese Sache am Herzen liegt.

Ich glaube meinerseits, ihr auch unbefangen gegenüberzustehen. Es war für mich nie ein Ziel der sozialen Bewegung, dass möglichst wenig gearbeitet werde. Auch bin ich durchaus mit denen einverstanden, die keine schablonenhafte Regelung der Arbeitszeit wollen. Es mag da und dort (noch abgesehen von der Landwirtschaft, wo die Frage einen besonderen Charakter annimmt) eine Arbeit von mehr und dafür andernorts eine von weniger als acht Stunden am Platze sein. Darüber liesse sich in aller Ruhe mit einander reden. Auch will ich mich nicht in den Streit einmischen, ob es vom technischen und ökonomischen Standpunkt betrachtet möglich wäre, durch eine Verlängerung der Arbeitszeit unsere Konkurrenzfähigkeit auch nur um einen Grad zu erhöhen und damit unsere Krise ein wenig zu mildern. So wie die Dinge liegen, sind für mich folgende Gesichtspunkte entscheidend:

1. Auch wenn es technisch und wirtschaftlich betrachtet möglich wäre, durch eine Verlängerung der Arbeitszeit unsere Lage zu bessern, so wird es psychologisch betrachtet nicht möglich sein. Denn was wird die Folge sein? Eine neue furchtbare Erbitterung des sozialen Kampfes. Denn die Arbeiterschaft wird sich den Achtstundentag nicht nehmen lassen ohne den heftigsten Kampf. Der beinahe erloschene Bolschewismus würde aufs neue sein Haupt erheben. Sollte eine solche schwere Zerstörung unserer sozialen und politischen Zustände wirklich unsere Konkurrenzfähigkeit erhöhen? Sollte dadurch die Schaffensfreudigkeit unserer Arbeiter vermehrt werden? Das kann bloss annehmen, wer den seelischen Faktor in aller Arbeit gering einschätzt. Er ist aber sehr wesentlich. Und zwar besonders für uns Schwei-

zer und das noch ganz abgesehen von allen Erwägungen einer wahren Demokratie. Wenn wir auf dem Weltmarkt konkurrieren können, dann am ehesten durch Qualitätsarbeit. Dafür ist aber eine kulturell hochstehende und arbeitsfreudige Arbeiterschaft nötig. Ihr könnt vielleicht, da Ihr ja gegenwärtig die Macht habt, der Arbeiterschaft den Achtstundentag nehmen, aber dann treibt Ihr die tüchtigsten ihrer Vertreter aus dem Lande und raubt den andern die seelische Spannung, schafft Zorn und Verbitterung und treibt bösen Dingen entgegen. Bedenket, ob Ihr mit einer stumpfen oder revoltierenden Arbeiterschaft die Krise überwindet. Ich fürchte, Ihr werdet sie erst recht gross, ja tötlich machen! Der umgekehrte Weg allein führt zur Rettung.

2. Es ist eben zu bedenken, dass der Achtstundentag für den Arbeiter nicht nur bedeutet: «Nicht mehr als acht Stunden Arbeit im Tag,» sondern, dass er darin das Zeichen seiner Befreiung und Erhebung, das Symbol einer menschlichen Kultur erblickt. Er fühlt sich in seinem ganzen Kampf zurückgeworfen, wenn man ihm diese Errungenschaft nehmen will. Es ist, im Ganzen und Wesentlichen gesehen, nicht Faulheit, die ihn dieses Gut so leidenschaftlich verteidigen lässt, denn es sind die sittlich am höchsten stehenden Arbeiter, die dies tun, sondern die Empfindung, dass an diesem Punkte der ganze Sinn der Arbeiterbewegung in Frage stehe.

3. Im andern Lager steht die Sache analog. Gewiss mögen manche Unternehmer und andere Leute ehrlich glauben, dass der Achtstundentag an all unserem wirtschaftlichen Unglück schuld sei. Sie vergessen, dass dieses aus dem Krieg und letzten Endes aus jener Ordnung stammt, gegen die der Achtstundentag einen Protest bildet. Sie vergessen, dass eine Verminderung der Arbeitskraft und Arbeitsfreudigkeit heute als Folge dessen, was wir seit neun Jahren erlebt haben, auf allen Lebensgebieten vorhanden ist und durch keinen Zwang von aussen beseitigt werden kann. Aber wenn sie dergestalt den Achtstundentag zum Sündenbock für alle sozialen Uebel der Stunde machen, so verraten sie damit, dass dieser ihnen auf alle Fälle nicht recht war, eben als ein Siegeszeichen der Arbeiterbewegung. Ganz gewiss wirkt — neben viel veralteten Gedanken anderer Art — diese Empfindung unbewusst und bewusst mit. Dann aber kann keiner, der das Recht der Arbeiterbewegung zugibt, in diesem Kampfe zu den Gegnern stehen.

Noch einmal: eine versklavte Arbeiterschaft wird die schweizerische Industrie nicht tragen. Neue Arbeitsfreudigkeit ist freilich nötig, aber sie wird nur die Frucht einer Wiedergeburt der Arbeit aus neuem Geist und neuen Ordnungen sein. Die Beseitigung des Achtstundentages aber ist eines jener kleinlichen und oberflächlichen Mittelchen gegen ein grosses Uebel, von dem nur kurzsichtige oder brutale Menschen etwas Gutes erwarten können. Alle grösser Denkenden und schärfer Blickenden sollten sich davon abwenden und die Rettung in viel gründlicheren und tieferen Heilmitteln suchen.

**IV. Die Lex Häberlin,** neuerdings «Umsturzgesetz» getauft, offenbar weil sie, wie die «Volkswacht am Bodensee» treffend bemerkt, den letzten unter uns noch vorhandenen Rest von Demokratie umstürzen will, läuft auf der gleichen Linie wie die Beseitigung des Achtstundentages, nur dass sie noch bedeutend viel mehr von allen guten Geistern, und überhaupt vom Geist, verlassen ist. Wenn man begreifen kann, dass edle Menschen meinen, die Aufhebung des Achtstundentages sei nötig, so ist es schon ein psychologisches Rätsel, wenn solche diesem dumm-kleinlichen Machwerk zustimmen können, das mit dem Zuchthaus und dem Polizeiknüppel die heutige Ordnung retten und die schweren Probleme dieser Zeit lösen will. Wir brauchen in den Neuen Wegen

von dieser schweizerischen Schande nicht weiter zu reden. Es gibt Dinge, über die man nicht mehr verhandelt. Uns ist klar, dass dieses «Umsturzgesetz» alle Geister der Zerstörung unter uns aufreizen und alle brutale Dummheit ermuntern wird. Man könnte sich nur schwer ein besseres Mittel zur Verhinderung einer sozialen Versöhnung im hohen Stil ausdenken. Darum wiederhole ich, was ich an dieser Stelle schon einmal gesagt: falls man solche Dinge überhaupt mit Zuchthaus bestrafen wollte, was meine eigene Meinung n i c h t ist, so gehörten die Urheber dieses Gesetzes gewiss hinein. Denn dieses Gesetz wird, wenn es in Kraft tritt, die Grundlagen der Schweiz schlimmer untergraben, als es je eine kommunistische Bewegung tun könnte. Es ist einer Taktik kleinlichsten Polizeigeistes entsprungen, der da, wo g e i s t i g e r Kampf am Platze wäre, es mit G e w a l t machen will. Niemand wird froher darüber sein, als die Geister der Verneinung.

Ich hoffe, dass unsere Freunde an der Abwendung dieser Gefahr und Schande trotz den Ferien sich nach Kräften beteiligen werden. Die Neuen Wege werden vielleicht, da das nächste Heft erst im September (freilich früh im September) erscheinen soll, direkt nicht mehr viel dazu beitragen können, doch wird es uns nicht an Mitteln fehlen, unsere Pflicht zu erfüllen. Da die Masse der Menschen offenbar nur an das Gemeine glauben kann, so hat man des Schreibenden Opposition gegen die Lex Häberlin daraus erklärt, dass er sich selbst dadurch bedroht fühle. Als ob ich noch nie mit aller Wucht gegen und für Dinge gewesen wäre, die mich persönlich nicht berührten. Nun ist mir freilich durchaus klar, dass das Gesetz im Sinne seiner Urheber besonders auch auf Leute wie mich zielt. Aber nichts könnte mir gleichgültiger sein. Ob ich je vor dem Gefängnis Angst gehabt habe, weiss ich nicht, jedenfalls hätte ich sie längst verloren. Nichts kann mich weniger erschrecken, als die Aussicht auf einige Monate Ferien und Stille hinter Gefängnismauern. Auch gehört es für mich zum ABC, dass man dem Guten durch solche Gesetze nicht beikommen kann, im Gegenteil, es damit nur fördert. Aber man kann damit auch das Böse stärken, und weil ich das fürchte, so hoffe ich, dass ein guter Geist die Schweiz vor dieser Lex bewahre und durch den Sieg über sie frische Luft in unsere Atmosphäre bringe.

**V. Abrüstung.** Es geht doch vorwärts. Man hört förmlich, wie es überall von Zusammenstürzen kracht im Riesentempel des Moloch. In England, Amerika, Japan haben neuerdings Reduktionen des Militärbudgets oder der Soldatenzahl oder auch beides stattgefunden. Der Völkerbund muss immer mehr an das Problem heran; er muss ein so radikales Abrüstungsprojekt wie das von Lord Cecil wenigstens diskutieren. Amerika verbietet die Fabrikation von Giftgasen für den Krieg. Das Unterseeboot droht der Aechtung zu verfallen. Die Stigmatisierung von allem, was mit dem Krieg zusammenhängt, nimmt zu. Man darf sagen: sittlich betrachtet ist der Kampf gewonnen. Nun gilt es, mit den unter einander verbündeten I n t e r e s s e n, die dahinter stehen, fertig zu werden, das Reich des B ö s e n, das diese seine Festung nicht fahren lässt, zu bekriegen und diese so in immer neuen Stürmen und immer tieferer Unterminierung zu stürzen.

Dass die S c h w e i z eine besonders starke Bastion dieser Festung geworden ist, müssen wir, wie vieles andere dieser Art, als traurige Tatsache hinnehmen. Neuerdings hat der B u n d e s r a t dem V ö l k e r b u n d auf dessen Empfehlung einer Einschränkung der Rüstungen eine Antwort voll der üblichen schweizerischen Selbstgerechtigkeit — um nichts Schlimmeres zu sagen — erteilt. Was soll man zu der fol-

genden Behauptung sagen: «Sie [die Schweiz] ist von stark gerüsteten Staaten umgeben, was ihre Pflicht, den Stand ihrer militärischen Vorbereitungen fortwährend auf einer gewissen Höhe zu erhalten, noch dringlicher macht.» Weiss der Bundesrat nicht, dass Deutschland ein Heer von 100,000 Mann, Oesterreich eines von 18,000 Mann hat, Italien aber fortwährend abrüstet und vom Antimilitarismus ganz und gar durchsetzt ist? Bleibt nur Frankreich übrig. — Noch unwahrer ist die andere Behauptung, «dass die Schweiz gegenwärtig über eine militärische Rüstung verfügt, die im Vergleich zu andern Staaten als äusserst beschränkt erscheint.» Das könnte höchstens in Bezug auf die Grosstaaten richtig sein, es ist aber selbstverständlich nicht angängig, uns mit diesen zu vergleichen. Wenn man auf das Verhältnis zur Gesamtzahl der Bevölkerung achtet, so ergibt sich die wohl von niemand bestrittene, sehr bezeichnende Tatsache, *dass wir von allen Völkern weitaus das grösste Heer haben.* Einzig Frankreich scheint, wenn man zu der aktiven die für den Kriegsfall disponible Armee dazunimmt, eine Ausnahme zu machen, aber wenn man bedenkt, welch ein riesiges Kolonialreich Frankreich besitzt und dass ein Teil seiner Soldaten aus diesem stammt, dann dürfte sogar die Kriegsstärke seiner Armee, *verhältnismässig* betrachtet, kaum grösser sein als die Friedensstärke der unsrigen. Ich lasse eine Uebersicht über die Heeresstärken folgen, die ich einem amtlichen englischen Bericht entnehme:

| | |
|---|---|
| Belgien | 105,000 |
| Bulgarien | 33,000 |
| Dänemark | 15,400 |
| Deutschland | 100,000 |
| England | 341,000 |
| Finnland | 351,000 |
| Frankreich | 809,652 |
| Griechenland | 250,000 (Kriegsstärke) |
| Holland | 21,400 |
| Italien | 300,000 |
| Japan | 350,000 (ungefähr!) |
| Jugoslavien | 200,000 |
| Norwegen | 15,400 |
| Polen | 600,000 (Kriegsstärke) |
| Portugal | 30,000 |
| Rumänien | 160.000 |
| Spanien | 190,715 |
| Schweden | 56,200 |
| Schweiz | 200 000 |
| Tschechoslowakei | 147,300 |
| Ungarn | 35,000 |
| Ver. Staaten | 150,000 |

Ich werde so bald als möglich auch eine Uebersicht über die Heeresausgaben und das jeweilige Verhältnis zu den Gesamtausgaben, sowie über die bisher geschehenen Abrüstungsmassnahmen folgen lassen. Zu der gegenwärtigen bemerke ich nur noch, dass eine genauere Spezifikation, die mir später vielleicht auch möglich wird, das Bild da und dort wohl etwas ändern, aber die *eine* Tatsache gewiss unverändert lassen würde: dass wir, alles in allem gerechnet, das verhältnismässig grösste Heer der Erde haben. Und das, trotzdem wir eines der *am wenigsten* bedrohten Völker sind — was gegenüber der üblichen fable convenue festgestellt werden muss — und dazu das Völkerbundsland.

Ja, der Völkerbund! Nicht wenige unserer Militaristen haben sich mit ihm wohl ausgesöhnt durch die Erwägung, dass er eigentlich eine treffliche Stütze für unseren Militarismus abgebe. «Als Hüter unserer Völkerbunds-Neutralität müssen wir eine starke Wehrkraft haben und müssen die Alpenpässe, den Sitz des Völkerbundes, bewachen, usf.» Dabei fordert gerade der Völkerbund auch die Schweiz zur Einschränkung ihrer Rüstungen auf, und ist es jedem, der sich nicht selbst betrügen will, klar, dass gar nichts uns so sicher zum Völkerbundsland machte und uns in den Augen aller seiner *aufrichtigen* Anhänger Wert und Daseinsrecht verliehe, wie eine rasche und weitgehende militärische Abrüstung.

Im übrigen gibt es für mich in dieser Sache nur eine Problemstellung, die der Lage gerecht wird: Wenn es noch einmal einen Krieg in Europa gibt, der, was immer sehr wahrscheinlich ist, zum Weltkrieg wird, dann ist die Welt, zum mindesten Europa, verloren und wir mit ihm. Gerettet können wir und die Welt nur werden, wenn der Krieg bekämpft wird. Das kann aber nur geschehen durch Abrüstung jeder Art, und darin voranzugehen, ist jetzt die einzig wirksame «Landesverteidigung». Tun, als ob wir mit unseren Vetterli- und Maschinengewehren den modernen Vernichtungsmitteln gegenüber mehr ausrichten könnten, als uns in ein paar Tagen zugrunde zu richten, ist Kinderei. So muss das Problem angefasst werden, wenn man realistisch und nicht utopistisch im Sinne der Romantik sein will. Dann aber gibt es nur einen Weg: Abrüstung so rasch als möglich und so gründlich als möglich! Vorangehen auf diesem Weg, das ist jetzt gutes Schweizertum, wie es Menschentum und in tiefstem Sinne Christentum ist. L. R.

**Schweizerisches Hilfskomitee für die Hungernden in Russland. Zur Abwehr.** Seit einigen Tagen werden in der schweizerischen Presse die abenteuerlichsten Gerüchte über die internationale und speziell auch schweizerische Russlandhilfe verbreitet, die im Interesse von fast 50 Millionen hungernder Mitmenschen, aber auch des grossen Kreises der schweizerischen Spender nicht energisch genug abgewehrt werden können.

Leider muss festgestellt werden, dass die Urheber dieses unsauberen Feldzuges gegen das grosse humanitäre Werk der internationalen Hilfe für die Hungernden ihr trauriges Ziel zum Teil erreicht haben: wie aus zahlreichen Anfragen auch an unser Komitee und der jähen Verminderung der Geldeingänge hervorgeht, haben die Lügennachrichten in die Reihen des Publikums Besorgnis getragen und eine für zahlreiche Hungernde verhängnisvolle Beeinträchtigung der Opferwilligkeit gezeitigt.

Aus diesem Grunde sehen wir uns in Uebereinstimmung und im Auftrag des Oberkommissariats Dr. Nansen in Genf nochmals zum formellen Dementi der herumgebotenen Greuelberichte, die sämtlich ins Gebiet der Fabel gehören, veranlasst: es ist nicht wahr, dass ein schwedischer Lebensmittelzug für die Hungernden von der Sowjetregierung für die Rote Armee beschlagnahmt worden sei. Das schwedische Rote Kreuz hat bereits durch Vermittlung der Schweizerischen Depeschenagentur diese unverantwortliche Falschmeldung dementiert, leider hat aber nur ein geringer Teil der Zeitungsorgane, die die Falschmeldung veröffentlichten, auch der nachfolgenden Richtigstellung Platz in ihren Spalten eingeräumt, wodurch die Irreführung der Oeffentlichkeit in diesem Punkte zum grossen Teil noch fortbesteht. Es ist weiter nicht wahr, dass die Verzögerung des Abganges des schweizerischen Kinderhilfszuges in das Hungergebiet ein Akt der Böswilligkeit oder gar Unfreundlichkeit gegenüber der Schweiz seitens der russischen Behörden sei. Nach unseren Informationen handelt es sich dabei um eine Massnahme, die ausschliesslich und allein durch die Zerrüttung des russischen Eisenbahnwesens und seiner augenblicklichen Belastung vor allem durch die Saatgetreide-Transporte für die Hungergebiete hervorgerufen ist.

Gegenüber allen herumgebotenen Lügengerüchten über die Hilfsaktion für die Hungernden in Russland kann nach den bisherigen mehrmonatlichen Erfahrungen mit aller Entschiedenheit behauptet werden, dass volle Sicherheit dafür besteht, dass ausnahmslos alle Lebensmitteltransporte voll und ganz den Hungernden

zugute kommen. Alle anderen Behauptungen sind nichts als ein verbrecherischer Versuch gewisser interessierter Kreise, das grosse internationale Hilfswerk zu durchkreuzen, ein Versuch, der vom internationalen Oberkommissär Dr. Nansen bereits vor Monaten auf der Völkerbundsversammlung in Genf signalisiert und entlarvt wurde. Wir fordern diese Kreise, soweit sie auch in der Schweiz vertreten sind, auf, von derartigen, gegen das bessere Wissen erfolgten unwürdigen Manövern abzustehen, sich nicht hinter das angebliche «Misstrauen» in die gerechte Verteilung der Liebesgaben zu verstecken und lieber offen sich zur Ansicht zu bekennen, dass sie unter allen Umständen, d. h. auch im Falle der tatsächlich bestehenden vollen Garantie für die richtige Verwendung der Spenden, Gegner der Hilfaktion für die Millionen russischer Hungerleidenden sind.

An die schweizerische Oeffentlichkeit aber richten wir den dringenden Appell, den Verbreitern der Falschmeldungen die gebührende Antwort zu geben und unbeirrt durch lügnerische Berichte nach wie vor den Kampf gegen die ungeheure Katastrophe der russischen Hungersnot tatkräftig zu unterstützen. Wir glauben bestimmt, dass in der Schweiz — der Vorkämpferin des Gedankens der internationalen Hilfssolidarität — unser Ruf nicht ungehört verhallen wird. Dies fordert sowohl die reine Menschlichkeit, als auch der Wiederaufbau der zerstörten europäischen Wirtschaft, deren auch für die Schweiz verhängnisvolle Krise ohne den Wiederaufbau Russlands nicht überwunden werden kann. Die auf dem Gebiete der Schweiz arbeitenden Organisationen der Russlandshilfe sind dabei sichere Bürgen für eine richtige Verwendung der schweizerischen Spenden. Unterstützt das Rote Kreuz in seiner Fürsorge für die Kranken, das Kinderhilfskomitee in seiner Fürsorge für die hungernden russischen Kinder und vergesst auch die sterbende erwachsene Bevölkerung Russlands nicht, deren Erhaltung der sicherste Schutz gegen künftige Hungersnöte ist!

Die Erhaltung eines Erwachsenen während dreier Monate bis zur nächsten Ernte kostet 24 Franken, die Erhaltung eines Kindes im gleichen Zeitraum bloss 15 Franken. Diese für die Erhaltung eines Menschenlebens erforderlichen ganz geringen Beträge können auch in 3 Monatsraten bei uns einbezahlt werden (Postscheck-Konto VIII/9189), die Verpflichtungsscheine für die Erhaltung eines hungernden Erwachsenen oder Kindes können in allen Pfarrämtern oder direkt von unserem Sekretariat (Zürich 6, Bolleystrasse 41) bezogen werden.

Schweizerisches Hilfskomitee für die Hungernden in Russland:
Der Präsident:
Prof. Dr. Marcel Grossmann.

An die Unterzeichner unseres Aufrufes.

Unser Aufruf, den wir in einigen hunderttausend Exemplaren als Beilage zu den Zeitungen verbreiteten, hat uns bis jetzt (d. h. im Verlauf von etwa drei Monaten) gegen Fr. 120,000.— eingetragen. Das Nansenwerk hat uns Ende Mai Fr. 60,000.— kreditiert, abzahlbar in drei Monatsraten, zur Eröffnung von Küchen im Gebiet Berdiansk-Mariupol, wo Hunderttausende hungern und noch keine Ausspeisungen stattfanden. Dieser Kredit wurde uns Anfang Juli voll ausbezahlt. Die Summe ernährt für die Monate Juni, Juli, August 4000 Personen. Diese Aktion können wir nun weiterführen und werden sie auf die Krim ausdehnen, falls uns weitere Mittel zufliessen.

Dem Schweizer-Kinderhilfskomitee in Bern, dessen Küchen an der Wolga funktionieren, haben wir bis jetzt Fr. 10,000.— überweisen können.

Unsere Unkosten (Druck und Expedition des Aufrufes, Verwal-

tung) belaufen sich bis jetzt auf rund Fr. 3000.—.

Wir danken Ihnen für Ihre Unterstützung und bitten Sie dringend, für unsere Hilfsaktion auch in Zukunft zu wirken. M. Grossmann.

**Künstlerhilfe-Aufruf für die Hungernden Ruslands.** Wir wenden uns an Sie als Zugehörige der Klasse der Künstler und geistigen Arbeiter, von denen zu erwarten ist, dass Menschlichkeit und Vernunft ihre Handlungen bestimmen. Schriftsteller, Maler, Bildhauer, Aerzte, Juristen, Ingenieure, Redaktoren, ihr Intellektuelle alle, Arbeiter des Geistes, hört unsern Ruf!

Dreissig Millionen Menschen sind in Russland vom Hungertod bedroht. Die letzten Berichte aus den Hungergebieten stellen die grauenerregende Tatsache fest, dass in den russischen Hungergebieten Menschenfleisch gegessen wird. Die Blüten der Menschheit, die Kinder, sinken zur Erde.

Geistige Arbeiter der Schweiz, ergreift die Initiative bei Zusammenkünften, redet in Versammlungen, veranstaltet Ausstellungen, Kunstabende, Theatervorstellungen und liefert den Reinertrag für die Hungernden ab! Besprecht euch mit euren Verlegern, Direktoren, Kunsthändlern usw., veranlasst sie, den Ertrag von diesem oder jenem Werke für die Hungernden abzugeben. Dank im voraus!

Bernisches Komitee d. Künstlerhilfe für die Hungernden Russlands: A. Nef, Kapellmeister, Ernst Kreidolf, Hermann Hesse, O. Volkart, Paul Schürch, Bertha Züricher.

Anmerkung d. Red. Wir veröffentlichen auf Wunsch gerne diesen Aufruf und erlauben uns bloss, im Interesse der Sache selbst vor Zersplitterung zu warnen.

**Die Bewegung für eine christliche Internationale.** Programm der Konferenz auf dem Sonntagsberg in Niederöstereich. 7. bis 14. August 1922. Das folgende Programm soll nur eine Andeutung des wahrscheinlichen Verlaufes und der zu behandelnden Themen sein, auch kann es verändert werden, falls dies der Wunsch der Konferenzteilnehmer ist. Viele von denen, die aus den verschiedenen Ländern unter uns sind, haben tief über die Probleme nachgedacht, die der Gesellschaft heutzutage entgegentreten, und manche von ihnen haben besondere Erfahrungen gemacht in dem Versuche, Ideale in die Tat umzusetzen. Es ist in Wirklichkeit, dass wir die volle Mitwirkung ihrer Erfahrungen und ihrer Botschaft erhalten.

Die Sitzungen der Konferenz. Wir beabssichtigen, die Morgen- und Abend-Sitzungen den allgemeinen Themen zu widmen, an den Nachmittag-Sitzungen zwischen Thee und Abendessen die Lage der verschiedenen Länder zu behandeln, und die Zeit zwischen Mittagessen und Tee frei zu lassen.

Eröffnung der Konferenz. Die Konferenz wird am Montag um 8 Uhr abends mit einer Andacht-Sitzung beginnen.

Unsere Grundprinzipien werden bei den Dienstag-Morgen- und Abend-Sitzungen behandelt werden. Dr. Hodgkin wird die Diskussion eröffnen.

Die Nation. Am Mittwoch erörtern wir die Gesamtheit derjenigen Probleme, welche entstehen, wenn der einzelne Mensch, der den Weg der Liebe zu leben versucht, und Jesu nachzufolgen strebt, der Bürger eines Staates ist, der auf einer andern Grundlage organisiert ist, als der der Liebe. Welches ist die Pflicht des einzelnen Menschen in Bezug auf den Krieg, auf die Bestrafung und Verhütung des Verbrechens, auf das politische System des Staates?

Rasse-Fragen werden am Donnerstag behandelt werden. Herrschende Rassen. Das Hindernis der Farbe. China und Japan. (Die Diskussion wird von Dr. Hodgkin eröffnet werden.) Die Gandhi-Bewegung. (J. Haynes wird die Diskussion eröffnen.)

Volkswirtschaftliche und industrielle Fragen. Während der zweiten Hälfte der Konferenz wird die praktische Anwendung des Ideals der Liebe und des Dienens in industriellen und geschäftlichen Angelegenheiten behandelt werden. Welches sind die Schäden des heutigen Industrie-Systems? Welche Versuche sind bisher innerhalb des jetzigen Industrie-Systems gemacht worden, die sich dem Ideale annähern? Gesetzgebung — Streike — Siedelungen — Privateigentum — Einkommen von Kapitalanlagen — Verwaltung des Kapitals — Siedelungen.

Es wird Zeit frei bleiben für jene Fragen persönlicher Jüngerschaft und des intimen geselligen Lebens, die uns gewöhnlich näher angehen, als die mehr öffentlichen und ferne liegenden Probleme. Wir wollen Stunden für innere Sammlung und Gebet miteinander halten, und stets versuchen, geduldig und demütig zu sein.

**Ferienkurs auf dem Brunnersberg.** 29. Juli bis 3. August. Siehe «Neue Wege» No. 6. Ein Nachtrag: Am 31. Juli wird Herr A. Bietenholz-Gerhard, Basel, über Siedelungen reden. — Eine Aenderung: Herr H. Berlepsch-Valendàs ist verhindert. Es besteht die Aussicht, dass Herr Dr. Fr. Wartenweiler, Frauenfeld, am 2. August über Schulgenossenschaft reden wird.[1])

[1]) Dr. W. scheint nun doch nicht kommen zu können; es wird aber trotzdem über das Thema geredet werden.

Im übrigen bleibt es beim angekündigten Plan. Für das Heulager ist eine Decke mitzubringen. Auch unangemeldete Teilnehmer sind herzlich willkommen, ebenso solche, die bloss einen Teil des Kurses mitmachen können, obwohl wir uns nicht verhehlen, dass eine tiefgehende Gesamtwirkung nur beim Mitmachen von Anfang bis Ende zu erwarten ist. Es soll ein echt familiäres Zusammenschaffen werden.

S. Oettli, Derendingen.

Anmerkung der Redaktion. Wir möchten, nachholend, was wir im letzten Heft aus technischen Gründen unterlassen mussten, diesen Ferienkurs auf den Jurahöhen von Herzen empfehlen. Er steht nicht in Konkurrenz zu dem in Zürich, da wohl die Einen eher im Juli, die Andern eher im September für einen solchen Anlass Zeit haben. Wie schön und wertvoll kann ein solches Zusammenleben in ländlicher Stille und geistiger Gemeinschaft sein!

**Die Reichenauer Konferenz.** Am 13. und 14. August findet die alljährliche Konferenz der religiösen Sozialisten Graubündens statt. Wir beginnen am Sontag um halb 5 Uhr abends. Es wird Pfarrer R. Lejeune aus Arbon über den Liberalismus reden. Am Montag folgen Aussprachen über die Schulfrage und den Zivildienst. Wir verschicken keine besondern Einladungen. Jeder, den diese Anzeige erreicht, ist willkommen. Nähere Auskunft erteilt gerne Pfarrer Hübscher in Andeer.

# Ferienkurs in Zürich

23. bis 27. September 1922.

Eine Anregung aus dem Freundeskreise aufnehmend, haben wir vor einiger Zeit beschlossen, Ende September in Zürich einen Ferienkurs zu veranstalten. Es wurde uns gesagt, dass es nicht nur solche gebe, die gerne aus der Stadt aufs Dorf gingen, um dort in länd-

licher Abgeschiedenheit geistige Fragen zu erörtern, sondern auch solche, die umgekehrt gern einmal vom Lande in die Stadt kämen, um dort, im Brennpunkte der modernen Probleme, sich in diese zu vertiefen und dann vielleicht auch die Arbeit auf dem Lande in einem neuen Sinne zu tun. Auch abgesehen davon empfinden viele von uns das Bedürfnis, einmal mit Freunden und Gesinnungsgenossen zusammen jene Aufgaben zu erörtern, die gerade jetzt vor uns neu aufsteigen und uns enger, nicht zwar zu einer Organisation, aber zu einer freien, warmen Gemeinsamkeit des Arbeitens und Kämpfens zusammenzufinden. Das Programm ist zu diesem Zwecke mit Sorgfalt überlegt. Es versucht, das zum Mittelpunkt der Beratung zu machen, was augenblicklich am dringendsten einer Klärung bedarf, oder nach Arbeit ruft. Die Referenten sollen so viel als möglich allen Gruppen und Landesgegenden entnommen sein. So hoffen wir, dass unsere Einladung ein warmes und vielfaches Echo finde und eine Tagung zustande komme, von der viel Einheit, Kraft und Mut ausgehen werde. Die Arbeitsgemeinschaft

Das Programm lautet:

**I. Das religiöse Problem.**

Samstag, den 23. September, nachmittags 3 Uhr: Christus und die heutige Lage. — Abends 7 Uhr: Abendfeier im Kurhaus «Rigiblick». Gemeinsames Abendessen. Ansprachen und Berichte.

Sonntag, den 24. September, vormittags halb 10 Uhr: Unsere Stellung zu den religiösen Bewegungen der Gegenwart.

**II. Stadt und Land.**

Sonntag, den 24. September, nachmittags halb 3 Uhr: Bauer und Arbeiter. - Dorfkultur. - Das soziale Evangelium auf dem Lande.

**III. Das Problem des Sozialismus.**

Montag, den 25. September, vormittags halb 9 Uhr: Lage und Aussichten des Sozialismus und unsere Stellung zu den sozialistischen Parteien. — Nachmittags, halb

3 Uhr: Die Arbeit in Genossenschaft und Gewerkschaft. — Abends 8 Uhr: Volksabend im Volkshaus, Zürich 4. Das soziale Evangelium. Wo stehen wir? Was glauben wir? Wie arbeiten wir? (Drei Reden.)

### IV. Unsere Bildungs- und Erziehungsarbeit.

Dienstag, den 26. September, vormittag halb 9 Uhr: Allgemeines zur Bildungsarbeit. - Berichte aus der Arbeit. - Unsere Organe: Presse, Literatur, Verlag. — Nachmittags: Ausflug. Bei gutem Wetter Besuch der Siedelung in Herrliberg. Besprechung über die Arbeit in der Siedelung.

### V. Frau und Jugend.

Mittwoch, den 27. September, vormittags halb 9 Uhr: Die Probleme der proletarischen Frau. - Die Probleme der Jugend.

An die einführenden Referate und Voten schliesst sich freie Aussprache an.

Die Namen der Referenten werden später mitgeteilt.

Das Programm gilt als vorläufig, Aenderungen werden vielleicht noch nötig werden.

Die Besprechungen finden im «Gartenhof», Gartenhofstrasse 1, Zürich 4, statt; die Abendfeier vom 23. September im alkoholfreien Kurhaus «Rigiblick», Zürich 6; der Volksabend vom Montag, den 25. September, im grossen Saal des Volkshauses am Helvetiaplatz, Zürich 4.

Anmeldungen zur Teilnahme am Ferienkurs sind zu richten an Frl. M. Grob, Feldeggstrasse 41, Zürich 8. Wünsche für Freiquartier sollen nach Möglichkeit berücksichtigt werden.

Ein Kursgeld wird nicht erhoben, dagegen sind freiwillige Beiträge zur Deckung der Unkosten willkommen.

## Von Büchern

Auf vielseitiges Bitten habe ich mich endgültig entschlossen, die Aufsätze über «Blumhardt Vater und Sohn» als Buch herauszugeben und zwar unter dem Titel: «Der Kampf um das Reich

Gottes in Blumhardt, Vater und Sohn — und weiter». Das Buch wird in Bälde im Rotapfel-Verlag erscheinen. Was Blumhardt der Welt sein kann, mag auf diese Weise noch besser gefördert werden, als wenn jene Aufsätze und vor allem die Blumhardt-Worte, deren Kommentar sie bilden, nur auf den Leserkreis der Neuen Wege beschränkt bleiben. Und auch die Leser der Neuen Wege selbst mögen an der Buchausgabe mehr haben, da sie darin ein Erbauungsbuch besitzen werden, dem — um der Blumhardt-Worte willen — wenige an Wert zu vergleichen sein werden.

Es sei bei diesem Anlass mitgeteilt, dass die lange vergriffene aber immer wieder verlangte Schrift: «Selbstbehauptung und Selbstverleugnung» nun wieder zu haben ist, als ein Stück der «Flugschriften der Quelle», im Rotapfel-Verlag.

## Redaktionelle Bemerkungen

Wir haben uns erlaubt, das Juli- und Augustheft zusammenzuziehen, einmal, um dem Ganzen einen einheitlichen Charakter verleihen zu können, dann, weil wir das Septemberheft wegen dem geplanten Ferienkurs ohnehin sehr früh erscheinen lassen wollen. Unsere Leser werden hoffentlich gegen diese Anordnung nichts einzuwenden haben.

Dass der Kampf um den Zivildienst, der nur einen Teil und eine Phase des Kampfes um den Frieden ist, diesmal stark im Mittelpunkt des Heftes steht, werden die Leser ohne weiteres bemerken. Wir haben darob anderes, zum Teil sehr Wertvolles, zurückstellen müssen, es wird aber in Bälde nachfolgen, und unsere Leser werden es gewiss nicht falsch ausdeuten, wenn die einzelnen Hefte etwa einseitig sind, insofern sie ein Thema stark in den Vordergrund stellen. Die Ergänzung ergibt sich dann von selbst.

### Korrektur.

Im letzten Heft ist ein bedauerlicher Druckfehler stehen geblieben. Es muss Seite 270 in der Fussnote statt «siebzehnten Jahrhunderts» «achtzehnten» stehen.

# Der Begründer des Reiches Gottes[1])

Im Wesen des sozialen Evangeliums liegt ein starkes Interesse an der Geschichte. Die individualistische Theologie sieht überall unzählige sündhafte Einzelne, die alle denselben Prozess der Reue, des Glaubens, der Rechtfertigung und der Wiedergeburt durchmachen müssen und die, wenn ihre Zeit gekommen ist, sterben und in den Himmel oder in die Hölle kommen. Das Zeitalter, in dem ein Mensch lebte, die Gesellschaftsklasse oder die Rasse, der er angehörte, hat wenig zu bedeuten. Dieser religiöse Standpunkt erhebt sich über Zeit und Geschichte. Das soziale Evangelium hingegen versucht, den Fortschritt des Reiches Gottes in dem Strom der Geschichte zu entdecken, nicht nur in den Werken der Kirche, sondern auch in dem Zusammenstoss von wirtschaftlichen Kräften und sozialen Klassen, im Steigen und Sinken von Despotismen und Formen der Sklaverei, in dem Aufkommen neuer Werturteile und neuer Richtlinien für das sittliche Denken und Fühlen, oder in dem Steigen oder Sinken des moralischen Niveau. Sein oberstes Prinzip ist das Reich Gottes, und das Reich Gottes ist religiös und teleologisch gesehene Geschichte. Darum ist das soziale Evangelium immer geschichtlich orientiert. Seine Ausbreitung geht Hand in Hand mit der Ausbreitung des Verständnisses für die Geschichte und die geschichtliche Methode.

Dieses überragende Interesse am Ursprung und Fortschritt der sozialen Erlösung beeinflusst die Behandlung der theologischen Probleme in der Person und im Werke Christi. Wir wollen den Christus sehen, der als erster das Reich Gottes verkündete. Die Theologen haben sich immer bemüht, ihre Lehre von Christus mit ihrer Auffassung von der Erlösung in Einklang zu bringen. Wenn sie glaubten, die Erlösung bestehe hauptsächlich in der Erkenntnis Gottes, so stellten sie die Persönlichkeit und das Werk Jesu in erster Linie als die vollkommene Offenbarung Gottes dar. Wenn sie die Erlösung hauptsächlich in der mystischen Verleihung von Unsterblichkeit und gött-

[1]) Das Folgende ist ein weiteres Kapitel aus dem Buche von Rauschenbusch: A Theology for the Social Gospel. Es bildet die Fortsetzung des im letzten Heft veröffentlichten.

lichem Leben bestehen liessen, so betonte ihre Lehre von Christus vor allem die Verbindung des Göttlichen und Menschlichen in der Fleischwerdung Christi und in den Sakramenten. Wenn die Erlösung vor allem in der Austilgung der Schuld, der Vergebung der Sünde, der Rechtfertigung des Sünders und der Aufhebung seiner Strafe besteht, dann brauchen wir einen Christus, der unsere Sünden getilgt, Gott für unsere Vergehen Genugtuung verschafft und unsere sündhaften Mängel durch sein unendliches Verdienst und seine göttliche Tugend aufgewogen hat. Jede Auffassung von der Erlösung verfuhr pragmatisch in der Auswahl und Konstruktion der Tatsachen. Jede war nur ein Bruchstück, schloss deswegen aber nicht notgedrungen andere Gedankenreihen aus. So verlangt heute das soziale Evangelium, ohne deswegen andere theologische Ueberzeugungen auszuschliessen, Verständnis für den Christus, der diejenigen geschichtlichen Kräfte der Erlösung in Bewegung gesetzt hat, die das Reich des Bösen niederwerfen sollen.

Dies ist sicher kein abseitsliegendes Interesse. Es ist eine Rückkehr zu der frühesten messianischen Theologie, während einige der andern christologischen Interessen und Gedanken fremde Beifügungen sind, ein Teil jener Woge der Hellenisierung, die das ursprüngliche Evangelium beinahe wegschwemmte.

Da das soziale Evangelium geschichtlich geartet ist und realistische Interessen hat, beschäftigt es sich weniger mit den metaphysischen Problemen, die in der Dreieinigkeitslehre und in der Christologie enthalten sind. Das spekulative Problem des christologischen Dogmas war, wie die göttliche und die menschliche Natur sich in der einen Person Christi vereinigten; das Problem des sozialen Evangeliums ist, wie das göttliche Leben Christi die Herrschaft über die menschliche Gesellschaft gewinnen könne. Was dem sozialen Evangelium anliegt, ist die fortschreitende Fleischwerdung Gottes in der Gesellschaft.

An das soziale Evangelium glauben sowohl die Trinitarier wie die Unitarier, die katholischen Modernisten wie die Presbyterianer in Kansas. Wo immer es hinkommt, erweckt es eine frische und warme Hingabe an Christus, wenn auch nicht immer eine Hingabe an die Kirche. Alle, die an es glauben, sind einig in dem Verlangen nach der geistigen Herrschaft Christi über die Menschheit. Ihre Stellung zu

den Problemen der Glaubensbekenntnisse wird gewöhnlich durch andere Einflüsse bestimmt werden.

Es sind jedoch einige Elemente im sozialen Evangelium, die ein gewisses Gefühl der Gleichgültigkeit gegen spekulative Fragen erzeugen mögen. Es ist modern, und es ist auf Tatsachen aus. Es ist ethisch, und es verlangt von der Theologie ethische Ergebnisse. Es ist solidaristisch und fühlt sich in der atomistischen Wüste des Individualismus heimatlos.

Das soziale Evangelium stimmt mit allem modernen Denken überein in dem Gefühl, dass die alte Theologie uns nicht einen wirklich persönlichen Christus gebe. Genau so wie das Menschengeschlecht in der Theologie als eine formlose metaphysische Vorstellung erscheint, die ebenso gut durch eine algebraische Formel ausgedrückt werden könnte, so bleibt auch der Gestalt Jesu unter dem Einfluss der Theologie keine Möglichkeit, wirklich fassbar zu werden. Wenn sie lebendig und scharf heraustritt, so geschieht dies trotz und nicht dank der Theologie. Einige der grössten Theologen, Männer, die epochemachende Abhandlungen über Christus schrieben, wie Athanasius, lassen nicht erraten, dass ihnen die Persönlichkeit Jesu lebendige Wirklichkeit gewesen sei. Wenn diejenigen, die im alten religiösen Glauben erzogen wurden, mit der historischen Auffassung in Berührung kommen, so ist die Erkenntnis, dass Jesus tatsächlich eine Person und nicht nur ein Teil eines «Erlösungsplanes» war, oft eine grosse und wohltätige Ueberraschung für sie. Er ist zu einem Teil eines Erlösungssystems gemacht worden, zur zweiten Prämisse in einer grossen Schlussfolgerung. Das soziale Evangelium will in Jesus eine Persönlichkeit haben, welche die Herzen gewinnen, die Verhältnisse beherrschen kann, welche fähig ist, die Menschen in Treue aneinander zu binden, sie denken zu lehren, wie er denkt, und revolutionäre Kräfte in Bewegung zu setzen.

Gewiss ist jedes Ereignis und jeder Ausspruch im Leben Jesu sorgfältig durchforscht und immer und immer wieder zur Erbauung oder zur theologischen Beweisführung benützt worden. Aber im ganzen ist die religiöse Bedeutung des Lebens Christi in die Fleischwerdung, die Versöhnung und die Auferstehung zusammengezogen worden. Sein Leben im Uebrigen diente hauptsächlich dazu, die Zusammenhänge zwischen diesen grossen Ereignissen herzustellen, auf sie hin-

zuweisen, und die Kirche zu begründen.[1]) Die Dinge, an denen Jesus selbst leidenschaftlich teilnahm, und die er zu vollbringen strebte, schienen nicht als wichtig betrachtet zu werden. Die Verleihung von Unsterblichkeit und göttlichem Leben an das Menschengeschlecht ging vor sich, als er ein Wickelkind war. Das Sühnopfer hätte tatsächlich können vereitelt werden, wenn Jesus Erfolg gehabt hätte; denn wenn die Juden seine geistige Führerschaft angenommen hätten, hätten sie ihn nicht getötet.

Das soziale Evangelium wird alle Ereignisse seines Lebens, seinen Tod eingeschlossen, aus dem alles beherrschenden Ziel, das er beständig verfolgte: der Aufrichtung des Reiches Gottes, erklären. Das ist die einzige Auslegung, die ihm selbst zugesagt hätte. Sein Leben ist es, das in Betracht kommt, sein Tod ist ein Teil seines Lebens. Der Strom der Erlösung, der von ihm aus durch die Geschichte geht, ist die Fortsetzung dieses Lebens, in das er seine zielklare Tatkraft ergoss.

Die Theologie hat die Gottheit Christi mehr zu einer Frage der Naturanlage, als zu einer Frage des Charakters gemacht. Seine Gottheit war Erbe oder Veranlagung, die er mitbrachte und die ihm in seiner Präexistenz bestimmt worden war. Er war göttlich durch das, was in einem Augenblick in dem Schosse einer jüdischen Frau geschah, viel mehr als durch das, was in den innern Tiefen seines Geistes vorging, wenn er mit seinem Vater verkehrte und wenn er die Kämpfe seines Lebens durchkämpfte. Die Theologie ist auf falscher Fährte gewesen, als sie den Schlüssel zu seinem Leben in dem schwierigen Dogma von den zwei Naturen suchte. Dieses Dogma ist nie ganz festgelegt worden. Die chalcedonische Formulierung war ein Kompromiss. Jeder Versuch, in dieser Frage exakt zu denken, endet in einer Verzerrung; die Rettung liegt in der Unbestimmtheit. Wir werden dem Geheimnis Jesu näher kommen, wenn wir weniger an den physischen Vorgang der Empfängnis und mehr an den gei-

[1]) Die Behandlung seines «Werkes» unter den drei Ueberschriften, Prophet, Priester und König, ein hergebrachtes Schema in der Theologie, scheint veraltet und fernabliegend. Ueberdies beginnt sein königliches Amt im allgemeinen erst mit seiner Auferstehung. Sein königliches Werk im wirklichen Leben ist unbeachtet gelassen worden.

stigen Vorgang von Sehnsucht, Entschluss, Bestätigung und Selbsthingabe in seinem eigenen Willen und seiner eigenen Persönlichkeit denken. Die Geheimnisse der geistigen Welt vollziehen sich im Willen.

Es sei wiederholt: Das soziale Evangelium befasst sich nicht in erster Linie mit metaphysischen Fragen; sein christologisches Interesse bezieht sich auf eine wirkliche Persönlichkeit, die eine grosse geschichtliche Bewegung einleitete; es verlangt, dass das Werk dieser Persönlichkeit dargestellt werde durch die Endziele, die ihr Leben beherrscht und ihm Richtung gegeben haben; es liegt ihm mehr daran, die göttlichen Eigenschaften der Person Christi auf freie sittliche Taten seines Willens zu begründen, als bei der passiven Vererbung eines göttlichen Wesens zu verweilen.

Der grundlegende erste Schritt in der Erlösung der Menschheit war die Vollendung der Persönlichkeit Jesu. Durch ihn erhielt das Reich Gottes seinen ersten Stützpunkt in der Menschheit. Dank seiner Persönlichkeit wurde er der Begründer des Gottesreiches.

Seine Persönlichkeit war ein Werk, nicht ein ohne Anstrengung ererbtes Gut. Seine Versuchungen und Kämpfe waren nicht Bühnenkämpfe. An jedem Punkte seines Lebens musste er seinen Weg suchen durch das Wirrsal sittlicher Fragen, welche Gelegenheit zu Irrtümern und falschen Urteilen gaben; seine Klarheit des Urteils war eine Tat. Nicht nur in der Wüste, sondern auf seinem ganzen Lebenswege musste er immer wieder seine Einheit mit dem Willen Gottes herstellen und alle Ziele dem Reiche Gottes dienstbar machen. Es tauchte früh das Bestreben auf, das Element der Versuchung, der Anstrengung, des kräftigen Handelns und Widerstehens auszuschalten, und ihn ruhig, majestätisch, allwissend, als den Herrn aller Kräfte, den nichts Anstrengung kostet, darzustellen. Dies galt als die richtige Schilderung der Göttlichkeit in menschlicher Form; in Wirklichkeit war es ein Beweis der schwachen Einbildungskraft und der gnostischen Neigungen seiner Ausleger. Gott könnte sich ja möglicherweise in einem ganz gelassenen und vollkommenen Leben offenbaren; aber sicher ist, dass das Reich Gottes nicht in einem solchen Leben seinen Anfang nehmen kann; denn das Reich Gottes bedeutet Kampf. In allen andern Fällen beurteilen wir den ethischen Wert eines Menschen nach dem Charakter, zu dem er sich durch seinen Willen und

sein Streben durchringt. Wenn er durch die Natur irgend eine ungewöhnliche Ausrüstung erhalten hat, machen wir in unserer Wertung einen entsprechenden Abzug. Wie können wir der Persönlichkeit und dem Charakter Jesu einen hohen ethischen Wert zuschreiben, wenn keine Willensanstrengung nötig war, um ihn zu erreichen?

Jesus lebte zunächst in Vollendung sein eigenes Leben. Wie irgend einem anderen Ich war ihm sein Leben sowohl für sich selbst als auch für die anderen gegeben. Er behauptete und verteidigte sein Recht, er selbst zu sein, wenn er für andere eintrat. Die Probleme des menschlichen Lebens waren für ihn nicht einfach allgemein anerkannte, sondern persönliche Probleme. Aber, ungleich den andern, verfiel er nicht in die Sünde der Selbstsucht, weil es ihm gelang, den Dienst am allgemeinen Wohl mit der Forderung des Selbstseins zu verbinden.

Er vollendete einen neuen Typus der Persönlichkeit in der Menschheit. Diese Persönlichkeit hatte die Macht, andere zu beherrschen und in sich aufgehen zu lassen, und wurde so zur Keimzelle eines neuen sozialen Organismus. Auch wenn die Menschheit von keiner Sünde hätte erlöst werden müssen, hätte das Leben Jesu eine neue Epoche in der Entwicklung des Menschengeschlechtes eingeleitet, indem es einen neuen Typus sich folgerichtig auseinander ergebender sozialer Normen schuf. Er ist die wahre Offenbarung Gottes. Andere Vorstellungen müssen nach und nach überwunden werden; die seine muss erreicht werden.

Um die Worte eines der persönlichsten und originellsten idealistischen Philosophen zu brauchen: «Allerdings ist die Einsicht in die absolute Einheit des menschlichen Daseins mit dem göttlichen die tiefste Erkenntnis, welche der Mensch erschwingen kann. Sie ist vor Jesus nirgends vorhanden gewesen. Sie ist ja auch nach seiner Zeit, man möchte sagen, bis auf diesen Tag, wenigstens in der profanen Erkenntnis, wieder so gut als ausgerottet und verloren. Jesus aber hat sie offenbar gehabt, wie wir, sobald wir nur selbst sie haben, — wäre es auch nur im Evangelium Johannis — unwidersprechlich finden werden. Wie kam nun Jesus zu dieser Einsicht? Dass jemand hinterher, nachdem die Wahrheit schon entdeckt ist, sie nacherfinde, ist kein so grosses Wunder, wie aber der erste von Jahrtausenden

vor ihm, und von Jahrtausenden nach ihm durch den Alleinbesitz dieser Einsicht geschieden, zu ihr gekommen sei, dies ist ein ungeheures Wunder. Und so ist denn in der Tat wahr, was der erste Teil des christlichen Dogmas behauptet, dass Jesus von Nazareth, der, — auf eine ganz vorzügliche, durchaus keinem Individuum zukommende Weise, — eingeborene, und erstgeborene Sohn Gottes ist, und dass alle Zeiten, die nur fähig sind, ihn zu verstehen, ihn dafür werden erkennen müssen. Ob es nun schon wahr ist, dass jetzt ein jeder in den Schriften seiner Apostel diese Lehre wiederfinden und für sich selbst und durch eigene Ueberzeugung sie für wahr anerkennen kann, ob es gleich, wie wir ferner behaupten, wahr ist, dass der Philosoph — soviel er weiss — ganz unabhängig vom Christentume dieselben Wahrheiten findet, und sie in einer Konsequenz, und in einer allseitigen Klarheit überblickt, in der sie vom Christentume aus, an uns wenigstens, nicht überliefert sind, so bleibt es doch ewig wahr, dass wir mit unserer ganzen Zeit, und mit allen unsern philosophischen Untersuchungen auf den Boden des Christentums niedergestellt sind, und von ihm ausgegangen, dass dieses Christentum auf die mannigfaltigste Weise in unsere ganze Bildung eingegriffen habe, und dass wir insgesamt schlechthin in nichts von alledem sein würden, was wir sind, wenn nicht dieses mächtige Prinzip in der Zeit vorhergegangen wäre ... Und so bleibt denn auch der zweite Teil des christlichen Dogma, dass alle diejenigen, die seit Jesus zur Vereinigung mit Gott gekommen, nur durch ihn, und vermittelst seiner dazu gekommen, gleichfalls unwidersprechlich wahr. Und so bestätigt es sich denn auf alle Weise, dass bis an das Ende der Tage vor diesem Jesus von Nazareth wohl alle Verständigen sich tief beugen und alle je mehr sie nur selbst sind, desto demütiger, die überschwängliche Herrlichkeit dieser grossen Erscheinung anerkennen werden.»[1])

Jesus erlebte Gott auf eine neue Weise. Der ethische Monotheismus, den er von den Propheten ererbt hatte, wurde durch seinen Geist und seine Erfahrungen in etwas viel Lieblicheres und Gütigeres umgewandelt. Jehova, der Bundesherr und Richter seines Volkes,

[1]) Johann Gottlieb Fichte, «Die Anweisung zum seligen Leben», Sechste Vorlesung, S. 170—172, Ausgabe 1806.

wurde umgewandelt in den himmlischen Vater, der die Sünden grossmütig vergibt, den verlorenen Sohn willkommen heisst, seine Sonne über Gerechte und Ungerechte scheinen lässt und nichts anderes verlangt als Liebe, Vertrauen und mitarbeitenden Gehorsam. Dieses Gottesverständnis erwuchs aus einem Leben, das weder Hass noch Furcht kannte, und soweit als es in irgend einem einzelnen Leben oder im Leben der Menschheit aufgenommen wird, bannt es Hass und Furcht. Der Mensch hat ein überwältigendes Gottesbewusstsein nötig, um der Tyrannei des sinnlichen Lebens und seinen Versuchungen zu widerstehen und sie zu überwinden. Dieses Gottesbewusstsein, das wir von Jesus her bekommen, ist imstande, Zentren geistiger Kraft und innern Friedens zu schaffen, die dazu beitragen, dem freien Walten des Bösen im sozialen Leben Einhalt zu tun. Jesus setzte die Liebe in das Zentrum der geistigen Welt, und alles Leben erhält sein Licht aus diesem Zentrum. Dies ist der höchste idealistische Glaube, den man sich denken kann, und die grösste Vermehrung der geistigen Güter der Menschheit, die dieser je zuteil geworden ist.

Mit einem solchen Vater ist es möglich, geistige Gemeinschaft zu halten. Einem despotischen Gott gegenüber ist das Gebet eine Reihe von Hofknicksen und ein heimliches Fechten um persönliche Unabhängigkeit. Aber, wenn man einen Gott voraussetzen durfte, wie Jesus ihn kannte, dann musste das Bewusstsein von ihm überall eindringen und das ganze Leben in Frieden einhüllen. Es machte die Gerechtigkeit zur Freude und die Sünde abstossend. Jeder, der irgend einmal die klare und beseligende Erfahrung von der Wirklichkeit Gottes gemacht hat, wird sich erinnern, wie selbstverständlich das Gutsein wird.

So haben wir in Jesus eine vollkommene religiöse Persönlichkeit, ein geistiges Leben, das ganz erfüllt ist von dem Bewusstsein eines Gottes der Liebe. Sein ganzes Sinnen war auf Gott gerichtet und eins mit ihm. Folglich ging es auch ganz auf in dem Endzwecke Gottes, dem Reiche Gottes. Wie der Gottesbegriff, so war auch die Vorstellung vom Reiche Gottes zugleich ein überkommenes Gut und eine Schöpfung Jesu; er empfing es und er wandelte es in Uebereinstimmung mit seinem Gottesbewusstsein um. Durch seinen Geist wurden die Elemente der Vergeltung und Herrschsucht ausgeschieden

und die Elemente der Liebe und der Solidarität hinein gewoben. Die Herrschaft Gottes bekam die Bedeutung einer organisierten Bruderschaft der Menschheit, die unter dem Ansporn der Liebe handelte.

Kraft dieses Gottesbewusstseins erhob sich Jesus über drei Versuchungen, denen andere religiöse Geister verfallen sind.

Die erste Versuchung ist die des Mystizismus. Diejenigen, die in den verborgenen innern Weg Gottes eingeweiht worden sind, und die Süsse des Aufgehens des eigenen Ich in dem Einen, allumfassenden und heiligen Leben verspürt haben, sind versucht, in hochmütiger Missachtung sich von den kleinen und prosaischen Berührungen und Pflichten abzuwenden, die die Seele an das immer sich drehende und niemals sich vorwärtsbewegende Rad binden, und Ruhe und Vergessen in mystischem Versenken zu suchen. Dies ist eine der Versuchungen der edelsten Seelen.

Jesus war nicht ein Mystiker in dem engern Sinne der Weltflucht. Er ist unser grosses Vorbild im Gebet und in der innigen Gemeinschaft mit Gott. Aber das Reich Gottes lenkte seine Willenskraft auf die Menschheit und stellte ihm Aufgaben inmitten der Menschen. Er erhielt seine Kraft aus Gott; aber er verwendete sie in der Welt. Das Reich Gottes gab all seinen geringern Pflichten göttliche Bedeutung und rettete das Leben vor religiöser Geringschätzung. Wir alle kennen die gewöhnliche Buddhastatue, die Buddha darstellt mit schlaffen, untätig in seinem Schosse ruhenden Händen, mit Augen, die die Wirklichkeit nicht sehen, sondern irgend eine Vision schauen, mit Lippen, die in mystischer Befriedigung lächeln. Wir können uns Jesus nicht so denken.

Die zweite Versuchung ist der Pessimismus. Die Religion erzeugt ein starkes Gefühl für das Böse im Leben. Diejenigen, deren Ohren darauf eingestellt sind, die tiefste Orgelnote des Weltalls zu hören, vernehmen ein Stöhnen des Wehs aus den Abgründen. Darum ist der Pessimismus die dunkle Wohnung manches edlen religiösen Geistes, von Buddha bis zu Schopenhauer, gewesen. Der Dualismus des ersten Jahrhunderts, der philosophische sowohl wie der religiöse, war ein Ausdruck des Pessimismus. Das Christentum steckte bis zu den Lenden in diesem Triebsand. Seine frühesten spekulativen Theologen, die Gnostiker, waren so pessimistisch, dass für sie die Erschaffung der Welt ein grober Fehler oder ein Verbrechen war, und der Schöpfer-

Gott des Judentums erhielt von ihnen keinen Lobspruch dafür, dass er diese Welt «verbrochen» hatte.

Jesus war kein Pessimist. Da Gott die Liebe war, so war diese Welt für ihn im Grunde gut. Er erkannte nicht nur das Böse, sondern auch das Reich des Bösen; aber er stellte ihm das Reich Gottes entgegen und setzte sein Leben ein für dessen Triumph. Sein Glaube an Gott und das Reich Gottes machte ihn zum religiösen Optimisten. Sogar dann, als sein Leben durch Widerstand, scheinbares Misslingen, ja durch den Tod überschattet wurde, war doch seine Stimmung nicht vorwiegend melancholisch, sondern jugendlich und triumphierend. Er wusste mit der gewollten Melancholie des periodischen Fastens nichts anzufangen. Warum sollten seine Freunde fasten? Sie hatten Festzeit. Warum den neuen Wein der Freudigkeit in die alten Schläuche der Traurigkeit giessen und warum einen neuen Lappen auf ein Kleid nähen, das in Fetzen zerfiel?

Die dritte Versuchung religiöser Geister ist der Asketizismus und die Jenseitigkeit. Beide sind mit dem Pessimismus verwandt. Der Mönch verwirft das gesellige Leben, das ihn verlockt, reinigt durch geistliche Exerzitien die Seele von der Befleckung der Welt, nutzt die irdische Hülle durch Hunger und Kasteiungen frühzeitig ab und geniesst die Vorfreuden der andern Welt, wenn Engel ihn besuchen oder er in einem Gesicht die göttliche Herrlichkeit sehen darf. Alle Christen, die sich danach sehnen, diesem irdischen Tränental zu entrinnen, und deren Leben wirklich auf eine andere Welt eingestellt ist, sind insoweit als dies der Fall ist, pessimistisch. Der Asketizismus und die Jenseitigkeit der alten und der mittelalterlichen Christenheit waren das Ergebnis ihrer «Hellenisierung», wie Harnack es nennt. Es brauchte tausend Jahre Geschichte, grosse soziale und geistige Veränderungen und eine noch nie dagewesene religiöse Revolution, um das Christentum zum Teil von den Einflüssen seiner ersten griechischen und orientalischen Umgebung frei zu machen.

Jesus war weder asketisch noch jenseitig. Er stellte einen deutlichen Unterschied fest zwischen sich und Johannes dem Täufer, indem er sagte, Johannes habe nicht gegessen und nicht getrunken, währenddem er selbst esse und trinke, und zitierte die Kritiker, die ihn einen Fresser und Weinsäufer nannten. Er glaubte an ein Leben nach dem Tode; aber es war nicht das vorherrschende Element in

seiner Lehre, auch nicht die zwingende Kraft in seinem religiösen Leben. Es sind im Evangelium asketische und noch mehr apokalyptische Aussprüche enthalten; aber ich glaube, dass Jesus weder asketisch noch apokalyptisch war. Insofern als diese Aussprüche tatsächlich auf ihn zurückzuführen sind, gehörten die darin ausgesprochenen Gedanken zu der Ausdrucksweise seines Zeitalters und seiner Religion; sie waren nicht in erster Linie das Ergebnis seines Lebens. Sein Geist war durchaus nicht von derselben Art wie derjenige der Schreiber und Nachschreiber der apokalyptischen Literatur. Er fastete, wenn er in Gedanken versunken war; dasselbe tat Sokrates und taten andere. Er verzichtete auf Nahrung, Schlaf und Heim, weil er etwas Grosses unternommen hatte. Dies ist der revolutionäre Asketizismus des Reiches Gottes; aber der ist grundverschieden von dem individualistischen jenseitigen Asketizismus der nitrischen Wüste.[1])

Meine eigene Ueberzeugung ist, dass die Berufstheologen Europas, die alle durch Verwandtschaft und Sympathie der bürgerlichen Klasse angehören, und ihrer ganzen Art nach unfähig sind, irgendwelche vergangene oder gegenwärtige revolutionäre Ideen zu verstehen, die asketischen und eschatologischen Elemente in der Lehre Jesu zu stark betont haben. Sie haben die radikalen Aeusserungen über das Eigentum und das Nicht-widerstehen, die ihnen als undurchführbar und phantastisch vorkommen, unter den Begriff «asketisch» und «apokalyptisch» eingeordnet. Wenn das gegenwärtige Strafgericht Gottes unsere Seelen von den Ungerechtigkeiten der kapitalistischen Denkweise und der Gesinnung der obern Stände reinigt, werden wir diese Aussprüche nicht mehr verurteilen, indem wir sie eschatologisch nennen, sondern wir werden sie in den Vordergrund stellen als Vorahnungen der brüderlichen Ethik der Demokratie und als Prophezeiungen der sozialen Gesinnung.

Jesus war mit Gott verbunden; er war sich des Uebels in der Welt bewusst, und er hing nur lose an seinem Leben. Und doch entging er den edlen Versuchungen der Religion, die im Mystizismus, im Pessimismus, im Asketizismus, und in der zu starken Betonung der Jenseitigkeit liegen. Aus denselben Elementen: Gemeinschaft mit

[1]) In der nitrischen Wüste spielte sich ein grosser Teil des ältesten ägyptischen Mönchtums ab. (Anmerkung d. Uebers.)

Gott und Erkenntnis des Bösen, religiöser Glut und Selbstbeherrschung, stellte er eine höhere Synthese her. Sein Verhältnis zum Leben war das unmittelbare Ergebnis seines zweifachen Glaubens: des Glaubens an den Vater, der die Liebe ist, und des Glaubens an das Reich Gottes, das Gerechtigkeit ist. Das Christentum des Mittelalters, das mystisch, asketisch und jenseitig war, baute sich nicht auf seine Synthese auf. Jedoch das soziale Evangelium kann darauf aufgebaut werden. Seine Bejahung des Lebens ist die ideale Grundlage für das soziale Evangelium. Keine Religion, die eine Verneinung des Lebens in sich schliesst, ist eigentlich damit vereinbar. Es bleibt abzuwarten, ob etwas wie das soziale Evangelium in den buddhistischen Ländern aufkommen kann und wenn ja, ob es nicht den alten Buddhismus verwandeln wird.

Seine Gemeinschaft mit Gott und seine Hingabe an das Reich Gottes machten Jesus frei und gebunden zugleich. Sie befreiten ihn von dem Konservatismus der ererbten Religion und von dem Zwang der Gesellschaftsordnung; sie banden ihn an ein Leben des Gehorsams und des Dienstes an den Menschen. Die Harmonie dieser zwei Gegensätze ist eine der bezeichnenden Eigenschaften seiner Persönlichkeit.

Er war ein treuer Sohn seines Volkes; er glaubte an dessen Ueberlieferungen und dessen Wert und wir wissen, wie tief ihn das Vorwissen des über sein Volk hereinbrechenden Unglückes bewegte. Sein religiöses Leben war unzertrennbar von seinem Volke. Es waren da keine neuen oder fremden Elemente mit dabei, wie bei Paulus oder Philo, die den Grund zu Trennungen gelegt hätten. Er gab die Religion seiner Väter nie auf und erteilte seinen Jüngern nie die Weisung, die Synagoge zu verlassen und die Kirche zu gründen. Er war kein Abtrünniger.

Aber er hatte ein höheres Gesetz und einen höhern Herrscher in sich. Insoweit als die religiösen Bräuche des Judentums mit seiner Gotteserkenntnis oder mit der Herrschaft der Liebe in Widerspruch gerieten, brach er mit ihnen. Er umging die Sabbathgesetze, wenn sie Leiden verursachten oder Taten der Barmherzigkeit verhinderten. Er setzte sich über das ganze Prinzip der Unterscheidung von reiner und unreiner Nahrung hinweg, weil es keine ethische Wahrheit enthielt. Die Bergpredigt war eine entschlossene Erklärung, dass die alten moralischen Gesetze ungenügend seien, und dass die neue Aera

neue ethische Masstäbe brauche. Seine Anklagen gegen die Pharisäer und Schriftgelehrten verwarfen nicht nur das klerikale «System», das die Religion ausbeutete, sondern auch die Denkformen, die Begriffe und die Kasuistik der landläufigen Theologie. Abgesehen von dem Anlass, wo er das Bethaus von dem Lärm des Marktes reinigte, erwähnte er des Tempels und der Opfer kaum, es sei denn, um sie der Liebe und der Versöhnung unterzuordnen. Kirchengebräuche waren nicht der geeignete Ausdruck für sein Gottesbewusstsein. Für ihn verwirklichte sich die Religion in Taten der Liebe und der Brüderlichkeit oder im Bruch mit dem Reiche des Bösen. Unter dem Einfluss seiner Lehre fielen die Lasten der Ausgaben an Zeit oder Geld und die Bräuche, durch welche fromme Männer Gottes Zorn besänftigten oder um seine Gnade warben, dahin. Wenn Gott die Liebe war, warum dies alles?» Die Heiden meinen, sie werden erhört, wenn sie viele Worte machen; seid nicht wie sie; euer Vater weiss, was ihr bedürfet.»

Diese neue Einstellung gegenüber den rituellen Formen der Religion hat, wo sie allgemein geworden ist, die Wirkung gehabt, die Religion ganzer Völker von ihren nicht-ethischen Ueberlieferungen zu reinigen; sie hat die fortschrittlichen Elemente der Gesellschaft gestärkt, indem sie die Kräfte der Religion von der Erhaltung konservativer Einrichtungen weg und auf die Unterstützung von Bewegungen für politische Emanzipation und soziale Gerechtigkeit hinlenkte. Ein solcher Wandel in der Religion bedeutet den Anbruch neuer Zeitalter in der Geschichte.

Nun sind solche Wandlungen, wo sie eingetreten sind, zum Teil auf eine Renaissance dieser Auffassung Jesu zurückzuführen. Die protestantische Reformation lässt sich in erster Linie aus einem Wiederaufleben der Auffassung des Apostels Paulus von der Freiheit im Gegensatz zum Gesetz erklären. Aber die Freiheit des Paulus war eines der Güter, die er von Christus übernommen hatte.

Bei Jesus war diese Haltung gegenüber den religiösen Bräuchen seines Volkes die folgerichtige Auswirkung seines Gottesbewusstseins und seiner Vorstellung von der Herrschaft Gottes. Indem er auf jedem der Punkte, die ihn mit den herrschenden Anschauungen in Widerspruch brachten, beharrte, vollendete er seine eigene Persönlichkeit.

Der Gott, den Jesus in sich trug, war nicht der Gott bloss eines Volkes. Die Herrschaft Gottes, die er aufzurichten gedachte, war nicht ein neuer Imperialismus mit dem auserwählten Volk an der Spitze. Die Evangelien zeigen uns Jesus, wie er die Grenzlinien des Volkstums überschreitet und über die nationalistische Religion hinauswächst. Er erkannte die religiösen Vorzüge in einem Heiden; er sah voraus, dass das Reich Gottes die alten Trennungslinien durchbrechen werde; er stellte den verachteten und als Ketzer angesehenen Samariter als ein Vorbild menschlicher Güte hin. Wo immer sich im Gelegenheit zur Fühlungnahme mit einem noch weiteren Kreise bot, ergriff er sie mit der überschwänglichen Freude des Entdeckers eines neuen Erdteils. Das weltumfassende Bewusstsein der menschlichen Zusammengehörigkeit, das einigen von uns im Gegensatz zu der grässlichen Zerrissenheit und Wut des Krieges aufgeht, erwuchs ihm unter weniger grossen Kosten aus seinem Einssein mit Gott und seinem Reichgottesideal.

Jesus lebte in einer Welt hoher Gedanken und richtete seinen Blick auf das grösste aller Ziele. Aber er sprach friedlich mit den einfachen Leuten und wurde ungeduldig, wenn seine Freunde ihn nicht durch Kinder stören lassen wollten. Er war tapfer, furchtlos, ein Mann der freien Weite und ein unbesieglicher Kämpfer. Aber er war den Kranken gegenüber so weich und mit den Armen so kameradschaftlich, dass «christusähnlich» eines der edeln Eigenschaftswörter unserer Sprache geblieben ist und Menschen wie der heilige Franz, die ihm nachfolgten und wurden wie er, als die geliebten Seelen, die reinen Blüten der höhern Menschlichkeit, dastehen.

Er war ein stolzer Geist, der sein eigenes Leben lebte, und sich gegen alle Ansprüche der Autorität behauptete, gegen seinen König, gegen den obersten Gerichtshof seines Volkes, gegen Moses, gegen die Berufstheologen und die Advokatenkaste, gegen die Macht der Gewohnheit, gegen die Familiengemeinschaft, ja gegen seine eigene Mutter. Aber er dürstete nach Freundschaft; er hatte ein unbeirrbares Gefühl für die verborgenen Beweggründe und das verborgene Sehnen von Männern und Frauen, ein bebendes Mitempfinden mit den Gemütsbewegungen der Massen und einen nie dagewesenen Sinn für die Heiligkeit der Persönlichkeit.

Er unterzog sich dem Gesetz und der öffentlichen Ordnung. Er

zahlte seine Steuern und riet andern, es zu tun. Er sandte einen Aussätzigen zu der betreffenden Amtsstelle, sich sein Gesundheitszeugnis zu holen. Aber er hatte keine religiöse Ehrfurcht vor den Vertretern der gegenwärtigen sozialen Ordnung. Er zweifelt ihre moralische Grundlage an. Er verfiel in das Schweigen passiven Widerstandes, als er vor einem der typischen Gerichtshöfe stand, und er wurde dort und seither immer als eine dem Despotismus gegenüberstehende Macht empfunden.

Die Persönlichkeit Jesu ist ein Aufruf zur Befreiung unserer eigenen Persönlichkeit. Er hat viele freie Seelen geschaffen. Jede derartige Seele zählt im Fortschritt der Menschheit. Sie sind selten. Sie wirken dann am meisten auf die Erlösung der Gesellschaft hin, wenn sie frei von den ätzenden Eigenschaften der Auflehnung sind. Jene Menschen, die ihre geistige Freiheit und ihr Gemeinschaftsempfinden Jesus verdanken, werden am ehesten die Freiheit mit Liebe und Zartheit zu verbinden wissen. Dies sollte das Kennzeichen Christi in der sozialen Bewegung sein. Ist es wahr, dass Jesus mehr ausserhalb als innerhalb der Theologie als Befreier empfunden worden ist? Wenn dem so ist, warum?

Auch nur eine dieser Ueberzeugungen zu erwerben, oder eine dieser Harmonien zu verwirklichen, so dass das ganze Leben einfach, aufrichtig, und durch seine Wahrhaftigkeit göttlich klar werde, ist ein grosses Lebenswerk. Luther war eine der kräftigsten Persönlichkeiten der Geschichte, einer der epochemachenden religiösen Geister. Und doch brauchte er Jahre schwermütiger Kämpfe, um aus der Düsterkeit der religiösen Angst zu der christlichen Zuversicht zu gelangen, und durch das Labyrinth der kirchlichen Methoden hindurch den geraden Weg des einfachen Glaubens zu finden. Und nachdem er diese Entdeckung gemacht hatte, legte er seinen Befreiungsglauben andern als einen obersten Lehrsatz auf und erlaubte ihnen nicht, über den Punkt hinauszukommen, den er erreicht hatte. Bei Jesus waren diese grossen innern Ueberzeugungen nicht akademische Theorien, sondern Leben und Tat. Sie waren die Wirklichkeit, für die er alles einsetzte. Sie gehörten so sehr zu ihm, dass er ganz selbstverständlich nach ihnen handelte, mit einer Sicherheit, die nicht abzuwägen und zu überlegen brauchte, sondern zuschlug und das Richtige traf.

Bei den biologischen Mutationen ist die Frage nicht bloss die, ob der neue Typus wertvoll sei, sondern auch ob er seiner Art treu bleiben werde, und ob es ihm gelinge, sich in der Fortpflanzung gegen den Wettbewerb der andern Arten zu behaupten. Jesus entwickelte sich nicht nur zu der religiösen Persönlichkeit, deren Bild wir nun versucht haben uns ins Gedächtnis zu rufen, sondern es gelang ihm auch, seinen Geist weiterzupflanzen. Was bei ihm Persönlichkeit war, wurde im Kreise seiner Jünger Gemeinschaft. Sein Leben wurde eine werbende und gemeinschaftsbildende Kraft und ein Strom lebendiger Ueberlieferung.

Seine Jünger waren aus menschlichem Stoff, und sie alle waren ohne Zweifel schwache Leiter für den mächtigen Strom, den sie zu übertragen hatten. Seine jüdischen Freunde waren voll älterer Gedanken und die meisten von ihnen scheinen zum alten konservativen Judentum zurückgeglitten zu sein. Die Erzählung des Lukas in bezug auf Petrus und Stephanus und die tiefe Beunruhigung des Paulus wegen der judaisierenden Brüder zeugen davon. Sobald die Kirche sich in die griechische Welt hinaus bewegte, begann ein Anpassungsprozess, der wenig von dem wirklichen Jesus übrig liess. Die geschichtliche Forschung der letzten vierzig Jahre hat ein neues Kapitel über die Passion Jesu geschrieben. Man stelle sich Jesus vor, wie er in ein gnostisches Konventikel vom Jahre 150 käme, oder in die Kirche Cyprians im Jahre 250, oder in ein Hochamt im Lateran im Jahre 1250 und wie er da sich abmühen würde, herauszufinden, um was es sich dabei handle.

Und doch hat er all dies überlebt. Er ist durch alles hindurch gekommen bis auf diesen Tag; seine Gedanken und seine Persönlichkeit sind immer noch lebendig, sui generis, und unserer Zeit weit voraus. Wo immer sein Geist in irgend einem Einzelnen wieder in hervorragendem Masse verkörpert war, da haben sich die Leute um diesen Menschen versammelt, hungernd nach Erlösung. Jeder, in dem die Jesusart deutlich wiedererscheint, wird als eine Art Uebermensch betrachtet. Wenn zum Beispiel Tolstoi nie in seinem Leben angefangen hätte, Jesus nachzufolgen, wäre er nur einer aus einem Kreise glänzender russischer Romanschriftsteller. Da er etwas von Jesu Geist in sich aufnahm, wurde er eine der prophetischen Gestalten unseres Zeitalters und niemand kann sagen, wie viel er durch

andere dazu beitrug, das neubefreite Russland dazu zu befähigen, im Frühling und Sommer 1917 die einzige aufrichtige und zu Herzen dringende Kundgebung in bezug auf Demokratie und Frieden zu erlassen. Gleicherweise sind jene religiösen Bewegungen, in denen die besondern Gedanken und der besondere Geist Jesu wieder hervorbrachen, die fruchtbaren und prophetischen Bewegungen auf religiösem Gebiet gewesen. Ihre Angriffsmacht kann am besten nach der Wut bemessen werden, mit der das Reich des Bösen sie zu zerstampfen versuchte.

Das Reich Gottes ist nicht nur ein Begriff oder ein Ideal; es ist eine geschichtliche Macht. Es ist eine lebendige und gestaltende Kraft, die jetzt in der Menschheit am Werke ist. Ob es imstande sein wird, die soziale Ordnung zu erlösen, hängt davon ab, wie weit es den sozialen Organismus zu durchdringen vermag. Wo immer es an einem Punkte der öffentlichen Einrichtungen Fuss gefasst hat, verschafft ihm dies eine Möglichkeit, die nächste günstige Stellung anzugreifen. Wo ein wirklich christlicher Typus des religiösen Lebens geschaffen ist, wird der Intellekt und seine Erziehung befreit und dies wieder hilft der Religion, sich von dem Aberglauben und dem Dogmatismus zu befreien. Wo die Religion sich mit dem freien Denken vereint, ist der Grund gelegt für die politische Demokratie. Wo die Menschen die Voraussetzungen und den Geist der Demokratie haben, können sie der wirtschaftlichen Ausbeutung Herr werden. Wo der ausbeuterische Gewinn und die daraus hervorgehende Ungleichheit abnehmen, werden brüderliches Fühlen und Verstehen erleichtert und das Solidaritätsgefühl wird erhöht. Wo die Menschen im Bewusstsein ihrer Verbundenheit und in der Betätigung der Bruderliebe miteinander leben, sind sie nicht weit vom Reiche Gottes entfernt. Die Hauptsache bei der Erlösung der Menschheit ist, dass überhaupt Erlösung vorhanden ist. Leben erzeugt Leben.

Und doch ist es für das Reich Gottes eine ungeheuer schwere Sache, sich gegen die angeborene Schwachheit der menschlichen Natur und die sozialen Hindernisse des Reiches des Bösen durchzusetzen. «Es scheint, als ob die zeitweiligen Niederlagen grosser Ideale in einem direkten Verhältnis stünden zum Wert der Ideale. Grosse Ideale bringen langandauernde Sorgen.»[1]) Je mehr wir diese Tatsache

[1]) Royce, «Problem of Christianity», I, 54.

anerkennen, desto mehr werden wir einsehen, dass es vor allem darauf ankam, den ersten Stoss zu der Erlösungsbewegung und zu ihrem Fortschreiten durch die Geschichte zu geben. Jesus war ihr Begründer. Dies immer klarer nachzuweisen, ist der Dienst, den das soziale Evangelium von der dogmatischen und historischen Theologie verlangt. Von diesem Gesichtspunkt aus werden wir auch die menschliche Grösse Jesu am besten erkennen. Die individualistische Theologie wurde von Menschen mit geringer historischer Schulung und wenig historischem Sinn geschaffen und insoweit waren die Probleme, die sie aufstellte, das Werk ungeschulter Geister. Die volle Grösse des Problems Jesu geht uns auf, wenn wir ihn im Zusammenhang mit der Geschichte der Menschheit sehen. Unser eigenes Bewusstsein von Gottes Liebe und Barmherzigkeit, unsere innere Freiheit, unser soziales Empfinden, unsere Entschlossenheit, das Reich Gottes herbeiführen zu helfen, unsere Gemeinschaft mit «den Zweien oder Dreien», durch die wir der Gegenwart eines Höhern bewusst werden, all dies verdanken wir unserer Verbindung mit der in der Menschheit wirkenden Kraft, die von Jesus ausgeht. Woher erhielt er selbst, was er besass? Aus was für einem Brunnen trank er?

Walter Rauschenbusch †

# Gorkis Erinnerungen an Tolstoi[1]

Um die vorletzte Jahreswende ist im Verlag «Neuer Merkur» in München ein dünnes Bändchen «Erinnerungen an Tolstoi» erschienen. Sie sind von Maxim Gorki geschrieben und enthalten im ersten Teil fragmentarische Aufzeichnungen, die Gorki schrieb, als er in Oleise und Tolstoi in Gaspra auf der Krim lebte. Diese auf kleine Zettel sorglos niedergeschriebenen Notizen galten für verloren, sind aber durch einen Zufall wieder zum Vorschein gekommen. Im zweiten Teil enthält das Bändchen einen unvollendeten Brief Gorkis, der seinerzeit unter dem frischen Eindruck von Tolstois Weggang aus Jasnaja Poljana und seines Todes geschrieben und dann aus irgend einem Grunde nicht abgeschickt wurde. Das Bändchen ist

[1]) Dieser Aufsatz musste zu unserm Bedauern viel zu lange zurückgestellt werden. Die Red.

seinerzeit in den «Neuen Wegen» auf dem Umschlag angezeigt worden und ich möchte den Lesern dringend empfehlen, es sich anzuschaffen. Der genannte Brief ist darin vor allem wichtig.

Gorkis Brief ist nach verschiedenen Richtungen hin aufschlussreich, zunächst für ihn selber. Gorki erscheint hier so, wie man ihn in den letzten Jahren kennen gelernt hat und wie er besonders in seinem Verhalten zur Regierung Lenins zum Vorschein gekommen ist, als moderner Mensch, der mit ästhetischem Feinsinn die Zeit und die Umwelt erlebt und künstlerisch wiedergibt, aber letzten Endes dieser Zeit wenig zu geben hat. Er konnte sich darum nach einigem Zögern, aber sicherlich ohne grossen Schmerz, der bolschewistischen Regierung zur Verfügung stellen, bittet nun, man möge Russland seinem Heil oder seinem — Wahnsinn überlassen, aber nicht stören, und sucht durch eigene Produktion wie durch Herausgabe guter Literatur (z. B. Schiller) aus der gegenwärtigen Lage so viel Gutes als möglich herauszuholen. Als Künstler ist er ohne Zweifel bedeutend und was bei ihm, soweit er Mensch und Politiker ist, als nackte Anpassung erscheint, die man zu bedauern versucht ist, das ist, von anderer Seite betrachtet, gerade seine Stärke, nämlich das unendlich feine Einfühlungsvermögen seiner Künstlernatur, der wir manche Offenbarung der Schönheit und Wahrheit verdanken und über die wir daher nicht leichthin absprechen dürfen. In seinen Aeusserungen über Tolstoi zeigt er sich als solcher mit genialem Verständnis ausgerüsteter Darsteller, mit seinem Respekt vor dem nicht mehr Analysierbaren, der sozusagen mystischen Gewalt einer Persönlichkeit und seiner rücksichtslosen Ehrlichkeit in der Beurteilung seiner eigenen Beziehungen zu dieser. Unter den wissenschaftlichen Darstellungen von Tolstois Persönlichkeit ist mir keine zu Gesicht gekommen, die auch nur von ferne so einleuchtend gewesen wäre wie diese skizzenhafte hier.

Beim Lesen des Briefes tritt allerdings das Interesse am Verfasser sofort zurück hinter das Interesse an der dargestellten Persönlichkeit Tolstois selber. Sie ist so überragend, dass unsere gewöhnlichen Begriffe von Sympathie und Antipathie nicht mehr ausreichen, ein «monströses Phänomen», das gleichzeitig die widersprechendsten Gefühle wachruft und darin nicht unähnlich der Gestalt

Michelangelos ist, wie sie uns aus dem interessanten Buch Romain Rolands entgegentritt. Tolstoi wurde von denen, die ihn umgaben, zeitweilig als hässlich empfunden und dementsprechend verabscheut, und dann wieder konnte er, wenn er gefallen wollte, das leichter als eine kluge und schöne Frau. Sein Bauernbart, die rauhen, aber ausserordentlichen Hände stellten einen gemütvollen Demokraten vor, aber, wenn ihm ein Besuch zu nahe aufrückte und in rascher Verbrüderung die Hand über ihn schlagen wollte, kam plötzlich der alte russische Barin zum Vorschein, der hohe Aristokrat und «die Nasen der treuherzigen Besucher mit ihrer Bildung und allem übrigen wurden sogleich blau von der unerträglichen Kälte, die von ihm ausging». Auch mit moralischen Masstäben an ihn heranzukommen ist nicht möglich; man mag in ihm einen bäuerlichen Querkopf sehen, der ein einmal entdecktes Prinzip zutode reitet, oder einen Zauderer, der erst nach jahrzehntelanger unnützer Quälerei den Mut findet, die Konsequenzen seiner Lehre zu ziehen, oder kurzerhand einen alten Komödianten, wie es seinerzeit Widmann getan hat, immer wird etwas übrigbleiben, was wir nicht durchdringen werden und dem gegenüber es keine kühle Kritik mehr gibt, sondern nur Parteinahme im Sinne der Anerkennung oder der Ablehnung.

Gorki redet von einem «Etwas», das sich nur gelegentlich und andeutungsweise in Tolstois Unterhaltungen geschlichen habe, dass es hinter allem, was er sprach, vieles gab, worüber er schwieg und was er auch seinem Tagebuch nicht anvertraute. Ohne den Gedanken näher auszuführen, spricht Gorki von einem «entsetzlichen Nihilismus» Tolstois, von einer Art Verneinung aller Bejahungen, unter der man nur den radikalen und endgültigen Bruch mit aller menschlichen Eigenwilligkeit verstehen kann. Gott interessiert sich für den Menschen auf eine Weise, die unabhängig ist von der Richtung und der Innigkeit, mit der sich der Mensch für Gott interessiert oder sogar einsetzt. Darum geht das Streben der Menschen so häufig ins Leere. Von diesem Schicksal, ins Leere zu geraten und schliesslich dem Nichts gegenüber zu stehen, bleibt auch der Tüchtigste und Aufrichtigste nicht verschont, ja er wird um so gründlicher das Ziel verfehlen, je grösser sein Eifer war, es zu tref-

fen. Das kann dann wohl zu einem entsetzlichen Nihilismus führen, nur ist dieser als Begleiterscheinung oder als Frucht einer falschgerichteten Aktivität entstandene Nihilismus himmelweit verschieden vom Nihilismus der Materialisten, wenn er auch ebenso schmerzhaft oder schmerzhafter ist als dieser. Eine wilde Verzweiflung kann unter Umständen das Resultat einer solchen Einsamkeit sein, die wenige mit solcher Klarheit erfahren haben wie Tolstoi. Man denkt unwillkürlich an Christus am Kreuz, wo der gleiche entsetzliche Nihilismus sich noch erschütternder zeigt, wo wirklich alle Bejahungen dieser Erde verneint und sich der Verzweiflungsruf grenzenloser Einsamkeit der Seele entringt: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!

Es ist wahr, auf dem Hintergrunde des Todes hat sich das ganze Leben Lew Nikolajewitsch Tolstois abgespielt. Aber vielleicht doch in einem etwas anderen Sinne, als Gorki das sagt. Wir kennen glücklicherweise das vorhin genannte Etwas, über das Tolstoi sich nur ungern äusserte und das bei allen seinen Unternehmungen im Hintergrund war. Es war eben der Tod. Als er einmal mit Freunden über den Wert der Wahrheit redete, sagte er mit einem kurzen Lächeln: «Wenn ein Mann denken gelernt hat, so denkt er, ganz gleich, worüber er nachdenkt, immer an seinen Tod. Alle Philosophen waren so. Und was kann es für Warheit geben, wenn es den Tod gibt?» Durch einen Todesfall ist übrigens Tolstoi auch aus seinem unnützen und glücklosen Verschwenderdasein zum Leben aufgeweckt worden, durch den Tod seines geliebten Bruders. Dort ist ihm eine Macht begegnet, die noch weit schärfer als seine zersetzenden Gedanken es konnten, sich allem Leben entgegenstellte und es zu Boden schlug. Der vor seinen Augen sich abspielende Vorgang des Sterbens packte ihn damals mit seiner grausamen Gegenwart und Neuheit und übertraf an Konsequenz und Wucht auch seine weitestgehenden nihilistischen Anwandlungen. Hier war das, was er sich auszusprechen scheute, nicht nur ausgesprochen, sondern Ereignis. Der Tod ist der radikale und Urnihilist. Als solchen hat er ihn dann geschildert in seiner meisterhaften Erzählung vom sterbenden Iwan Iljitsch, der in dieser Hinsicht nur ein Werk aus den bildenden Künsten, Holbeins Totentanz an die Seite gestellt werden kann.

Zieht man diese Tatsachen in Erwägung, so erscheint es seltsam, wenn Gorki behauptet, Tolstoi habe sein Leben lang den Tod gefürchtet. Ich habe Mühe, mir das vorzustellen, nicht weil es mir wie eine Entwürdigung des Meisters vorkäme, sondern weil es mit seiner sonstigen Einstellung zum Leben nicht übereinstimmt. Weshalb hätte er den Tod fürchten sollen, er arbeitete ja in der gleichen Richtung wie Tolstoi selber! Tolstoi konnte sich zeitweilig nicht genugtun in Angriffen auf die bestehende Welt, schilderte sie unter dem Einfluss Schopenhauers als einen Tummelplatz verlorener Subjekte und ein Tal der Schmerzen für jeden Feinfühligen; er kam so weit, dass er jeden Strick vor sich selbst verstecken musste und nicht allein auf die Jagd gehen durfte, um nicht in Versuchung zu kommen, aus dieser äussern und innern gemeinen Sklaverei sich freiwillig loszumachen. Wenn man der Ueberzeugung ist, dass alles, was entsteht, wert ist, dass es zugrunde geht, muss der Tod als Bundesgenosse und Freund erscheinen, da er die eigentliche Macht der Zerstörung ist. Es ist aber eine eigene Sache, wenn sich uns der Tod anfängt als Freund zu empfehlen; er wird uns bald unheimlich nahetreten, so dass sein eisiger Hauch uns ins Gesicht weht und das Herz in Angst erstarrt. Bei Tolstoi war das nicht der Fall, er hat den Tod gehasst, nicht gefürchtet. Gehasst hat er ihn, weil der Tod dem in ihm, was er im Grunde selbst nicht wollte und bei dem er auf jeden Fall nicht stehen bleiben durfte, seinem Nihilismus, Recht gab. Er wollte leben, nicht sterben wie Iwan Iljitsch. Das war so stark in ihm, dass er dem Sterben gegenüber, wie Gorki selber mitteilt, störrisch war wie ein Rekrut im Angesicht der unbekannten Kaserne. Das Sterben seines Romanhelden konnte er nur darum so erschütternd schildern, weil in ihm ein unersättlicher Lebensdurst war.

Und er hatte das Recht dazu. Die ganze Welt sieht auf ihn. Von China, von Indien, von Amerika strecken sich lebendige Fäden nach ihm aus. Es ist ein Zeitgenosse von universaler Bedeutung. Warum sollte nicht die Natur ihm zulieb ihr Gesetz durchbrechen und einem Menschen leibliche Unsterblichkeit verleihen? Wer solchen Gedanken in seinem Herzen Einlass gewährt, wer also seine leibliche Unsterblichkeit als reelle Hoffnung allen Ernstes in Betracht zieht,

was doch sonst normalen Menschen seit langem vergangen ist, der ist offenbar nicht richtig beurteilt, wenn man von ihm sagt, er fürchte den Tod. Oder dann ist diese Furcht diejenige Seelenverfassung, die einer Gefahr mit verlangsamtem Schritt entgegengeht, weil sie sie erkennt. Das pflegt man aber sonst Unerschrockenheit zu nennen.[1])

Noch in einem andern Punkt darf Gorkis Anschauung nicht unwidersprochen bleiben. Tolstois eigentliche Lehre von der Nichtresistenz ist nicht damit erledigt, dass man von ihr redet als dem «ungesunden Gärstoff des alten russischen Blutes, das von mongolischem Fatalismus vergiftet sich beinahe chemisch feindselig gegen den Westen mit seiner unermüdlichen schöpferischen Anstrengung wendet und ein unbezwingbarer Widerstand gegen das Uebel des Lebens ist». Alle die immer wieder genannten Einflüsse von den Sekten her, der russische Dorfskeptizismus aller Wissenschaft gegenüber, die slavische Staatsfeindlichkeit mögen als mitbestimmende Momente ihre Bedeutung haben, aber, wenn man sie zur Summe zusammenrechnet, ergibt das noch lange nicht die in sich geschlossene Persönlichkeit Tolstois, und über den Wahrheitsgehalt ihrer Verkündigung ist durch jene Feststellungen gar nichts ausgesagt. Was der Russe den Westen nennt, diesen Westen mit seiner unermüdlichen Anstrengung, haben wir nun im Krieg kennen gelernt. Seine Frucht ist vorläufig ein gewaltiges Chaos, das dort, wo es sich auch auf den Osten ausdehnte und wo die schöpferische Anstrengung am weitesten getrieben wurde in Russland am grauenvollsten ist. Dieser Entfesselung unorganisierter Kräfte gegenüber verdient der entwicklungslose Traumzustand, in dem sich der Osten zurzeit noch befindet, gewiss den Vorzug.

Die Kultur des Westens hat wohl Probleme aufgeworfen, aber keine gelöst. Die Konflikte zwischen Staat und Persönlichkeit, Kapital und Arbeit, Mann und Frau, materiellem und geistigem Leben sind entbrannt, aber in keiner Weise gelöst und es ist wohl möglich, dass es einer ganz andern Gruppe von Völkern als denen, welche sich um England und Frankreich scharen und sich in Genf ein

[1]) Vielleicht darf hier zur Vergleichung auf Blumhardts Stellung zum Tode hingewiesen werden. Die Red.

dauerndes Rendez-vous gegeben haben, wird gegeben werden den Weg zu den Lösungen zu finden, der toten Kulturmaschine lebendiges Leben einzuhauchen, den menschlichen Geist auf den Hochsitz zu setzen, der jetzt vom baren Eigennutz eingenommen wird und an die Stelle des unendlichen Strebens nach Macht und materiellem Fortschritt ein harmonisches Wachstum zu bringen. So oft die Europäer auf fremde Rassen stiessen, haben sie sie als Nebenbuhler betrachtet und ausgerottet. Das zeigt der allen Europäern eingefleischten Hochmut den farbigen Rassen gegenüber, die Einwanderungsbeschränkungen für asiatische Völker in Kalifornien und Kanada und die gesamte Kolonialgeschichte bis auf Versailles. Darin hat die europäische Kultur Kanibalentendenzen an den Tag gelegt. Kriege hat es natürlich auch vor ihr gegeben, aber nicht eine so vollkommene Maschinerie zur radikalen Vernichtung, nicht so furchtbare Gedanken von Neid und Hass, nicht so barbarische Versuche, einander zu verzehren. Die politische Zivilisation des Abendlandes ist wissenschaftlich, aber nicht menschlich. Sie kann keinen Bestand haben, weil es ein moralisches Gesetz gibt, das auf die Dauer nicht ungestraft verletzt wird. Der Westen kommt wahrscheinlich für die Absichten Gottes vorläufig nicht mehr in Betracht und es ist von symbolischer Bedeutung, wenn das gegenwärtig ererfolgreichste wissenschaftliche Buch den Titel «Untergang des Abendlandes» führt.[1])

Darum wenden sich heute die Blicke sehnsüchtig nach dem Osten. Nicht nach Moskau, sondern weiter hinüber, oder besser gesagt: tiefer hinein. Es sind dort Dinge im Gang, von denen wir einstweilen noch nicht viel merken, die aber eines Tages grosse Bedeutung bekommen können. Gestalten wie Dostojewsky und Tolstoi sind nicht verständlich und nicht möglich als vereinzelte religiöse Kapazitäten in einem Volk, das nichts als schläft. Wer es nicht schon vorher geahnt hat, dem erzählt es eine Kennerin dieser Verhältnisse in klaren Worten. «Der russische Mushik ist im Begriffe, ein ungeheures östliches Reich aufzurichten. Er behält den Bolschewismus als Vogelscheuche, um das alte Europa in Abstand zu halten, um es zu

[1]) Vergleiche dazu den Artikel: «Osten und Westen» in diesem Hefte.
Die Red.

verhindern, sich in seine Angelegenheiten zu mischen und der Errichtung seines nationalen Baues Hindernisse in den Weg zu legen. An dem Tage, an dem er vollendet sein wird, wird der Mushik die nun überflüssige Vogelscheuche zerstören, und die erstaunten Europäer werden vor sich ein neues russisches Reich auftauchen sehen, das viel mächtiger und gefestigter sein wird als das alte. Unsere Mushik sind gute Bauleute und weise, wie sie immer waren, hüten sie sich, unsere Intellektuellen als Architekten einzuladen. Sie haben begriffen, dass kranke Menschen die schönste Zivilisation der Welt zerstören, aber nichts anderes an ihre Stelle setzen können.»

(Aimée Dostojewsky.)

Darüber, ob nun gerade das russische oder irgend ein anderes östliches Volk das Gottträgervolk sein wird, sollen weiter keine Spekulationen angestellt werden, aber auf jeden Fall hat ein Vertreter des Westens, wie Maxim Gorki, nicht das Recht, bei Tolstois Lehre von Atavismus zu reden. Denn von dem Osten, aus dem uns das Licht kommen muss, ist der Gutsherr von Jasnaja Poljana ein vorausgeworfener Lichtstrahl voll Freundlichkeit und Verheissung. Dieser Osten wartet ruhig mit seinen Idealen, während der Westen im Kampfe des krassen Eigennutzes weiterjagt, bis ihm der Atem ausgeht. Er weiss, dass er ewig ist, dass er in der Geschichte des Menschengeschlechtes auftreten und ihm neues Leben geben wird. Europa wirft in seiner Jagd nach dem Mammon verächtliche Blicke auf den still und ruhig arbeitenden Mann auf dem Felde, den es in seinem Schnellzugsrausch für ein zurückgebliebenes Geschöpf ansieht. Schliesslich aber verlieren die Ziele dieser Kultur ihre Bedeutung und die hungrige Menschheit ruft nach Nahrung. Dann erscheint der einfache Mann auf dem Feld in neuem Lichte. Die Gewinnsucht kann nicht warten, das Geschäftsleben kann nicht warten, die Genussucht kann nicht warten. Aber die Liebe kann warten und ebenso kann es die Schönheit und Weisheit des Leidens. Deshalb hat Tolstoi vielleicht doch nicht nur deshalb leiden wollen, um das Gewicht seiner Lehre zu verstärken und die Menschen in despotischer Absicht ihr zu unterwerfen, sondern weil er ein heimlicher Bürger jener aufkeimenden Welt war, in der wieder der Geist über der Gewalt steht und das Keuz das Zeichen des Sieges ist.

Ernst Hubacher

# Zum Zivildienst

Drei Bedenken werden unter seinen Freunden gegen den Zivildienst vor allem laut. Eines richtet sich gegen die Bestimmung, die auch in unserer Petition vorläufig Eingang gefunden hat, dass er um ein Drittel länger d a u e r n solle als der Militärdienst. Man meint, dadurch würden alle diejenigen abgeschreckt, die in Gefahr stünden, ihre Arbeit zu verlieren oder deren Familie damit zu lange des normalen Einkommens beraubt würde. Diese Forderung müsste die ganze Sache besonders für die Arbeiterschaft unpopulär machen. Auch sehe eine solche Bestimmung aus wie eine Strafe, was man sich nicht gefallen lassen dürfe. Das umso weniger, als die im Zivildienst geleistete Arbeit nicht weniger, sondern sehr entschieden mehr wert sei als die des Militärdienstes. Endlich wird der E r f o l g unseres Vorgehens sehr bezweifelt.

Diese Bedenken sind sicherlich sehr ernst zu nehmen und zu überlegen. Ihnen stehen aber Gründe gegenüber, die jedenfalls nicht weniger gewichtig sind. Jene Bestimmung wird von ihren Verteidigern, wozu gerade eine Anzahl der begeistertsten Freunde des Zivildienstes gehören, keineswegs als Strafe verstanden. Sie soll umgekehrt die Höhe und Reinheit des neuen Prinzipes illustrieren. Sie soll zeigen, dass seine Vertreter bereit sind, für den Dienst an der Gemeinschaft zu leisten, was sie nur können, und nur dem Militärdienst, der Vorbereitung auf den Mord, nichts geben wollen; sie soll damit dem immer wieder laut werdenden Einwand begegnen, dass unser Standpunkt Egoismus und Negation bedeute. Dann ist ein anderes nicht zu vergessen: Diese Bestimmung soll von vornherein jedes Tribunal unnötig machen, das etwa erst noch zu entscheiden hätte, ob einer wirklich aus Gewissensgründen den Militärdienst ablehne. Denn sie bietet genügend Gewähr für den Ernst einer solchen Haltung. Auf der andern Seite aber ist die Gefahr gross, dass sonst sich nicht wenige zu dieser Form des Dienstes drängten, die in ihrem Herzen durchaus nicht Antimilitaristen wären, sondern bloss erwarteten, es im Zivildienst bequemer zu haben. Durch solche könnte die neue Einrichtung, falls sie zustande kommt, rasch tödlich diskreditiert werden.

Dies ist die allergrösste Gefahr, nicht eine anfänglich etwas kleine Zahl von Teilnehmern. Es gilt, um jeden Preis diese Sache rein zu halten. Daneben ist noch zu bedenken, dass einer solchen Bestimmung nur schwer zu entgehen ist. Alle bisherigen Gesetze dieser Art enthalten sie und zwar in bedeutend schärferer Form. Es ist darum wohl richtiger, wenn wir etwas von uns aus anbieten, was uns sonst aufgezwungen wird. Der heutige Staat *kann* einen Zivildienst ohne diese Bestimmung nicht wohl einführen; denn dadurch wäre der obligatorische Militärdienst auf eine Art durchbrochen, zu der er jetzt noch auf keine Weise bereit ist — zum mindesten bei *uns* nicht! Wenn wir sie weglassen, so verliert die Petition allen praktischen Sinn und wird zur blossen Demonstration.

Es gilt also, auch diese Seite der Sache zu überlegen. Falls man dann doch dazu gelangt, die angefochtene Bestimmung beizubehalten, muss man durch eine ausgiebige Unterstützung denen zu Hilfe kommen, die durch den verlängerten Dienst irgendwie Schaden litten, ähnlich, wie man es seinerzeit mit den Dienstverweigern gehalten hat. Sollte man die Bestimmung fallen lassen, dann müsste man versuchen, ihren idealen Zweck auf andere Weise auszudrücken.

Wir kommen damit von selber auf das zweite Bedenken. Es bezieht sich auf die *Ausführung* eines einmal eingerichteten Zivildienstes. Gewiss ist sie ein schweres Problem. Eine böswillige Regierung kann die neue Einrichtung auf alle Weise sabotieren. Und auch, wenn dies nicht der Fall wäre, können allerlei üble Erfahrungen eintreten. Die Arbeit mag sich als schwierig und wenig produktiv erweisen; denn es wird zum grossen Teil Arbeit von Ungeübten sein. Sie wird vielleicht den Staat ein Ziemliches kosten und man wird daraus gegen sie Kapital schlagen. Enttäuschungen der Teilnehmer werden kaum ausbleiben. Man verweist auf das wenig ermunternde Beispiel Dänemarks.

Gewichtige Argumente, gewiss. Aber es ist zu fragen: Wie, sollte eine so unerhörte Neuerung *leicht* sein? Wenn sie leicht wäre, so wäre sie nicht nötig. Darum darf die dänische Erfahrung nicht abschrecken, ganz abgesehen davon, dass wir vorläufig ihre Ursachen, die ganz zufälliger und lokaler Natur sein mögen, nicht kennen. Was aber die Sabotage der staatlichen Organe betrifft, so wird man

gegen diese, wenn sie eintritt, einen scharfen Kampf führen. Der Elitemannschaft, die diesen Dienst leisten wird, dürfen wir schon zutrauen, dass sie die Augen offen hat. Experimente sind in allen solchen Dingen notwendig und Enttäuschungen muss jede neue Sache überwinden. Was so sehr für die Idee des Zivildienstes spricht, ist eben der Umstand, dass damit etwas Positives an Stelle der blossen Negation, der Dienstverweigerung, tritt, dass das, was am Militärdienst Gutes ist, erhalten und zugleich überboten wird durch ein überlegenes soziales Prinzip. Aber es gehört dazu, wie zu allem Neuen dieser Art, Glauben; die Skepsis ist überall lähmend und unfruchtbar.

Auf einen dritten Einwand, den der wahrscheinlichen Erfolglosigkeit unseres Vorstosses, will ich nur in Kürze eingehen. Dass die Petition einfach in den Papierkorb geworfen wird, muss dadurch verhindert werden, dass eine Anzahl Parlamentarier, vor allem von der sozialistischen Fraktion, aber auch andere, sich dafür einsetzen, sodann durch die Wucht, die wir der ganzen Aktion verleihen. Der Militarismus sitzt doch nicht so fest, dass er eine solche gering schätzen dürfte. Er weiss, dass es auf Tod und Leben geht. Im übrigen hängt der Wert unseres Kampfes nicht davon ab, ob wir mit diesem Postulat beim ersten Anlauf durchdringen. Es ist der Kampf um ein neues Prinzip; es ist nichts anderes als eine besondere Form des allgemeinen Kampfes gegen Krieg und Militär. Dass dieser Kampf nicht leicht ist, wissen wir, aber der Glaube an den Sieg, der ihm beschieden sein wird, ist auch ein Teil unseres allgemeinen Glaubens an den Sieg des Rechten.

L. Ragaz

# Zur Weltlage

## Osten oder Westen?

Zu den Betrachtungen über das Verhältnis von Deutsch und Welsch in der Schweiz und über unsere Stellung zu Deutschland soll nun noch abschliessend eine kommen, die dadurch vorbereitet ist und dazu gehört, nämlich über das Verhältnis von Osten und Westen. Der Zweck dieser mehr prinzipiellen Ausführungen liegt wohl auf

der Hand. Sie sollen unserem Denken über die Bewegungen der Welt, besonders die politischen, helfen, über allzu kleine Gesichtspunkte und allzu enge Horizonte hinauszukommen und dadurch, wenn möglich, zu einem bessern Verständnis des Sinnes, der darin walten möchte, zu gelangen.

Eine der Fragen, die jetzt über der Weltbewegung stehen, lautet: «Osten oder Westen?» Sie gilt allerdings nicht nur für das politische Gebiet, sondern für die ganze Kultur, besonders auch für das religiöse Leben. Ich betrachte die Auseinandersetzung mit der Theosophie auch als eine solche zwischen Osten und Westen. Diesmal soll mehr die politische und allgemein kulturelle Seite des Problems ins Auge gefasst werden, selbstverständlich im Rahmen einer solchen Erörterung zur Weltlage nur andeutungsweise und ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit. Es handelt sich hier immer nur darum, die wahren Probleme herauszustellen und das Denken anzuregen.

Was ist mit der Frage: «Osten oder Westen?» gemeint? Sie bedeutet zunächst einmal einen Strich, der mitten durch Europa gezogen wird. Auf der einen Seite stehen die Staaten der Entente, dazu die «neutralen» Länder, auf der anderen vor allem Deutschland und Russland. Denn bei dieser Betrachtungsweise rechnet man Deutschland gerne zum Osten; die Grenzlinie bildet sozusagen Rhein und Donau. Freilich kommt man mit rein topographischen Merkmalen nicht aus; denn Länder wie Polen und die Tschechoslowakei — um nur diese zu nennen — stehen in sehr enger Verbindung mit dem Westen. Im Grossen und Ganzen würde es sich doch darum handeln, das Deutschtum und das Slaventum, speziell das «Russentum», der angelsächsischen und romanischen Welt gegenüberzustellen. Aber das Problem greift noch weiter aus. Auf der einen Seite kommt ganz Amerika dazu, auf der andern Seite ganz Asien. In dieser engeren und weiteren Form stossen die beiden Welten auf einander; ihre Auseinandersetzung bildet nun einen der grossen, dauernden Züge des Weltgeschehens und wird das immer mehr tun. Dieser Konstellation entsprechend bilden sich Parteien, die für den Osten und Parteien, die für den Westen einstehen, wobei es nicht an leidenschaftlicher Ereiferung fehlt.

Augenblicklich ist in unsern Gegenden der Osten Mode. Unsere Jugend, und nicht nur sie, schwärmt für Dostojewski. Tolstoi wird ihr zum «Westler», was ein Todesurteil bedeutet. Sogar ein so problematischer Mensch wie Maxim Gorki wird durch den Glanz des Ostens zu einer Art Weltorakel. Der Bolschewismus hat seinerzeit durch die Erwartung dieses Messias von Osten her einen grossen Teil seines Zaubers für die Intellektuellen und andere gewonnen. Neuerdings mischt sich in diese Stimmung ein gut Teil von politischem Ressentiment. Ich bin geneigt, Spenglers «Untergang des Abendlandes» als ein Revanchebuch zu betrachten. Es ist eine Art Rache für die Niederlage im Weltkrieg, wenn man nun auf zweitausend und mehr Druckseiten den «Untergang des Abendlandes» verkündigt, wobei man dafür Sorge trägt, dass Deutschland immerhin diesseits des Striches bleibt, der die neue Welt von der untergehenden trennt, und in die Nähe des «Russentums» kommt. Dieser Charakter eines Rache- und damit Trostbuches hat neben seiner Grossmäuligkeit, die den Heutigen so sehr imponiert, jedenfalls zu dem sensationellen Erfolg dieses typischen Zeitproduktes viel beigetragen. Vom Osten erwartet, wie wir wissen, eine alldeutsche Romantik verschiedenster Art reichen Ersatz für verlorene Hoffnungen. Naumanns Traum von Mitteleuropa wächst sich zu einem noch gewaltigeren Phantasma aus. In diesem Zusammenhang werden ein Lenin und zeitweilig sogar ein Enver Pascha Lieblingshelden von Menschen, denen ein Wilson ein Greuel ist. Kayserlings Weltreisebuch, wie offenbar auch die mir nicht vertrauten Bonselschen Dichtungen, führen dieser Denkweise neue Nahrung zu. Lafcadio Hearn ist noch nicht erledigt. Laotse wird immer mehr ein Erbauungsschriftsteller des Westens, wie Tagore es längst geworden ist, und aus dem Munde Sundar Singhs werden Wahrheiten, die, trotz ihres unbestreitbaren Wertes, von einem «Westler» ausgesprochen, nicht die geringste Aufmerksamkeit fänden, zu Offenbarungen. Und dazu dann all die Theosophie und Mystik, vollends all der Wust von Magie und Aberglauben, die sich auf den Osten berufen! Es kommt wie eine Ueberschwemmung daher.

Was sollen wir dazu sagen? Der dies schreibt, befindet sich vor dieser Erscheinung wieder einmal in einer Rolle, die ihm schon öfters

widerfahren ist. Diese Auseinandersetzung mit dem Osten ist schon lange ein wichtiger Teil meiner geistigen und seelischen Arbeit. Sie hängt mit meiner ganzen Hoffnung auf das Reich Gottes zusammen und gehört notwendig dazu. Es ist seit manchem Jahr mein Erwartung gewesen, dass diese geistige Auseinandersetzung zwischen Osten und Westen in den Vordergrund der Geschichte rücke. In meinen Vorlesungen und anderswo habe ich immer wieder diese Entwicklungen als zum Kommen des Reiches Gottes notwendig hingestellt. Aber es scheint, dass zum mindesten in unsern nervösen und äusserlichen Tagen keine notwendige Wahrheit anders als mit Geschrei, Sensation, Reklame und Modetorheit auftauchen können, sodass gerade die, welche diese Wahrheit lange verehrt und in der Stille vertreten, nach ihrer Modewerdung fast in Versuchung stehen, von ihr abzufallen. So will es mir beinahe mit der jetzt herrschenden östlichen Mode gehen.

Hüten wir uns jedoch vor dieser Versuchung und hören wir die Verkündiger des Ostens, und zwar diesmal mehr in Beziehung auf das weltliche, kulturelle, ethische und besonders das politische und soziale Leben. Der Westen, sagen sie, hat abgewirtschaftet. Vielleicht — das ist die Meinung der Gerechteren unter ihnen — gerade, weil er kulturell voraus ist. Er hat sein Ziel erreicht, denn er hat eine in sich geschlossene, stilvolle Kultur geschaffen. Dadurch ist der westliche Mensch dem östlichen zunächst überlegen. Er hat mehr Form, d. h. mehr Ordnung, mehr Geschlossenheit, mehr zielsichere Energie, mehr ausgeprägte Individualität. Seine Demokratie ist der politische Ausdruck dieser Art. Durch diese Eigenschaften hat er im Weltkrieg gesiegt. Aber dieser Sieg ist der Anfang seines Endes. Diese geschlossene Form seiner Kultur wird zum Panzer, worin er erstickt; seine Geschlossenheit bedeutet auch Fertigsein, seine festere Individualität wird zum individualistischen Egoismus, der im Atomismus endet und seine Demokratie zur kapitalistischen Plutokratie. Der Westen, sagen Andere, Schnellfertigere, hat zum Lebensprinzip den Nutzen — daher die dortigen Erfolge des Imperialismus —, er ist auf den Genuss aus, er huldigt dem Erfolg; im Osten aber dient man dem Geist, dem Logos, dem kategorischen Imperativ, dem Ewigen. Der Osten setzt dem individualistischen Kapitalismus und Demokratismus des We-

stens den Sozialismus des Geistes entgegen, dem Nutzen das Ideal, dem Erfolg das Opfer, dem Krämertum das Heldentum, dem Wikinger den Ordensritter. Der Westmensch ist zivilisatiorisch überlegen, weil er fertig ist, aber der Ostmensch trägt dafür noch das schöpferische Chaos in sich, das noch — nach Nietzsche — einen tanzenden Stern gebären mag. Dem Westen gerhören aber die Vergangenheit und Gegenwart, dem Osten die Zukunft. Der Westen zerfällt, der Osten steigt auf; im Westen geht die Sonne unter, aber Ex Oriente Lux. Wenn Freund Hubacher in diesem Heft der Neuen Wege den Satz ausspricht: «Der Westen kommt wahrscheinlich für die Absichten Gottes vorläufig nicht mehr in Betracht», so formuliert er damit trefflich das Bekenntnis Vieler.

Was ist darauf zu antworten? Wie gesagt, ich möchte mich vor der Versuchung hüten, nun dieser Einseitigkeit eine andere gegenüberzustellen und eine Wahrheit darum zu verwerfen, weil sie augenblicklich Mode geworden ist. So sei denn das Recht, das in dieser östlichen Denkweise liegt, kräftig anerkannt. Ich wiederhole: es ist gut, dass wir uns über allzu enge Gesichtspunkte erheben. So wichtig z. B. der Gegensatz zwischen Frankreich und Deutschland ist, muss er doch vor noch grösseren Problemen zurücktreten und dadurch auch — nebenbei gesagt — etwas von seiner Schärfe verlieren. Gewiss hat Russland uns Grosses gesagt und wird uns weiterhin Grosses sagen. Dostojewski und Tolstoi (den zum «Westler» zu machen reine Torheit ist) haben unserer Welt das Evangelium auf eine Weise neu gezeigt und verkündigt, der wenig anderes — immerhin doch einiges andere: ich denke an Kierkegaard und Blumhardt — an die Seite zu setzen ist. Gewiss haben wir aus der Seele des russischen Volkes her nach all dem furchtbaren Unheil des Bolschewismus, der immerhin doch auch mit dem Russentum zusammenhing, viel Heil zu erwarten. Die Auseinandersetzung mit dem Indiertum, Chinesentum, Japanertum, vielleicht sogar mit dem Islam, wird zweifellos zu einer neuen Entfaltung der Wahrheit des Reiches Gottes führen. So gewaltige und edle Kulturkreise wie das Indiertum und das Mongolentum werden gewiss eine Fülle von göttlicher Wahrheit einschliessen, die irgendwie im Gesamtbereiche der Wahrheit eine Stätte finden muss. Laotse und Kungfutse in hohen Ehren, ebenso Utschimura,

Tagore, Sundar Singh, auch Abdul Bahai. Der Osten mag uns helfen, wieder die seelische Tiefe der Wirklichkeit zu gewinnen. Er mag uns helfen, unsern Industrialismus, Nationalismus, Mammonismus, unsere Vergötterung der Technik, unsere Mechanisierung und Materialisierung alles Lebens, kurz, unsere ganze entsetzliche Verweltlichung zu überwinden. Er mag uns wieder Ehrfurcht lehren. Er mag mit seiner grossen mystischen Ruhe über unsere nervöse Erregtheit und fieberhafte Vielgeschäftigkeit kommen. Besonders Eines möchte ich hervorheben, wenn auch nicht in der Meinung, dass es geradezu das Wichtigste sei: er mag uns helfen, von der Herrschaft des Staates frei zu werden und an seine Stelle wieder Gott und den Menschen zu setzen.

Was im besondern den Gegensatz zwischen Ost und West in der «christlichen» Welt betrifft, so ist durchaus zuzugeben, dass der Westen in einer gewissen Gefahr der Verhärtung steht. Er hat nicht den gewaltigen Umsturz erlebt, wie die Mitte und der Osten Europas. Diese sind tatsächlich zerbrochen und in den Schmelztiegel der Geschichte geworfen worden; daraus können sie als neue Gebilde hervorgehen. Es tut den Völkern manchmal gut, wenn ein gewisser «Umsturz» (o Schrecken aller Häberline!) über sie kommt, wenn sie ob dem Zerbrechen alter Lebensformen wieder zum Leben selbst vordringen müssen. Was ein Stagnieren in den alten Verhältnissen für ein Fluch werden kann, zeigt uns gegenwärtig am deutlichsten die Schweiz, und zwar die deutsche nicht weniger als die romanische. Wir sind in diesem Sinne wahrlich von der Quintessenz des «Westens»!

Aber wenn dies alles, und anderes, was damit zusammenhängt, zugegeben ist, dann gilt es, mit einem Wust von Schlagwörtern und Modetorheiten aufzuräumen; es gilt, mit andern Worten, wenn man dem Osten sein Recht gegeben, der östlichen Mode ebenso entschlossen entgegenzutreten. Es gilt dann, auch das Recht des Westens zu sehen, das nach meinem Dafürhalten das überlegene Recht ist. Was der Westen, unter dem ich in diesem Zusammenhang auch Deutschland verstehe, vor dem Osten voraus hat, könnte man mit dem Zentralwort von der Individualität zusammenfassen. Es liegt darin unendlich viel. Vor allem bedeutet es einen Damm gegen

alles *Zerfliessen*. Der Osten ist pantheistisch; er verehrt die Gottheit im gestaltlos Allgemeinen. Er geht darin auf. Er gibt die Welt an Gott preis. Aber dann ist wie die Welt nicht mehr Welt, so Gott nicht mehr Gott. Man findet darin vielleicht eine gewisse Ruhe, aber diese Ruhe wird nur zu leicht ein Versinken. Utschimura[1]) hat darüber vielleicht das Tiefste gesagt, was zu sagen ist: Das Heidentum ist grössere Harmonie, aber um den Preis des Lebens. Es fehlt — möchte ich hinzufügen — die aufrüttelnde, ewig revolutionierende Macht, die von dem *lebendigen* Gott ausgeht, der in *Christus* sich kundtut. Darum ist jene Ruhe doch nicht ganz echt; sie kann in plötzliche, furchtbare Stürmen ausbrechen, wie der Bolschewismus einer war. Es ist ein Aufgehen im Absoluten, aber dieses Absolute wird, als zügelloses, ein verzehrendes und verheerendes Feuer. Es ist im Grunde bloss eine Naturmacht. Das Absolute als *Geist* kommt erst in der Persönlichkeit zur Erscheinung. Das ist das Palladium des Westens. Aus diesem Wert der Werte strömt alle wahre Menschenkultur. Der persönliche Gott schafft den persönlichen Menschen. Er schafft die sittliche Individualität mit ihrem unendlichen Wert. Diese ist die Wurzel der Demokratie. *Das* ist der tiefste Sinn des christlichen Westens, beonders der angelsächsischen Welt. Sie ist in ihrem Besten, kurz gesagt, von Calvin her zu erklären. *Hierin*, nicht in irgend einem Utilitarismus oder Rationalismus, wurzelt ihr Pazifismus, wie ihr Demokratismus. Auch der Sozialismus kommt in seinen wertvollsten Bestandteilen von dort her. Der Energismus der angelsächsischen Welt, von dem der Pragmatismus ein Ausfluss ist, stammt aus ihrem sarken Glauben an die Souveränität des Guten, der letzten Endes in dem Glauben an die Souveränität des heiligen Gottes wurzelt.

Das alles sehen Männer wie Tagore und wohl auch Sundar Singh nicht. Sie sehen bloss die Unruhe, die fieberhafte Aktivität des Westens, aber nicht die in ihr verborgen-offenbar wirkende Lebenskraft. Gewiss hat dieser Energismus seine Gefahren, gewiss sind wir verweltlicht, veräusserlicht, ins blinde Hasten und Begehren hineingekommen, und gewiss mag uns als Palliativmittel der Quietismus des Ostens gut tun; aber unser *Heilmittel* ist nicht das Versinken in

[1]) Vgl. sein tief bedeutsames Büchlein: «Wie ich ein Christ wurde».

die Ruhe und Gestaltlosigkeit, sondern das Vordringen zu dem Gotte, der gerade als Lebendiger auch die rechte Ruhe ist und gerade als Weltgeschiedener auch zur rechten Stellung in der Welt verhilft. Wir wollen alles lernen, was vom Osten — nach Gottes Willen — zu lernen ist, aber nur so, dass wir die überlegene Wahrheit festhalten: den persönlichen Gott und den persönlichen Menschen, beide verbunden und offenbar in Jesus Christus, der nicht nur mehr ist als Plato, sondern auch mehr als Laotse und Buddha.

Von diesem festen Punkt aus zerteilen sich eine Reihe von Irrtümern der heutigen Mode.

Um mit dem Gegensatz von Staat und Mensch zu beginnen, so deckt er sich keineswegs mit dem von Westen und Osten. Es hat im Osten Systeme des absoluten Staates gegeben und gibt im Westen Elemente, die den Staat zersprengen. Das extremste Beispiel von Staatsallmacht hat neuerdings der Osten gezeitigt. Aehnlich steht es mit der Behauptung, dass der Westen veraltet sei. Das ist ein Fatalismus, den nun doch die Geschichte genügend widerlegt haben sollte. Was hat man vor dem Kriege von der Degeneration nicht nur der romanischen Völker, sondern sogar der Angelsachsen gesagt, und nun, welch neue Lebenskraft ist uns aus diesen Völkern entgegengekommen! Und was den Osten betrifft, — sind etwa diese Völker im Gegensatz zu uns jung und nicht eher das Gegenteil? Sind auch nur die Russen so schlechtweg jugendlich und wir, mit ihnen verglichen, greisenhaft? Weder die romanische noch die angelsächsische Welt weisen Zeichen eines wesentlichen Altseins auf. Aus Frankreich sprudeln unaufhörlich Quellen neuen Geistes; es hat uns in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts unter anderem eine neue Philosophie des Idealismus und der schöpferischen Freiheit gegeben; es ist auf sozialem Gebiet die Heimat des Syndikalismus; es hat in der bildenden Kunst unbestritten die Führung bis auf diesen Tag. Und England? Es hat uns die Gewerkschaft und die Genossenschaft geschenkt und fasst sie heute im Gildensozialismus zur neuesten schöpferischen Form des Sozialismus zusammen. Von England kommt auch die Siedelung. Endlich Amerika? Die es wirklich kennen, nennen es das Land der Jugend. Nicht zufällig versteht man dort die Jugend am besten.

Es kann darum auch mit dem «Fertigsein» nicht so stehen, wie die Verächter des Westens tun. In der Tat bedeutet eine gewisse Geschlossenheit so wenig das Ende aller Entwicklungsfähigkeit, als das Zerfliessen eine Bürgschaft für schöpferisches Werden, und die Form so wenig den Tod als Zügellosigkeit das Leben. Auch die geschlossene Form ist der Entwicklung fähig, was doch wohl die ganze Geschichte des Westens, besonders verglichen mit der des Ostens, beweist. Auch ist schliesslich heute nicht nur der Osten, sondern die ganze Welt in den Schmelztiegel geworfen, wenn auch der Osten auf eine greifbarere Weise. Ueberall muss aus einer zerbrochenen Welt eine neue, aus einer in gewissem Sinne alten eine junge wachsen.

Kurz: es ist eine verfehlte Denkweise, vom Altsein der einen und Jungsein der andern Völker zu reden. Eine gewisse relative Wahrheit ist darin, das wird niemand leugnen, aber man muss mit den Schlussfolgerungen aus dieser Wahrheit äusserst vorsichtig sein. Wir sind im Grunde alle jung. Es wirkt in der Welt, in der Jesus doch eine Macht ist, eine Auferstehungskraft, die alle zu neuem Leben ruft. Es gibt kein Fatum. Man muss sich vor der Methode geschichtlicher Analogien, in der das Spenglersche Buch ausschweift, hüten. Gewiss verschiebt sich von Zeit zu Zeit der Schauplatz der Geschichte. So wird Europa heute in einen grösseren Zusammenhang gestellt. Deswegen aber braucht seine Bedeutung nicht geringer zu werden. Das hängt wohl zum guten Teil von ihm ab. Jedenfalls kommt mir der Satz, dass Gott auf absehbare Zeit nicht mehr mit dem Westen rechne — Freund Hubacher möge entschuldigen — etwas gewagt vor. Also diese ganze grosse westliche Welt mit all dem, was in ihr Grosses emporringt, mit all ihren für das Reich Gottes bereiten Menschen und Bewegungen sollte von Gott einfach zur Seite gestellt werden? Einen solchen Gott könnte ich nur schwer begreifen. Ich meine, Gott werde auch heute und künftig mit denjenigen Menschen und Völkern rechnen, die sich ihm zur Verfügung stellen, er werde immer wieder anpochen und jedenfalls kein geschichtsphilosophisches Schema und Fatum gelten lassen. Gott rechnet wohl sehr stark sogar mit jedem Einzelnen unter uns!

Wenn diese Ueberlegungen richtig sind, was für Konsequenzen ergeben sich daraus? Es ergibt sich daraus, dass wir uns hüten werden, der östlichen Mode zu verfallen und die Modeschlagwörter dieser Denkweise nachzusprechen. Unsere Auseinandersetzung mit dem Osten wird gründlich, aufrichtig, liebevoll, ehrfürchtig, lernbereit sein, aber wir geben das Grosse und Grösste des Westens nicht preis. Es ist für Deutschland sicher nicht gut, wenn es sich dem Spenglertum zu sehr überlässt. Das deutsche Wesen trägt nur zu sehr jenen patheistischen Zug in sich, jenen Hang zur Idealisierung des Bestehenden, jenes Aufgehen in allgemeinen Mächten, jenes Zerfliessen im Absoluten. Es bedarf als Korrektiv der mehr individualistischen, demokratischen, pragmatischen, konkreten und geschlossenen Art des Westens. Es verdankt Kant und Fichte mehr als Hegel. Nicht das Aufgehen im Osten (etwa mit dem Hintergedanken, ihn zu beherrschen!) ist seine Rolle, sondern die Synthese vom Osten und Westen. — Und die Schweiz soll sich erst recht hüten, in der östlichen Welle zu versinken. Sie würde darin vollends spurlos untergehen. Die Fundamente unseres Schweizertums ruhen durchaus auf jener Geisteswelt, deren letztes Wort die in der freien Theokratie enthaltene Demokratie ist. Die engste Verbindung mit dem Westen ist für uns Lebensnotwendigkeit. Von dort her, das heisst genauer: von der Quelle her, aus der der westlichen Welt das Beste kommt, fliesst auch uns Lebenskraft zu; der Osten als herrschende Art wäre unser Tod. Aber auch wir können dann eine Brücke sein, wenn wir selber fest sind. Weg also mit all den törichtenVorurteilen gegen den Westen, gegen Frankreich, England, Amerika! Lernen wir verstehen, achten, bewundern! Wir haben dazu allen Anlass. Dann erst mögen wir vom «Osten», mögen wir auch von Deutschland das Beste lernen, was wir dort lernen können. — Unser Sozialismus endlich kann nichts Besseres tun, als sich vom «Westen» beeinflussen zu lassen. Es steckt ohnehin zu viel vom «Osten» in ihm. Wohl mag ihm auch künftig vom Osten her ein tiefer Lebensstrom zufliessen, namentlich wohl von einem wirklich erneuten Russland her, aber dieser Strom wird nur dann befruchtend und schöpferisch wirken, wenn er in ein Erdreich fliesst, das gebildet ist durch die Grundelemente aller wahrhaft sittlichen und menschlichen Kultur: die Schät-

zung der sittlichen Individualität, die zur Demokratie im tiefsten Sinne führt, die Freiheit, von der wahrhafte Gemeinschaft lebt. Ohne Individualismus kein Sozialismus.

Und um nun das Letzte zu sagen: Christus tauschen wir nicht um Laotse und Buddha, wohl aber mögen wir in dem Masse, als wir ihn erkennen, Laotse und Buddha erst recht verstehen. Denn Christus wird zuletzt die Einheit von Osten und Westen sein. Dahin zielt, meine ich, diese ganze Bewegung, auch in der politischen Form. L. R.

# Rundschau

**Der Zusammensturz.** Es scheint, als ob die Weltkatastrophe zunächst unaufhaltsam vorwärts ginge und ruckweise der völlige Zusammensturz der bisherigen Ordnung erfolgte. Dies nun besonders auf dem wirtschaftlichen Gebiet. Freilich fasst sich der Kapitalismus noch einmal zu riesenhaften, weltumspannenden Herrschaftsgebilden zusammen und übt eine Gewalt aus, wie der Mammon sie noch nie im Laufe der Menschengeschichte auch nur annähernd so furchtbar besessen hat. Seine Organe sind die internationalen Industrie-Konzerne, die Grossbanken, die Zeitungen (mit Ausnahme der paar wenigen, die nicht in seinem Dienste stehen) und die Regierungen. Denn die Regierungen sind alle von ihm beherrscht, auch wenn etwa da und dort noch ein Mann wie Präsident Masaryk so gut er kann höheren Zwecken dient. Und zwar handelt es sich nicht nur um die Weltpolitik, auch die innere Politik ist überall vom Finanzkapital und seinen Verbündeten diktiert. In der Schweiz repräsentiert dieses Verhältnis die Allianz Schulthess-Laur-Musy, mit Häberlin als Polizist. Von Ideen oder gar Idealen in diesem Bereich nirgends mehr ein Hauch.

Aber diese furchtbarste Entfaltung der Mammonsherrschaft (die freilich noch gewisser letzter Steigerungen fähig ist, auf die wir gefasst sein müssen) geht vielleicht ebenso ihrem Sturze voraus, wie das bei der entsprechenden Entwicklung des Militarismus der Fall war. Auch hier kann man doch das Krachen des Zusammenbruchs schon deutlich hören. Der Industrialismus und mit ihm der Kapitalismus stürzen, äusserlich in gewaltigen Krisen und Katastrophen, innerlich in einer Umstimmung der Gemüter, die sich in der Tiefe deutlich genug vollzieht. Das Gleiche gilt von allen andern Lebensgebieten. Ueberall ein trauriges, ja furchtbares Vorherrschen übelster Mächte, ein skrupelloses Heraustreten des Bösen, aber überall auch ein Krachen im Gebälk, ein Mene Tekel an der Wand und ein Anbruch neuen Lebens. Es ist ein gewaltiger Kampf des Frühlings mit dem Winter, der Entscheidungskampf zweier Welten. Dabei hat die alte Welt äusserlich noch die Macht, aber ein Gefühl, dass es damit abwärts gehe — daher ihre Gereiztheit und ihre Flucht zur Gewalt — während die neue in aller scheinbaren Ohnmacht doch Siegeszuversicht hegen darf. Die neue Welt ist geboren und wächst heran. Aber furchtbar bleibt die Zeit und sie kann leicht noch viel furchtbarer werden. Wir tun gut daran, auf alles gefasst zu sein.

In das Licht dieses Gesichtspunktes müssen einige Ereignisse und Erscheinungen der letzten Zeit gestellt werden.

I. **Das Scheitern der Londoner Konferenz** ist freilich keine eindeutige Tatsache. Man kann sie sehr wohl auch günstig auslegen — wie denn die menschlichen Dinge meistens anders sind als sie scheinen. Man könnte auch sagen, es sei kein Schade, wenn dieses aus dem Kriege geborene System: Entente gegen Deutschland und Russland, einmal zerbreche und etwas Besserem Platz mache. Man könnte ferner in diesen Verhandlungen doch immer deutlicher ein Prinzip auftauchen sehen, das Zukunft und Rettung bedeutet: nämlich das der wirtschaftlichen Solidarität aller Völker, die ihrerseits mit andern, zum Teil noch tieferen Solidaritäten zusammenhinge. Diese Solidarität wäre — bedeutsamer Weise — zunächst eine der Schulden, was man als Symbol einer Solidarität der Schuld auffassen dürfte, zu deren Erkenntnis sie langsam vordrängen. Jedenfalls darf und muss man vielleicht, um des Glaubens willen, diese Linie im Auge behalten, trotzdem man gut tut, auch die andere, die ungünstige, zu sehen. Auf dieser andern Linie gelangen wir immer tiefer ins Chaos hinein. Jener französische «Imperialismus», der angeblich durch Besetzung des Ruhrgebietes, mit dem Hintergedanken, es endgültig zu behalten, das deutsche Reich zertrümmern und neben der militärischen die wirtschaftliche Vorherrschaft Frankreichs aufrichten will, mag eine alldeutsche oder kommunistische Phantasie sein. Man darf wohl auch annehmen, dass gerade das internationale Finanzkapital es nicht zum äussersten kommen lassen wird. Aber ob dieser Götze nicht zuletzt dem Zauberstab seiner Herren entrinnen, seinen eigenen Weg gehen und sie und uns verzehren wird? Der von der deutschen, ihr Land beherrschenden Grossindustrie geförderte «Marksturz» erzeugt gesteigerte Teuerung; eine neue soziale Revolution kann leicht die Folge davon sein. Nimmt man dazu die ganze übrige aussenpolitische und innerpolitische Lage Deutschlands, ferner den Zustand Oesterreichs und die Not und Gärung allüberall, so steht die Möglichkeit, ja beinahe Wahrscheinlichkeit vor uns, dass wir bald in eine neue, akute Phase der Weltkatastrophe eintreten. Auch der Bolschewismus kann dann in vergrössertem Masstab wiederkehren und dann die Reaktion darauf. Apokalyptische Zukunftsvisionen steigen empor. Bei den Menschen aber ist keine Weisheit: «In keiner Regierung,» hat Wilson vor Jahren gesagt, «ist irgend eine Einsicht oder Voraussicht zu finden.» Aber auch sonst wenig, zu wenig!

II. **Der Fascismus.** Wie eine Weissagung «von kommenden Dingen» erscheint der Fascismus in Italien und der ganze italienische Bürgerkrieg. Sie zeigen, was überall kommen kann und auch kommen wird, wenn es auf der bisherigen Bahn weitergeht. Das scheint mir die Bedeutung dieser Ereignisse zu sein, die wir zu wenig in diesem Sinne würdigen. Wenn nicht überlegene geistige Mächte ins Spiel treten, so wird es überall so gehen. Die herrschende Klasse wird eine Gewaltorganisation in Form eines mehr oder weniger freiwilligen Söldnerheeres schaffen und damit die neu emporstrebende niederzuschlagen versuchen; die alte blutige Auseinandersetzung zwischen Patriziern und Plebejern, Freien und Sklaven, Adeligen und Zünftlern wird sich wiederholen. Das ist mathematisch sicher, — niemand sollte sich darüber täuschen! — so wie Naturgesetze sicher sind, wenn nicht höhere Kräfte, Kräfte der sittlichen Tat, eingreifen und die naturgesetz-

liche «Zwangsläufigkeit» aufheben.

Dabei wird wie in Italien an den meisten Orten die Arbeiterschaft unterliegen. Das bringt uns wieder auf

III. **Moskau.** In all diesen Entwicklungen spielt Moskau seine furchtbare Rolle. Es hat den italienischen Sozialismus zu jenem maximalistischen Uebermut aufgestachelt, auf den nun der Fascismus reagiert. Das Gleiche ist in aller Welt geschehen, besonders offensichtlich und verhängnisvoll in Frankreich. Der Bolschewismus hat sich als die stärkste Macht der Reaktion erwiesen. Vielleicht wird jetzt da und dort ein Ernüchterter den Satz verstehen, der im Sommer 1919 in den Neuen Wegen stand: «Lenin ist der grösste Kontrarevolutionär.» Der Fluch, der von Moskau ausgegangen, ist unermesslich.

Es wäre bloss ein Weiterwirken dieses Fluches, wenn nun, angesichts der Vorgänge in Italien, die Arbeiterschaft wieder erklärte: «Da sieht man, dass es ohne Gewalt nicht geht. Die Arbeiterschaft muss sich bewaffnen, muss militärisch geübt sein; also keine Dienstverweigerung, kein Zivildienst, sondern Vorbereitung auf den Bürgerkrieg durch Teilnahme am Militärdienst.» Welch eine Verblendung wäre das! Als ob die italienische Arbeiterschaft nicht «vorbereitet» gewesen wäre! Sie ist durch den Krieg gegangen und hat ungefähr so viel Waffen gehabt, als sie irgendwo Aussicht hat in die Hand zu bekommen. Und doch ist sie völlig unterlegen. So ist es auch in Deutschland gegangen. So wird es überall gehen. Denn auf diesem Gebiete ist der Gegner besser daheim.

Aber wenn es auch einer sozialistischen Gewalt unter besonders günstigen Umständen gelänge, obenauf zu kommen, so zeigt der Prozess der Sozialrevolutionäre denen, die es noch nicht gemerkt haben sollten, endgültig, was dabei herauskäme, nämlich eine neue, wenn möglich noch brutalere Gewaltherrschaft, die Diktatur der Sozialisten über Sozialisten, das heist: falscher Sozialisten über echte. Denn darauf käme es zuletzt doch hinaus. Und am Ende käme doch die Diktatur des Säbels, zu der ein Trotzky nun schon so weit vorgeschritten ist, als seine Person und die Umstände es irgendwie erlauben.

Die Rettung des Sozialismus liegt auf einem völlig andern Wege, auf dem entgegengesetzten: in einem vollendeten Antimilitarismus, der auf neuem Boden das Reich des Menschen aufbaut und der, wo es nötig ist, durch eine vom Geist geschaffene Einheit sich wehrt, indem er dem Säbel das Werkzeug entgegenstellt: die schaffende und unter Umständen die zurückgehaltene Arbeit. Hier ist der Sieg!

IV. **Die bürgerliche Diktatur und die Lex Häberlin.** Die italienische Lage der Dinge ist auch bei uns schon angedeutet. Unser Bundesrat ist durchaus das Parteikomite der herrschenden Klasse geworden. Er geniert sich gar nicht mehr, sich als solches zu zeigen. Das beweist neuestens sein Gutachten zu der Initiative auf eine einmalige Vermögensabgabe. Ich lasse hier ganz dahingestellt, ob diese Initiative einen guten Gedanken auch gut formuliert habe. Auch könnte man prinzipiell nichts dagegen haben, wenn der Bundesrat seine ablehnende Stellung zu diesem Volksbegehren äusserte. Das ist sein gutes Recht. Aber die Art, wie er das nun tut, ist charakteristisch für die gegenwärtige Lage. Einmal schon der Inhalt und der Ton des Gutachtens. Der Bundesrat erweist sich durch den grossen Eifer, den er in dieser Sache zeigt, als sehr besorgten Hüter der grossen Geldsäcke. Wo zeigt er sonst — abgesehen vom Mili-

tär — diesen Eifer? Er redet als Demagoge, wenn er behauptet, dass diese einmalige Vermögensabgabe «die Einführung des kommunistischen Systems in der Schweiz» bezwecke. Er stellt sich den 88,000 Bürgern, die die Initiative unterschrieben haben und die sozusagen auch Schweizer sind, einfach als Aktionsausschuss der Gegenpartei vor. Aber fast noch bezeichnender sind die Nebenumstände seines Vorgehens. Dieses Gutachten wird in je zwei Exemplaren der Presse zugestellt, um ihr Material für den Feldzug gegen die Initiative zu liefern — und das im Namen auch jener 88,000, deren Organ zu sein der Bundesrat auch prätendiert, und auf deren Kosten. Und warum denn erscheint das Gutachten gerade in diesem Augenblick? Man darf bei der advokatischen Schlauheit eines Schulthess und Häberlin mit grosser Sicherheit annehmen, dass der Popanz des Kommunismus in diesen Wochen vor der Abstimmung über die Lex Häberlin auftauche, um durch einen heilsamen Schrecken für diese Stimmung zu machen.

Auch andere Mittel werden zu diesem Zwecke gehandhabt. Gewiss ist es auch kein Zufall, dass gerade jetzt den Kantonen Zürich und Baselstadt die Rechnung für die Militäraufgebote bei den Generalstreiken von 1918 und 1919 eingereicht wird. Es soll damit gesagt werden: «Sehet, um solche Dinge zu verhindern, dazu ist eben die Lex Häberlin gut!» Denn für so dumm hält man in diesen Kreisen das Volk, dass man darauf spekuliert, es falle auf solche Argumente hinein.

Für dumm hält man es schon sehr! Man beachte, wie der Bundesrat mit der Finanzlage der Schweiz jongliert. Je nachdem es seinen Zwekken passt, wird diese als furchtbar düster oder als ganz befriedigend dargestellt. Furchtbar düster ist sie, wenn es gilt, für den Kampf gegen die Tuberkulose oder die Altersversicherung etwas Rechtes zu tun, ganz befriedigend, wenn es gilt, für das Militär oder die grossen Geldsäcke (die ja immer mehr zusammengehören) einzustehen. Dabei setzt man voraus, dass das Volk mit seiner Gläubigkeit dergleichen Unwahrheit nicht merke.[1])

Und gläubig ist ja dieses Volk. Man hat es lange genug dazu erzogen, zu seinen Behörden als zu hoch im Lichte des reinen Ideals tronenden, absolut gerechten und parteilosen Vertretern alles Guten und Wahren in Ehrfurcht aufzustaunen. Darum ist es vielleicht gut, wenn die Tatsache, dass der Bundesrat, wie manche andere Behörde, nur noch ein Parteiausschuss ist, brutal hervortritt. Es ist das wenigstens ein Fortschritt in der Ehrlichkeit. Man sieht dann allmählig, wie die Dinge stehen. Wie offen die Sachlage hervortritt, beweist unter anderem die Rede unseres Militärdirektors Scheurer, der in St. Gallen der vereinigten Turnerschaft zu verstehen gab, dass man sich glücklich schätze, Dass man neuerdings etwas für den Kampf gegen die Tuberkulose tun will, erscheint nach allem Vorausgegangenen auch nur als ein Manöver. Jedenfalls geschieht das nur auf starken Druck von aussen her. Aehnlich ist die Einstellung einer neuen grössern Summe für die Arbeitslosen zu beurteilen. Dass dergleichen regelmässig gerade auf Abstimmungs- und Wahltage (Nationalratswahlen im Herbst!) erscheint, macht verdächtig und wertlos, was man sonst mit Freuden begrüssen würde.

[1]) Auch das Gutachten ist ein geistloses, moralisch und intellektuell schwaches Machwerk. Es lässt sich gegen die Vermögensabgabe Gewichtiges einwenden, aber wozu sich Mühe geben? Advokatische Kunststücke tuns ja auch und politische Ueberzeugungen hat man ja keine mehr. Es handelt sich nur noch um die Gewalt.

sich auf sie gegen gewisse Leute stützen zu dürfen.

So führt eine kleine aber allmächtige Klique das Volk, das sie im Grunde verachtet, an der Nase; so wird sie ein Organ des Klassenkampfes; so übt sie Diktatur. Diese Diktatur zu befestigen, das ist der wahre Zweck der Lex Häberlin. Das «Umsturzgesetz» soll den Umsturz dieser Zustände verhindern. Es geht von ferne nicht gegen die Kommunisten, das ist Bau-Bau für das dumme Volk. Enfants terribles wie Platten sind diesen Leuten noch so lieb; sie leben zum guten Teil von ihnen. Es geht gegen die Menschen und Mächte, die diesen heutigen sechs bis acht Herrschern der Schweiz zuwider sind. Denen will man endlich an den Kragen. Man hat sich lange genug umsonst geärgert.

So ist die Lex Häberlin ein typischer Ausdruck des schlimmsten Geistes, der heute die Welt verheert. Sie ist des gleichen Geistes Kind wie der Fascismus und der Bolschewismus. Darum muss sie gestürzt werden. Darum muss jeder, der einen andern Weg will als den des unblutigen oder blutigen Bürgerkrieges, den Kampf gegen sie als heilige Pflicht betrachten. Wir müssen diesem ganzen bösen Geist einen schweren Schlag versetzen. Dann wollen wir in gereinigter Luft drangehen, auf anderen Grundlagen die neue Schweiz und die neue Welt zu bauen.

V. **Feste.** Inzwischen feiert das Schweizervolk wieder seine Feste. Mehr als je — denn es hat ja so viel nachzuholen! Die Welt bricht zusammen; die Arbeitslosigkeit liegt als Alpdruck auf uns; unsere Industrie ist tödlich bedroht; die ganze wirtschaftliche Lage der Schweiz so schlimm als nur möglich — aber wir singen und knallen und springen, als ob alles lauter Lust und Wonne wäre. Zu den alten Turn-, Sänger- und Schützenfesten kommen die Velo- und Pferderennen nebst den Flugmeetings und so fort. Was soll man dazu sagen? Es ist etwas Unheimliches um diesen Festtaumel, während Schwerstes über uns hängt, Schwerstes schon auf uns liegt. Sollte vielleicht gerade darin die Erklärung liegen? Dieser Taumel könnte ein Stück unbewusster Verzweiflung sein. Après nous le déluge! Das ist er ja in gewissen andern Ländern deutlich genug. Ist er vielleicht auch die Folge eines unsoliden Geldverdienens während der Kriegszeit und der ersten Jahre nachher? Es lohnte sich wirklich, dieser Erscheinung einmal auf den Grund zu gehen.

Der das schreibt, ist gewiss kein Freudenstörer. Er wünschte den Menschen im Gegenteil mehr Freude, viel mehr Freude, und meint, das sei eine unserer Zukunftsaufgaben: Quellen neuer, reiner Freude zu graben. Aber diese Feste und alles ähnliche Tun sind ja gar keine Freude, sie sind nur Imitation von Freude. Ja, man könnte vielleicht eine der Wurzeln dieses Uebels darin erblicken, dass die freudlos gewordenen Menschen Freude suchen und dies auf falsche Weise tun. Diese Feste haben auch darum etwas Gespenstisches. Sie sind zum Teil gar nicht mehr lebendig, sondern Leichname, die von Wirten, Sänger-, Turn- und Schützen-Brüdern, sesselbedürftigen Politikern und andern Spekulanten galvanisiert werden. Aber das Volk fällt darauf herein; es wirft in einer Zeit, die die straffste und ernsteste Anspannung all unserer Kräfte verlangte, sein Geld und seine Kraft in diesen Strudel. Die Rechnung dafür wird nicht ausbleiben.

Was ists eigentlich mit den Menschen? Kann ein halbwegs ernsthafter Mensch, der ein wenig weiss, wie es mit der Welt im allgemeinen und mit der Schweiz im besondern steht, diese Festberichte lesen, ohne das Gefühl des Staunens über einen solchen Schwindel? Kann er diese Festreden lesen ohne Ekel? Wenn

ein Bundesrat hingeht und eine Rede hält, wie Scheurer am Turnfest in St. Gallen, eine Rede, die für jeden Schweizer, der Augen hat, eine einzige grosse — wie soll man sagen? — sagen wir: umgekehrte Wahrheit ist, soll man sich dann noch wundern, dass uns von Bern so wenig Heil kommt? All diesen Dingen gegenüber kann es für alle ernsthaften und wahrhaftigen Menschen nur noch *eine* Losung geben: «Streng fern bleiben!» Besonders die *Arbeiterschaft* sollte diesen ganzen Schwindel nicht auch noch nachmachen, sondern ganz andere Formen des Spiels und der Freude suchen.

«Wie es in den Tagen Noahs war, vor der Sintflut, dass sie assen und tranken, freiten und sich freien liessen, ... und nichts merkten, bis die Sintflut kam und sie alle hinwegraffte, so wird das Kommen des Menschensohnes sein.»

VI. **Pöbel.** Ich habe mich früher immer aufgeregt, wenn man bei uns von «Pöbel» redete. Auch jetzt noch möchte ich diesen Ausdruck auf jeden Fall nicht bloss nach *unten* hin angewendet wissen. Aber ich begreife, wie er einem auf die Lippen treten kann, wenn man gewisse Erscheinungen des heutigen Volksleben beobachtet. Was ist jenes «obere» Volk, das unsere Sportsplätze, Cafés, gewisse Hotels und gewisse Theater bevölkert, anders als Pöbel? Was das «untere» Volk, das für irgend einen geistigen Anlass keinen Hauch von Interesse übrig hat, aber zu irgend einem hohlen und vielleicht ganz antidemokratischen und antisozialen Schauspiel in Scharen läuft, anders als Pöbel? Was sind jene Menschen, die sich von einer Brauerei durch das Angebot einiger paar Flaschen Bier locken lassen, anderes als Pöbel, und was anderes als Pöbel, die welche locken?[1]) Was ist das, was bei Anlass der Einrichtung des Strandbades in Zürich geschah, anderes als Pöbeltum? Was anderes ist es, wenn ganze Bevölkerungen durch jenes berühmte «Theaterschwein» wochenlang in Atem gehalten werden? Auf was anderes als auf Pöbeltum spekulieren die meisten Kinos? Man mag ja sagen, dass das grosstädische Wesen dieses Pöbeltum mit einer gewissen Notwendigkeit erzeuge. Das kann sein, dann aber wird die Grosstadt erst recht zum furchtbaren Problem. Gewiss, was sollen diese in Mietskasernen eingesperrten, zu innerlich zusammenhangslosen Haufen zusammgewehten, zu einer seelenlosen und würdelosen Fronarbeit verdammten, für ihre geistige Nahrung auf Klatsch und äusserlichste Sensation angewiesenen Menschen anderes als Pöbel werden? Es war ein grosser Segen der Arbeiterbewegung, dass sie unzählige Menschen aus dieser Sphäre heraus in ein wirkliches Menschentum rettete. Umgekehrt sieht man jetzt, beim Erlahmen der Bewegung, wie jenes Pöbelwesen die Arbeiterschaft wieder zu überfluten droht. Eine auf der Höhe stehende sozialistische Führung und Presse sollte darum gegen dieses Wesen als gegen einen Todfeind der Arbeiterbewegung ankämpfen, statt es noch zu begünstigen und mit dem Strom zu schwimmen, wenn möglich gar noch vornenan. — Und auch das Bauerntum ist heute von dieser Gefahr bedroht!

Wo ist die Rettung von diesem Uebel? Welches ist der Rückweg vom *Pöbel* zum *Volk*?

* * *

Für diesmal sei die absteigende Linie einseitig hervorgehoben; vielleicht dass ein andermal die aufsteigende dran kommen kann. Zur Verzweiflung ist kein Grund, aber wir müssen den Zusammensturz mit voller Klarheit sehen. L. R.

[1]) Die skandalösen Vorgänge in Winterthur, auf die damit angespielt wird, sind genau beschrieben im «Schweizer Frauenblatt» Nr. 34.

**Ferienkurs auf dem Brunnersberg.** Die Provinzialen wollten auch ein-

mal aus der Quelle persönlicher Berührung trinken. Wenigstens einige von ihnen. Es waren durchschnittlich unser zwölf, die wir auf der stillen Jurahöhe über Fragen des Gemeinschaftslebens diskutierten und einander förderten, Menschen, die ausschauten nach dem Mit- und Füreinander in dieser Welt des Misstrauens und der Herrschsucht. Und die Quelle sprudelte.

Die Genossenschaft gehört nicht der rein materiellen Welt an. In ihr offenbart sich ein Ringen des Geistes, der Liebe, ein mühsames Ankämpfen gegen Profit und Ichsucht, in dem, gerade weil es sich auf den ersten Blick bescheiden ausnimmt und erst bei näherem Zusehen uns eine ganze neue Welt eröffnet, die religiösen Sozialisten mitmachen sollen.

Die Wirtschaftsgemeinde, die durch die Genossenschaftsbewegung angestrebt wird, in der Geistiges und Materielles keine getrennten und darum unfruchtbaren Gebiete mehr sind, wird zur Siedelung. Gemeinschaft mit der Natur (heraus aus den Steinmauern der Stadt!) und Gemeinschaft mit den Menschen (heraus aus den Paragraphenmauern der Gesetze!) führt zur Entfaltung des Menschentums, zur Auswirkung des Besten in uns. Die Siedelung führt zur Gottesgemeinschaft.

Und wiederum: die Gottesgemeinschaft, das christliche Sein, führt zur Gütergemeinschaft. Das Alte und noch viel tiefer das Neue Testament, und nachher die Kirchenväter, die Ketzer, die reformatorischen, auf das Evangelium zurückgehenden Bewegungen — sie alle weisen uns auf den Kommunismus hin. Die privatkapitalistische Wirtschaft ist Abfall vom Geist des Christentums.

Darunter leidet besonders schwer die Jugend in der Schule, und mit ihr die Eltern, die Lehrer. Aber auch hier zeigt sich ein Aufwachen. Nicht das Wissen, sondern das Tun; nicht das Haben, sondern das Sein; nicht der Stoff, sondern der Mensch! Diese Losung ringt sich durch und sehnt sich nach einem gangbaren Weg: Schulgenossenschaft, freie Schule, in welcher Christi Geist frei wirken kann.

Das sind einige Andeutungen des innern Gehaltes unserer Tagung. Freiheit, Offenheit, geistiger Zusammenklang haben bewirkt, dass alle Teilnehmer freudig aktiv waren. Damit, dass für jedes Thema ein ganzer Tag zur Verfügung stand, war die Herrschaft der Quantität, unter der unsere Zeit leidet, glücklich überwunden, und im Privatgespräch kamen wir nicht nur uns gegenseitig nahe, sondern auch den Problemen. Wenn dem Unterzeichneten wegen der kleinen Zahl ein ähnlicher Kurs im nächsten Jahr zweifelhaft erschien, dann fand er auf allen Seiten, bei Referenten und Hörern, einhelligen Widerspruch: Solche Tage haben wir wieder nötig, und viele andere mit uns.

J. Oettli

## Kleine Notizen

I. **Es tagt.** In Nr. 184 ff. der «Neuen Bündner Zeitung» findet sich aus der Feder von H. K. S. ein Aufsatz über das heutige Zeitungswesen, den man als Zeichen, dass auch dieser Kampf allmählig da und dort aufgenommen wird, mit heller Freude begrüssen muss. Dass dieser Aufsatz geschrieben wurde und dass sich eine Zeitung fand, die ihn ohne Widerspruch aufnahm, wie dass andere Teile davon abdrucken (z. B. der «Schweizerische Demokrat» in Olten) ist ein Zeichen, das einen schon ermutigen darf. Wer fährt fort?

II. **Abrüstung.** Es wird doch abgerüstet, fast überall, mit Ausnahme des Völkerbundslandes, das die «Alpenpässe» (das bedeutet für sehr viele in Wirklichkeit: die bestehen- Ordnungen) schützen muss! So hat Japan wieder seinen Heeresbestand bedeutend herabgesetzt. Erfreulich radikal ist der inter-

nationale Friedenskongress in London verlaufen. Ebenso die Tagung der interparlamentarischen Union in Stockholm. Auch der Völkerbund muss immer mehr an das Problem heran. Wie wärs erst, wenn eine ihn anerkennende Arbeiterschaft aller Länder ihn dazu nötigte! L. R.

III. **Vom Zürcher Flugmeeting.** (Vgl. den Artikel «Pöbel».) Das Pressekomitee für das Flugmeeting macht fortgesetzt die willkommenste Propaganda gegen die Zusicherung eines Garantiekapitals von 50,0000 Franken aus städtischen Mitteln. Ueber das Kapitel der «Attraktionen» teilt das Komitee nämlich mit, dass eine Anzahl von Fallschirmspringern engagiert und unter anderm vom Komitee des Flugmeetings «verpflichtet» worden seien, Absprünge mit dem Fallschirm aus (nicht?) weniger als 100 Meter Höhe zu machen. Es heisst da:

«Es bedarf keiner langen Ueberlegung, um sich klar zu machen, was es bedeutet, aus einer Höhe von (nicht?) weniger als 100 Metern über der Erde aus einem Flugzeug abzuspringen. Für diese heikle Aufgabe haben sich sämtliche Parachutisten verpflichtet. Bei dieser geringen Höhe sieht der Zuschauer jede Bewegung des Springenden, kann er jede Phase des sich öffnenden Schirmes verfolgen. Zwei Kirchtumhöhen: der Mann klettert über Bord, in rasendem, ungehemmtem Sturz fällt er 30 oder mehr Meter, meist sich überschlagend — dann ein heftiger Ruck des sich öffnenden Schirmes, ein paar langsame Pendelbewegungen und der Aufprall auf der Erde: Momente, in denen der Zusschauer seine Nerven prüfen mag. Das Gefährliche und Besondere dieses Sprunges liegt darin, dass der Schirm 30 oder mehr Meter, also ein Drittel der Fallstrecke, braucht, um sich zu entfalten. Die kleinste Verzögerung im Oeffnen, hervorgerufen durch eine Verwicklung oder Verdrehung der Schnüre oder durch eine kleine Unregelmässigkeit beim Zusammenlegen des Schirmes in seine Falten, müssten bei dieser geringen Höhe, die mit Sekunden rechnet, katastrophal (das heisst absolut todbringend! Die Red.) sein. Es bedarf ausser nicht geringem Mut ein ausserordentliches Vertrauen in die Konstruktion seines Schirmes, um einen derartigen Sprung zu wagen.

Auch nach anderer Richtung soll die Sicherheit des Fallschirmes demonstriert werden. Romaneschi wird während eines Absprunges die waghalsigsten Turnübungen auf einem Trapez vorführen. Heinecke wird seinen in der Schweiz noch nie gesehenen Doppelsprung zeigen; er führt bei seinem Absprung aus zirka 1000 m einen zweiten Fallschirm mit sich, und wenn er nur noch etwa 300 Meter über dem Erdboden schwebt, lässt er sich noch einmal stürzen, indem er seinen ersten Fallschirm freigibt und auf den zweiten überspringt, gewiss eine Leistung erstaunlicher Art. Die Ueberaschungen des Pariser Blanquier werden diesen Darbietungen an Kühnheit nicht nachstehen. Ueber sein spezielles Programm, wie auch über die weitern Vorführungen und Demonstrationen: motorloses Gleit- und Segelfliegen von einem Fesselballon aus, Angriff und Zerstörung eines Fesselballons und eines Flugzeuges, wird noch berichtet werden.»

Die Art und Weise, wie hier Nervenkitzel schlimmster Art feilgeboten wird, wie man mit dem Tode spielt und ausdrücklich betont, dass Menschenleben von einer Zufälligkeit, von einer «kleinen Unregelmässigkeit», vom Bruchteil einer Sekunde abhängen können, das ist eine Spekulation auf geradezu perverse, krankhafte Neigungen der menschlichen Psyche. Selbst ein Artistenunternehmen traurigster Sorte würde sich nicht getrauen, eine derartige Schundreklame zu entfalten, die einzig und allein auf Instinkte der Verrohung und Verwilderung spekuliert. Hiezu noch mit städtischen Mitteln

beizutragen, haben wir keinen Grund. Wir lehnen es ab, diesen Herrschaften noch 50,000 Franken als Prämie für solch verrohende Darbietungen hinzuwerfen.[1])

(Volksrecht.)

IV. **Wo der Bundesrat Besseres zu tun hätte, als er tut.** «Die neueste Entwicklung der Produktionsverhältnisse in den hauptsächlichsten Industrieländern würde eine planmässige Umstellung der schweizerischen Industrie auf die im Lande gegebenen Produktionsbedingungen erheischen. Konkret ausgedrückt, heisst das: Es müsste die Gewinnung elektrischer Energie mit grössten Mitteln betrieben werden. Dadurch könnte die elektro-chemische Industrie eine gewaltige Ausdehnung erfahren, an Stelle von Stickereien, Uhren und anderer stark konkurrenzierter Artikel auf elektrochemischem Wege Aluminium, Karbid, Ferro-Silizium, Düngmittel usw. in grossen Massen hergestellt werden. Die heute brach liegenden Arbeitskräfte, das ins Ausland exportierte Kapital fände hier Verwendung. Millionen und Abermillionen, die heute für Kohlen und Düngmittel ins Ausland wandern, blieben im Lande und an Stelle des in andern Industrien zurückgehenden Exportes könnte ein solcher eben der elektrochemischen Industrie treten.

Das wäre eine Wirtschaftspolitik, die selbst vom bürgerlichen Standpunkte aus betrieben werden müsste, wenn man nicht absichtlich darauf ausgeht, die schweizerische Volkswirtschaft dem Zerfall zu überlassen, die Industrie abzubauen. Die letztere Absicht scheint nun aber beim Bundesrat zu bestehen.

Die Politik des Bundesrates treibt schon gut bürgerliche Kreise zu einer Kritik, die man trotz ihrer durchaus ruhigen Form in dieser Schärfe wohl noch nicht gewohnt war. So bespricht in Nr. 332 des «Bund» ein Dr. Gafner unter dem Titel «Ausfuhr elektrischer Kraft nach Waldshut» einen Beschluss des Bundesrates, und stellt fest, dass mit Bewilligung des Bundesrates an die Lonzawerke in Waldshut 6000 Kilowatt elektrische Energie ausgeführt werden. Die täglich auszuführende Energiemenge ist auf maximal 144,000 Kilowattstunden limitiert. Während anfänglich an die Ausfuhr dieser Kraft eine Bedingung geknüpft werden sollte, welche die Lonza G. m. b. H. in Waldshut verpflichtet hätte, jährlich 1000 Tonnen in der Schweiz hergestellten Karbid zum jeweiligen Weltmarktpreis franko deutsche Grenze zu beziehen, wurde diese Bedingung nachträglich wieder fallen gelassen und die 6000 Kilowatt werden nun ohne Kompensation ausgeführt. Dr. Gafner stellt weiter fest, dass der Bezug schweizerischer Kraft den Waldshuter Fabriken ermöglicht, jährlich 50,000 Tonnen Karbid zu erzeugen, und damit den Schweizer Karbidfabriken auf dem Weltmarkt eine ausserordentlich starke Konkurrenz zu machen, ja, sie aus den Einzugsgebieten des Rheins vollständig zu verdrängen. Das Interessanteste an der Sache ist aber, dass den Lonzawerken in Waldshut diese Kraft zu ein Centime pro Kilowattstunde abgegeben wird, während der Inlandspreis neun Centimes pro Kilowattstunde beträgt.

Dr. Gafner schreibt wörtlich: «Der Export von nur der Hälfte der vorerwähnten (50,000 Tonnen) Waldshuterproduktion würde den Bundesbahnen eine jährliche Frachteinnahme von zirka 1⅓ Millionen Franken bringen, was rund einem Drittel der durch die geplante Gesamtreorganisation der Bundesbahnen vorgesehenen Ersparnis gleichkommt. Wir schädigen somit durch eine mehr als kurzsichtige Wirtschaftspolitik nicht nur die notleiden-

[1]) Dass die Bevölkerung der Stadt Zürich die Zumutung, für diesen frevelhaften Humbug allfällig 50,000 Fr. beizusteuern, mit zirka 19,000 gegen 9000 Stimmen abgelehnt hat, darf man als gutes Zeichen betrachten. Die Red.

den Bundesbahnen, sondern, was noch wichtiger ist, wir ziehen mit schweizerischer elektrischer Kraft ausländische Konkurrenzunternehmen direkt gross und verurteilen damit schweizerische Industrien zur Stillegung ihrer Betriebe und zur Abwanderung ins Ausland. Ohne Kraftausfuhr nach Waldshut würden zum Beispiel die grossen Karbidwerke in Kallnach trotz der gegenwärtigen Krisis wieder arbeiten und andere Fabriken ihren Vollbetrieb wieder aufnehmen können.»

Die hier angeführten Tatsachen konnten dem Bundesrat bei der Beschlussfassung über die Ausfuhr elektrischer Energie nicht unbekannt sein. Wenn trotzdem nicht anders beschlossen wurde, so geht man wohl nicht zu weit, wenn man erklärt: diese Politik ist eine solche, die, würde es sich um eine rein politische Angelegenheit handeln, unzweifelhaft als Landesverrat bezeichnet werden müsste. (Vorwärts.)

V. **Wohnungszustände.** Ueber die Verhältnisse in einem Städtchen, das Ende 1920 767 Wohnhäuser mit 2176 Familien aufwies, wird in der «Zeitschrift für Volkswirtschaft und Sozialpolitik» geschrieben: 48 Familien wohnen in 24 Wohnungen, das heisst im Verhältnis der Untermiete. Eine Familie mit 11 Personen hat nur 1 Zimmer; 2 Familien mit 13 Personen haben nur 2 Zimmer; 5 Familien mit 9 Personen haben nur 2 Zimmer; 9 Familien mit 8 Personen haben nur 2 Zimmer; 1 Familie mit 8 Personen hat nur 1 Zimmer; 2 Familien mit 7 Personen haben nur 1 Zimmer; 19 Familien mit 7 Personen haben nur 2 Zimmer. 4802 Personen finden in Ein- bis Dreizimmerwohnungen Unterkunft, also die halbe Bevölkerung.

Ein Haus mit 24 Wohnungen hat nur einen Abort. Was da am Morgen für Zustände entstehen, kann man sich denken. Eine Familie mit 10 Personen, Kinder jeden Alters, hat 2 Zimmer und muss die Wäsche über den Betten trocknen.

Ein anderes Haus hat 17 Familien; auf 4 Familien je einen Abort. Im Hause sind 46 Kinder, total etwa 63 Personen. Dieses Haus wirft die beste Rendite ab.

Um nur den allerdringendsten Bedarf zu befriedigen, wären in diesem kleinen Städtchen 49 neue Wohnungen nötig. Das Städtchen heisst Burgdorf. Aber so wie dort ist es noch an hundert andern Orten. Und trotzdem wird der Mieterschutz abgebaut und bald vollständig aufgehoben. An den Mietern aber ist es, sich dagegen mit aller Entschiedenheit zur Wehre zu setzen.

(Volksrecht.)

**Bern.** Zusammenkunft der Leser und Freunde der «Neuen Wege» Sonntag, den 10. September 1922, abends 7¾ Uhr. Lokal: Alkoholfreies Restaurant «Zur Münz», Marktgasse 34, I. Stock. Diskussionsthema: Die Zivildienstfrage (siehe Juli- und Augustnummer der «Neuen Wege»). Leiter: Herr Javet, Sekundarlehrer. Die Leser der «Neuen Wege» werden gebeten, recht zahlreich zu erscheinen und auch Gäste mitzubringen.

Der Ausschuss.

**Verdankung.** Für die Hungernden in Russland sind bei uns weiter eingegangen: E. Sch. in Z. Fr. 10.—. Von den Schulkindern von Frl. H. in Bex Fr. 39.40. Von den Schulkindern von Frl. Z. in D. Fr. 20.—. Von Schulkindern in J. durch R. R. Fr. 15.—. Von G. S. Fr. 100.—.

# Von Büchern

Von unserem Mitarbeiter Oskar Ewald, dessen kleinere, aber äusserst wertvolle Schrift: «Die Wiedergeburt des Geistes» bei diesem Anlass nochmals empfohlen werden soll, ist im gleichen Verlag[1]) ein umfangrei-

[1]) Ernst Hofmann u. Co., Berlin.

cheres Buch erschienen, das den Titel trägt: «Die Erweckung. Selbsterkenntnis und Welterkenntnis.» Es ist das, was man ein «Bekenntnisbuch» zu nennen pflegt und zwar im engeren Sinn des Wortes; denn in einem weiteren ist jedes rechte Buch über Lebensfragen ein Bekenntnis. Ewald geht in seinem neuesten Werke auch in der Form der Darstellung von seinem eigenen äusseren und inneren Erleben aus. Es scheint das vielleicht für einen noch jungen Mann etwas gewagt. Aber es handelt sich ja nicht um eine Autobiographie, worin das Individuum als solches im Mittelpunkt des Interesses stünde, vielmehr werden an der Entwicklung dieses Einzelnen die geistigen Probleme unserer ganzen Epoche, die zugleich ewige Probleme sind, veranschaulicht. Dass dies bei einem Mann von Ewalds geistiger Bedeutung, der zugleich inmitten eines grossen Kreises von Mitstrebenden gestanden hat und noch steht, einen guten Sinn hat, liegt auf der Hand. Gerade ihnen gegenüber mag das Buch im prägnanten Sinne ein Bekenntnis sein. Auch entspricht diese Methode einem Grundgedanken Ewalds, der letzthin auch in den Neuen Wegen zum Ausdruck gekommen ist: dass es gelte, gegenwärtig zu sein, was in concreto heisst, nicht Bücher voll sog. objektiver Wahrheit zu schreiben, die zu allen Zeiten ungefähr ebensogut hätten geschrieben werden können, sondern zu sagen, was die Ewigkeitsmeinung des Augenblicks gebietet und was zu sagen eine Tat ist. In diesem Sinne wird das Buch bei denen wirken, auf die es berechnet ist.

Wenn ich mich über den Wert dieses neuen Buches aussprechen soll, so habe ich das Gefühl, durch einen Umstand, der sonst dem Urteil zugute kommt, in einer richtigen Einschätzung gehemmt zu sein: ich bin mit demVerfasser in allemWesentlichen so merkwürdig eins, dass auf mich seine Gedanken vielleicht nicht den gleichen Eindruck machen wie auf einen, dem sie auch inhaltlich neu sind. Man könnte das Buch Ewalds in einem Punkte mit dem neuesten, hier ebenfalls besprochenen von Foerster vergleichen, von dem es sich sonst freilich sehr unterscheidet, es beschreibt ebenfalls die Wanderung der Seele durch die moderne Welt und aus ihr heraus zu Christus hin. Dieser Weg wird hier aber als einer dargestellt, den eine Seele geht, ohne von vornherein dieses Ziel bewusst im Auge zu haben und als ein Weg, der von einem bestimmten und repräsentativen Menschen wirklich gegangen wird. Wie bei Foerster ist es eine imanente Notwendigkeit, die zu Christus vorwärts treibt. Aber während es bei Foerster mehr die Macht des sinnlichen Naturtriebes ist, die in Christus die Erlösung findet, ist das Mittelpunkts-Problem Ewalds der Intellektualismus. Ueber dessen Wesen und Wirkung finden sich auch in diesem Buche Ewalds besonders eigenartige und tiefe Gedanken. Es wird dann am persönlichen Erleben des Autors der Weg der Erlösung von diesem Bann gezeigt, die endgültig in der Liebe gefunden wird, die ihrerseits Tat, die Tat ist, und die in Gott ihren Sinn, Grund und Kraftquell hat. Auf diesem Wege kommen aber jene

Probleme zur Sprache, die jeden heutigen Menschen, wenn er geistig lebt, besonders aber eine bestimmte Art von Menschen, bewegen, das Verhältnis von Mann und Frau, Individuum und Gemeinschaft, Aesthetik, Ethik und Religion, Seele und Geist, Macht und Wert, (eine dem Verfasser eigene Unterschiebung), Freiheit und Notwendigkeit, Telos und Mechanismus, Geist und Materie, Gott und Welt, und anderes, was damit zusammenhängt. Im Mittelpunkt des Ganzen steht der Nachweis, dass nur das Wahrheit ist, was Wirklichkeit ist, als Bekenntnis und Tat, und dass die geistige Wirklichkeit, aus der jede andere fliesst, Gott ist, und zwar der Gott, der sich in Christus kundtut. Den praktischen Zielpunkt bildet die Ueberwindung des Krieges, was damit zusammenhängt, dass die Tatsache des Krieges, den er aktiv, wenn auch nicht als Kämpfer, mitgemacht, das Erleben ist, das dem Autor den stärksten Stoss versetzt hat und um das sein Denken, auch darin «gegenwärtig», sich bewegt.[1])

Es ist der Weg eines typischen modernen Intellektuellen höheren Stils zu Gott in Christus. Darum ist dieses Buch in erster Linie für Menschen ähnlicher Art wertvoll. Ihnen ganz besonders mag es eine ständige Entdeckungsreise bedeuten. Aber uns allen, die wir uns an diesen Problemen immer aufs neue abzuarbeiten haben, wird es eine Hilfe sein. Im übrigen ist es ein bedeutsames Zeichen der Zeit, ein Zeichen der «Erweckung», die nicht nur der Verfasser, sondern unser ganzes Geschlecht erlebt hat und weiter erleben muss, wenn es nicht dem Tode verfallen will. L. R.

# Einladung zum Ferienkurs in Zürich

23. bis 27. September 1922.

Der Ferienkurs, den wir auf Anregung von verschiedenen Seiten her in Zürich Ende September abhalten wollen, soll zwei Hauptzwecken dienen: der Arbeit und der Gemeinschaft.

Der Arbeit! Die Sache, der wir dienen, scheint uns an einem Punkt angekommen zu sein, den man als eine Wendung bezeichnen könnte, der aber wohl nur eine entschiedene Fortsetzung bisheriger Entwicklungen bedeutet. Sie geht in konkretere Arbeit über, gleichzeitig aber treibt sie dazu, die letzte Wahrheit, auf der sie von Anfang an ruhte, mit immer grösserem Nachdruck auszusprechen und sich selbst immer mehr darin zu vertiefen. Wir haben gewiss alle dieses Gefühl, dass wir in beidem, in der Erkenntnis und Verkündigung

[1]) Dass Ewald durch einen Vertreter einer «freien religiösen Gemeinschaft» der Schweiz einen entscheidenden geistigen Anstoss erhielt, sei nebenbei als interessante Tatsache erwähnt.

wie in der Verwirklichung der uns anvertrauten Wahrheit von Gott selbst über das ganze bisherige Stadium hinausgedrängt werden, den höchsten Zielen unserer Bewegung entgegen. Darum treten nun ganz bestimmte Probleme nach und nach für uns alle deutlich in den Vordergrund. Diese möchten wir an unserem Kurse so gründlich als möglich verhandeln. Wir haben uns bemüht, diejenigen davon auszuwählen, die am greifbarsten sind, in gewisser Beziehung sozusagen die gröberen und oberflächlicheren, aber die feineren und tieferen werden sich daran, soweit sie dazu reif sind, von selbst anschliessen und ein andermal dann auch formell in den Mittelpunkt treten. Wir hoffen, dass dadurch, so Gott seinen Geist und Segen dazu gibt, Kraft, Klarheit, Geschlossenheit und Schwung unseres Wirkens gemehrt werden können.

Aber auch der Einheit unserer Bewegung möchten wir mit unserem Kurse dienen. Es soll natürlich nach wie vor eine Einheit in vollständiger Freiheit sein. Wir wünschen und erstreben keine nähere organisatorische Vereinigung mit Statuten, Vorständen und ähnlichem, sondern bloss eine weitere oder, unter Umständen, neue Annäherung und Verbindung der verschiedenen Geister und Gruppen in gegenseitiger Schätzung und Liebe und im Gefühl des Gemeinsamen, das grösser ist als alle Unterschiede der Temperamente und der individuellen Widerspiegelungen und Verkörperungen der einen Wahrheit.

Unsere Sache ist, wie wir wissen, schon durch einige Krisen gegangen, die zum grossen Teil durch die Unfähigkeit, die Wahrheit in diesem Geiste der Freiheit und Selbstlosigkeit, des Vertrauens und der Liebe zu vertreten, verursacht wurden; nun sollten wir nach unserer Meinung, durch schmerzliche Erfahrung belehrt und geläutert, uns sozusagen zu einem Neubeginn zusammenschliessen können. Not und Verheissung der heutigen Lage scheinen uns gleichmässig diese Forderung zu stellen.

Diesem Gesamtzweck soll nach unserer Absicht sowohl das Programm als der ganze Verlauf der Zusammenkunft dienen. Wir wollen keine Werbeversammlung, sondern einen Kreis von Menschen, die sich in eine Sache, die schon mehr oder weniger die ihre ist, vertiefen möchten. Wir erwarten daher vor allem Gesinnungsgenossen, möchten aber diesen Begriff nicht zu eng fassen, so dass

uns jeder willkommen ist, den das Programm innerlich bewegt. Es wäre uns auch lieb, wenn in diesem Sinne Freunde aus der ganzen Schweiz, aus der welschen wie aus der deutschen, kämen und dadurch der immer dringender gewordene Wunsch nach einem erneuten engeren Zusammenschluss verwirklicht oder seine Verwirklichung wenigstens angebahnt würde. Wir hätten gern auch die Referenten- und Votantenliste nach diesem Gesichtspunkt gestaltet. Einige Absagen haben uns daran gehindert, aber wir hoffen, dass dadurch der Zweck nicht vereitelt werde. Die Hauptsache sollen ja nicht die Referate und einleitenden Voten sein, sondern die freie und allseitige Aussprache und die brüderliche Berührung in einem ungezwungenen Zusammenleben. Dieses sollte durch das im Arbeiterquartier gelegene, aber trauliche und familiäre Hauptlokal unserer Zusammenkünfte, die Stätte befreundeter Arbeit, sowie durch mehrere besondere Anlässe, nicht zu vergessen die Gastfreundschaft, die wir erwarten, noch besonders gefördert werden.

In diesem Sinne laden wir zu einem reichlichen und freudigen Besuch unseres Kurses ein und hoffen von Herzen, dass Gutes von ihm ausgehen möge. Die Arbeitsgemeinschaft

Das Programm lautet:

## I. Die Grundlagen.

Samstag, den 23. September.

Nachmittags 3 Uhr: Christus und die heutige Lage. Eingeleitet durch Robert Lejeune.

Abends 7 Uhr: Abendfeier im Kurhaus «Rigiblick». Gemeinsames Abendessen. Ansprachen und Berichte.

Sonntag, den 24. September.

Vormittags 9 Uhr: Unsere Stellung zu den religiösen Bewegungen der Gegenwart. Eingeleitet durch Paul Trautvetter.

## II. Das Problem des Sozialismus.

Nachmittags 3 Uhr, I. Teil: Lage und Aussichten des Sozialismus und unsere Stellung zu den sozialistischen Parteien. Eingeleitet durch Dr. Hugo Kramer, im Verhinderungsfalle durch Leonhard Ragaz.

Montag, den 25. September.

Vormittags 8½ Uhr, II. Teil: Verwirklichungsformen des Sozialismus: Die Arbeit in Gewerkschaft, Genossenschaft und Siedelung. Eingeleitet durch J. Degen, Dora Staudinger und Alfred Bietenholz.

Nachmittags 3 Uhr, III. Teil: Fortsetzung der Aussprache vom Vormittag.

Abends 8 Uhr: Oeffentliche Versammlung im Volkshaus (Helvetiaplatz). Das soziale Evangelium: Wo stehen wir? Was glauben wir? Wie arbeiten wir? Redner: Karl Straub, Achilles Bailly, Leonhard Ragaz.

### III. **Unsere Bildungs-, Erziehungs- und Verkündigungsarbeit.**

Dienstag, den 26. September.

Vormittags 8½ Uhr: Allgemeines und Prinzipielles zur Bildungsarbeit. Eingeleitet durch Karl Straub. Aus unserer Arbeit. Eingeleitet durch Hans Berlepsch-Valendas. Unsere Organe (Presse, Literatur, Verlag, Vortrag, neue Möglichkeiten). Eingeleitet durch Marie Lanz.

Nachmittags: Ausflug. Bei gutem Wetter Besuch der Siedelung in Herrliberg.

### IV. **Stadt und Land.**

Mittwoch, den 27. September.

Vormittags 8½ Uhr: Bauer und Sozialismus. Dorfkultur. Das soziale Evangelium auf dem Lande. Eingeleitet durch Johannes Tscharner, Bernhard Guidon, Hermann Bachmann.

Die Besprechungen finden im «Gartenhof», Gartenhofstr. 1, Zürich 4, statt, die Abendfeier und die Oeffentliche Versammlung an den schon angegebenen Orten.

Anmeldungen zur Teilnahme am Kurse und Angebote von Freiquartier sind zu richten an Fräulein M. Grob, Feldeggstr. 41, Zürich 8. Wünsche um Freiquartier werden nach Möglichkeit berücksichtigt. Ebenso erteilt Fräulein Grob. Auskunft über Zimmer- und Pensionspreise.

Ein Kursgeld wird nicht erhoben, dagegen sind freiwillige Beiträge zur Deckung der Unkosten willkommen.

# Der Pharisäer und wir

**Eine Bettagspredigt.[1])**

Text: Lukas 18,9—14: Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner.

Liebe Gemeinde! Eine altbekannte, wohl vertraute, längst gewohnte, nur zu bekannte Geschichte, die wir soeben gehört haben! Wir haben sie schon als Kinder gekannt, gut gekannt, gerade diese Erzählung von dem hochmütigen Pharisäer und dem demütigen Sünder. Wo wäre in der Welt ein Christenmensch, der nicht von Jugend auf gerade diese Geschichte zu erzählen gewusst hätte! — Aber wie es geht mit dem, was uns alt bekannt und wohl vertraut ist, so geht es auch hier. Man gewöhnt sich nicht nur an die Geschichte selbst, man gewöhnt sich auch an eine bestimmte Auslegung, an einen bestimmten Sinn, den wir ihr geben. Es ist die Auslegung, an die man uns als Kinder schon gewöhnt hat, und die man uns nun kaum mehr ausrotten kann. — So haben wir uns auch an eine ganz bestimmte Auslegung gerade dieser Geschichte gewöhnt. Wir schauen den Pharisäer und schauen den Zöllner mit ganz bestimmten Gefühlen an. Wir haben uns gewöhnt, über den Pharisäer zu spotten, nein, zu schimpfen, ihn zu verachten. Wir sagen: ja, so sind sie, die Pharisäer, die Scheinheiligen, die, die besser sein wollen. Wir fühlen uns erhaben, weit erhaben über diese Art. Wir danken Gott, dass wir nicht sind wie — dieser Pharisäer. Wir haben uns dagegen die Pose, die Haltung, die Geste des Zöllners gemerkt und angewöhnt. «Gott, sei mir Sünder gnädig.» Wir sagen das ganz anders leicht als jener Zöllner im Tempel zu Jerusalem. Ja, diese Haltung des Zöllners ist die Haltung der Pharisäer von heute geworden. Aus dem misst man es heutzutage, ob einer ein wirklich Frommer ist, ob einer wirklich taugt oder nicht. Ja, unversehens sind wir, indem wir den Pharisäer von uns weisen wollten, die Pharisäer geworden. Wir sind die Pharisäer geworden, die besser sein wollen als *der* Pharisäer. «Den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben.» (Goethe.)

Haben wir darum nicht allen Grund, nach einem neuen Sinn und einer neuen Auslegung, nach einem neuen Verständnis dieser Geschichte zu suchen? Ist es nicht widersinnige Torheit, dass wir uns — angeblich — an die Seite Jesu stellen in seinem Urteil und ihm

[1]) Gehalten in Oberhallau.

so lange beistimmen, bis wir mit unserem Urteil zuletzt nur wieder uns selber treffen? — Sehen wir uns denn den Pharisäer in unserem Gleichnis an, den Pharisäer, der offenbar damals so typisch gewesen ist! Haben wir wohl irgendwelche Ursache, uns über ihn erhaben zu fühlen?

Er geht hinauf in den Tempel zu beten! Da, im Tempel, ist er daheim. Da kennt er jeden Winkel. Da weiss er, wo er sich hinstellen muss. Er kennt seinen Platz und muss nicht erst lange sehen, wie man sich hier benimmt. Er geht ja jeden Tag. Er ist kirchlich. — Ist das nicht lobenswert, für uns, von unserem Standpunkt aus gesehen, geradezu beschämend? Er, der Pharisäer, geht nicht nur am Bettag oder nur an den Feiertagen in die Kirche. Und wir, sind wir nicht auch etwa aufgebracht über die, die nicht in die Kirche gehen?

Er fühlt sich besser als die andern. Und nicht nur das: er ist auch besser als die andern. Er geht in die Kirche, er betet, er fastet zwei Mal in der Woche, er gibt den Zehnten, er müht sich ab mit den Geboten, er gibt Almosen. Die andern tun das alles nicht. Er hat ein Recht, sich besser zu fühlen. — Wollten wir uns nicht auch besser fühlen können? Wären wir nicht auch stolz, wenn wir so wären wie der Pharisäer? Ja, fühlen wir uns nicht überhaupt besser? Sie lassen sich gewiss zählen, die, die es nicht tun.

Er dankt Gott, dass er nicht ist wie die andern Leute, nämlich wie Räuber, Ungerechte, Ehebrecher, oder auch wie der Zöllner. Er dankt Gott dafür, dass er nicht ungerecht ist, nicht gewalttätig, dass er die Ehe nicht gebrochen hat, dass er nicht ist wie ein Zöllner; und sie waren oft bedenklich schlecht, die Zöllner: unkirchlich, betrügerisch, unpatriotisch. Er dankt Gott; und das kann man nur tun, wenn man weiss, dass es Gott ist, der einen so gnädig geführt hat. — Ist es nicht schön von Ihm, das er das tut? Wollen und sollen wir nicht auch dafür danken, dass gute Eltern, eine christliche Erziehung und manche andere heilvolle Umstände uns davor bewahrt haben, dass wir keine Diebe und Mörder, dass wir nicht ungerecht und gewalttätig geworden sind? Ist es nicht schön vom Pharisäer, dass er Gott dafür dankt? Wir danken ja Gott auch, dass wir nicht sind wie die andern Leute, wie die Armen, wie die Fremden, wie die Schlechten, wie die Trinker, wie die Unkirchlichen, wie die Arbeiter in den Städten, wie die «bösen Sozi»? Ist es nicht unser Mann, dieser Pharisäer?

Und weiter: Er gibt den Zehnten von allem, was er hat. Und wir haben keinen Grund, daran zu zweifeln, dass es so war. Es ist keine Selbstüberhebung. Die frommen Juden haben treulich ihre Zehntpflicht erfüllt, ja sie noch erweitert, nach dem Grundsatz: «Alles, was man isst und trinkt, und was sein Wachstum von der Erde hat, ist zehntpflichtig». Sie haben den zehnten Teil ihrer Einkünfte abgeliefert für den Opferdienst, für Almosen und Armenfürsorge. Wenn einer auf seinem Landgut 1000 Garben eingeführt hatte, so gab er 100 davon her. Wenn einer 10,000 Fr. Einkommen hatte, so gab er 1000 davon her. Steht dieser Mann nicht himmelhoch über uns allen? Und wir wollen seiner spotten, wir, die wir heute nicht einmal die einfachsten Pflichten sozialer Fürsorge erfüllen können, weil es zu viel kostet, und weil wir nicht einmal gerne den zwanzigsten Teil unserer Einkünfte geben, wir, die wir nie so hässlich werden, als wenn es ums Geld oder um Besitz geht.

Fassen wir zusammen! Wir können es tun, indem wir sagen: Der Pharisäer geht in den Tempel, wie das Schweizervolk am Bet-, Buss- und Danktag in den Tempel geht. Muss uns das heute nicht mit der Begeisterung des Wahlverwandten für diesen Mann erfüllen? — Er geht in den Tempel zu beten. Das gibt seinem Alltagsleben die religiöse Weihe. Er weiss, dass es recht ist, was er am Alltag tut. — Das Schweizervolk feiert heute seinen Bettag. Er soll dem Alltagsleben des Volkes, nicht des Einzelnen, die religiöse Weihe geben. Sie gehen alle heute in den Tempel: Bundesräte und Grossindustrielle, Parteihäupter und Zeitungsschreiber, die Hohen und vielleicht auch viele von den Niedern. Man geht, aber man geht nicht wie der Zöllner; denn man weiss, dass es recht ist, was das Schweizervolk in seiner Mehrheit am Werktag tut. — Der Pharisäer geht in den Tempel als ein Bekehrter, als einer, der längst schon Busse getan hat und diese für den Alltag wenigstens nicht mehr nötig hat; denn was sollte bei ihm noch anders werden? — Das Schweizervolk feiert heute seinen Busstag. Man spricht heute viel im Land herum von Busse, Umkehr und davon, dass es anders werden muss, dass mit dem Bisherigen gebrochen werden muss (denn das heisst ja Busse). Man redet viel von Einigkeit, von Bruderliebe und Frieden. Und 8 Tage darauf — am Alltag! — stimmt man für ein Gesetz,[1]) dessen Haupt-

[1]) Lex Häberlin.

erfolg, wenns angenommen wird, eine gründliche Entzweiung des Volkes ist, das, wenn irgend etwas, so neues Misstrauen und neue Feindschaft sät. Es ist die «Busse» des Pharisäers. — Der Pharisäer dankt Gott dafür, dass er nicht ist wie die andern Leute. — Das Schweizervolk feiert heute seinen Danktag. Es dankt Gott dafür, dass es nicht ist wie die andern Völker, wie die Deutschen oder die Franzosen oder gar wie die Russen, dass es besser ist und fortschrittlicher und demokratischer, und dass es ihm darum — wie sie meinen — auch besser ergangen ist in diesen stürmischen Zeiten.

Das ist der Pharisäer, wie er sich in Wirklichkeit uns darstellt. — Und den Zöllner, den wir angeblich so viel höher schätzen, den wir so gern und so gut mit frommer Pose nachahmen, — sehen wir ihn uns doch auch einmal näher an! — Er ist ein Weltkind, ein rechter Weltmensch, unkirchlich bis über die Ohren hinaus. Er hat den Weg in den Tempel wohl noch nicht manchmal gemacht. Er weiss nicht einmal recht, wo er hinstehen soll im Tempel und wie er sich benehmen muss. Er ist unreligiös, eben ein Zöllner, und was das heisst, das wussten die damaligen Menschen von den damaligen Zöllnern zur Genüge. — Er fühlt sich klein und gering und wenig wert, geistlich arm und dürftig neben all diesen andern, die da im Tempel stunden und beteten. Er «wollte auch seine Augen nicht aufheben gen Himmel.» Und er hat wohl gewusst, warum nicht. Nein, er fühlt sich nicht nur klein und gering. Er ist es auch. Er ist geistlich arm und dürftig und gering, was seine moralischen Eigenschaften anbetrifft. Er taugt nicht viel. Er ist von der Art, die nicht unsere Art ist, von der Art, die wir weit von uns weisen. — Und er ist als Zöllner im höchsten Grade unpatriotisch und in den Augen eines gesetzes- und traditionstreuen Juden ein umstürzlerisches Element. Die Zöllner waren die Abtrünnigen; sie gehörten zu denen, die im Dienste des verhassten Volksfeindes standen. — Und er wagt es nicht einmal, Gott und sich selbst in unmittelbare Verbindung zu bringen. Er weiss wohl, dass er keine Gemeinschaft mit Gott haben kann, dass er Gott nicht einfach für sich und alles, was er tut, in Anspruch nehmen kann, dass er durch die Schuld, die auf ihm liegt, von Gott geschieden ist. Er kennt die Kluft, den Abgrund, der zwischen Gott und ihm liegt. Anders lässt sich sein Wort «Gott, sei mir Sünder gnädig!» nicht begreifen.

* * *

Ja, meine Freunde, so *müssen* wir denken, wenn wir ehrlich sein wollen, d. h. wenn unsere Gedanken unserem ganzen Wesen, wie es ist, entsprechend sein sollen. So müssen wir es ansehen von unserem Standpunkt aus. So müssen wir urteilen, wenn wir uns nicht selber aufgeben wollen — und das wollen wir ja nicht. So muss unsere (jetzige) Welt urteilen, *unsere* Welt, wenn sie bestehen will. Und so urteilt sie auch fortwährend, sonst wäre sie längst nicht mehr unsere, sondern eine andere Welt. — Wir müssen den Pharisäer und alles, was in ihm verkörpert ist: die Kirchlichkeit, die Moralität, die Selbstbehauptung, die Wohltätigkeit, als das höhere ansehen, sonst geben wir unsere Welt auf, und zwar unsere wirtschaftliche und unsere politische Welt, unsere Gedankenwelt, unsere religiöse und unsere kirchliche Welt, auch unsere patriotische Welt. Und das wollen wir ja auch wieder nicht. — Es ist eine Lüge unseres Geschlechts, dass wir vorgeben, den Zöllner zu verstehen und zu billigen. Unser Wesen *ist* dasjenige des Pharisäers, dem die Art des Zöllners diametral gegenübersteht. Geben wir uns darüber nur keinen Täuschungen hin! Wir erhöhen uns selbst, müssen uns selbst erhöhen, sonst sind wir — in dieser jetzigen Ordnung und nach dem Urteil unserer Welt — verloren. Ach, jene Menschen, die sich selbst erniedrigen, sie gehen zugrunde in dieser Welt, wie sie jetzt ist, sie sind die Unklugen, die Törichten, die Verlorenen und Verlachten, wie es der Zöllner ja auch ist, wenigstens dieser Zöllner. — Was der Pharisäer verkörpert, ist unsere Art und Gerechtigkeit. Es ist das, was wir von unserem Standpunkt aus als das Beste und Höhere ansehen.

Ja, *so müssen* wir es ansehen von unserem Standort aus. Und so sehen wir es auch an, so denken wir. *Aber* — und nun erhebt sich ein grosses und entscheidendes Aber, d. h. ein ganz Anderes — so sieht es nicht an und so urteilt nicht: *Jesus*. Er sieht es ganz anders, er urteilt gerade entgegengesetzt. Er steht auf einem ganz anderen Standort, auf dem wir gar nicht stehen können. Er steht auf dem Boden des kommenden und von ihm verheissenen Gottesreiches. Und von dort aus muss er es anders sehen. Er urteilt: «Ich sage euch: (und mit diesen Worten hat er immer das ganz Andere, das unserer Denkweise entgegengesetzte eingeleitet!) Dieser (nämlich der Zöllner) ging hinab gerechtfertigt in sein Haus», nicht wie ihr und er selbst urteilte, der Pharisäer. Jesus urteilt: «Wer sich selbst erhöht, der

wird erniedrigt werden», mit andern Worten: der kann nicht ins Reich Gottes eingehen. Jesus urteilt: Jener, der Zöllner, ist der, den Gott anerkennt, den er rechtfertigt, den er annimmt, den er liebt, obschon er der unreligiöse, der unmoralische und geringere ist, ja vielleicht gerade w e i l er der geringere, der Sünder ist. Jesus urteilt so — wohl verstanden! — jedermann zur Ueberraschung. Wir müssen das empfinden, dass Jesu Urteil etwas ganz anderes, Ueberaschendes ist, dass es unserer gewohnten Denkweise geradezu ins Gesicht schlägt. «Der Mensch täuscht sich gar leicht (auch heute noch) über Gottes Urteil, hält für gross vor ihm, was er verwirft, für verachtet vor ihm, was er schätzt.» (Adolf Schlatter.) — Und warum urteilt Jesus so, warum sieht er den Pharisäer als den Nicht-Gerechtfertigten an? Gewiss tut er das in einer andern Weise als wir es etwa, wenigstens theoretisch (wenn auch nicht in der praktischen und alltäglichen «Wirklichkeit»), auch tun. Er urteilt so, weil für Gottes Reich der geistlich Arme, aber nicht der Reiche und Satte taugt, weil für Gottes Reich die Selbstverleugnung, aber nicht die Selbstbehauptung in der Weise des Pharisäers taugt, weil für Gottes Reich die Erniedrigung, das tatsächliche Hinabsteigen zu den Armen und Entrechteten und Besitzlosen und Beladenen taugt, aber nicht der Dank dafür, dass man nicht so ist wie sie, weil für Gottes Reich eine immer neue Busse, aber nicht eine vollendete Bekehrung taugt. — Mit dem, dass Jesus so urteilt, stellt er unser ganzes Wesen, das doch nicht nur in religiöser Hinsicht dasjenige des Pharisäers ist, in Frage, unser Wesen mit all seinen privaten Lüsten und Begierden, mit seiner rücksichtslosen Selbstbehauptung, unsere Art, besser sein zu wollen, u n s e r e ganze Art, zu beten, zu danken und Busse zu tun.

* * *

Jesus führt uns damit in eine schwere Spannung hinein. Und je mehr wir das absolut Neue, das Erschreckende, das Umstürzende und Demütigende an seiner Wertung, das Neue und Ungeheuerliche seiner Behauptung erkennen, desto grösser wird auch diese Spannung werden. Die Spannung ist ein Schmerz für unsere Seele. Es ist ein Konflikt, in den er uns hineinführt, der daraus entsteht, dass wir einerseits nie uns mit Jesus und seinem Urteil auf eine Linie stellen können, ohne nicht wieder Gefahr zu laufen, selbst die Pharisäer zu werden, und andererseits doch nur selber Zöllner werden müssen,

wenn wir zu ihm kommen wollen. — Aus dieser Spannung aber, aus diesem Konflikt kann nur ein neues, ernsthaftes Fragen und Suchen herausführen. Nur, wenn am Ende immer wieder das Fragezeichen steht uns selbst und allem Bestehenden und Vergangenen gegenüber, werden wir herauskommen können aus der pharisäischen Selbsterhöhung und Selbstsicherheit, sei es der privaten, sei es der schweizerischen, die in diesen Tagen wieder so laut zum Ausdruck kommt, und werden wir auch immer mehr bereit finden werden für das, was auf all unser Fragen doch immer die einzige Antwort bleibt: Gottes Reich und Herrschaft! — Amen!

Hans Felix Gerwig

# Die Frau in der Gemeinschaft

Wenn ich mit diesen Zeilen versuchen möchte, über die Aufgaben und die Stellung der Frau in der Gemeinschaft, — das heisst in einer Gemeinschaft, wie sie uns Ziel und Hoffnung ist, — einige Gedanken zu äussern, so geschieht dies in der Absicht, unsere gemeinsame Behandlung dieses grossen und zentralen Themas damit ein wenig fortzuführen. Wir möchten diese ja nicht auffassen als ein «Reden über Gemeinschaft», noch weniger als ein Sichhinübertäuschen und Hinüberträumen über die rauhe Tatsachen-Gegenwart hinweg in schönere Zeiten und Gefilde; sondern wir möchten die Gemeinschaft und alle ihre Probleme aus der Ueberzeugung heraus behandeln, dass wir sie erkämpfen und erarbeiten müssen, und dass jede Etappe dieses Kampfes, jeder Schritt auf diesem Wege bei aller Unvollkommenheit doch schon die Wesenszüge des Zieles an sich tragen, Spuren einstiger vollkommener Wirklichkeit enthalten muss. Darum ist in diesem Sinne alles Reden vom Gottesreich und seiner Gemeinschaft eine Kritik unseres täglichen Tuns, eine Orientierung für unsere Arbeit. Und so gehört beides zusammen.

Wenn wir unter diesem Gesichtspunkt nun an die Frage nach der Stellung und Aufgabe der Frau in solcher Gemeinschaft herantreten, so könnte sich sofort ein Bedenken erheben: warum denn auf diesem Boden noch im besondern von der Frau reden? Sind wir hier, in unserer Hoffnung auf Gottes Reich und Herrschaft, in unserer Ar-

beit für die Gemeinschaft seiner Söhne und Töchter, nicht in das Bereich *des Menschen* schlechthin eingetreten? Gehört nicht all das andere, sowohl die Benachteiligung, Entrechtung und Einschränkung der Frau, die Betonung ihrer besonderen Art, als auch der Kampf um ihre Anerkennung, ihr Recht und ihre volle Auswirkung zu dem Reich «der Welt», das heisst zu den Ordnungen und Betrachtungsweisen, über die wir hinauskommen wollen, ja über die wir prinzipiell hinaus *sind*, sobald wir die Hoffnung auf das Reich Gottes in uns aufgenommen, den Bund mit ihr geschlossen haben und unser Leben und Arbeiten ihrer Verwirklichung geweiht haben?

## I.

Gewiss ist dies so und stimmen wir dieser Meinung völlig bei. Aber gerade darum möchten und müssen wir von der Frau im besonderen reden. Bei ihr ist die Erlösung und das Neuwerden des Lebens noch tiefer und bringt Umwälzungen mit sich, die wir noch lange nicht realisiert, noch kaum recht verarbeitet haben. Darum müssen wir es immer wieder auszudrücken versuchen, wie die Frau durch völliges Menschentum in Christus und seinem Reich erst zu sich selbst, zum eigentlichen Frauentum kommt; wenn dieses Unendliche auch nie ausgeschöpft werden und alles Reden von ihm nur ein Stammeln sein kann.

Warum in der unerlösten, gott-fernen Menschheit die Frau so besonders unerlöst ist, — unerlöst in bezug auf die Leiden, die ihr Geschlecht trägt, und unerlöst in seiner Schuld — diese Frage führt tief hinein in Geheimnisse und in Rätsel, die wohl mit der Schöpfungsordnung Gottes und unserer Entfernung von ihr zusammenhängen, über die sich kaum in Worten reden lässt, die sich enthüllen und lösen werden, je mehr wir aus jener Ferne wieder in die Nähe dringen und je mehr auch die Frau in die Sphäre jener Höhe steigt, wo ihre Befreiung liegt.

So ist diese Befreiung für sie besonders entscheidend; und unsagbar gross und tief ist ihr Aufatmen, wo das Licht des Gottesreiches auf sie fällt und die Schöpfungsordnung wieder in Erscheinung tritt. Davon kann die Menschheit wohl nur in Mysterien und in Marienbildern reden.

Doch liegt auch sonst noch viel Unerlöstheit besonderer Art auf

der Frau: Hintansetzung und Entrechtung, Ausbeutung und Bevormundung, und als Folge und Gegenwirkung der Kampf gegen den Mann, die Vertretung und einseitige Betonung ihres Rechtes. Und so ist es auch in dieser Beziehung eine unbeschreibliche Erlösung, wenn nun Christus seine Hand ausstreckt und sie als Gottes Tochter und seine Schwester zu sich emporhebt. Eine grössere Höhe als diese, auf der sie nun neben dem Manne steht, gibt es nicht. Nun ist sie keinem Manne mehr untertan, nur Gott allein. Nun ist sie Mitarbeiterin in seinem Werk, ganz direkt, nicht erst durch Beziehungen zu einem andern Menschen; ja sie mag unter Umständen dann erst recht Mitarbeiterin sein, wenn das Leben ihr solche Beziehungen nicht gab. Unendlich an Gott gebunden und darum unendlich frei, ganz seinem Dienst geweiht und darum ganz autonom und selbstverantwortlich, so umweht sie von den Höhen Christi her die herrliche Freiheit der Söhne und Töchter Gottes, in der ihr tiefstes Frauentum geborgen ist, wie in einem Mantel. So bedarf sie keiner Einschränkung und keiner Bevormundung mehr, sie mag stehen an welchem Platz sie will, im stillen häuslichen Kreis wie im Kampf und in der Einsamkeit, sie wird immer Frau sein im tiefsten und edelsten Sinne. Aber sie mag auch äusserlich eingeschränkt und bevormundet sein, sie mag ihr Leben in Enge und Dunkel verbringen müssen, — sie ist doch frei und bleibt bestrahlt vom Lichte der Höhe, auf die ihr Befreier sie führen will.

Nun ist es aber mit der besondern Erlösung der Frau, wie mit der Erlösung des Menschen überhaupt: sie ist einmal prinzipiell geschehen durch Christus, aber sie muss stets neu und stets fortschreitend weiter geschehen, realisiert werden. Und wie das Ziel das Reich der erlösten Menschen in Gott ist, so ist die Gemeinschaft der zu erlösenden Menschen der Weg und die Möglichkeit, die Erlösung zu realisieren. Diese ist nicht denkbar ohne Gemeinschaft. Denn auch nur in ihr kann sie individuell hervortreten, kann der Mensch, als das besondere Einzelwesen, das er ist, als die eine, unwiderholbare Ausdrucksform göttlichen Wesens, sich zu seiner Bestimmung entfalten.

Wie die Frau in Christus ihre einzige und vollkommene Freiheit erlebt, in ihm zum Menschen wird, so ist die Gemeinschaft seines Reiches und die Mitarbeit in ihm notwendig,

damit sie zur Frau werden, in ihrer besondern Art sich entwickeln und ihre Bestimmung erfüllen könne.

Und umgekehrt ist diese allertiefste und radikale Befreiung der Frau notwendig, damit Gemeinschaft werde, und braucht die Gemeinschaft die Frau, die ihr eigenes Wesen, ihr Frauentum und seine Wirkungsweise gefunden hat und vertritt. Beides hängt unlöslich zusammen, beides setzt einander voraus und hilft einander vorwärts.

## II.

So ist selbstverständlich, dass die Frau, die so von der Freiheit des Gottesreiches ergriffen wurde, nicht anders kann, als sich seiner Verwirklichung mit allen Kräften hingeben. Täte sie es nicht, was wäre von ihr zu halten? Dann wäre sie ja denen gleich, die sich mit ihrer eigenen Seligkeit und Erlösung zufrieden geben, in ihr ruhen, mitten in einer unerlösten Welt voll Ungerechtigkeit, Elend und Gottesferne. Wollte sie das tun, dann würde ihr die Krone des Lebens verloren gehen, dann würde ihre eigene Freiheit untergehen in Gebundenheiten an die Welt, dann wäre diese Freiheit ihr noch gar nicht wahrhaft zu eigen geworden. Denn wo eine wirkliche Kraft ist, müssen auch Wirkungen sein. Es kann doch nicht anders sein, als dass ein Mensch, der Christus gefunden hat, und vor allem eine Frau, die sein erlösendes Licht erlebt, selbst wie ein Licht auf Erden wird. Und das Licht übt immer Verwandlungen aus, bringt Leben und Wachstum.

So wäre es ein grosser Irrtum, wenn wir uns daran genügen lassen wollten, dass wir ja Freie sind trotz aller Gebundenheit. Nein, das sind wir nur in dem Masse, als wir uns als Töchter Gottes in seinen Dienst stellen und nicht ruhen, dass seine Gerechtigkeit in Erscheinung trete und sein Reich komme. Hier liegt schliesslich die tiefste und entscheidende Rechtfertigung der «Frauenbewegung», und eine Verurteilung aller noch so frommen weiblichen Zurückhaltung sowie jenes stillen Zuschauens, das angeblich Gott allein wirken lassen will.

Aber freilich soll andererseits auf all unsern «Kampf» um die Gemeinschaft und um Gerechtigkeit und Frieden das Licht von jenem Worte fallen, dass wir «durch den Sohn wahrhaft frei geworden» sind und daran keine Macht der Welt, keine Entrechtung und Be-

vormundung etwas ändern kann. Das wird allem unsern Tun das Krampfhafte nehmen, wird uns davor bewahren, dass wir unser Recht um seiner selbst willen verfechten; wir werden vielmehr seine Bedeutung daran messen, wie weit es uns zum Dienst an dem Einen grossen Werk nötig und wie weit es überhaupt der Ausdruck göttlicher Gerechtigkeit auf Erden ist. Dann werden Bewegungen und Kämpfe um die Befreiung der Frau von einer edlen Gehaltenheit und klaren Ruhe erfüllt sein. Und solche allein werden auch wirklich Befreiung bringen, denn alles andere zeugt von einer Gebundenheit an Menschen und Dinge, die nicht zum göttlichen Reiche gehört, dessen Art auch schon in der stückweisen Verwirklichung hindurchleuchten muss.

Im Leben der einzelnen Frau wie in der Entwicklung des ganzen Geschlechtes sollen so Kampf und Frieden, Bewegung und Ruhe durch die Freiheit des erlösten Menschen in wundervollem Gleichgewicht gehalten werden.

III.

Wie aber soll im besondern der Kampf geführt, die Bewegung vollzogen werden? Diese Frage findet in dem Grundsatz ihre allgemeine und prinzipielle Beantwortung, dass eben schon jedes Stück des Weges zum Ziel und jede teilweise Verwirklichung von der Art und dem Wesen des Zieles etwas an sich tragen muss. Kampf um das Gottesreich ist — positiv ausgedrückt, — Arbeit um seine Verwirklichung; Bewegung auf Gemeinschaft hin ist Suchen und Streben nach Gemeinschaft; Kampf um Frauenrecht und Frauenfreiheit ist Betätigung von Gerechtigkeit und Freiheit. Und alle Bekämpfung der widerstreitenden Elemente, alle Beseitigung der Hindernisse kann nur in Verbindung mit diesem Positiven gelingen und nur so, dass dies nicht mit Mitteln und in einem Geiste geschieht, welche dem Ziele zuwider sind. Das grösste und gewaltigste Beispiel des letztern ist der bolschewistische Kampf um den Sozialismus; ein anderes, wenn auch weniger bekannt und einleuchtend, ist die heutige Verwirklichung des Genossenschaftsideals, wobei nun doch die Einsicht aufkommt, dass man Gemeinschafts-Wirtschaft nicht mit egoistischen Mitteln und Appell an den Profitgeist erbauen kann.

So also bestimmt das Ziel auch unsere Bewegung: wir kommen der Gemeinschaft, in der die Frau frei und zum vollen Frauentum erwacht

ist, in dem Masse näher, als wir erlöstes und befreites Frauentum wirken lassen. Wir suchen, wo wir können, schon heute so zu leben und so zu arbeiten, wie wir es für die Frau in einer Gemeinschaft der Gotteskinder erhoffen. Das heisst, dass wir nach den besonderen Frauenaufgaben in solcher Gemeinschaft suchen, den besonderen Dienst der Töchter Gottes ergreifen, dass wir auch für die Frauenbewegung und den Kampf um Frauenrechte die Losung wählen, die für alles gilt: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles andere zugefügt werden.

## IV.

Blicken wir also vorwärts, hinein — ahnungsweise — in das Reich des freien Menschen und Gotteskindes. Welche Stellung und Aufgabe wird die Frau dort haben? Die Frage nach der Stellung ist freilich schon beantwortet; sie hat keine andere als der Mann, und es wird auch hier die die Grösste sein, welche die Kleinste zu sein bereit ist, das heisst, die sich ihrer Aufgabe von ganzer Seele weiht. Aber diese Aufgabe? Sie wird durch ein Wort F. W. Foersters[1]) ausgedrückt. «Ebenbürtig wird die Frau dem Manne nur, wenn sie dem Weltreich der männlichen Tatkraft das Weltreich der vollendeten Liebe gegenüber stellt».

Nun ist es immer gewagt, Unterschiede der Geschlechter zu absolut und starr hinzustellen, und sehr verständlich, wenn man sich dagegen wehrt und lieber das Verbindende, Menschliche betont, zumal wenn Unterschiede nicht im Sinne des gegenseitigen Dienens und Ergänzens, sondern zum Zwecke der Beherrschung und Trennung gesucht werden. Aber auf dem Boden der prinzipiellen Gleichwertigkeit der Geschlechter vor Gott darf und muss ihre Wesensverschiedenheit erkannt werden, damit gerade die ganze Grösse, Tiefe und Weite und der ganze Reichtum der Menschheit Gottes sich entfalte. Gewiss sind «Tatkraft» und «Liebeskraft» kaum je so einseitig auf die Geschlechter verteilt, gewiss treffen wir oft — Gott Lob, dass es so ist! — im Manne zarte Frauenhaftigkeit und in der Frau etwas von männlicher Tatkraft des Geistes; aber in bezug auf das Typische, auf die Gabe, die sie vor allem in den Dienst des Werdens stellen sollen, hat diese Unterscheidung gewiss ihr Recht und spüren

[1]) Aus seinem Buche «Christus und das menschliche Leben».

wir die Wahrheit in einem anderen Worte Foersters: «Der Mann ist der Organisator, von der Frau muss die B e s e e l u n g der Organisation kommen».

Dabei meinen wir nun freilich mit Organisation nicht jenes an sich seelenlose Konstruieren von Beziehungen und Massenbetätigungen, das diesen Namen gar nicht verdient, das vielmehr verschwinden muss, wenn wahre Organisation des «Leibes Christi», der Gemeinschaft, werden soll. Wie aber Haupt und Herz zweierlei sind, so auch Mann und Frau. Der Mann ist «Organisator» in dem Sinne, dass er die grossen, grundlegenden Ideen empfängt, schafft und weitergibt, dass er sie in Tat und Wirklichkeit umsetzt in grosszügigen und umfassenden Linien; nicht seelenlos, aber doch der besonderen Ergänzung bedürftig. Jene «Beseelung» ist das besondere frauenhafte Wirken. Die Frau wird zumeist umformen und übertragen, was an männlichen Ideen reift, sie wird nehmen und — gewissermassen in kleine Münze umgeprägt, — weitergeben; sie wird auch wieder ihren eigenartigen Zugang zur Wahrheit haben und darin ebenso Führerin des Mannes sein, wie er in anderer Beziehung ihr Führer ist. Und so wird sie auch bei der Verwirklichung der Ideen, bei der Gestaltung der Gemeinschaft, ihre besondre Eigenart entfalten: sie wird in tausend kleinen, oft wohl unscheinbaren Beziehungen den lebendigen Kontakt herstellen und erhalten müssen zwischen den Gliedern und Zellen des Organismus, sie wird es vor allem sein müssen, die dafür sorgt, dass der Lebensstrom zu jedem Gliede kommt, damit es in der Gemeinschaft keine tote, unberührte Stelle gebe, die zum Anfang des Verderbens werden könnte. So ist auch hier neben dem männlichen Schöpfer des Lebens sie die Erhalterin und Pflegerin, neben der Tatkraft die Liebeskraft.

Es ist im schönsten und tiefsten Sinne «s o z i a l e A r b e i t», die auch hier die Aufgabe vor allem der Frau sein wird. Aber auf welch neuer und anderer Stufe! Alles, was auch heute die soziale Arbeit so innerlich reich und gesegnet macht, die unmittelbare, persönliche Berührung von Mensch zu Mensch, die Erschliessung der Quellen warmen inneren Lebens in Vertrauen und Fürsorge, dies alles wird ihr auch dann noch eigen sein. Aber sie wird den Stachel verloren haben, den sie heute für beide Teile hat: dass sie nur einseitig gibt und einseitig empfängt und

darum so leicht eine Demütigung und Lähmung bewirkt, dass sie Wunden heilen will, ohne an ihre Ursachen reichen zu können und darum auch Mutlosigkeit hervorrufen kann. Wo sie aber wirken darf in einer Gemeinschaft der Kinder Gottes, das heisst, in einer Gemeinschaft, deren eigentliche Seele die gegenseitige Hilfe ist, die darum auch auf andern wirtschaftlichen und sozialen Beziehungen ruht; in der es keine Ausbeutung und keine Vorrechte des Besitzes mehr gibt; in der soziale Arbeit in Gegenseitigkeit getan wird und als gemeinsame Anstrengung gegen gemeinsame Not wie auch gegen äussere und innere Hindernisse der Gemeinschaft selbst; in der man soziale Arbeit auf neue Weise tut, beseelt von jener Liebeskraft, die auch im Kleinsten Grosses sieht und ehrt, — was für eine wundervolle Domäne für die Eigenart ihres Wirkens wird dann die Frau bekommen!

Gewiss werden immer auch Frauen in der besonderen Sphäre des Mannes neben ihm stehen, in geistiger wie in organisatorischer Arbeit, und ebenso werden Männer in der Sphäre der Frau gebraucht werden. Richtunggebend für Ziel und Arbeit der Frauenbewegung zur Gemeinschaft hin wird aber doch sein, dass dieser innere Ausbau und Aufbau des «Weltreiches der vollendeten Liebe» ihre Aufgabe ist. Dass dies keine Herabsetzung und keine Einengung des Frauenwesens bedeutet, braucht doch nicht betont zu werden. Wer wollte es wohl unternehmen abzuschätzen, was in der Schöpfung Gottes und in seinem Reiche notwendiger sei, das männliche oder das weibliche Element? Wo beide aber so in einer Gemeinschaft, an Einem Ziel zusammenarbeiten, spüren sie, wie unentbehrlich sie einander sind, wie sie einander zur Ergänzung und Erfüllung brauchen. Und kann es im Grunde etwas Grösseres und Herrlicheres für die Frau geben, als solch ein ständiges Nehmen, Empfangen, Erleben männlichen Geistes und männlicher Tatkraft, und solch ein ständiges Verarbeiten, Weitergeben und Zurückstrahlen im Ausströmen ihrer eigenen Seele und Liebeskraft?

## V.

Doch ist es nicht dies allein, was dem Wesen und Wirken der Frau in der Gemeinschaft das Gepräge gibt. Sie vertritt darin nicht nur die Frau, sondern zugleich auch das K i n d ; sie ist nicht nur das weibliche Element im allgemeinen, auch das m ü t t e r l i c h e im be-

sondern. Das wird sich schon in aller ihrer sozialen Arbeit auswirken und ihr den besonderen Zug verleihen, aber es wird auch sonst in Erscheinung treten.

Sie hat das Kind, die Jugend zu vertreten, bis diese sich selbst vertritt; das heisst aber, dass sie ständig nach vorwärts gerichtet leben muss. Leuchtend, wegweisend und wegbereitend muss sie vor der Sehnsucht und dem Vorwärtsdrängen des Jungen, Kommenden, Neuen einherschreiten, muss sein Anwalt und sein Schutzgeist sein, — ja, die Mutter muss im Grunde das fortschrittliche und treibende Element in der Gemeinschaft sein; denn ihre Seele lebt in der ihres Kindes und sieht in die Zukunft hinein und ersehnt sie besser, lichtvoller und vollkommener und drängt nach solchen Taten.

Andererseits aber lebt sie auch ständig rückwärts gewendet, weil sie die Erzieherin ist. Alles Gute und alles Grosse aus Vergangenheit und Gegenwart aufgreifend und erhaltend, verwebt sie es in der Erziehung mit der Zukunft der Jugend. So stellt sie diese auch hinein in das Gewordene, verbindet sie mit der bestehenden Gemeinschaft und rüstet sie aus für Leben und Arbeiten in ihrem Dienst. So bringt die Frau als Mutter und Erzieherin jene besondere Ergänzung männlichen Wesens in das Gemeinschaftsleben hinein, die vor Stehenbleiben und sprunghaftem Vorwärtsdrängen sichern muss. Was am unerlösten Frauentum auffallend und unverbunden in Erscheinung tritt: Radikalismus und Betonung des Absoluten einerseits, worin sie oft den Mann übertrifft, und Konservatismus und Steckenbleiben im Relativen andrerseits, ebenfalls stärker ausgeprägt als beim Manne, — das ist auf der höheren Stufe, bei der in der Gemeinschaft freien Frau ausgeglichen und ins Gleichgewicht gebracht: Kampf und Verständigung, Bewegung und Ruhe, Vorwärts und Rückwärts auch hier zu einer lebendig strömenden Einheit geworden.

Jugendpflege und Jugenderziehung werden also auch dann die Hauptaufgaben der Frau sein; aber wiederum: wie anders in solcher Gemeinschaft, als es heute ist! Heute hat es zu geschehen in einer Welt, die im denkbar grössten Gegensatz steht zum Sinn dieser Aufgabe; heute drückt sich noch in all unserem Bemühen dieser schmerzhafte Kontrast aus, dass wir im Hause pflegen, was draussen nicht gilt, dass wir zu einem Geist erziehen, der dem des Lebens draussen

entgegengesetzt ist. Wo aber eine Gemeinschaft im Sinne des Gottesreiches besteht, da ist erweiterte Familie[1]), da herrscht unter den Kindern des Einen Vaters derselbe Familiengeist, wie er das rechte Heim durchweht, da wird dieses Heim selbst, mit der Mutter als Seele und Herz, das Zentrum der Gemeinschaft und sendet unaufhörlich seine Kräfte hinaus, reinigend und umgestaltend, damit die Familie Gottes immer mehr Wahrheit werde.

Ist es auszudenken und auszusprechen, welch ein Leben in solcher Gemeinschaft die Mutter führen könnte, — die Mutter, deren heutige Lage und heutiger Anblick ein tiefes, bittres Weh in jeder Seele wecken muss, die im stillen Grunde noch etwas von der strahlenden Heiligkeit der Mutter ahnt!

## VI.

Und nun nehmen wir, was wir im Glauben und Hoffen von der Zukunft der Frau geschaut und unvollkommen anzudeuten versucht, als Richtschnur und Kraftquelle für unser Tun, für Kampf und Bewegung auf die Gemeinschaft hin, für unser Wirken innerhalb der Anfänge solcher Gemeinschaft selbst.

Unser Ziel ist: Raum und Boden zu gewinnen für solche soziale Arbeit, für solche Führung und Erziehung der Jugend; die Welt für die Frau und für die Mutter zu gestalten. Und dies ist zugleich auch unser Mittel; wir werden kein besseres finden, als soziale Arbeit und Erziehung.

Aber da taucht nun — wenn auch in etwas anderer Form — die Frage auf, die auch hier in diesen Blättern schon behandelt wurde: kann denn unsere Arbeit noch im Rahmen des Bestehenden geschehen, oder müssen wir ihm resolut den Rücken kehren und für den neuen Geist, dem wir dienen und den wir betätigen möchten, auch neue Ausdrucksformen suchen? Ich möchte zurückfragen: gibt es da ein absolutes Ja oder Nein? Unwillkürlich drängt sich da das Wort aus dem zweiten Korintherbrief auf: «Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen; siehe, es ist alles neu geworden.» Mir scheint, vor dieser einen grossen

[1]) Das ganze grosse Problem der Familie in Gegenwart und Zukunft kann hier nur im Zusammenhang gestreift und soll wenn möglich einmal besonders behandelt werden.

Hauptsache wird vieles unwesentlich. Wo dies einmal wirklich Tatsache geworden ist, dass eine neue Kreatur auflebt, da schafft sie um sich Neues, sei es auch in sogenannten alten Formen. Diese treten entweder so vor der Kraft des aufgebrochenen göttlichen Lebens zurück, dass sie gar keine Rolle spielen, oder es kommt dann ganz von selbst zu einem Kampf zwischen Neuem und Altem und die Notwendigkeit zum Neuschaffen auch der Formen drängt sich auf. Umgekehrt kann man in noch so revolutionärem Fahrwasser zu sein scheinen und völlig neue Gebilde des Gemeinschaftslebens schaffen, und noch so ans Alte gebunden und von ihm erfüllt sein, dass man weit weg von Neuschöpfung ist.

So hält man uns ja zum Beispiel hin und wieder vor, wir wollten mit unserer Mitarbeit in der bestehenden Genossenschaftsbewegung (dasselbe könnte auch von der Gewerkschaft und anderen Bewegungen gesagt werden) «den neuen Wein in alte Schläuche» giessen, anstatt dem vorwärts gerichteten Gemeinschaftsgeist von vornherein eine ihm gemässe, neue Gestalt zu geben. Ganz abgesehen von den Erfahrungen, die man immer wieder macht, dass in den scheinbar neuen und «reinen» Gemeinschaften so bitterwenig von der «neuen Kreatur» zu spüren ist, muss doch auch gesagt sein, dass es bei der Genossenschaft gar nicht so liegt. Hier handelt es sich nicht um alte Schläuche, sondern eigentlich um neue, die aber durch schlechten alten Wein, — er stammt aus Adams Zeiten! — zu verderben drohen. Wer den genossenschaftlichen Gemeinschaftsbildungen und allen ihren bei weitem nicht ausgeschöpften Möglichkeiten einmal recht nachdenkt, der sieht, dass hier ein völlig neues Miteinanderleben der Menschen begründet werden könnte, und dass hier nur der alte Geist, der nicht an Neues, nicht an die Gemeinschaft, nicht an das Leben, das heisst: nicht an Gott glaubt, die Entfaltung hindert und lähmt und auf Abwege leitet. Mit ihm müssen wir es eben aufnehmen, hier wie überall.

Doch habe ich die A r b e i t a n d e r G e n o s s e n s c h a f t[1]) hier aus einem andern Grunde in die Betrachtung gezogen, nämlich mit besonderem Bezug auf unser Thema, auf die s o z i a l e u n d e r z i e h e-

[1]) Zu diesem Thema sei auf verschiedene frühere Aufsätze und Aeusserungen in den «Neuen Wegen» hingewiesen; es wird immer erneut wieder auftauchen.

rische Aufgabe der Frau. Hier liegt ein weiterer und sehr entscheidender Grund, warum wir nicht aufhören dürfen und können, von diesem Tätigkeitsfeld zu sprechen. Denn es ist natürlich nicht einfach gleichgültig, in welchem Rahmen und auf welchem Boden wir soziale Arbeit und Erziehung leisten. In der genossenschaftlichen Wirtschaftsform, die durch zielbewusste Mitarbeit zu einer mehr und mehr gemeinschaftlichen Lebensform werden kann und soll, haben wir nun bereits Vorbedingungen erreicht, die uns sonst noch fehlen; hier stehen wir auf einem Boden, der schon sozialistisch ist. Darum hat alle soziale Arbeit, die wir hier leisten, von vornherein schon einen andern Sinn und gestaltet sich vor allem auch zu einer gegenseitigen, familienhaften.

Diese Familienhaftigkeit der genossenschaftlichen Wirtschaft gibt uns aber auch gerade für die Frau noch einen besonderen Hinweis: hier hat sie die direkte Möglichkeit, sowohl von der Familie aus als für die Familie zu wirken, ja sie steht recht eigentlich im Zentrum der verschiedenen Gemeinschaftskreise: Familie, kleine Wirtschaftsgemeinde der Familien, Genossenschaft, Volksgemeinschaft. Denken wir daran, dass sich in solche Kreise auch die Arbeits- und Bildungsgemeinschaften einschliessen müssen, dass sich zwischen Wirtschaft und geistigem Leben, zwischen Arbeit der Hand und Arbeit des Kopfes eine immer engere und lebendigere Einheit entwickeln soll, — denken wir alle an die Zukunftswerke, die wir heute unter dem missverständlichen Namen «Volkshochschule» sammeln, und die von der wirtschaftlichen Gemeinschaftsbildung nicht zu trennen sind, so ahnen wir, welche Fülle wundervoller Möglichkeiten jeglichen Schaffens und Erziehens sich hier vor der Frau ausbreitet.

Gewiss führt nicht nur dieser eine Weg ins gelobte Land, und haben wir Frauenbewegung auf allen Gebieten nötig. Aber hier muss eine solche recht eigentlich erst einsetzen, und sie wird uns als Ergänzung und Erweiterung der bisherigen notwendig und wichtig sein: sie führt uns zu unserem spezifisch frauenhaften Wirken, zu der «Beseelung» der Gemeinschaft, sie erweitert das Feld unserer Tätigkeit und baut die Gemeinschaft, und sie bringt jene Frauen herbei, die bis heute noch den anderen Bewegungen fernblieben und die doch gewonnen werden müssen. Zu den Frauen im Hause dringt sie und verbindet auch

sie mit der Gemeinschaft. Zunächst nur wirtschaftlich; aber in dieser Verbindung liegt die Möglichkeit, all die eingekapselte und verborgene Liebeskraft der Hausfrauen und Mütter für das Gemeinschaftsleben fruchtbar zu machen.

## VII.

Denn der Ruf zur Mitarbeit gilt nun nicht nur für einige wenige Frauen, die vielleicht durch Umstände und Gaben besonders dazu befähigt sind. Es widerspräche dem tiefsten Sinn der «Gemeinschaftsarbeit», wenn es so wäre; vielmehr kann zu solchen Aufgaben prinzipiell j e d e F r a u berufen sein. Denn es handelt sich nur um ein Wirkenlassen und Hingeben der Kraft, die in ihr ist und die in jeder Seele entzündet wird, die Gott gefunden, durch Christus Erlösung erlebt hat und ihm nun dienen will. Die «Frauenbewegung», die so entsteht und die auf allen Gebieten Verwirklichungen wahrer Gemeinschaft suchen möchte, muss eben ihren eigenen Stil haben, kann und soll nicht für einige Wenige sein, sondern will unmittelbar lebendiger Aufbau des «Weltreiches der vollendeten Liebe» sein, von Mensch zu Mensch, von Zelle zu Zelle. Darum soll sie auch, indem sie an der grossen Familie Gottes und des Menschen schafft, die M u t t e r ganz besonders zur Mitarbeiterin machen.

Gerade dies letztere ist noch Hoffnung und Ausblick auf die Zukunft! Heute sind wir davon noch weit entfernt und das zeigt eigentlich unser Elend besonders deutlich. Die Mutter, die voranschreiten sollte, von deren Geist unser Volksleben durchzogen sein müsste, bleibt heute zurück und wird mehr oder weniger ausgeschaltet. Sie hält sich entweder in einer gewissen Sattheit und Selbstzufriedenheit, welche die Mutterschaft so gern verleiht, selbst vom Gemeinschaftsleben zurück, oder sie erträgt die Doppellast der Aufgaben nicht, die heute noch oft mit dem Dienst an der Gemeinschaft verbunden ist. Je mehr wir freilich diesem Dienst und dem Kampf um die Gemeinschaft einen Stil verleihen, welcher der Mutter gemäss ist, umso mehr vermindern wir diese Doppellast. Aber damit dies geschehe, damit kommende Generationen anders als die unsere von der Liebeskraft der Mutter durchströmt seien und die Heiligkeit der Mutter wieder hochhalten, darf heute schon die unverheiratete Frau, die so tapfer und bewundernswert vorangeht, nicht allein bleiben, die Mutter muss an ihre Seite treten.

Sie muss es tun, weil wir gerade um *ihre* Befreiung und ihr wahrstes Wesen ringen müssen, um eine Erneuerung ihrer Beziehung zum Manne und zum Kinde von Gottes Geist und Schöpfungswillen her, und somit um ein Ziel, das vielleicht das Grösste ist, *um das Erlöstwerden der menschlichen Gemeinschaft an ihren tiefsten, verborgensten Quellen.* Wenn da nicht Liebeskraft göttlicher Art aufbricht, wenn hier nicht Befreiung geschieht und Gott wieder bei den Menschen wohnen kann, hilft uns alle Gemeinschaftsarbeit nichts.

So braucht die Menschheit heute die Frau im besonderen, und braucht sie schlechthin. Sie braucht die befreite Frau, die *Mensch* im tiefsten Sinne ist, Gottes Kind und Ebenbild und niemandem untertan und zu Gefallen; «ein Herr aller Dinge durch den Glauben». Und die doch ganz *Frau* ist, im Dienen ihre Krone findet, «jedermann untertan durch die Liebe». *Dora Staudinger*

# Bauer und Arbeiter[1])

Wenn ein Pfarrer eines Schweizerdorfes am Palmsonntag seine Konfirmanden entlässt und sie der sogenannten Schule des Lebens übergibt, muss ihm wohl sicher seltsam zumute sein beim Gedanken an das künftige Leben dieser jungen Menschen. Und gerade wenn sie ihm lieb und teuer sind, mischt sich mit seiner Freude und seinem Stolz über «seine» Konfirmanden eine gewisse Wehmut und Besorgnis. Jetzt noch sind die Einzelnen, bei allen Unterschieden des Individuums, einander noch sehr ähnlich. Die meisten sind — kommen sie aus noch so verschiedenen Familien — ihm gegenüber schüchtern, aber doch zutraulich. Aber nun wird das bald anders werden. Vielleicht die meisten dieser jungen Leute bleiben daheim und werden schliesslich Bauernfrauen und Bauern. Einige von ihnen aber gehen dem Verdienst nach und landen schliesslich, nachdem sie auf hochfliegendere Pläne verzichten mussten, in der Fabrik an irgend einem Ort, Gott weiss wo.

Ist nun dieser Landpfarrer der tiefen Tragik sich wohl bewusst, die darin liegt, dass die verhängnisvolle Linie, welche Bauern und

[1]) Erstes Votum zum Thema «Stadt und Land» am Ferienkurs in Zürich, 27. September 1922.

Arbeiter voneinander in zwei feindliche Lager trennt, eigentlich fast mitten durch seine Konfirmandenschar geht? Und wenn er bei eidgenössischen Abstimmungen, wie die über die Lex Häberlin etwa, seiner Konfirmanden gedenkt, so wird er gewahr, dass die Schar nun ganz auseinandergerissen ist. Die Mädchen fallen da sowieso ausser Betracht, sie dürfen ja nicht stimmen. Und die Knabenschar hat sich bald nach den verschiedenen Parteirichtungen zerstreut, und vielleicht sind gerade die intimsten Freunde von ehemals nun zu scharfen politischen Gegnern geworden, wahrscheinlich zwar, ohne dass sie sich dieser Situation bewusst werden. Sie wissen jetzt nicht mehr viel voneinander; der persönliche Kontakt ist verloren gegangen bei den Schicksalen und Zufällen des Lebens.

Verfolgen wir ein wenig diese Schicksale und Erlebnisse der einzelnen Konfirmanden. Und gehen wir zunächst der Lebensbahn der Bauernfrauen und Bauern unter dieser Schar ein wenig nach.

Da können wir vor allem keine grossen Sensationen und Erlebnisse konstatieren. Die Möglichkeit für abenteuerliche Ereignisse ist ja im Bauernleben äusserst gering. Dieses Leben wickelt sich in sehr einfacher Weise ab. Alles, was da passiert, ist beinahe selbstverständlich, alltäglich. Hier diktiert kein Mensch und Vorgesetzter, was nun kommen muss. Hier diktiert *die Arbeit*. Aus der Arbeit kommt man nie heraus. Kaum ist eine Arbeit fertig, so wartet schon eine andere, die unbedingt verrichtet werden muss und nicht aufgeschoben werden darf, ihrer Erledigung. Bei den Bauernsöhnen ist vor allem das Füttern des Viehes da als der ewige, ununterbrochene Takt der Arbeit, nach dem man sich richten *muss*, ob man wolle oder nicht. Das Vieh ist etwas Lebendiges und will morgens und abends seine Pflege haben. Da hat der Bauer gar keine Wahl. Und selbst der roheste Bursche bringt es nicht übers Herz, einmal zu streiken und das Vieh sich selber zu überlassen. Er mag noch so verroht sein, einen solchen frechen Streik wird er als eine unerhörte Treulosigkeit empfinden, und sein Gewissen treibt ihn zur Arbeit. Die Tiere sind ihm anvertraut, und es liegt etwas Rührendes darin, dass er zu ihrem Wohle selbstverständlich seine Freiheit opfert, ja sogar ohne sich eigentlich dessen bewusst zu sein; einfach aus einem dunklen Drange nach Fürsorge heraus.

Auch die Mädchen erhalten ihre Befehle zur Arbeit nicht von ir-

gendwelchem Menschen diktiert. Auch ihnen diktiert die Arbeit selbst. Die Arbeit schaut sie flehend an und wartet auf die fleissige Hand, die alles verrichtet und in Ordnung bringt. Dabei spielt fast überall das Wetter eine entscheidende Rolle: beim Bohnensetzen und Jäten, beim Häufeln der Kartoffeln, bei der Rebenarbeit und beim Gartenspritzen, bei der Hühnerpflege und beim Heuet, — alles ist von Wetter und Wachstum abhängig. Immer ist es sehr wichtig, dass man die richtige Zeit nicht verpasst. Wenn man bei der Pflanzen- und Tierpflege nicht auf die verschiedensten Umstände acht gibt, so geht Vieles zugrunde, man hat Schaden und vergebliche Arbeit. Die Pflanzen müssen verdursten, weil man ihnen nicht zur rechten Zeit Wasser gab; das Unkraut wächst auf, entwickelt Samen und sendet diesen Samen mit dem Winde nach allen Richtungen hin und in die Aecker der Nachbarn, weil man den Kampf mit ihm nicht rechtzeitig und intensiv genug begonnen hat. Die Raupen fressen den Kohl, die Hühner legen die Eier in fremde Nester, und die Katze verlegt sich aufs Stehlen, weil man ihr nichts gibt. So rächt sich alle versäumte Arbeit auf Schritt und Tritt. Bauer und Bäuerinnen müssen immer an sehr Vieles denken, denn der Bauernbetrieb ist ein feiner Organismus und verlangt Umsicht, Wachsamkeit und eine geschickte Hand, also gar nicht etwa bloss rohe Gewalt, die der dümmste Mensch ohne weiteres verrichten kann. Einzelne Arbeiten der Tier- und Pflanzenkultur gleichen direkt wissenschaftlichen Forschungen und Experimenten. Der Bauer ist gewissermassen nur der Diener und zugleich freilich auch der Nutzniesser der Natur. Er muss scharf beobachten und dann zu gegebener Zeit in den Prozess der Natur richtig eingreifen. Denken wir z. B. nur ans Beschneiden der Obstbäume oder an die Bienenzucht. Man kann vielleicht einwenden: das Füttern des Viehes aber sei z. B. doch eine bloss mechanische Arbeit. Das Futtereinwerfen, Misten und Melken erfordere lediglich Körperkraft. Aber auch das ist nicht wahr. Während dieser Tätigkeiten muss der Bauer seine Tiere genau beobachten: ihr Fressen und Trinken, ihr Benehmen, die Milch und die Stalltemperatur, dies alles mus kontrolliert werden. Ja, man ist fast versucht zu sagen, der Bauer im Stalle gleiche eher einem Lehrer, der seine Schülerschar beaufsichtigt, als einem Fabrikarbeiter an seiner Maschine. Denn er hat es, wie der Lehrer, mit l e b e n d i g e n Wesen zu tun.

Wir sagen darum noch einmal: alle Bauernarbeit absorbiert viel Aufmerksamkeit und Intelligenz. Das Wesentliche und auch das Allerschönste an ihr ist dies: Der Ansporn zur Arbeit geht von den Sachen selber aus. Die Natur der Dinge gibt dem Menschen die stummen Befehle zur Arbeit. Und der Mensch lässt sich bekanntlich von der Natur viel lieber befehlen, als von seinen Mitmenschen. Immer sieht der Arbeiter in der Landwirtschaft die Notwendigkeit dieser bestimmten Arbeit sofort ein. Beim Arbeiter in der Industrie hingegen steht die Sache sehr oft wesentlich anders.

Merkwürdigerweise und zu unserer grossen Freude ist das nun genau das, was alle grossen Erzieher und auch die besten Pädagogen der Gegenwart ersehnen und erstreben: eine Erziehung durch Arbeit! Die Selbstbetätigung der Menschen muss angeregt und dann gepflegt werden. Die moderne Arbeitsschule will den Kindern nur solche Dinge in die Finger geben, die sie zur Betätigung und Arbeit anregen. Man appelliert an den Tätigkeitstrieb der Kinder, und das ist eine sehr weise Erziehung, die dies tut. Im landwirtschaftlichen Betrieb finden wir nun diese moderne Arbeitsschule eigentlich schon verwirklicht. Und es ist gar kein Zweifel: Diese bäuerliche Schule der Arbeit wirkt sehr wohltätig. Die bäuerliche Tüchtigkeit, die Gründlichkeit und der solide Lebenswandel, und überhaupt die meisten Vorzüge und Tugenden, die der Bauer nun tatsächlich vor dem Arbeiter voraus hat, — sie stammen von seiner vorzüglichen Schule der Arbeit her, in der er lebt, und die ihn vor vielen Ablenkungen und Verirrungen bewahrt. Selbst ein Mensch mit starken Neigungen zu Ausschweifungen findet als Bauer keine Zeit für sie. Die Arbeit drängt ihn und treibt ihn an, und schliesslich macht sie ihm auch Freude. Da der Sprechende Schulmeister ist, ist ihm hier ein Vergleich besonders naheliegend: Der Bauer mit einem Hang zu Ausschweifungen befindet sich genau in der Lage eines Schülers, und zwar desjenigen Schülers, der zwar wohl Freude an Schabernack und am Possenreissen hat, der aber im Momente eine Arbeit hat, die er gerne tut und die ihn ganz absorbiert, sodass er gar nicht dazu kommt, hinter dem Rücken des Lehrers etwas anzustellen.

Damit haben wir aber auch schon die Kehrseite dieser so glücklichen erziehenden Arbeit gestreift. Tatsächlich hat gerade der Bauer in dieser Beziehung oft des Guten zuviel, d. h. ein zu grosses Mass sol-

cher Arbeit. Er ist zu stark angespannt und bekommt zu wenig die Freiheit zu spüren. Er kann nicht Ferien machen, er kann nicht fortreisen, er kommt zu wenig unter andere Leute. Er wird durch die Arbeit, die immer drängt, verhindert und kann den persönlichen Verkehr mit andern Menschen zu wenig pflegen. Er hat zu wenig Geselligkeit und ist viel zu viel für sich. Dieser Umstand hat wohl auch sein Gutes, aber vor allem auch starke Nachteile. Eine gewisse Bewegungsfreiheit kann wohl zum Missbrauch derselben führen, aber der Mensch hat diese Freiheit und Ungebundenheit trotzdem bitter nötig, wenn er sich herrlich entwickeln und viel Gutes leisten soll.

Erstens ist es einmal für die geistige Entwicklung jedes Menschen nötig, dass er viel mit andern Menschen zusammenkommt und mit ihnen Freundschaft pflegt. Und wenn er mit Menschen in Berührung kommt, die anders geartet sind als er, so ist das just sehr gut. Sein geistiger Horizont wird dann weiter, er lernt fremde Ansichten verstehen und kann seine eigenen zurechtgelegten Anschauungen noch rechtzeitig korrigieren. Wir alle müssen ja unsere Urteile über dies und das beständig berichtigen, weil uns andere Leute auf Sachen aufmerksam machen, an die wir bei unserer Beurteilung nicht gedacht hatten. Gemeinschaft mit Leuten, die einem andern Milieu entstammen, ist für jeden von uns immer ein grosser Segen, der uns vor groben Verirrungen bewahrt, vorausgesetzt natürlich, dass wir offene und ehrliche Aussprache pflegen. An diesem Umstand merken wir es sehr deutlich, dass der Gottesplan mit uns Menschen auf eine Gemeinschaft hinzielt; dass Gott uns nicht als Einzelne und Einsiedler will. Wenn wir Gemeinschaft haben untereinander und dabei unsere Fehler und Mängel gar nicht etwa zu verbergen uns bemühen, so können wir viele Irrtümer in gegenseitiger Hilfe überwinden. Das ist eine grosse Verheissung. Wenn wir aber stolz und eingebildet sind und uns den Luxus einer höchsteigenen, irrtumsfreien Meinung leisten wollen, so legen wir sofort bei religiösen, pädagogischen und politischen Problemen viel zu kleine oder gar falsche Masstäbe an. In der Gemeinschaft aber ist's besser: Einer korrigiert und ergänzt den Andern, Einer trägt des Andern Last.

Und nun noch ein Zweites: Pestalozzi hat das treffliche Wort geprägt: «Allzu fleissig sein, macht böse». Dieser Gefahr ist nun der Bauer bei all seiner wertvollen Arbeit ausgesetzt. Weil er durch die

Erziehung der Arbeit sehr glücklich um viele Gefahren und Versuchungen der Freiheit herumkommt, wird er leicht allzu hart in der Beurteilung derjenigen Mitmenschen, die den Versuchungen unterliegen. So erwacht leicht eine gewisse Selbstgerechtigkeit in seinem Herzen. Wer nicht so brav, so fleissig und eifrig bei der Arbeit ist wie er, wird streng verurteilt. Und gerade wenn es Arme und Arbeiter sind, die Schwächen und Fehler haben, so erregen sie seine besondere Missbilligung; denn wenn man arm ist, sollte man noch ganz besonders tugendhaft sein.

Der Bauer muss hart arbeiten, und er hat erst noch den Eindruck, andere Volkskreise estimieren seine Arbeit nicht und schätzen sie nicht gerecht ein. Das hinterlässt bei ihm eine Bitterkeit. Er ist aber dennoch weiter fleissig und sogar auf dem besten Wege, ein Sklave seiner Arbeit zu werden. Seine Aufgeschlossenheit und sein Interesse erschlaffen aber fast naturnotwendig, je intensiver er sich der Arbeit widmet. Uns erginge es genau gleich.

Diese Gefahr einer Sklaverei der Arbeit ist den Menschen eigentlich ganz früh bewusst geworden. Schon die Schöpfungsgeschichte erzählt ja, dass sogar Gott, der Schöpfer aller Dinge, am siebenten Tage ausruhte von seiner Arbeit. Bei den Israeliten entstand so der Sabbath als ein Damm gegen das Versinken in Arbeit und Geschäftigkeit. Sicher hat Gott das so gewollt. Denn bei zu grosser Geschäftigkeit verschwindet in uns der Geist der Ehrfurcht und der Anbetung.

Wir können hier gleich noch hinzufügen: Die moderne Bewegung zur Verkürzung der Arbeitszeit entspringt genau den gleichen Bestrebungen: Sie will so wenig als das vierte Gebot etwa eine grosse Faulenzerei züchten. Sie will bloss vermeiden, dass der Menschengeist durch ein zu grosses Mass von Arbeit eingeengt oder gar erdrückt werde.

* * *

Kehren wir nun zur anfangs erwähnten Konfirmandenschar zurück und verfolgen wir den Weg eines Konfirmanden, der schliesslich nach einigem Unglück zum Fabrikarbeiter wird. Da sehen wir auf den ersten Blick, dass sein Verhältnis zur Arbeit ein total anderes ist als das seines bäuerlichen Kameraden. Wir sehen zunächst wichtige Vorzüge, die er vor dem Bauernsohn voraus hat.

Einmal geniesst er, seitdem der Achtstundentag eingeführt ist, eine

grössere Freiheit. Sind die acht Stunden vorüber, hat er sich um nichts mehr zu bekümmern; er ist frei, ledig und los. Er hat auch Geld im Sack. Und er kommt täglich mit mehr als hundert Menschen zusammen, während der Bauernsohn immer nur mit denselben vier bis fünf Menschen zu verkehren hat. Der Arbeiter wird aufgeschlossener, er sieht und hört viel, er hat Abwechslung in der Kameradschaft und Gesellschaft. Sein Milieu entwickelt ihn zu einer geselligen Natur. Dem Bauer mangelt eine gewisse Ungebundenheit und Geselligkeit, die er nötig hätte. Der Arbeiter ist in dieser Beziehung besser dran.

Aber umgekehrt, im entscheidenden Punkte, nämlich bei der Arbeit, da ist der Bauer besser dran. Er arbeitet, wie wir schon gesehen haben, in einem feinen Organismus, der voll von Ueberraschungen und Abwechslung ist. Und diesen interessanten, lebendigen Organismus darf er leiten und dirigieren nach seinem Willen. Eine solche Arbeit macht Freude. Wie ganz anders ist die Fabrikarbeit! Stumpfe, eintönige, mechanische Arbeit! Hier lebendige Pflanzen und Tiere, — dort Maschinen, Räder, Messer, Dampf und Russ. Hier Arbeit im freien Feld und unter dem eigenen Dach, — dort Arbeit in der fremden Fabrik bei Staub und Lärm. (Fabrikarbeiter sagen, der grosse Lärm der Fabrik gehöre zum Unerträglichsten dieser Arbeit.) Hier sein eigener Herr und Meister, — dort Diener einer Maschine. Hier Arbeit in einem O r g a n i s m u s, — dort Arbeit in einem schrecklichen M e c h a n i s m u s.

Aber all diese Schlagwörter vermögen den Unterschied zwischen der Arbeit des Einen und derjenigen des Andern doch nicht erschöpfend zu kennzeichnen. Von einer Freude an der Arbeit kann beim Fabrikarbeiter natürlich keine Rede sein. In diesem unübersehbaren Mechanismus wird er sich immer fremd und unglücklich fühlen. Die ganze Einrichtung geht ihn im Grunde genommen nichts an. Er kommt nur wegen des Geldes hierher. Sein Tätigkeitstrieb wird hier nicht angefacht durch die Natur der Dinge, im Gegenteil, das ewige Einerlei tötet allen Betätigungsdrang in ihm. Die Dinge, die er produziert, sieht er nicht einmal in ihrem Endzustand. Er kennt weder ihren Verkaufspreis, noch ihre Käufer. Diese Dinge sind ihm verhasst und seine Arbeit ebenfalls. Niemand kann ihm deswegen einen Vorwurf machen. Solche Arbeit tut man eben nur in einer Zwangslage.

Ein Schaffhauser Pfarrer sagte mir einmal: Jedesmal, wenn er an den Eisenwerken im Mühletal vorbeiginge, müsse er Gott dafür danken, dass er nicht tagtäglich da hinein müsse, um da drinnen sein Brot zu verdienen. Auch Bauernsöhne, die die Fabrikarbeit kennen, verabscheuen solche Arbeit. Dann kommen noch Wohnungsnot und das Gespenst der Arbeitslosigkeit als weitere dunkle Punkte hinzu. Kurz: der Arbeiter ist eben ein Entwurzelter und Heimatloser geworden, der vor allem keine befriedigende Arbeit hat. Aus diesem Umstand erklären sich sozusagen alle Fehler, die die Bauern den Arbeitern vorzuwerfen haben: unsolider Lebenswandel, Arbeitsscheu, Unzufriedenheit und Genussucht. Trotz aller harten Mühe hat der Bauer wenigstens das Eine: eine befriedigende Arbeit. Und trotz allen Fortschritten der Arbeiterbewegung fehlt es den Arbeitern am Einen und Wichtigsten: an einer befriedigenden Arbeit.

Für das Wohl der Arbeiter muss darum das Schweizervolk eine ganz besondere Sorge haben; denn diese Leute sind unselbständig, ihr Verdienst ist unsicher, ihre Arbeit ungesund, eintönig und ohne jeden Reiz. Wenn diese Leute unzufrieden und gereizt sind, so sind sie durch die Verhältnisse so geworden, und wenn sie eine Revolution herbeiführen wollen, so ist das nur ein Zeichen dafür, dass ihre Lage unerträglich geworden ist. «Nur da entsteht Revolution, wo man die Reformen vergisst», hat einst Jeremias Gotthelf gesagt. Diese Erkenntnis muss nun in die Bauernschaft hineingetragen werden. Reformen wirtschaftlicher Natur sind nötig, sonst müssen immer mehr Leute entweder von der Wohltätigkeit leben, oder zugrunde gehen. Der Gedanke, dass immer grössere Summen Geldes für die Wohltätigkeit nötig werden, und dass man trotz allem die Quellen des Elendes nicht zu stopfen vermag, ist auch für die Bauern unerträglich. Denn aus Bauernkreisen ist in den letzten Jahren viel Geld für Wohltätigkeitszwecke geflossen. Sie werden zur Einsicht kommen, dass da etwas geschehen muss. In seinem kleinen Kreise weiss der Bauer sehr gut, was eine richtige Fürsorge eigentlich ist. Seine Fürsorge fürs Vieh haben wir erwähnt. Aber auch in der Fürsorge für Familienglieder und Verwandte, für arme Leute des Dorfes, für bedürftige Ferienkinder und für Kranke kann eine einzige Bauernfamilie in einem Jahre Bewunderungswürdiges leisten. Wenn z. B., um nur einen Fall zu nennen, ein Bauer mit zehn eigenen Kindern

doch noch auf einmal 20 Fr. für die Wienerkinder hergibt, so bedeutet das etwas. Und wenn es nun solchen Bauern einmal ganz klar wird, dass der Sozialismus eigentlich nichts anderes ist als *eine Volksfürsorge im ganz grossen Stile*, dann werden auch sie für den Sozialismus gewonnen sein. Diese Volksfürsorge im grossen Masstab will freilich nicht mit Liebesgaben sich behelfen und den Weg der Wohltätigkeit beschreiten. Denn blosse Wohltätigkeit wäre nicht nur ganz unzureichend, sie würde geradezu verderbliche Wirkungen haben. Die Volksfürsorge des Sozialismus will vor allem jeden Einzelnen zu einer rechten Arbeit verhelfen, an der er Freude hat, weil sie nützlich ist. Wer aber nicht mehr arbeiten kann, für den wird gesorgt, gerade in der gleichen Weise wie der Samariter im Gleichnis für den Geplünderten und Geschlagenen gesorgt hat. Es ist sehr bezeichnend: der Samariter gab ihm keine Almosen, aber er tat ihm alles zulieb, was er konnte, ohne dabei an seinen Zeit- und Geldverlust zu denken. Das ist Fürsorge!

Wenn wir bei Bauern immer wieder den Trieb zur Fürsorge aufblitzen sehen, so erwacht in uns unwillkürlich eine Hoffnung und Zuversicht: *Diese Leute können nicht für ewige Zeiten Feinde des Sozialismus bleiben, auch wenn sie sich heute noch so sehr über den angeblichen Sozialismus entrüsten.*

Und wenn wir darüber nachdenken, was wir in der Schweiz alles verwirklichen können, sobald Bauern und Arbeiter vereint eine Volksfürsorge im grossen Stile erstreben, dann wächst unsere Sehnsucht nach sozialistisch gesinnten Bauern. Wir denken daran, wie bei uns mit Hilfe von solchen Bauern eine gesunde Steuerreform, Kranken- und Altersversicherungen, ein reiches Netz von nützlichen Genossenschaften und Siedlungen nur noch eine Frage der Zeit sein werden. Denn in diesen Sachen herrscht zum Glück kein natürlicher Gegensatz zwischen Bauern und Arbeiter (wie etwa in Zoll- und Preisfragen). Sozialversicherungen, gerechte Steuern und Genossenschaften sind gemeinnützige Einrichtungen, die bei Beiden nur Gutes stiften und einen gewissen Wohlstand bringen können. Die Bauernschaft ist heute in einer Krise. Möge sie als Heilmittel für sich einen Sozialismus der gegenseitigen Hülfe aller Stände wählen!

Und wir sagen: «Es muss endlich doch gelingen», trotzdem die bisherigen Erfahrungen und unsere eigene Unfähigkeit uns leicht mutlos werden lassen. J. Tscharner

# Die Entscheidung vom 24. September[1])

Wenn diese Zeilen unmittelbar nach der Entscheidung über die Lex Häberlin geschrieben worden wären, dann wären sie ein Hymnus des Dankes und Jubels über das Wunder vom 24. September gewesen. Inzwischen hat jene Fest- und Sonntagsstimmung selbstverständlich wieder dem Alltag Platz gemacht und sind über der Welt im Ganzen wieder so dunkle Wolken aufgezogen, dass eine ruhigere und nüchterne Betrachtung dieses schweizerischen Ereignisses sich von selber ergibt.

Es bleibt doch ein Wunder. Denn wenn man die ganze geistige und politische Lage ins Auge fasste, konnte man nur in dem Glauben, der auch das Unwahrscheinliche, ja fast Unmögliche für möglich hält, daran festhalten, dass unserem Volke diese Schmach erspart bleibe, die einer moralischen Bankerotterklärung, einer Aufhebung der Schweiz gleichgekommen und eine Quelle von Fluch und Unheil geworden wäre. Auch muss man doch ehrlich gestehen, dass unser Volk und Land eine tiefe moralische Demütigung verdient hätten. Desto dankbarer sind wir, dass es anders gekommen ist und desto mehr empfinden wir diese Wendung als Geschenk und Gnade.

Das Allerbeste daran ist wohl, dass uns der tief erschütterte Glaube an unser Volk und seine Zukunft zurückgegeben worden ist. Das bedeutet ungeheuer viel. Denn wie aus Zweifel und Verzweiflung alle bösen, so steigen aus dem Glauben alle guten Geister auf. Unser Volk hat einer grossen Versuchung standgehalten.

[1]) Ich möchte diese Gelegenheit gern zu einer Entlastung des Gewissens benützen. Eine Reihe von Umständen hat es verschuldet, dass die Neuen Wege in ihrem letzten Hefte den Kampf gegen die Lex nicht so in den Mittelpunkt gerückt haben, wie es eigenlich am Platze gewesen wäre. Es hat uns das sehr leid getan; desto mehr aber freuten wir uns, dass unsere engern Gesinnungsgenossen — ich denke vor allem an die «Volkswacht am Bodensee» und an den «Aufbau» mit den ebenso gründlichen als glänzenden Artikeln von Gerwig und andern — dieses unser sehr unfreiwilliges Versäumnis reichlich wettgemacht haben.

Man hat von Seiten der Freunde des Gesetzes, das ja selbst aus dem Glauben an das Böse entstanden ist, an alle bösen Leidenschaften appelliert; hat den Generalstreik wieder ausgebeutet; die Grippetoten aus dem Grabe beschworen — ein schwerer Frevel! —, die alte Lüge wiederholt, dass das Militäraufgebot vom November 1918 eine Folge des Generalstreikes gewesen sei, während doch das Umgekehrte wahr ist; hat Russland und den Bolschewismus mit allen Farben an die Wand gemalt, das kommunistische System, Umsturz, Raub und Blutvergiessen als selbstverständliche Folgen einer Verwerfung des Gesetzes hingestellt; hat Plattens verbrecherische Kindereien (oder sind es vielleicht politische Schachzüge, weil der Kommunismus Verstörung haben will?) als Popanz benützt — und dieses Volk hat nicht darauf gehört, hat trotzdem Nein gesagt. Das ist ein Beweis einer politischen und sittlichen Reife, die ich ihm, offen gestanden, in seinem gegenwärtigen Stadium nicht mehr zugetraut hatte. Gewiss haben auch Beweggründe zweiten Ranges zu dem Ergebnis mitgeholfen: die Verstimmung über vielerlei, die grössere Leichtigkeit, Nein zu sagen, als Ja, die Unlust des Schweizers, sich das «Schimpfen» verbieten zu lassen und Anderes derart. Aber manches davon hätte auch zu einem Ja treiben können; es bleibt trotzdem ein grosses Aktivum zu Gunsten des guten Geistes in unserem Volke übrig.

Aus diesem allgemeinen Eindruck heben sich einige Züge besonders hervor. Unser Bürgertum hat gezeigt, dass es keineswegs die Eine reaktionäre Masse ist, als die etwa eine schlecht beratene sozialistische Agitation es im Interesse der eigenen Sache meint hinstellen zu müssen. Was Männer wie Rusch und Adrian von Arx, — um nur diese beiden zu nennen — im Streite gegen diesen Lexdrachen geleistet haben, ist einfach bewundernswert. Eine Reihe von bürgerlichen Blättern, neben der «National-Zeitung» in Basel, deren Einfluss wohl am weistesten reichte, die «Republikanischen Blätter», der «Demokrat» in Olten, die «Volkswacht am Bodensee», die «Neue Bündner Zeitung» und andere, haben mit einer Kraft und Entschiedenheit den Kampf geführt, der nach all der Reaktion dieser Jahre ganz überraschend wirken musste. Man muss wohl zugestehen, dass diese bürgerlichen Gegner recht eigentlich den geistigen Gehalt, den Schwung und Enthusiasmus in den ganzen Feldzug gebracht

haben, während sich an der Sozialdemokratie und natürlich vor allem am Kommunismus die lang geübte Verleugnung der Demokratie rächte. Es ist ein neuer Geist tatsächlich in der «bürgerlichen Welt» erwacht. Er hat sich während des Kampfes auch in einem unerwartet grossen sozialen Verständnis kundgetan, das nicht durch Zuchthausgesetze, sondern durch soziale Demokratie zum sozialen Frieden gelangen will und gelegentlich die Losung vom «Marsch nach links» ausgegeben hat. Hier tun sich äusserst wertvolle Perspektiven auf. — Nach der gleichen Richtung weisen die grosse Zahl von verwerfenden Stimmen der Bauern. Ihnen müssen wir ganz besonders Dank wissen; denn dieses Nein war ihnen, die ja zum grossen Teil nur die antisozialistische Hetzpresse zu lesen bekommen, besonders schwer gemacht. Desto grösseren sittlichen Wert hat dieses Nein der Bauern, das wir ihnen nicht vergessen wollen. Wenn man erst einmal mit der Wahrheit zu ihnen gelangen könnte, wie viel würde dann anders! Dieses Nein der Bauern ist wohl zum nicht kleinen Teil jenen vielen Pfarrern und Lehrern zuzuschreiben, die tapfer dem Geiste gegen die Gewalt die Ehre gegeben haben. Dass einzelne offiziöse Organe der Kirche, so der Zürcher und der Basselandschafter «Kirchenbote», durch den Mund ihrer Redaktoren, die Pfarrer Boller und Vischer, gegen die Lex eingetreten sind, darf man schon als ein rechtes Ereignis bezeichnen. Man hätte ja freilich von der Kirche, die vor kurzem das Gedächtnis der Reformation gefeiert, schon noch ein einhelligeres Eintreten gegen Index und Inquisition erwarten dürfen und dass vollends «Evangelische Volksparteien» sich sogar dafür erklärt haben, ist schlechterdings eine Schande; aber hervorragende Führer dieser Partei, wie Prof. Bächthold in Basel, sind doch auch wieder in Aufrufen dagegen eingestanden und alle diese erfreulichen Tatsachen machen die andern gut. — Man muss es aber auch den Katholiken anrechnen, dass sie entgegen den Stimmen von Führern, die nichts als Machtpolitiker sind, ihre Seele nicht an Konzessionen in bezug auf konfessionelle Schule, Klöster und Jesuiten verkauft und nicht einem Ausnahmegesetz zugestimmt haben, sie, die schon lange der Gegenstand solcher Ausnahmegesetze sind. — Endlich unsere Welschen. Es lag wie ein Alpdruck auf uns, dass vielleicht gerade die welsche Schweiz, all das verratend, was ihren Vorzug bedeutete, den neuen Gesslerhut werde über unserm

Volk aufrichten helfen. Solchen Verrat haben gewisse Parteiführer und Pressorgane tatsächlich verübt, aber die protestantische welsche Schweiz hat verworfen, Genf sogar mit der prozentual grössten Mehrheit, und in der ganzen romanischen Schweiz halten die Stimmen sich die Wage. Männer aus allen Parteien haben sich öffentlich gegen den Anschlag auf das freie Wort erklärt, ich nenne nur Alexis François, William Martin, Albert Malche, und vor allem Philippe Bridel, der als grösster Vinetkenner dem Geist Vinets durch einen vielbeachteten und wirksamen Artikel gegen die Lex in den «Cahiers de la jeunesse Romande» die Ehre gab. Es gehört für viele unter uns zum Schönsten unter den Gaben dieses Tages, dass wir wieder an die Welschen glauben dürfen.

Wir dürfen wieder an die Schweiz glauben!

Wir haben aber auch gesehen, dass Glauben nicht vergeblich ist. Wir haben an die Schweiz geglaubt und zwar, mit selbstverständlichen Vorbehalten, auch an die «bürgerliche» Schweiz, haben an den guten Geist und Willen, der dort vorhanden sei, geglaubt, und haben verlangt, dass man ihn in Rechnung stelle, auf ihn baue; wir haben vor der groben Klassenkampfparole gewarnt und gegenüber dem Evangelium der Materie und der Gewalt auf die Macht des Geistes und der Wahrheit verwiesen. Diese Predigt hat wenig Glauben gefunden. Sie hat scheinbar auch wenig Erfolg in den bürgerlichen Kreisen gehabt. Man hat uns darüber verhöhnt. Und nun hat sich wieder einmal gezeigt, dass der Glaube immer recht bekommt, wenn er nur aushält und nicht nach den ersten paar Enttäuschungen die Flinte ins Korn wirft. Es gibt eine bürgerliche und bäuerliche Welt, der man demokratisches Denken und soziales Wollen zutrauen darf. Man muss nur an sie glauben und ihr entsprechend begegnen. Es gibt eine Schweiz, von der man etwas erwarten darf. Es ist harter Boden, das bleibt bestehen, aber in diesem harten Boden können zähe und kraftvolle Bäume wachsen, wenn man die Geduld des Glaubens hat, sie zu pflanzen und langsames Wachsen zu ertragen. Eine neue Schweiz ist möglich, ja es gibt schon in den Anfängen eine und wird eine immer schönere und bessere geben, wenn genug Schweizer an sie glauben und in diesem Glauben ausharren. Es ist vieles darin möglich; es ist das Grösste möglich. Ein solcher Sieg des Glaubens stärkt ja unsere

Zuversicht zu *allem*, was Glauben fordert. Wenn an *einem* Ort der Glaube siegt, warum denn nicht auch am andern? Wenn er in einer kleinen Sache siegt, warum dann nicht auch in grösseren und grössten?

Der 24. September ist, und das ist das Dritte, das ich hervorheben möchte, *eine gewaltige schweizerische Luftreinigung gewesen*. Das Gewitter, das um die Zeit, als die Kunde vom Siege durch das Land flog, hereinbrach, war davon ein bedeutsames Symbol. Wir atmen auf vom Druck dieser dumpfen Reaktionsjahre. Die Vergiftung der Atmosphäre durch das politische System, das durch die Namen Schulthess, Häberlin, Musý, Laur gekennzeichnet ist, fängt an zu weichen; frischer Wind weht herein. Es ist in dieses System eine breite Bresche geschlagen. Sie wird noch erweitert durch die 200,000 Referendumsunterschriften gegen die Lex Schulthess. Durch diese Bresche dringt eine neue Schweiz vor. Dieser Freisinn, der sich selbst durch die Lex Häberlin und die Bundesgenossenschaft des *reaktionären* Katholizismus (den ich nicht mit dem *ganzen* Katholizismus — man denke nur an Rusch — identifizieren möchte) vollends verraten und moralisch erledigt hat, macht einer neuen Demokratie und die Allianz des Kapitalismus im industriellen und agrarischen Gewande einer Verbindung der verschiedenen Gruppen des körperlich und geistig arbeitenden Volkes Platz. Das ist es, was sich ankündigt. Noch sind wir nicht so weit, aber der Weg ist frei, die Luft klarer, alle vorwärts strebenden Geister erfrischt und gestärkt. Zu allem Guten, zum Teil zu ungeahnten Entwicklungen, ist die Bahn frei.

Aber jede Gabe wird zur *Aufgabe*, ja sie bleibt nur dann Gabe, wenn sie zugleich Aufgabe wird. Es kommt nun darauf an, dass aus dem 24. September die Folgerungen gezogen werden. *Eine* Folgerung sollten die *Unterlegenen* ziehen: *der Bundesrat sollte gehen*, zum mindestens diejenigen seiner Glieder, die sich für die Lex und die darin verkörperte Politik öffentlich eingesetzt. Das wäre eine einfache Forderung des Anstandes. Ich meine nicht, dass der Bundesrat nach jeder Niederlage seiner Anträge demissionieren müsste, wie die Ministerien in rein parlamentarisch regierten Ländern. Auch dann läge die Sache anders, wenn der Bundesrat in guten Treuen eine gewisse Objektivität wahrte und

sich als Vertreter des *ganzen* Volkes benähme. Wo er aber ein Parteiausschuss geworden ist, da muss er gehen, wenn die Partei unterliegt, und dies ganz besonders dann, wenn durch eine Volksentscheidung seine ganze Politik verurteilt wird. Das verstünde sich in einem Lande, wo man *Demokratie* hätte, statt Diktatur, von selbst.

Aber er wird nicht gehen. Darum müssen wir uns anders helfen. Ob man durch Wahlen in die Bundesversammlung helfen kann, durch die Volkswahl des Bundesrates, durch die Einführung der Gesetzesinitiative, durch eine baldige Verfassungsrevision, bleibe dahingestellt. Es muss vor allem geholfen werden durch eine *Verständigung und Verbündung aller Gegner des Systems*. Die Volkskreise, die am 24. September miteinander die Lex Häberlin verworfen haben und die wohl auch zum guten Teil miteinander die Lex Schulthess verwerfen werden, müssen zusammenbleiben. Die *bürgerlichen Demokraten* müssen ihren demokratischen und sozialen Kurs entschlossen beibehalten, allen Schwierigkeiten und Anfechtungen zum Trotz. Vor allem aber wird die *sozialistische Politik* den 24. September als eine Lektion von höchster Bedeutung betrachten müssen. Sie wird, wenn sie irgendwie weise ist, endgiltig mit allen Tiraden einer utopistischen Gewalttheorie und rohen Klassenpolitik aufräumen, durch die sie nach anfänglichen Scheinerfolgen von Fiasko zu Fiasko geführt wurde, und eine Politik lernen, die sie zur Verbündeten und Wortführerin aller derer macht, die aus den heutigen Ordnungen herausstreben, und alle diejenigen um ihre Fahne sammelt, die, ohne Marxisten und vielleicht sogar ohne «Genossen» zu sein, ihr doch im Kampf gegen die Diktatur des Geldsackes und des Säbels gerne Folge leisten. Ich wiederhole: der 24. September hat gezeigt, dass wir an einen bessern Geist auch im Bürgertum und Bauerntum glauben dürfen. Dieser Geist ist da, trotzdem man ihn von sozialistischer Seite stets geleugnet und verhöhnt hat; wie wird er erst wachsen, wenn man einmal an ihn *glaubt* und aus diesem Grunde heraus handelt! Wir brauchen keine Furcht zu haben, dass der Sozialismus dadurch zum blossen Reformismus würde. Im Gegenteil: es würde zwar der Maul- und Schlagwörterradikalismus vielleicht verloren gehen, aber jener tiefe Radikalismus des sozialistischen Prinzips, der von den *Wurzeln*

(radices) her kommt, würde sich erst recht entfalten. Denn Radikalismus im guten Sinn lebt vom grossen, freien *Glauben* an eine Sache, Radikalismus im bösen Sinn vom geheimen *Unglauben*. Der grosse, freie *Glaube* an die Macht eines rechten geistigen, demokratischen, entschlossenen und radikalen, aber wirklichen Sozialismus wird uns von Sieg zu Sieg führen, wie uns das *Dogma* von Niederlage zur Niederlage geführt hat. Hier winkt uns nach dem Versagen des bisherigen der neue Weg. *Eine neue Demokratie und ein neuer Sozialismus, beide einander die Hand reichend, miteinander verbündet, und zuletzt eins — das ist die Entwicklung, die kommen muss und kommen wird*; das ist — auf *dieser* besonderen Linie — der Weg zur neuen Schweiz.

Die Entscheidung vom 24. September 1922 gehört für mich zu der vom 16. Mai 1920. Damals bekannte sich die Schweiz durch den Beitritt zum Völkerbund zu dem Prinzip des Rechtes und der Solidarität im Verhältnis der Völker zueinander, also zu Geist und Vertrauen gegen Gewalt und Völkerkrieg. Am 24. September hat sie sich durch die Verwerfung der Lex Häberlin zum gleichen Prinzip in der innern Politik bekannt: zu Recht, Solidarität, Freiheit und Verständigung gegen Diktatur, Klassenkrieg, Misstrauen und Verachtung. Diese neue Orientierung in der äusseren und inneren Politik bildet eine Einheit. In diesem ganzen Zusammenhang erblicke ich die grosse symptomatische und symbolische Bedeutung des 24. September. In *beiden* Fällen handelt es sich nicht bloss um eine Gabe, sondern um eine Aufgabe. Es ist ein doppelter Sieg eines guten Geistes, eines neuen Geistes. Der Weg ist frei. Wir müssen ihn freilich *gehen*, arbeitend, kämpfend gehen, ihn doch auch wieder aushauen, ausbauen. Aber die Türe zu einer neuen Zeit und zu dem, was in der neuen Schweiz an neuer Welt möglich ist, ist wirklich geöffnet. Das ist sehr viel. Wir haben Zukunft und Hoffnung. Es ist uns so viel gegben, damit noch etwas Rechtes und Grosses bei uns und durch uns werde; das Wunder ist Verheissung. *L. Ragaz*

# Zur Weltlage

## 1. Die Ereignisse im Osten.

Die Auseinandersetzung zwischen Osten und Westen, die wir im letzten Heft der «Neuen Wege» mehr nach ihrer grundsätzlichen Bedeutung zum Gegenstand unserer Erörterung gemacht, ist mit der neuen Wendung des griechisch-türkischen Krieges und dem dadurch herbeigeführten griechischen Debacle auf den wüsten und blutigen Boden des politischen Kampfes herabgestiegen, wo wir sie vielleicht noch oft genug antreffen werden. Es wird unsere Aufgabe sein, die Beziehung, die zwischen dem Kampf der Prinzipien und dem der Waffen oder doch der politischen Mächte und Gewalten besteht, festzuhalten und immer besser zu verstehen.

Es ist zunächst eine furchtbare Geschichte. Wenn man das griechische Volk nur so als Ganzes nimmt, so kann man wohl nicht sagen, dass der Zusammenbruch unverdient sei. Ein Volk, das den Mann, der es gerettet und gross gemacht, in die Verbannung schickt und den andern Mann, der es an den Rand des Abgrunds geführt, enthusiastich wieder auf den Tron ruft, muss ein solches Los gewärtigen. Der Umstand, dass jener Staatsmann mit eiserner Faust regiert, entschuldigt ein solches Verhalten seines Volkes nicht. Wenn die modernen Hellenen die Geschichte der alten gekannt hätten und daraus hätten lernen wollen, so hätten sie sich ihr Unglück ersparen können. Es ist schon wieder eines der raffinierten Stücklein der irdischen Nemesis, dass diese Griechen, die im Weltkrieg, alle nationalen Ueberlieferungen und dazu ihre christlichen Bundesgenossen, das unglückliche Serbien, verratend, mit den Türken hielten und dadurch wohl den Krieg um Jahre verlängerten, jetzt dafür so teuer bezahlen müssen und dass ausgerechnet die Türken diese Schuld eintreiben. «Alle Schuld rächt sich auf Erden.» Vielleicht bedenkt der nun wieder vertriebene König, der sein Volk und seine Verträge verraten hat, im Exil dieses Wort. Er wird ja die deutsche Literatur kennen!

Aber leid, bitter leid muss es einem doch um dieses Volk tun, das trotz allem so ungleich mehr wert ist, als sein Sieger. Denn es zeigt sich auch diesmal wieder, wie so oft in der Geschichte, dass deren Spruch von solchen vollzogen wird, die nicht besser, sondern

schlimmer, sogar viel schlimmer sind als die Gerichteten. Es ist zwar jetzt wieder Mode, für die Türken zu schwärmen. Man bewundert immer, wer den Erfolg — wenigstens den augenblicklichen — für sich hat. Weltpolitische Sympathien und Antipathien mischen sich ein und fälschen das Urteil. Man redet von dem tapferen, ritterlichen, ehrlichen, hochanständigen Türken und vergisst, dass dieser vornehme Gentleman in den letzten zwanzig und mehr Jahren seine Hände von Zeit zu Zeit im Blute von Hunderttausenden von Christen gewaschen hat und dass seine Hochanständigkeit durch zahllose beraubte und verwüstete Städte und Dörfer und Heerscharen von geschändeten Frauen und Kindern bezeugt wird. Gewiss hat es auch andere Türken gegeben, hat es unter ihnen menschliche, gute, feine Männer und Frauen gegeben — wer wollte das bezweifeln? Gewiss hat es unter ihnen Beamte gegeben, die sich unter Gefahren den Mordbefehlen ihrer Vorgesetzten entgegenstellten. Gewiss wollen wir, müssen wir auch an das türkische Volk glauben und ihm Gerechtigkeit erweisen. Aber dieses Volk hat sich bis jetzt völlig unfähig erwiesen, die seiner Herrschaft verfallenen andern Völker anders denn als Viehherde (Radschah = Herde) zu behandeln, die man ausbeutet und gelegentlich schlachtet; dieses Volk hat nicht den geringsten Anspruch, andere Völker zu beherrschen, Griechen und Armenier und Araber so wenig als einst Bulgaren, Rumänen, Serben, Albaner. Dieses Volk ist in seiner übergrossen Masse selbst nichts als ein willenloses Werkzeug in den Händen eines oder mehrerer Despoten. Es ist in den letzten zehn und mehr Jahren von einer Bande von Menschen beherrscht worden, deren Verbrechen grösser sind, als irgend etwas, was die Geschichte an menschlicher, nein, teuflischer Schlechtigkeit kennt.

Zu dieser Bande von Kolossalverbrechern gehört, wenn ich nicht ganz irre, auch dieser Kemal Pascha, der nun, weil französische Kanonen und Offiziere ihn beim Schlachthandwerk unterstützten, der Held des Tages ist und vor dem die Potentaten des Westens, die zu stolz waren, sich mit den besiegten Deutschen auch nur an einen Verhandlungstisch zu setzen, sich verbeugen, ihn um Gunst und Frieden bittend und ihn in seinen Plänen bestärkend. E s e n t h ü l l t s i c h w i e d e r d i e g a n z e d ä m o n i s c h e S c h ä n d l i c h k e i t d e r P o l i t i k. Sie ist gerade in dieser Beziehung schon früher von

uns gekennzeichnet worden.[1]) Der Türke darf wieder mächtig werden, weil die «christlichen» Staatsmänner einander die Siegesbeute nicht gönnen. Ganz besonders gemein erweist sich die französische Politik. Sie scheut sich nicht, die ganze furchtbare Gefahr eines vom Osten kommenden Weltbrandes heraufzubeschwören, nur um England zu schwächen, die in der Türkei einst angelegten französischen Kapitalien zu retten und nebenbei Rache an Konstantin und den Griechen zu nehmen. Sie verbündet sich in der Freundschaft für die Türken mit den Bolschewisten, gegen die sie sonst so vornehm tat. Sie gibt die Armenier wieder ihren Mördern preis. Mit alledem übernimmt sie, wie auch sonst in allen Stücken, getreulich das Erbe des deutschen Imperialismus. Sie wird auch dessen Schicksal erfahren.

Und das sagen wir, die wir wahrhaftig zu Frankreichs treuen Freunden gehören: wenn künftig ein Hohnlachen durch die Welt geht, sobald gewisse Franzosen von der «Wache der Zivilisation» sprechen, die sie am Rhein hätten, von ihrem Kampf für Frieden, Recht und Demokratie, oder wenn sie gar die deutschen Kriegsverbrechen richten wollen, sie, die mit den tausendmal schlimmern türkischen frères cochons sind — dann sollen die andern Franzosen wissen, bei wem sie sich dafür zu bedanken haben. Schneller und schmählicher hat noch nie eine Politik ein kostbares moralisches Kapital verschleudert und verraten! [2])

Die Italiener aber, die nur aus Neid gegen England und die Griechen mitmachen, zerreissen in Eile einen «Fetzen Papier», d. h. jenen Vertrag, der Griechenland die Zwölfinselgruppe (Dodekanes), die

[1]) Vgl. z. B. das Februarheft dieses Jahrganges.

[2]) In der neuesten Nummer der Semaine Littéraire (14. Oktober) vertritt «Ignotus», wohl der beste Kenner und Beurteiler der Weltpolitik, den wir Schweizer haben, eine etwas andere Auffassung der französischen Politik. Er leitet deren Türkenfreundschaft aus der Notwendigkeit ab, im Orient einen Krieg um jeden Preis zu vermeiden, um am Rheine gerüstet zu sein, und schiebt die Schuld letzten Endes auf Amerika, das eben Europa im Stiche liess und u. a. dem englisch-französisch-amerikanischen Garantievertrag, der Frankreich Sicherheit verschafft hätte, die Unterschrift verweigerte. Aber ob das nicht eine allzu wohlwollende Deutung ist? Denn kann man daraus erklären, dass Frankreich die Kemalisten mit Kriegsmaterial und Führern unterstützt?

aus vielen Gründen zu ihm gehört, zurückgeben sollte. — Die Bolschewisten beweisen durch ihre kriegshetzerische Einmischung von neuem, dass sie bloss das zaristische Regiment in verschlechterter Auflage sind. Sie flüchten sich offenbar aus der zusammengebrochenen inneren in die äussere Politik, genau so, wie Despotien es immer getan haben, und je mehr Verstörung es in der Welt gibt, desto eher meinen sie sich behaupten zu können. — Die Engländer spielen in einer Hinsicht eine bessere Rolle. Wenn Lloyd George fällt, weil er gegen den jungtürkichen Mörderklub für die Christen des Morgenlandes einsteht, dann ist er nicht unwürdig gefallen. Aber freilich, es ist ihnen um Konstantinopel, den Schlüssel zur Weltherrschaft, zu tun, und wenn das weltweite Albion, das das gewaltige Deutschland niedergeworfen, vor einem höheren Räuberhauptmann mehr oder weniger kapitulieren muss, weil es mit seinen Hunderten von Millionen von muhammedanischen Untertanen zu rechnen hat, so erntet es die späten bitteren Früchte des Imperialismus. Auch hier erscheint das Menetekel an der Wand. — Endlich Amerika. Dass auch diese östliche Not mit seinem hochmütigen und egoistischen Rückzug von der Weltpolitik (ausser, wo seine speziellsten und materiellsten Interessen in Frage kommen) zusammenhängt, wie so manche andere, liegt auf der Hand. Ein einziges Wort von ihm könnte den Türken dämpfen und Armenien die Freiheit geben. Die Welt schreit nach Wilson ebenso stark, wie sie gegen ihn schreit.

Leid tut es uns — trotz allem — um die Griechen, noch viel mehr leid um die Armenier. Der Verrat an diesen, den die gesamte Entente, und Amerika dazu, begehen, ist besonders schwarz. Jeder «Schutz der Minoritäten», von dem man redet, ist angesichts der Erfahrungen, die man damit seit hundert Jahren gemacht, eine freche Heuchelei. Auch hier freilich gibt es eine Legende, entsprungen aus Geschäftsneid, aus dem bekannten edlen Motiv, den, der im Unglück ist, auch noch mit Schuld zu belasten, und dazu aus politischen Spekulationen, die Legende von dem schlauen, habsüchtigen, feigen Armenier, der den edlen und ehrlichen Türken durch seine Geschäftspraktiken und seine politischen Umtriebe gereizt habe. Damit wird die ganze grauenvolle Schuld, die auch das zuschauende Europa an dem Schicksal dieses Volkes hat, verschleiert. Nun sind gewiss

die Armenier so wenig Engel als die Türken Teufel sind. Aber es wäre bei ihrer Beurteilung zu bedenken, dass sie ein orientalisches Volk sind, dessen Tugenden und Fehler mit andern Masstäben gemessen werden müssen, als die der westlichen Menschen, dazu ein durch tausend Jahre unterdrücktes Volk, das in schrecklichen Verhältnissen zu leben versuchen musste. Es wäre zu bedenken, dass man nicht die Fehler einzelner Vertreter oder bestimmter Kreise eines Volkes ohne weiteres dem ganzen Volke zuschreiben darf. Und endlich sollte man nicht ganz übersehen, dass dieses Volk in seinen Männern, Frauen, Kindern eine Treue gegen seinen Glauben bewiesen hat, die in der ganzen Geschichte einzig dasteht. Wenn unter uns, wo in Sachen der Wahrheit für die meisten nach dem Rezept Falstaffs Vorsicht der beste Teil der Tapferkeit ist, einmal Tausende und Abertausende von Männern und Frauen jeden Alters und Ranges sich für eine Ueberzeugung haben martern, schänden, töten lassen, wo ein Wörtchen der Verleugnung zur Rettung genügt hätte, dann wollen wir über die Armenier zu Gericht sitzen. Was aber die Legende von den politischen Umtrieben betrifft, so ist sie längst überlegt.[1]) Endlich möchte ich noch fragen, ob man denn schon ver-

[1]) Es ist bedauerlich, dass sogar Frauen ihr natürliches Gefühl durch solche Künste des Teufels (der ja Verleumder heisst und ist) ertöten lassen, wie Christel Hermann, die im «Schweizer Frauenblatt» Nr. 41 gegen Frl. Flühmann schreibt. Ich verweise auf einige Literatur, die über die Armenierfrage die denkbar beste Auskunft gibt:

A. Krafft-Bonnard: L'heure de l'Armenie.

Material zur Beurteilung des Schicksals der Armenier 1915/16. (Herausgegeben vom geschäftsleitenden Ausschuss des Schweizerischen Hilfswerkes 1915 für Armenien).

Dr. Johannes Lepsius: Deutschland und Armenien 1914—1918 (Sammlung diplomatischer Aktenstücke).

André Mandelstam: Le sort de l'Empire Ottoman.

Brice: Die Behandlung der Armenier im türkischen Reich. (Auszug aus dem englischen Blaubuch.)

Morgentau (amerikanischer Gesandter in Konstantinopel): Erinnerungen.

Dr. Harry Stürmer: Zwei Kriegsjahre in Konstantinopel.

Scheik Faiz El-Ghassein: Die Türkenherrschaft und Armeniens Schmerzensschrei.

Le Christiasme Social: (März-April-Heft 1922).

gessen hat, warum vor kurzem ein Berliner Gericht den armenischen Töter des Massenmörders Taalat-Pascha unter dem jubelnden Beifall des Publikums freigeprochen hat?

Und was soll nun aus dem Osten werden? Es bildet sich jetzt folgende Konstellation heraus: Die Türkei sowie Frankreich und Russland stehen gegen England. Zu ihnen gesellen sich Bulgarien, Ungarn und die alldeutschen Kreise, mit ihrer Hoffnung, durch einen vereinten Vorstoss gegen Osten und Westen sozusagen den Weltkrieg umzukehren. Gegen Osten hin aber erhebt sich Asien, das muhammedanische vor allem, aber auch der Hinduismus und weiterhin der Islam Afrikas mit seinen durch die türkischen Erfolge gestärkten Ansprüchen. Ein neuer Weltbrand scheint aufzuflammen, gegen dessen Grauen sogar das des vergangenen (noch kaum vergangenen!) verblasste. Ist er unvermeidlich? Ist er wahrscheinlich? Wer kann es sagen? Alle Kräfte des Guten über die ganze Welt hin müssen darum ringen, dass es anders komme. Aber die Auseinandersetzung wird jedenfalls weiter gehen. Eine Erhebung Asiens zu neuem und selbständigem Leben ist wahrscheinlich. Unermessliche, noch nicht ergründbare neue Horizonte öffnen sich. Dass sie in letzter Instanz die Erlösung Asiens und Afrikas und ein neues, höheres Verhältnis von Osten und Westen meinen, darf unser Glaube sein.

Zwei Bemerkungen noch zu diesem Thema. Im nahen Osten kann es bei der neuen Aufrichtung der Türkenherrschaft nicht sein Bewenden haben. Diese trägt den Keim des Zerfalls in sich, der sich *sehr* rasch entfalten kann. Es wird eben doch dazu kommen müssen, dass neben einer kleinen Türkei, die auf eine Heimstätte für das türkische Volk reduziert ist, alle andern ehemaligen Radschah-Völker ihr selbständiges Leben bekommen, wobei vom Zionismus in Palästina auch neue Kultur ausstrahlen mag. Dazu mag besonders Amerika helfen, wenn es wieder im *Geiste Wilsons* Politik treibt.

Hinter allem aber steht *vielleicht* ein Erwachen des Islam, steht jedenfalls die grosse *geistige* Auseinandersetzung mit dem Osten. Diese dürfen wir, wie schon bemerkt worden ist, ob allem politischen Trubel nicht aus den Augen verlieren. Das ist wohl auch die beste Hilfe gegen den drohenden neuen Weltbrand, dass *geistige* Kämpfe, *geistige* Kräfte, *geistige* Erhebungen höch-

ster Art über den Nebeln und Wogen der politischen Auseinandersetzung erlösend aufsteigen und die Dämonen bändigen?[1])

## 2. Der Völkerbund.

Es scheint eine ganz deutliche Entwicklung, dass gegenüber diesen ungeheuren Weltgefahren auf der einen und dem Versagen der bisherigen Politik auf der andern Seite der Gedanke des Völkerbundes immer heller aufleuchtet und bei allen Unbefangenen immer mehr an Kredit gewinnt. Er bedeutet eben doch etwas ganz anderes als die Diplomatenkonferenzen. Die «Atmosphäre von Genf» ist nicht die von Genua, Paris, Brüssel, London. Man sieht, dass nun besonders die englischen Politiker, wie das ganze englische Volk schon lange, nur noch im Vökerbund die Rettung der Welt erblicken, — dazu wohl auch die des englischen Weltreiches. Lloyd George Schwenkung ist dafür bezeichnend, denn es ist ja seine Stärke, die nächsten Entwicklungen vorauszufühlen. An einer bedeutenden Festigung des Völkerbundes ist nicht zu zweifeln. Auch seine Demokratisierung vollzieht sich Schritt für Schritt. Die «Versammlung» hat schon viel grössere Wichtigkeit als der «Rat» und in der «Versammlung» bedeuten die kleinen Völker so viel als die grossen. Eine einflussreiche und gescheidte Delegierte eines kleinen Landes versicherte uns letzthin, dass die kleinen Völker in Genf ebensoviel zu sagen hätten als die grossen, wenn sie die rechten Leute hinschickten, und wies auf Nansen, Branting und Benesch hin. Die Abrüstungssache geht doch langsam vorwärts. Dass endlich Hilfe für Oesterreich geschaffen wurde, ist eine gute Sache. Von einer «Versklavung» dieses Landes, wie die sozialistischen Blätter die Sache darstellen, ist keine Rede. Es steckt hinter dieser Anklage der Wunsch, dass Oesterreich um jeden Preis zum deutschen Reiche komme, was unseres Erachtens nicht gut wäre. Oesterreich braucht sich auch nicht in seinem Ehrgefühl gekränkt zu fühlen; denn wir müssen uns nun einmal daran gewöhnen, dass der Völkerbund unser weiteres Vaterland ist. Diese Hilfe, die er einem Volke gewährt, mag im Gegenteil

[1]) Vgl. dazu die neuerdings (bei Schulthess u. Co. in Zürich) erschienene Schrift von Friedrich Schulthess: Die Machtmittel des Islam. Ferner das schon im Februarheft ziterte Buch von Gottfried Simon: Islam und Christentum.

eine Verheissung für die Zukunft sein. Hätte er sie nur auch Russland und Armenien gewährt! Es ist wie eine nachträgliche Genugtuung für einen der edelsten Vorkämpfer des Völkerbundes, Heinrich Lammasch, dass nun sein Land als erstes dessen Hilfe in grösserem Stil erfährt.

Dass Deutschland sich wieder nicht entschliessen konnte, seinen Beitritt zu erklären, trotzdem es der Aufnahme sicher sein konnte, und es an Einladungen wahrlich nicht fehlte, ist eine Schuld, für die die Strafe auch nicht ausbleiben wird. Was mag hinter dieser Haltung stecken? Rücksicht auf Amerika? Spekulation auf den Bund mit Russland und den Umsturz des Völkerbundes? Ultramontane Einflüsse? (Erzbischof Faulhaber hat am deutschen Katholikentag gegen den Völkerbund von «Versailles» eine Rede gehalten, wie sie etwa Exgeneral Wille halten könnte und ihm den Völkerbund, den Rom leiten werde, entgegengestellt.) Erfreulich ist dem gegenüber, dass die geeinigte deutsche Sozialdemokratie den Völkerbund ausdrücklich auf ihr Programm nimmt, so wie es die englischen Sozialisten längst getan.

Da wird denn wohl auch die Opposition unserer Sozialdemokraten, die im Grunde noch eine Nachwirkung der Moskauerzeit ist, aufhören. Sie hat sich neuerdings im Nationalrat wieder breit gemacht, aber durch die Aufwärmung alter, längst widerlegter Schlagwörter an Wahrheit nicht gewonnen. Eine arme Politik, die nichts Besseres zu tun weiss, als sozialistische Ideale durch Nichtsozialisten verwirklichen zu lassen und sich auf spottbillige Kritik zu beschränken! Nun, man wird eines Tages auch hierüber anders reden. Inzwischen sei eine Aeusserung Foersters über den Völkerbund zur Beherzigung hergesetzt.

«Wer diesen Kreisen [des Völkerbundes] nahetreten oder einer ihrer Versammlungen beiwohnen konnte, der weiss, dass hier eine wahre Elite der Welt vereinigt ist, eine einzig dastehende Vereinigung von Vertretern der Ehrlichkeit und des guten Willens aus der ganzen Welt, und wenn diese Vertretung zur Zeit noch gegenüber der Diktatur des nationalen Egoismus und der nationalen Leidenschaften wenig genug weltpolitische Kraft hat, so sind daran nicht etwa nur die Vertreter der Börsen, sondern mindestens so sehr der gläubigen Christen der verschiedenen Nationen schuld, die zum grössten Teil noch ganz im Banne des engherzigsten

Nationalismus stehen und dadurch nun aufs neue ihre Nachbarvölker dazu verführen, sich in die alten militärischen Garantien zu flüchten». (In der «Menschheit», Nr. 30, gegen Faulhaber!)

### 3. Der Sozialismus.

Dass eine wieder stark und einig gewordene Arbeiterbewegung auch für die Lösung der internationalen Probleme und den Weltfrieden eine entscheidende Rolle zu spielen hat, bleibt dabei allerdings meine feste Ueberzeugung. Auch darum begrüsse ich lebhaft die Vereinigung der Mehrheitssozialisten mit den Unabhängigen, die sich nun in Deutschland vollzogen hat. Ein grosser Schritt zur Ueberwindung der unseligen, vor allem durch Moskau verschuldeten, Spaltung des Proletariates ist damit getan. Diese machtvolle Partei vermag am ehesten einem allfälligen Versuch der nationalistischen Kreise, durch Krieg oder anderswie die alte Ordnung wieder herzustellen und den Weltfrieden zu gefährden, einen Damm entgegenzustellen. Die Gefahr, dass damit der «Revisionismus» auf der ganzen Linie siegen werde, schätze ich nicht hoch ein, erwarte im Gegenteil nach der Ueberwindung der Krise eine Bewegung nach links, allerdings nicht im Sinn des bolschewistischen Staatsozialismus, überhaupt des marxistischen Dogmatismus. Ich stelle mir die Entwicklung überall so vor, wie ich sie für die Schweiz angedeutet habe: eine neue Demokratie und ein neuer Sozialismus, beide radikaler als die bisherigen, aber in einem andern Geist und auf einer andern Linie. Auch die an sich so traurigen Ereignisse im italienischen Sozialismus, die Moskau eine zeitweilige Stärkung eintragen (dieser Serati ist mir stets als ein trauriger Schwätzer und Streber erschienen) bedeuten vielleicht doch nur eine Verschärfung jener Krise, an deren Ende eine neue Einheit und ein neuer Sozialismus stehen. Ich sage wieder einmal: geschichtliche Ereignisse haben gewöhnlich einen andern Sinn, als die Zeitgenossen im weitern und engern Sinn meinen. — In der Schweiz sollte vielleicht die Arbeitsgemeinschaft zwischen Sozialdemokraten, Grütliverein und Kommunisten, die sich für den Kampf gegen die Lex Häberlin so gut bewährt, beibehalten werden. Dazu gehörte freilich ein neuer Ton im Verhältnis zueinander, eine neue Loyalität, Ritterlichkeit und Weitherzigkeit.

Die neue Internationale wird von selbst aus diesen Entwicklungen erstehen. Die Wiener Arbeitsgemeinschaft wird darin untergehen und das ist ihr natürliches Ende. Wenn diese Entwicklungen unsern «Führern» Schmerzen machen, so gehört das halt zu der Moskauer Suppe, die sie sich eingebrockt und die sie nun ausessen müssen — es sei denn, dass sie sich einmal entschliessen, den ganzen Topf mit samt dem Knochen darin, der «Diktatur des Proletariates» heisst, umzukehren. Wenn sie aber die Suppe nicht ausschütten, so werden sie sie essen müssen und sie werden dabei nur immer stärker die Gesichter verziehen müssen. Ich würde darum zum Ausschütten raten. Das kostet ein wenig moralischen Mut, das Essen aber auch gar zu viel Heuchelei!

### 4. Schlussausblick.

Düster ist die Welt; durch das Dunkel zucken die Flammen ausbrechender Feuersbrünste; aber es steigt doch über allem Graus und allem Schrecken der Nacht ein junger Tag empor. Man muss nur auch dafür das Auge haben. L. R.

# Rundschau

**Der Zürcher Ferienkurs** (24.—27. September). Unser Ferienkurs hat im ganzen und grossen einen Verlauf genommen, der unsere kühnsten Erwartungen übertraf. Mehr als hundert Teilnehmer aus allen Teilen der Schweiz und allen Volkskreisen folgten den Verhandlungen von Anfang bis zu Ende mit eher wachsendem als abnehmendem Interesse. Die einleitenden Vorträge und Voten standen oft auf grosser Höhe. Auch die Diskussionen verliefen im ganzen recht erfreulich. Was aber am erquickendsten wirkte, war der Geist der Zusammengehörigkeit, der trotz aller Verschiedenheit der Geister und Meinungen deutlich das ganze Zusammensein und Zusammenleben beseelte und durch kleine, übrigens ganz unwesentliche Störungen nicht gefährdet werden konnte. Zu dieser guten Stimmung hat neben dem strahlenden Herbstwetter, das uns geschenkt war, gewiss auch die warme Gastfreundschaft des «Gartenhofs» und vieler Einzelner beigetragen; es sei dafür auch an dieser Stelle von Herzen gedankt. Aber im wesentlichen kam sie aus tiefern Gründen und wurde so selbst zu einer Verheissung.

Einen ausführlichen Bericht über die Verhandlungen zu schreiben, hätte wohl wenig Wert, da das Beste darin doch nicht zum Ausdruck käme. Der Kurs gestaltete sich zu einer Art Ueberblick über die ganze Lage und Arbeit, in der wir uns heute befinden. Wir stellten uns vor die Frage, was die heutige Lage der Welt zu Christus sage und er zu ihr, wie wir die in ihm erschienene Wahrheit verstehen müssten und wie sie die Grundlage all unseres Wollens und Denkens

bilde. Dann wurden wir in die grosse religiöse Gärung der Gegenwart hineingeführt, die uns trotz allem Irren und Trüben, das darin zutage tritt, doch als die Wirkung eines Stosses verständlich gemacht wurde, der von Ihm herkommt, der sich in Christus kund tut. Von hier führt der Weg zum Sozialismus, worin diese Gärung als Drang nach der Erlösung und Umgestaltung der Welt hervortritt; es wurde die Krise des Sozialismus aufgezeigt und als Ergebnis der gleichen Bewegung erklärt, die auch in der religiösen Gärung wirkt. Weiter ging es dann ins Konkrete hinein, indem nach den bestimmten Verwirklichungsformen des Sozialismus, Gewerkschaft, Genossenschaft, Siedelung, nach den, zumteil neuen, Aufgaben und Möglichkeiten gefragt wurde, die sie unserer Arbeit darbieten. DieErörterung des ganzen Bildungs- u. Verkündigungswerkes, in das wir uns gestellt sehen, schloss sich hieran ganz von selbst, und ebenso hatte es einen guten organischen Sinn, dass die ganze Arbeit der Tagung mit der Behandlung des Verhältnisses von Stadt und Land, des Problems «Bauer und Arbeiter», «Das soziale Evangelium auf dem Lande», «Dorfkultur» endigte und — nach dem allgemeinen Urteil — zugleich den Höhepunkt erreichte. In einer öffentlichen Versammlung im Volkshaus wurde versucht, die Wahrheit die wir vertreten möchten, einem weitern Kreise darzubieten, und der dichtbesetzte grosse Volkshaussaal bewies, dass das Interesse auch für uns vorhanden wäre, nicht bloss für die ernsten Bibelsorscher, die Theosophen und Mazdaznan-Leute, sogar noch in höherem Grade als für diese, und bei den Menschen, die wir suchen. Dazwischen wurde in kleinerem Kreise die Zivildienstfrage mit grosser Mühe und Gründlichkeit behandelt.

Dieser nur andeutende Bericht zeigt auch schon den einen der Fehler, an denen die Veranstaltung litt: es war des Gebotenen und zu Verarbeitenden zuviel. Es kam das Zusammenleben zu kurz, das doch bei solchen Anlässen noch wichtiger wäre als Vorträge und Diskussionen. Die Abendfeier im «Rigiblick» und der Ausflug nach Herrliberg konnten dafür nicht genügen. Viele von uns wurden durch dieses Uebermass etwas mehr angestrengt, als die Nerven aushielten. Die Aussprache kam ob den Vorträgen und einleitenden Voten nicht zu ihrem vollen Rechte. Wir müssen die Kunst, eine Besprechung kurz und suggestiv einzuleiten und in wenig Worten viel zu sagen, noch besser lernen. Ebenso die einer richtigen Aussprache, die wirklich eine gemeinschaftliche Arbeit ist. Noch werden zu viele Reden gehalten, wie man sie halt in Kirchen, Volksversammlungen und Parlamenten hält. Wir sollten für diese Besprechungen einen neuen Stil finden. Ein andermal wird man bei einem ähnlichen Versuch gut tun, das Programm weniger stofflich zu belasten und mehr Zeit, ja Musse zu schaffen. Für diesmal mochte ein gewisser Ueberblick über das ganze neue Arbeitsfeld auch einen Wert haben; später wird man sich mehr in Einzelnes vertiefen können.

Es ist nicht alles gelungen. In Anlage und Ausführung waren Mängel. Dass die Welschen — Freund Cérésole ausgenommen — nicht kommen konnten, obschon sie gern gekommen wären, war ein grosser Verlust. Mit ihnen werden wir uns bald einmal zusammenfinden müssen. Vielleicht werden eines Tages auch solche sich wieder einstellen, die einst dabei waren und die wir jetzt schmerzlich vermissen müssen, vielleicht auch neue; vor allem das einfache Volk selber, Arbeiter und Bauern. Wir bewegen uns weiter und auch die Formen unserer Sache müssen immer angemessener und damit originaler werden.

Aber trotz diesen und andern

verschuldeten und unverschuldeten Mängeln sind die Veranstalter des Kurses und viele andere von Herzen dankbar für das, was wir davon gehabt haben. Es hat sich gezeigt, und das war vor allem beglückend, welch ein Suchen und Finden überall unserer Sache entgegenkommt, wie überall in ihrem Sinne, in dieser oder jener Form, in kleinerem oder grösserem Kreise, gearbeitet wird, wie man überall nach einem gewissen Zusammenschluss, einer gewissen geistigen Gemeinschaft verlangt. Der Kurs hat sich entgegen unseren Absichten zu einer Art von «religiös-sozialer Konferenz» ausgewachsen. Da zeigte sich nun aber ein bedeutender Unterschied gegenüber früher. Wenn solche Konferenzen nicht selten einen nicht ganz erquicklichen Eindruck hinterliessen, so kam das wohl daher, dass man sich zu sehr im Gebiet der Theorie, des blossen Denkens, bewegte, dass man zu wenig von bestimmter Arbeit ausging und bestimmte praktische Kräfte zu wenig wirksam waren. So geriet man leicht in die Nebelregion der theoretischen Möglichkeiten und damit auch ins Streiten. Jetzt sind bestimmte praktische Aufgaben mit grösserer Klarheit hervorgetreten und bestimmte Erfahrungen gemacht worden. Es wird konkret gearbeitet. Damit ist für die mehr theoretischen und prinzipiellen Erörterungen ein festerer Boden geschaffen. Dazu ist nun das Erlebnis der Weltkatastrophe gekommen, das den Intellektualismus, in dem wir vorher noch mehr, als wir ahnten, stacken, vertrieben hat. Es arbeitet nun in den Gemütern ein stärkeres Sehnen nach Wirklichkeit, nach Lebensgestaltung, ein reinerer Wille zum Verstehen, ein klarerer Gemeinschaftsdrang; anstelle von hohen Worten sind wohl etwas mehr wirkliche Kräfte des Reiches Gottes getreten.

So haben diese Tage den Eindruck bestätigt, dass die ausgestreute Saat aufgrünt und neue gestreut wird, dass neues Leben überall aufquillt, dass die Bewegung in ein neues Stadium tritt und überhaupt Gottes Fahnen weiter vorrücken. Darum empfinden wir diese Tage als Segen und hoffen, dass von ihnen Mut, Kraft, Eintracht, freudiges Schaffen, Kämpfen, Hoffen, Glauben, Lieben ausgehe.

L. R.

**Vom Wohnen.** Wohnung für alle. Von Dora Staudinger. (Flugschriften der Quelle.) Die Wohnungsfrage, von jeher eines der Grundthemen der menschlichen Existenz, ist in unseren Tagen wieder wichtiger und brennender als je geworden. Wieder vereinigen sich darin als in einem Brennpunkt die menschlichen Probleme, besonders die des Gemeinschaftsleben, fliesst Geistiges und Materielles darin zusammen. Das zeigt mit grosser Wärme und Kraft die neueste «Flugschrift der Quelle». Mit der grossen Erfahrung und Kompetenz, die ihr gerade auf diesem Gebiete des Genossenschaftswesens eignen, dazu mit tiefer Herzenswärme, zeigt die Verfasserin den Weg, der aus der heutigen Not unseres Wohnens herausführt und deckt das ganze soziale und sittliche, ja religiöse Problem auf, das in der Wohnungsfrage Gestalt annimmt. Da die meisten von uns von dieser Frage irgendwie bewegt werden und zum Helfen und Neuschaffen berufen sind, sollte die kleine Schrift recht weit herumkommen und reiche Wirkung tun.

L. R.

**Produktive Fürsorge.**

Ein kleiner Mann —
Ein grosses Pferd,
Ein kurzer Arm —
Ein langes Schwert,
Muss eins dem andern helfen!

So heisst es in einem Lied von Jung-Roland. Den etwa 50 geistig oder körperlich Zukurzgekommenen, die in der Basler Webstube Aufnahme gefunden haben, müssen lange Webebäume und noch sonst

allerhand, wie auch «Normale» helfen; aber siehe, dann entstehen unter den Händen dieser Anormalen Stoffe von einer Pracht und Qualität, dass es wirklich eine Freude ist. Die Basler Webstube wurde vor fünf Jahren ganz klein gegründet mit den Leitgedanken, Anormale produktiv zu beschäftigen und damit zu erziehen, sie soweit möglich aus ihren materiellen und geistigen Fesseln zu lösen, und diese Fürsorge von Anfang an weitgehend auf den Boden des Sichselbsterhaltens zu stellen. Die Webstube hat im letzten Jahre schon für Fr. 170,000.— Innendekorations-, Schürzen-, Kinderkleider-, Handtuchstoffe etc. sowie fertige Sachen in der ganzen Schweiz abgesetzt und will und muss es dieses Jahr auf allermindestens Fr. 200,000.— bringen. Sie hat nun auch die Fabrikation von reinwollenen, farbechten Damenkleiderstoffen aufgenommen.

Also bitte bestellen! — «Muss eins dem andern helfen!» (Siehe Inserat.) B.-G.

## Kleine Notizen.

1. In Nr. 41 der «Menschheit» findet sich ein ganz ausserordentlich durchschlagender Aufsatz Foersters zu den neuesten Aeusserungen des Reichskanzlers über die deutsche Schuld am Kriege. Sie schlägt wie eine Bombe in die ganze Propaganda «gegen die Schuldlüge». Wen diese Frage stärker bewegt, der lasse die Nummer kommen. Die «Menschheit», die bei diesem Anlass überhaupt empfohlen sei, erscheint in Esslingen (Württ.). Redaktor ist Fritz Röttcher in Ludwigsburg, einer der tapfersten deutschen Streiter für die Wahrheit.

2. In der neuesten Nummer von «Jugendleben», des sehr lebendigen Organs des «Bundes evang. Jugend der Ostschweiz» (Verlag: Druckerei Bär-Meyer, Oberuzwil) findet sich eine interessante Verhandlung des Themas: «Kirche und Jugend» durch verschiedene Autoren, z. B. die Pfarrer Epprecht und Ernst. Letzterer vergisst, wenn er von einer «religiös-sozialen Theologie» redet, die bloss das kommende Reich Gottes zum Gegenstand habe und uns deshalb einen «vorchristlichen Zustand» zuschreibt, einmal, dass wir auch an das gekommene Reich Gottes glauben, sodann, dass Glaube noch nicht Theologie ist.

## Versammlungen.

**Bern.** Die nächste Monatszusammenkunft der Leser und Freunde der Neuen Wege findet statt: Sonntag, den 12. November, abends 7¾ Uhr. Lokal: Alkoholfreies Restaurant «Zur Münz», Marktgasse 38.

Diskussionsthema: Wir und die Armut. (S. Aufsatz: Der Diamant — die Armut, in der Aprilnummer der Neuen Wege.)

Diskussionsleiter: Herr Pfarrer Bailly. Gäste sind willkommen. Auf recht zahlreichen Besuch hofft Der Ausschuss.

## Redaktionelle Bemerkung.

Ein Bericht über die Versammlung der christlichen Internationale auf dem Sonntagsberg kann leider erst im nächsten Heft erscheinen.

**Berichtigung.** In dem Aufsatz «Zum Zivildienst» in Nr. 9 ist ein Passus ausgefallen (S. 442, Zeile 14 von oben): «Man hegt ferner starke Zweifel, ob nicht eine militaristisch gesinnte Regierung den Zivildienst sabotieren würde.»

# Morgenandacht

«Da dieser Elende rief, hörete der Herr, und half ihm aus allen seinen Nöten.»
Psalm 34, 7.

Aus den Nöten zu erretten, ist dem lieben Gott nicht immer so leicht, wie es viele Menschen meinen, welche denken, der liebe Gott dürfe ja nur einen Finger rühren, dann wäre ihnen geholfen. Das ist schon wahr; und doch kann der liebe Gott nicht immer seinen Finger rühren. Ja, wenn die Erde einmal zum Himmel geworden wäre, und der liebe Gott sagen könnte: «Jetzt ist die Erde mein Ort und Mein Haus, darinnen Ich wohnen und frei schalten und walten kann wie im Himmel!» So lange aber die Erde, und insbesondere unser menschliches Leben auf Erden nach vielen Seiten gar nicht unter Seiner Herrschaft steht, eine Menge Menschen tun, was sie wollen, und ihres freien Wesens gebrauchen, um den Willen Gottes zu zerstören, so kann natürlich der liebe Gott nicht ohne weiteres aus irdischen Nöten helfen, denn das liefe oft gerade gegen Ihn selbst und zerstörte Sein eigenes Wesen. Deswegen wenn wir Hilfe in irdischer Not haben wollen, dürfen wir nicht h i e r anfangen zu schreien, wo die Not ist, sondern müssen zurückgreifen auf die Hauptnot der Welt und müssen zuerst nach dem R e i c h e Gottes suchen, im kleinen und einzelnen und im grossen und allgemeinen. Es muss auch im allerkleinsten zuerst der Grund gelegt werden und der B o d e n geschaffen werden, dass eine Hilfe kommen kann. Das muss man bis ins allereinzelste hinein beobachten und nicht so ohne weiteres beten: «Hilf mir von meinem Kopfweh oder von meinem Fieber!» sondern man muss zuerst fragen: «Wie weit reicht das Reich Gottes zu mir her? ist ein dementsprechender Boden vorhanden, dass ich so ohne weiteres sagen kann: Erlöse mich von meinem Kopfweh!» Dazu müssen Berechtigungen vorhanden sein.

Nun gibt es aber Menschen, bei denen ist jede Berechtigung fort; es ist ganz falsch, wenn man meint, bloss weil man ein Christ sei, habe man die Berechtigung, einen Eingriff Gottes für sich zu erwarten. Da murren sie dann wider Gott und sagen: Warum? warum hilft mir der liebe Gott nicht und lässt mich so grausam liegen? Es gibt aber Menschen und auch bessere Menschen, die sind völlig unter

der Obrigkeit eines Fleischeslebens, und sie selbst und ihre Umgebung dienen nur dem Fleisch, bewusst oder unbewusst; sie gehen ganz ihren Weg. Nun soll der Heiland schnell helfen, aber wem hilft Er dann? Ihrem ungöttlichen Fleisch. Und so gibt es Menschen, die können nicht das Geringste erlangen von Gott, weil ihr ganzes Wesen so von sich eingenommen ist und so verkehrt lauft, dass der liebe Gott denken muss: «Die lasse Ich laufen, denn wenn ich Ihnen helfe, helfe ich Ihnen bloss zum Schaden auf ihrem bösen Wege, und mögen sie es jetzt einsehen oder nicht — und wenn Ich Meine eigene Ehre bei ihnen verliere, Ich kann ihnen nicht helfen, auch wenn sie dann sagen: es gibt keinen Gott.» Dann aber gibt es wieder andere Menschen, die stehen mit einer gewissen Seite ihres Wesen dem Reiche Gottes näher; Gott findet ein Recht an ihnen, da gibt es dann ein wenig Licht. Aber man überlege wohl, wie vorsichtig gleichsam der liebe Gott auch gegen solche sein muss, die nur mit einem gewissen Teil ihres Wesens Gott Recht geben in ihrem Leben, denn wie leicht werden Gaben Gottes von solchen im Fleisch wieder verderbt. Dann aber gibt es auch Leute, die geben sich ganz dem lieben Gott hin und wollen nur das Recht Gottes an sich, sei's auch im Gericht; da ist dann viel möglich. So hat Jesus Christus um Sich her einen Boden gelegt, da alles möglich war, denn Er hat Gottes Recht und Gottes Wahrheit gesucht und Sich ergeben bis zum Tode, ja, bis zum Tode am Kreuz.

Ihm müssen wir nun nachfolgen und darum in allen unseren Gebeten als Vorhut so zu sagen die Bitte auf dem Herzen haben: Dein Reich komme! Es muss zuerst in irgend welcher Weise dem Reiche Gottes bei uns gleichsam Quartier gemacht werden, ehe man so ohne weiteres mit Bittschriften kommen kann, nach welchen Gott Veränderungen in der diesseitigen Welt uns zulieb machen soll. Zuerst müssen wir sondieren: wie weit hat das Reich Gottes um uns her ein Recht? wie weit darf der Heiland mitsprechen zur Ehre Gottes? Und je nachdem es ist, muss man oft mit dem Beten es sein lassen und Geduld haben. Ich kann nicht immer nur beten, dass mein Elend weggenommen werden soll, sondern ich sehe oft, dass es viel wichtiger ist, dass ich zunächst nur bete: Herr, nimm mich in Deine Hand, dass Deine Regierung bei mir sein kann! Wer so steht, der kann eine Bedeutung bekommen im Reiche Gottes, denn also stan-

den auch die Männer Gottes und die Propheten und die Apostel, die vor Zeiten ums Reich Gottes gekämpft haben und um derer willen Gott grosse Wunder getan hat. Wir können auch etwas erlangen, aber viel mehr als bis jetzt geschehen ist, muss das Reich Gottes vornan stehen, denn es gibt auch eine Frömmigkeit, ohne dass Gott sie regiert; da kann man meinen, man könne mit einer gewissen Heiligkeit, die man sich angelernt hat, Gott gefallen, während Gott doch sein Recht an uns nicht findet. Geben wir aber Gott die Ehre und sorgen wir, dass Sein Reich bei uns ankommen kann, dann können wir viel erlangen. Dann kann es auch geschehen, dass einer für andere beten kann und im Elend der Welt überhaupt Bitten wagen darf und schreien darf: Gott möge sich erbarmen und Hilfe senden, dass es Licht werde auf unserer Erde. Ja, es kann *ein* Mann für die ganze Welt Bedeutung gewinnen, wenn er nur Gottes Reich im Auge hat und nicht *sich*; wie es an einem Abraham ersichtlich ist, und wie auch andere Männer und Apostel eine Bedeutung gewonnen haben für die ganze Menschheit in der Bezeugung Gottes an ihnen.

So kann es vorkommen, dass der eine betet und wird erhört; ein anderer betet und wird nicht erhört. Nicht als ob der liebe Gott den einen mehr als Person lieb hätte wie den andern, aber für den Augenblick hat der eine das Reich Gottes an sich gezogen und hat Gotte um sich herum Recht verschafft mit Verleugnung seines Fleisches und des irdischen Lebens, und der andere hat das nicht getan. Der eine betet aus dem Interesse für die Ehre Gottes heraus, der andere aus Schmerz und Wehegefühl, weil er eben Hilfe will. So kann der liebe Gott einem weniger tüchtigen Menschen, wenn er hungert und dürstet nach dem Reiche Gottes, oft mehr schenken als einem anderen, der dem lieben Gott mit grossen Gaben will helfen, weil der letztere das Reich Gottes nicht hat. Und wie viel kommt darauf an, dass man auch in guten Tagen schon zittert und bebt aufs Reich Gottes hin, d. h. für das Recht Gottes an uns, dass man nicht das Seine sucht, sondern allein das, das Jesu Christi ist. Denn sonst bricht der Boden, wenn die Not einherrauscht wie Wasserwogen, die über unser Haupt zu gehen drohen.

So wollen wir treu sein, dass wir zuletzt sagen können: «Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde!» damit der liebe Gott doch ja recht frei werden kann und keine Rücksicht

auf uns nehmen muss, weil wir nicht Ach und Weh schreien, wenn Er einmal durchfährt. Es gilt jetzt, dass wir mit ganzem Ernst all unser Fleisch in den Tod Jesu Christi geben, dass wir wahrhaftig mit ihm sterben. Denn noch sehen wir in der Welt nicht so viel Boden des Reiches Gottes, und auch um uns her ist nicht so viel Reich Gottes, dass wir genug hätten, die Fahne Jesu Christi, des Auferstandenen, neu aufzupflanzen. Ja, im Stillen unseres Herzens können wir es wohl, aber zu einem Zeugnis über d i e W e l t sind wir zu schwach. Die Welt glaubt nicht mehr, sie hört nicht einmal mehr, sie lauft uns Christen davon. Darum muss das Reich Gottes kommen mit seinen Taten, und e i n n e u e r B o d e n muss gelegt werden, und der muss so stark werden, dass es schliesslich auch noch Auferweckungen aus dem Grabe gibt, denn der Heiland sagt: «Ich bin die Auferstehung und das Leben,» und Er sagt zuerst: «Ich bin d i e A u f e r s t e h u n g.» So dürfen wir also nicht ruhen und nicht meinen, wir h a b e n es schon, sondern wir sind etwa auf dem Lauf, aber das Kleinod haben wir noch nicht erlangt. Doch wollen wir es erlangen, wenn Gott uns Kraft dazu gibt, und ob wir darüber stürben; wir möchten den letzten Blutstropfen daran geben und das letzte irdische Glück schwinden sehen, wenn nur Gott in Christus als der Schöpfer und Lebenschaffende in den Gebieten des irdischen Todes auftreten möchte, um Sein Reich mit Kraft und Herrlichkeit und Majestät zu gründen. Aber was wollen wir sagen? nehmen wir nicht den Mund zu voll? wir wissen, dass wir schwache Menschen sind, wir wissen, dass wir auch voll Schulden sind, und ohne dass wir es wussten, haben sich Schulden auf uns gehäuft. Aber wir werfen uns in den Tod Jesu Christi und wollen sterben, damit Er lebe, und ob Gott der Allmächtige uns auch mit Seinem tötenden Schwerte entgegen tritt, dennoch wollen wir nicht fliehen, sondern mit Ausdauer und Kraft Seine Ehre suchen, bis Sein Reich hervorbrechen kann, und Jesus Christus offenbar wird in der Herrlichkeit des Vaters durch den heiligen Geist.

C h r i s t o p h B l u m h a r d t

# Der Liberalismus[1])

Die Auseinandersetzung mit dem Liberalismus drängt sich einem in unserer Zeit immer mehr auf. Alte und neue Gegner erheben ihre Stimme, um ihm die Hauptschuld an dem inneren und äusseren Zusammenbruch, den wir gegenwärtig erleben, zuzuschieben. In Graubünden speziell zwingen schon die heftigen Anklagen, die der Katholizismus fast täglich gegen den Liberalismus erhebt, zu einer Besinnung auf das Wesen des Liberalismus, umso mehr, als mit diesen Anklagen zugleich auch der Sozialismus und nicht zuletzt der Protestantismus getroffen werden sollen. Da hier diese konservative Gegnerschaft des Liberalismus am schärfsten hervortritt und wir ihr allenthalben begegnen, mag es nicht unangebracht sein, wenn wir gerade diese Angriffe zum Ausgangspunkt für unsere eigene Auseinandersetzung mit dem Liberalismus nehmen.

Im Leitartikel des konservativen «Bündner Tagblatts» zum 1. August — um nur herauszugreifen, was mir hier zuerst in die Hände kam — heisst es zum Beispiel: «Nie waren Staat und Gesellschaft als Ganzes so gottlos wie heute. Die öffentliche Gottlosigkeit ist System geworden — die neuzeitliche Unreligion! Diese ist als sengende und tötende Lava im Jahre 1789 — bei der französischen Revolution — gewaltsam an die Oberfläche durchgebrochen und hat sich im Laufe des 19. Jahrhunderts über den ganzen Erdball ausgedehnt. Dieses Evangelium des Liberalismus, das an die Stelle des Christengottes die «reine Vernunft» setzt, hat die gesamte Christenheit durchgiftet.» Im selben Artikel wird dann der Libralismus noch besonders dadurch aufs schwerste belastet, dass auch der Sozialismus mitsamt dem Bolschewismus auf sein Schuldkonto gesetzt wird: «Dem gläubigen Christen ist der tiefe ursächliche Zusammenhang zwischen Liberalismus und Bolschewismus klar. Die Verneinung der göttlichen Autorität in allen Dingen des privaten und öffentlichen Lebens muss die Menschheit mit unerbittlicher Folgerichtigkeit ins Chaos führen.» Drum schliesst jener Artikel mit der dringenden Mahnung, «die Quelle des

[1]) Referat, gehalten an der Reichenauer Konferenz (August 1922). Die Teilnehmer an der Konferenz werden es vielleicht spüren, dass ich da und dort versuchte, die wertvolle Bereicherung, die unsere Aussprache durch die Diskussionsvoten von Ragaz, Stähelin, Trautvetter und Gerber erhalten hat, auch meiner Arbeit noch zugute kommen zu lassen.

Unheils zu verstopfen, den massgebenden Einfluss des im Grunde genommen uns wesensfremden Liberalismus in Verfassungen, Gesetzen, im wirtschaftlichen wie im privaten Leben zu brechen» und mit der Parole: «Christus muss wieder König unserer Republik werden!»

Dass der Katholizismus derart Sturm läuft gegen den Liberalismus, ist freilich nichts Neues. Seit der Auflösung der mittelalterlichen Welt mit ihrer ganzen von der Kirche beherrschten Ordnung erblickt ja der Katholizismus seine Hauptaufgabe darin, die verlorene Autorität wieder zu gewinnen und jene kirchlich bestimmte Kultur wieder herzustellen. Eine grosse Restauration setzte schon im 16. Jahrhundert ein gegen jene beiden Emanzipationsbewegungen, in denen sich der Mensch von der Herrschaft der Kirche losgelöst hatte, gegen die weltliche Renaissance und die religiöse Reformation. Es war zum Beispiel der eigentliche Sinn und Zweck des Jesuitenordens, dieser charakteristischen Gründung jener Restaurationszeit, eine Kampftruppe zu sein für die Wiederherstellung der alten, unter der Autorität der Kirche stehenden Ordnung und Kultur. Und als dann im 18. Jahrhundert gegenüber dieser katholischen Restauration, wie auch gegenüber dem zu einem neuen kirchlichen System erstarrten Protestantismus, eine neue mächtige Freiheitsbewegung einsetzte im geistigen, politischen und sozialen Leben, da war es nur eine neue Episode jenes alten Kampfes, dass die katholische Kirche, unterstützt von allem Konservatismus auch innerhalb der protestantischen Konfession, sofort wieder ankämpfte gegen diese neuen Emanzipationsversuche der sogenannten «Aufklärung» und des sich daran anschliessenden Liberalismus. Was auf katholischer Seite heute gegen den Liberalismus gesagt und geschrieben wird, ist eigentlich nichts anderes, als die stete Wiederholung dessen, was schon zur Zeit der Aufklärung, der französischen Revolution und der liberalen Kämpfe des 19. Jahrhunderts gegen die liberale Bewegung gepredigt wurde. Manchem mag drum eine Auseinandersetzung mit jenen katholischen Angriffen höchst überflüssig und drum vielleicht auch unsere Untersuchung über Recht und Unrecht des Liberalismus als ein veraltetes Unternehmen erscheinen.

Und doch können wir nicht achtlos an jenen Anklagen des Katholizismus und Konservatismus vorübergehen, — spüren wir doch deutlicher als je die tiefe *Wahrheit*, die in ihnen enthalten ist. Wenn

wir drum heute zu jener Kontroverse zwischen Konservatismus und Liberalismus Stellung nehmen, so kann es sich keineswegs einfach um eine Verteidigung und Rechtfertigung des Liberalismus handeln, — wir sind ja selbst längst mit dem Liberalismus zerfallen! Das Jahrhundert, das zwischen jenen früheren und der heutigen Auseinandersetzung liegt, und das vor allem eine Entfaltung und Herrschaft des Liberalismus gebracht hat, hat eben eine andere Beurteilung des Liberalismus bewirkt: gerade durch die Entfaltung seines Wesens und durch seine Herrschaft auf den verschiedenen Gebieten des Lebens ist uns der Liberalismus fraglich geworden, — ja mehr als nur fraglich! Wir spüren das tiefe Recht in der Anklage des Konservatismus gegen den Liberalismus, denn wir selbst haben erkennen müssen, welche Verwüstung der Liberalismus überall dort anrichtete, wo er zur Herrschaft gelangt ist. Insbesondere steht es ausser allem Zweifel, dass er als ein Hauptbeteiligter mitschuldig ist an dem vielgestaltigen Bankrott unserer Welt, ja dass dieser Bankrott wesentlich gerade sein Bankrott ist.

Wir können hier freilich nicht verschweigen, dass uns unsere Konservativen und Katholiken nicht gerade berufen zu sein scheinen, dem Liberalismus seine Schuld vorzuhalten. Gerade an den schlimmsten Aeusserungen und Auswirkungen des Liberalismus in unserer Zeit sind sie ja durchaus mitbeteiligt! Ganz unabhängig vom Glaubensbekenntnis bejaht doch z. B. das katholisch-konservative wie das protestantisch-liberale Bürgertum jene kapitalistische Wirtschaftsordnung, in der der Liberalismus seine deutlichste Ausprägung und Verwirklichung gefunden hat; mögen diese feindlichen Brüder im übrigen glauben was sie wollen: darin sind sie jedenfalls völlig einig, dass der Egoismus die selbstverständliche Grundlage unseres wirtschaftlichen Lebens bilden müsse. Auf dem Grunde dieser Uebereinstimmung erhebt sich aber auch jene politische Allianz des Katholizismus mit unserem Freisinn, wie sie eigentlich bei jeder wichtigen Entscheidung hervortritt und in unserer obersten Behörde eine sinnbildliche Darstellung erhält, wobei ein Musy gewiss würdig neben Schulthess, Scheurer und Häberlin steht und auch Motta sich hüten wird, seinen liberalen Kollegen Moralpredigten zu halten. Und vollends gegenüber den Mächten des Nationalismus und Militarismus, oder angesichts des Krieges ist ja jeglicher Unterschied zwischen Konservatis-

mus und Liberalismus verblasst. Allen jenen Weltmächten, die uns in die grosse Katastrophe und Not hineinführten, ist also der heutige Konservatismus ebenso unterworfen wie der Liberalismus, dem er die Schuld an all dem Verderben zuschiebt.

Und doch gibt es einen Konservatismus, dessen Anklage gegen den Liberalismus wir sehr ernst nehmen. Wir denken an jenen tief begründeten Konservatismus, wie er vor allem in Dostojewski verkörpert ist. Wir wollen aber gleich hinzufügen, dass dieser Konservatismus im Grunde gar keiner mehr ist, da er ja nichts Bestehendes konservieren will, weder eine kirchliche oder päpstliche Autorität, noch eine altüberlieferte politische und soziale Ordnung, — mag Dostojewski auch vielleicht das, worauf es ihm ankommt, in diesen alten Ordnungen noch einigermassen geschützt und bejaht glauben.[1]) Es kommt ihm aber eben auf etwas anderes und Tieferes an: auf die Bindung des Menschen und seines ganzen Lebens an Gott, darauf dass Gott mit seinem Leben und seiner Wahrheit zum Sinn des Menschenlebens werde. Seinen leidenschaftlichen Kampf gegen den Liberalismus, gegen das «Westlertum», führt er aber gerade deswegen. weil er diesen Sinn durch den Liberalismus geleugnet und diese Bindung durch ihn gelöst sieht. Der Liberalismus bedeutet für ihn den Abfall von der gottgewollten, schöpfungsgemässen Ordnung, die Auflehnung des Menschen gegen Gott, die Ablehnung seines Willens und seiner weltüberlegenen Wahrheit. Was der Staretz Sossima mit Schmerz bei den Weltlichen und «Höheren» aufkommen sieht, das eben ist in den Augen Dostojewskis die grosse Sünde des Liberalismus: «Sie wollen sich nach der Wissenschaft und nach ihrem eigenen Verstande, doch vor allem ohne Christus, hier auf Erden einrichten.»[2])

[1]) Es darf bei dem «Konservatismus» Dostojewskis nicht übersehen werden, dass seine Anklage auch den Katholizismus trifft, ja überhaupt alles Kirchentum, über das nicht schärfer geurteilt werden kann, als es in jener bekannten Erzählung vom Grossinquisitor in den «Brüder Karamasoff» geschieht. Das politische System des Zarismus aber hat er wahrlich am eigenen Leibe schwer genug erfahren und seine Schilderung jener sibirischen Erfahrungen im «Totenhaus» ist eine grosse, stumme und doch so beredte Anklage.

[2]) Vgl. neben den grossen Romanen, von denen für diese Gedanken namentlich die Brüder Karamasoff und die Dämonen wichtig sind, besonders noch die politischen Schriften und die Briefe.

Sollte aber diese Beurteilung, die natürlich nichts mehr mit irgendwelcher konservativer Befangenheit zu tun hat, das Wesen des Liberalismus treffen, dann dürfte auch unsere Stellung zu demselben gegeben sein.

* * *

Der Liberalismus ist direkt hervorgegangen aus der Aufklärungsphilosophie des 18. Jahrhunderts und trägt auch alle Wesenszüge derselben. Für das Denken der Aufklärung ist aber in erster Linie jener Rationalismus charakteristisch, der die eigene Vernunft des Menschen als höchsten Masstab aufstellte, diesen Masstab an alles Bestehende anlegte und nur gelten liess, was vor dieser Vernunft bestehen konnte. Nicht was die Kirche vorschreibt oder was in der Staats- und Gesellschaftsordnung gegeben ist, kann für diese Rationalisten irgendwie massgebend sein, sondern allein das, was die menschliche Vernunft postuliert. Alle überlieferten Wahrheiten und gegebenen Wirklichkeiten werden drum daraufhin untersucht, wie weit sie dem «Vernünftigen» oder «Natürlichen» entsprechen, das ihnen allein Wert und Berechtigung geben kann. So stellen die Philosophen der Aufklärung ihr «Naturrecht» auf, begeistern sich für ihre «natürliche Staatsverfassung», wie sie etwa im «Contrat social» eines Rousseau dargelegt wird, und erbauen sich an ihrer «natürlichen Religion», schieben aber mit Geringschätzung alles beiseite, was nur historisch geworden ist und bekämpfen insbesondere aufs heftigste, was irgendwie «übernatürlich», der menschlichen Vernunft unfassbar ist. Alles, was auf Erden und im Himmel vorkommt und geglaubt und behauptet wird, muss vor dem Richterstuhl dieser Vernunft erscheinen und kann nur aus ihren Händen — wenn überhaupt! — das Daseinsrecht empfangen.

Der Mensch empfängt also hier nicht mehr demütig Gottes Willen als Wahrheit, sondern bestimmt selber, was wahr ist und auf Erden gelten soll. In diesem Denken haben wir den prinzipiellen Verzicht auf eine höhere, der menschlichen Vernunft unzugängliche Wahrheit, den Verzicht auf eine höhere weltüberlegene Ordnung, — dieses Denken schafft vielmehr auf allen Lebengebieten eine Welt ohne Gott, in der der Mensch, einzig im Vertrauen auf seine Vernunft und seine eigene Kraft, alles Leben gestaltet. Es lag darum ganz in der Konsequenz dieses Denkens, dass es schliesslich die Vernunft an

die Stelle Gottes setzte. In derselben französischen Revolution, in der wir ja überhaupt die praktiche Auswirkung der Theorien der Aufklärung haben, in der der Versuch gemacht wurde, an Stelle des Alten, Bestehenden, historisch Gewordenen die neue vernünftige und natürliche Ordnung in Staat, Gesellschaft und Wirtschaft zu errichten, wurde bezeichnenderweise — gleichsam zur Krönung des ganzen Werkes — auch der Kultus der Vernunft eingeführt; und dass ein Mensch diese Gottheit darstellte, mag — gewollt oder ungewollt — wiederum symbolische Bedeutung haben. Wenn die Aufklärung auch nicht durchweg bis zu diesem Atheismus fortgeschritten ist, sondern oft bei jener natürlichen, vernunftgemässen Religion des Deismus stehen blieb, ja wenn ein Voltaire jenes bekannte Wort: «Si Dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer» aussprechen konnte, und ein Robespierre bald den von Chaumette eingeführten Kultus der «Raison» durch seinen Kultus des «Etre suprême» verdrängte, so ändert das doch nichts an jenem gegen die Geltung und Herrschaft Gottes gerichteten Zug dieses ganzen Denkens. Denn der Deismus ist eben «natürliche Religion», menschliche Vernunftkonstruktion und der Gott des Deismus lebt ganz von der Vernunft Gnaden: der Gott, der für dieses Denken «existiert», ist eben genau jener Gott, wie ihn der Mensch mit seiner Vernunft erfinden würde und tatsächlich erfunden hat.

In dieser Proklamierung der menschlichen Vernunft als oberster Richterin, ja als Gottheit, liegt nun eben jener Abfall, den Dostojewski im Liberalismus erblickte. Wo der Vernunft des Menschen diese Rolle zugeschrieben wird, da wird der Mensch selber zum Gott erhoben. Auch da hat in der Revolutionszeit jener Anacharsis Clootz, welcher Chaumette die tiefere Anregung zur Einführung des Kultus der reinen Vernunft gegeben haben dürfte, nur auf eine klare Formel gebracht, was mehr oder weniger deutlich dem ganzen Denken der Aufklärung zugrunde liegt, wenn er wie im Gebet und in aufrichtiger Ergriffenheit ausrief: «Notre Seigneur Genre Humain!» [1] Wo aber der Mensch sich selber als Gott fühlt und auf Erden als Gott schaltet und waltet, da haben wir den Abfall: Abfall nicht etwa nur von der Kirche und ihrem Denken und Glauben, sondern Abfall von Gott, — Abfall nicht nur von dem in Staat und Gesellschaft Festgesetzten und Gege-

[1]) Vgl. Michelet, «Révolution française», Bd. VI.

benen, sondern Abfall von allem, was über dem Menschen ist und ihn an eine höhere Ordnung, an höhere Zwecke und Ziele binden will. Wer denkt da nicht unwillkürlich an jene alte biblische Erzählung, in der der Abfall des Menschen von Gott seine tiefste Darstellung gefunden hat: an die Geschichte vom Sündenfall? Dort flüstert die Schlange dem Menschen zu: was willst du dich binden lassen an ein Gottesgebot? Mach doch einfach, was du willst, was du willst! Pflücke die verbotene Frucht und iss davon — und du wirst sein wie Gott! Ja, gerade in diesem «eritis sicut deus!» liegt die eigentliche Versuchung des Menschen, und im Selber-Gott-Sein auf Erden der Sündenfall![1])

Neben dem Rationalismus kennzeichnet vor allem der Individualismus das Denken der Aufklärung und mit diesem den Liberalismus. Dieser Individualismus hängt übrigens eng zusammen mit dem Rationalismus, denn gerade im Vertrauen auf die in ihm wohnende Vernunft beansprucht das Individuum seine neue Stellung und Geltung. Fragen wir, wer denn an die Stelle jener alten, vom Rationalismus aufgelösten Bindungen treten soll, so stossen wir stets auf das Individuum, auf den Einzelnen, der keck alle Rechte und Freiheiten an sich gerissen hat. Der vernunftgemäss denkende, handelnde und lebende Mensch will einfach sich ausdenken, sich auswirken, sich ausleben. Das menschliche Ich durchbricht die Schranken, welche die alten Autoritäten — zumal Kirche und Staat — aufgerichtet hatten und will nun in voller Selbstherrlichkeit, einzig vom eigenen Interesse geleitet, seine eigene Ordnung auf Erden aufrichten. Dieser Individualismus ist die eigentliche Seele des Liberalismus geworden: wo der Mensch glaubt, ganz auf sich selbst zu stehen und

[1]) Man lese hiezu einmal die Worte, die Dostojewski in den «Brüder Karamasoff» dem Teufel in den Mund legt und bedenke, dass dieser Teufel aus einem sich gegen Gott auflehnenden Menschen spricht: «Hat die Menschlichkeit sich erst einmal ganz und gar, d. h. ausnahmslos von Gott losgesagt, so wird die frühere Weltanschauung, und vor allem die ganze frühere Sittlichkeit ganz von selbst fallen und dem Neuen Platz machen. Die Menschen werden sich zusammentun, um alles aus dem Leben zu ziehen, was daraus nur zu ziehen ist, doch unbedingt einzig und allein zum Zweck des Glückes und der Freude bloss hier in dieser Welt. Der Geist des Menschen wird sich in göttlichem, titanischem Stolz erheben, und dann wird der Menschgott erstehen.»

wo er, unbekümmert um Gott und Mitmensch, einzig seine eigenen Ziele verfolgt, da haben wir Liberalismus. Dass diese Ziele in der Richtung des eignen Glückes liegen, — worin immer dann man eine Garantie des Glückes sehen mag — liegt auf der Hand und wird schon durch die stete Wiederkehr des Wortes «Glückseligkeit» in der Literatur der Aufklärung verraten, wobei dies Wort bald in einem höheren Sinn verstanden wird, bald aber auch nur das menschliche Behagen im allerplattesten Sinn bezeichnet. Mit diesem Glückseligkeitsstreben landete das Individuum, das vor allem sich selbst geniessen will und in der Triebbefriedigung sein Glück sucht, nur allzu oft bei den niedrigsten Formen des «Sich-Auslebens», wie denn auch der sittliche Libertinismus, der in der Gegenwart — zumal auf sexuellem Gebiet — seine furchtbaren Orgien feiert, nichts anderes ist, als ein entarteter Sohn des Liberalismus. Wo aber die Aufklärung einen Blick hatte für die gesellschaftlichen Zusammenhänge und das Individuum als ein Glied der Gesellschaft erkannte, da erblickte sie den letzten Zweck alles menschlichen Tuns in einer stets wachsenden Zahl glücklicher Individuen, im «grössten Glück der grössten Zahl».

Wir wollen nun gewiss nicht verkennen, dass gerade in diesem Individualismus ein grosses Recht des Liberalismus liegt. Seine Wahrheit ist es, dass er den Wert, den jeder Einzelne hat, wieder erkannt hat, und sein grosses Verdienst, dass er gegenüber angemassten Autoritäten und falschen Bindungen die Rechte des Individuums erkämpft hat. Der Name «Liberalismus» ist ja so wenig zufällig aufgekommen, als die ganze Bewegung des Liberalismus: es war wirklich eine Freiheitsbewegung und mancherlei Befreiungen hat sie gebracht! In der Auflehnung des Menschen gegen Kirche und Staat und deren Vorschriften und Ordnungen lag ein tiefes Recht, verbargen sich hinter jenen göttlichen Ansprüchen doch sehr menschliche Wünsche und unter dem geistlichen Kleide sehr weltliche Gelüste. In dem grossen System, dem die Kirche den Menschen und sein Leben unterwerfen wollte, wurde dem Menschen sein gottgewolltes Menschenrecht genommen und seine gottgewollte Freiheit geraubt, weshalb diese Freiheitsbewegung nicht nur von Abfallsgelüsten, sondern sicher auch von echter Sehnsucht nach jenem schöpfungsgemässen Zustand, der ja bei aller Bindung an Gottes Willen dem Menschen doch seine Freiheit geben will, getragen war. Um dieser Wahrheit des Liberalismus wil-

len konnte ein Pestalozzi energisch für seine Forderungen eintreten, und auch ein Vinet in der liberalen Bewegung eine Führerstellung einnehmen. Und wer von uns möchte denn verzichten auf die Rechte und Freiheiten des Individuums, die damals auf geistigem, politischem und sozialem Gebiet erkämpft worden sind? Gerade weil so vieles von dem, was der einstige Liberalismus errungen hat, wirkliches Menschenrecht ist, haben wir uns doch so leidenschaftlich gewehrt, als uns die heutigen «Liberalen» mit ihrer Lex Häberlin alte liberale Errungenschaften rauben wollten.

Wenn wir aber derart das Recht des Liberalismus betonen, müssen wir hinzufügen, dass dieses Recht vor allem im Unrecht der alten Autoritäten begründet ist, gegen die sich der Liberalismus wandte. Es waren eben *falsche* Bindungen, mit denen in der alten Ordnung der Mensch gebunden wurde, — und selbst dort, wo einer solchen Bindung, wie vor allem in der mittelalterlichen Welt, eine tiefe Wahrheit zugrunde lag, war schliesslich der Mensch doch nicht mehr an Gott und seinen Willen, sondern an ein menschliches System gebunden. Da ist nun der Liberalismus das grosse Nein des Menschen gegen diese falschen Bindungen und in diesem Nein liegt sein Recht, — aber der Liberalismus ist eben *nur* dieses Nein und ist ein Nein auch gegenüber aller höheren, göttlichen Wahrheit, und darin liegt sein Unrecht. Das Recht des Liberalismus liegt stets nur in der *Negation*. Er hat mit seinem Individualismus und seiner Freiheitsparole nur die Unabhängigkeit des Individuums von irgendwelchen übergeordneten Mächten im geistigen, politischen und wirtschaftlichen Leben erkämpft, ist aber bei dieser Negation stehen geblieben, ja hat bewusst jede andere höhere Zielsetzung abgelehnt und mit der falschen auch die wahre, mit der irdischen auch die überirdische, mit der menschlichen auch die göttliche Bindung beseitigt. Mit seinen grossen Befreiungen hat der Liberalismus zwar neue Möglichkeiten geschaffen, diese Möglichkeiten hat er aber stets nur in *seinem* Sinn ausgenützt, da er ja eben jenen höheren Sinn, den Gott dem Leben des Menschen geben will, leugnet. Das Ich des Menschen in seiner Selbstherrlichkeit, das Ich mit seinem Interesse — das wird immer wieder die Position des Liberalismus, wo er mit einer berechtigten Negation für Höheres Raum geschaffen hat. So ist es wieder jener Geist des Abfalls, der den Liberalismus auch dort schliesslich

zu einem Fluche werden lässt, wo er ein Segen hätte werden können. Wie gebannt von dem verführerischen Wort der Schlange «ihre werdet sein wie Gott» denkt der Mensch einzig daran, in irgend einer Weise die Rolle des Gottes auf Erden spielen zu können und merkt es nicht, wie der Teufel bei seinem Rate kichert: «Folg nur dem alten Spruch und meiner Muhme, der Schlange, — dir wird gewiss einmal bei deiner Gottähnlichkeit bange!»

Und es ist uns ja auch bereits bei dieser Gottähnlichkeit bange geworden! Wir haben mannigfach den Fluch eines von Gott losgelösten Lebens erfahren müssen. Was die Bibel auf ihren ersten Blättern vom Abfall des Menschen und seinem eigenen selbstherrlichen Leben erzählt, das kann uns ja wie ein Symbol unserer eigenen Zeit anmuten. Jener Kain z. B., der nun wirklich nur sein Leben führt, nur sich und seinen Willen auslebt und alles, was ihm in den Weg kommt, niederwirft, und dabei denkt: «Soll ich denn meines Bruders Hüter sein?» — steht er nicht vor uns, wenn wir an die Entfaltung des Liberalismus, zumal auf wirtschaftlichem Gebiet, denken? Oder erinnert uns das ganze Unternehmen des Liberalismus nicht an jene Turmbauer zu Babel, die so keck und zuversichtlich ihren Turm bauen, um sich einen Namen zu machen auf Erden, ja um den Himmel zu stürmen und gottgleich die Welt zu regieren? Ja, der Liberalismus hat in dem Jahrhundert seiner Entfaltung eine ganze Reihe von babylonischen Türmen errichtet, auf die er ungemein stolz war, von denen aus er die Welt regieren wollte, — und die doch alle arg ins Wanken geraten sind, bereits den Zusammenbruch erlebten oder ihn noch erleben werden. Auf die wichtigsten dieser Türme wollen wir noch rasch einen Blick werfen.

Der eine dieser babylonischen Türme ist der wirtschaftliche Liberalismus, der sich theoretisch formulierte als die Idee von der Freiheit der Individuen in der Verfolgung ihrer wirtschaftlichen Interessen und praktisch seinen Ausdruck fand in der ganzen Wirtschaftsordnung des Kapitalismus. Hier tritt uns das Wesen des Liberalismus immer noch am deutlichsten entgegen und manchem, der vielleicht auf geistigem Gebiet noch ahnungslos dem Liberalismus huldigt, könnten gerade hier die Augen aufgehen für den Sinn und die Konsequenzen dieser ganzen Denkweise. Indem der wirtschaftliche Liberalismus ganz auf den persönlichen Egoismus abstellt und im

persönlichen Interesse des Einzelnen den einzigen Antrieb für das wirtschaftliche Leben sieht, bringt er jene menschliche Selbstherrlichkeit, und jenen Abfall von Gott, von denen wir sprachen, ganz unverhüllt zum Ausdruck. Wir wollen zwar auch hier das Recht und die Leistung des Liberalismus nicht verkennen; sie zeigten sich vor allem in einer Reihe von Befreiungen, zumal in der Befreiung der Bauern von der Herrschaft der alten Feudalverfassung und in der Befreiung des Gewerbes und des Handels von den Fesseln der alten Zunftordnung. Durch diese Befreiung wurde die Möglichkeit geschaffen für die Entfaltung der Produktion und damit auch für die Ueberwindung der Not auf Erden. Aber den tieferen Sinn verkennend, der trotz aller Enge in der alten patriarchalischen Ordnung lag, [1]) wollte das befreite Individuum alle Freiheit nur für *sich*, machte den Erwerb zum Selbstzweck, proklamierte jenes «laissez-faire» des Manchestertums, dieser reinsten Ausprägung des wirtschaftlichen Liberalismus, und brachte damit nur neue unerhörte Not und Knechtschaft für die Menschen. Gerade der Kapitalismus kann uns veranschaulichen, wie dort, wo der Mensch die Freiheit nur für *sich* will, aus der vermeintlichen Befreiung die grösste Knechtschaft wird. Er zeigt uns auch, wie der vom menschlichen Ich verstandene und verwirklichte Individualismus schliesslich alle Gemeinschaft unter den Menschen aufhebt. Wie könnte es auch anders sein bei einem Denken, das am besten noch durch folgenden Ausspruch eines Wortführers des wirtschaftlichen Liberalismus gekennzeichnet werden mag: «Der volkswirtschaftlichen Gemeinde ist jede Solidarität grundsätzlich fremd: Ein weiteres Recht als freien Zutritt zum Markte kann sie keinem gewähren, denn der Markt ist das einzig Gemeinschaftliche, das sie besitzt.»[2]) In welchem Vertrauen auf den Menschen und seine Kräfte, besonders auch auf das harmonische Zusammenspiel der verschiedenen Egoismen in diesem gesellschaftlichen System des Individualismus, wurde doch der Bau dieses babylonischen Turmes unternommen, — ist er aber nicht bereits aufs tiefste erschüttert, ja droht er mit seinem Fall nicht eine furchbare Verheerung auf Erden anzu-

[1]) Man denke nur an die Grundsätze, die Luther für den Kaufhandel aufstellte.

[2]) John Prince Smith um 1860 in Deutschland. Zitiert bei Philippovich «Die Entwicklung der wirtschaftspolitischen Ideen im 19. Jahrhundert».

richten, wie es ja beim Zusammensturz eines solchen Baues gar nicht anders möglich ist?

Einen zweiten babylonischen Turm hat der Liberalismus auf politischem Gebiet gebaut, wo er ganz auf Grund der Naturrechtslehren der Aufklärung, nach jenen Ideen einer natürlichen, der wahren Natur des Menschen angepassten Verfassung seinen liberalen Staat errichtete. Was der Liberalismus auf politischem Gebiet geleistet hat, wie er hier vor allem die grossen Individualrechte für den Menschen erobert hat, wurde schon erwähnt und es sei auch ob der Kritik nicht vergessen. Aber die tiefe Verirrung des Liberalismus macht sich hier doch allenthalben geltend. Ganz im Sinne der Aufklärung wurde beim Aufbau dieses vernunftgemässen Staates — vor allem in der französischen Revolution — alles negiert, was vor der Vernunft der Bauleute nicht bestehen konnte, und keine geschichtliche Tradition vermochte die rationalistische Konstruktion zu hemmen. Seine reinste Vertretung hat der politische Liberalismus in einem Robespierre und seinen Jakobinern gefunden. Die Jakobiner — wie übrigens auch die mehr wirtschaftlich interessierten Girondisten — sind einfach politische Logiker, scharfe Rationalisten, die vor keiner Konsequenz ihrer einmal aufgestellten Grundsätze zurückschrecken und ihre Negationsarbeit immer mehr durch die Guillotine zu furchtbarer Anschaulichkeit bringen. Dem Rationalismus dieser Politiker entspricht es auch, dass sie sich mit der proklamierten formalen Gleichheit, der Gleichheit aller vor dem Gesetz, begnügen und sich weiter nicht darüber beunruhigen, dass bei dieser Gleichheit die Freiheit der grossen Masse infolge der wirtschaftlichen Ungleichheit illusorisch bleibt. Trotz der schönen Parolen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit und aller Verkündigung der Menschenrechte sehen wir drum auch aus dieser ganzen Freiheitsbewegung nur wieder neue Herrschaft und Knechtschaft hervorwachsen: die menschliche Vernunft, die hier unbekümmert drauflos schaltet, kann eben ihr Menschliches nicht verleugnen: was das Individuum an Freiheit erkämpft gegenüber altem Zwang und alter Knechtschaft, das will es nur für sich und nie geht dieser Freiheitswille weiter als das eigene Interesse! Jene konsequente Vernunft vergisst immer wieder alle freiheitliche Konsequenz, um auf dem frei gewordenen Weg einfach das eigene Interesse zu verfolgen. Darin vor allem ist die

furchtbare Tragödie der französischen Revolution begründet, jenes trübe Schauspiel ihrer eigenen Selbstzersetzung und Selbstzerstörung. Es liegt auch im Wesen des Liberalismus begründet, was uns die Geschichte des Liberalismus immer wieder vor Augen führt — in der französischen Revolution wie in den liberalen Kämpfen des 19. Jahrhunderts — dass nämlich der Liberalismus immer mit der Proklamierung der Freiheit als Menschenrecht beginnt und sobald ihn die Freiheitsbewegung emporgehoben hat, bei der Freiheit als Klassenvorrecht stehen bleibt. Auch die ganze Entartung des Liberalismus, die wir jetzt vor Augen haben, ist keine zufällige: vielmehr wurde mit einer gewissen Notwendigkeit aus dem einstigen Liberalismus immer mehr jener «Freisinn», dessen hervorstechendes Merkmal es ja gerade ist, dass er keinen Sinn für Freiheit hat, der heute der eigentliche Träger aller Reaktion ist und mit tiefstem Misstrauen jedem Geltendmachen der Rechte und Freiheiten, die er einst erkämpft hatte, gegenübersteht, ja der diese Rechte und Freiheiten mit seiner Lex Häberlin oder seinem Gadient-Prozess — um nur diese Symptome zu nennen — mit Füssen tritt und dafür all sein Vertrauen auf die einst bekämpfte Staatsabsolutheit und die Militärgewalt setzt. Gerade darin, dass der politische Liberalismus bei jener «Realpolitik» endet, die nur mit den irdischen Faktoren rechnet — mit der einzigen Triebkraft des Interesses, des «sacro egoismo» und dem ewigen Mittel der Gewalt — kommt das eigentliche, das gottlose Wesen des Liberalismus zum Ausdruck. Und keine Zeit hat es so furchtbar erfahren müssen wie die unsrige, wohin jene «Staatsraison» und die «Eigengesetzlichkeit des Staates», die an Stelle des Willens Gottes gesetzt wurden, die Völker schliesslich führen. Auch hier ist der einst so selbstgewiss und zuversichtlich unternommene Bau bereits im Zerfall begriffen: die innere Entwicklung des modernen Staates weist ein bedenkliches Zerbröckeln des einst so stolzen Baues auf und die Höhenkonkurrenz der verschiedenen Türme führte überhaupt zu einem katastrophalen Zusammenbruch dieses ganzen menschlichen Unternehmens.

Seine glänzendste Errungenschaft sieht der Liberalismus wohl in einem dritten babylonischen Turm: in seiner Weltanschauung und seiner ganzen Kultur. Ein paar Stichworte mögen zur Charakterisierung dieser Weltanschauung dienen. Dass ein strenger Ra-

t i o n a l i s m u s ihr zugrunde liegt, ist schon mit dem eigentlichen Nährboden dieser ganzen Denkweise, der Aufklärungsphilosophie, gegeben. Nur was vor der Vernunft, insbesondere auch vor der neuen Wissenschaft des modernen Menschen, standhält, kann in der Weltanschauung des Liberalismus, die ja eben «wissenschaftliche Weltanschauung» sein möchte, eine Stelle finden. Mag auch zeitweilig der ältere Liberalismus Anlehnung an den deutschen Idealismus gesucht haben, so macht sich doch immer mehr der M a t e r i a l i s m u s in jenem weiteren Sinne in ihm geltend, dass nur das in der Welt Gegebene, die irdischen, besonders die menschlichen Kräfte und Mächte, anerkannt werden, eine höhere naturüberlegene Welt und ihre Kundgebungen aber geleugnet werden. Der Fortschrittsglaube des Liberalismus, der sein eigentliches Evangelium, seine Religion geworden ist, gründet sich darum auf jenen E v o l u t i o n i s m u s, der nur eine i m m a n e n t e Entwicklung kennt, eine Entwicklung, die nur die Entfaltung des Gegebenen bedeutet, jedes Eingreifen höherer Mächte, jede Zielsetzung und Sinngebung von aussen und von oben aber ausschliesst. Es ist also ein Glaube mit bewusster Leugnung Gottes und als letztes Kennzeichen der liberalen Weltanschauung müssen wir auch — prinzipiell gesprochen — ihren A t h e i s m u s nennen.

Die K u l t u r, die sich über dieser Weltanschauung erhebt, ist eine Kultur o h n e G o t t, auferbaut auf dem Bestreben und der Fähigkeit, sich auf Erden möglichst gut einzurichten unter prinzipiellem Verzicht auf jede höhere Wahrheit und unter Preisgabe der biblischen Verheissung eines Reiches Gottes auf Erden. Zu dieser Kultur mag ja freilich eine gewisse Religiosität gehören, — sie wird aber immer auf eine Verklärung des Bestehenden hinauslaufen, auf die Weihe der Welt, so wie diese ist und wie sie sich nach dem Evangelium des Liberalismus in allmählichem Fortschritt immer mehr gestalten wird. Es ist wirklich n a t ü r l i c h e Religion, um diesen beliebten Begriff der Aufklärung in einem tiefen, vielsagenden Sinn zu nehmen: es ist eine Religion, die mit ihrem Glauben nicht über die Natur hinausgeht, vielmehr alles Uebernatürliche, Weltüberlegene leugnet, — eine Religion, die zwar irgend eine «Gottheit», ein «höchstes Wesen» lehren mag, da dieser Begriff sich ja nicht übel eignet als Schlusstein des ganzen menschlichen Gedankensystems und dafür sogar allerlei «Beweise» — mit Vorliebe der sog. physiko-theologische Gottes-

beweis — angeführt werden können, die aber jedenfalls den lebendigen Gott, der aus der Bibel zu uns redet, nicht kennt. Diese Religiosität des Liberalismus mag sogar, wenn sie nicht reine «natürliche Religion» nach dem Geschmack der Aufklärung bleiben will, eine positive Form annehmen und «liberales Christentum» werden: es ist dieses Christentum aber ebenso ein Christentum ohne Christus, wie jene natürliche Religion eine Religion ohne Gott ist. Denn der Christus dieses liberalen Christentums ist ganz auf jenes vernünftige menschliche Mass reduziert und in irdisch-menschliche Grenzen gewiesen, wie es der Rationalismus verlangt. Er darf nicht der Christus sein, der uns im Neuen Testament entgegentritt, sondern nur jener «historische Jesus», dessen Bild sorgfältig gereinigt wurde von allen Zügen einer höheren Sendung, jener «Nazarener», bei dem man derart die irdische Geburtsstätte hervorhebt, weil man die von der Bibel behauptete überirdische Herkunft — die übrigens nicht mit dem Dogma der jungfräulichen Geburt identifiziert zu werden braucht — nicht zugeben kann.[1]) Aber auch dieser Turm wankt bereits, seine Fundamente sind erschüttert, und als ein Erdbeben tut sich immer mehr die Wahrheit dessen kund, der durch all diese Türme aus seinem Himmel verdrängt werden sollte.

Gerade angesichts der liberalen Kultur und Weltanschauung wird uns aber auch deutlich, dass die Herrschaft des Liberalismus weiter reicht, als sein Name und auch dort noch sich geltend macht, wo wir sonst eher eine Ueberwindung des Liberalismus zu sehen gewohnt sind. Vor allem ist auch der Sozialismus, dieser mächtige Gegenschlag gegen den Liberalismus, immer noch im liberalen Geiste, in der ganzen unheilvollen Tendenz des Liberalismus befangen. Gewiss: gegenüber dem Liberalismus, der einseitig die Freiheit vertritt, betont er die von jenem vernachlässigte Gemeinschaft und stellt dem einsei-

[1]) Eine eingehendere Auseinandersetzung mit dem Liberalismus auf geistigem und speziell theologischem Gebiet findet sich in meinem Aufsatz über «Christus und unser Denken» im Dezemberheft 1920 der «Neuen Wege», auf die zur Ergänzung hingewiesen sei.

Die hier beurteilte Weltanschauung und Kultur des Liberalismus ist vielleicht am besten in D. Fr. Strauss' Buch über den «Alten und neuen Glauben» vertreten, wozu man aber gerade noch Nietzsches «Unzeitgemässe Betrachtung»: «David Strauss, der Bekenner und Schriftsteller», beiziehen mag.

tigen Individualismus eben seinen Sozialismus entgegen; und dass er derart über die Vereinzelung des Menschen hinausschaut und die Menschheit wieder als Gemeinschaft versteht, bringt ihn der Wahrheit, dem gottgewollten Zustand wesentlich näher. Aber, will nicht auch im Sozialismus der Mensch auf sich selbst gestellt sein, losgelöst vom Willen Gottes, und seine eigene Welt errichten? Gewiss, er hat jenen politischen Rationalismus überwunden und dem Freiheitsstreben dadurch, dass er die Gleichheit auch im wirtschaftlichen Leben geltend macht, eine realere Grundlage gegeben: aber, bedeutet nicht auch er wieder den Versuch, auf die menschliche Vernunft und Wissenschaft eine neue Ordnung zu gründen? Und unterstreicht nicht auch er dieses Menschliche, indem er ausdrücklich — darin gerade jenem wirtschaftlichen Liberalismus, den er doch überwinden will, verwandt — an das Interesse des Menschen appelliert, in den irdischen Bedürfnissen des Menschen die eigentlichen und einzigen Triebfedern für die Befreiung des Menschengeschlechtes sieht und bewusst auf die sittliche Begründung seiner Forderungen verzichtet? Die liberale Wissenschaft und Weltanschauung mit ihrem Rationalismus, Materialismus, Evolutionismus und Atheismus muss auch ihm dienen zur Begründung seiner Botschaft, sodass gerade durch die sozialistische Bewegung jene Weltanschauung mit ihrem Grundirrtum in die breiten Massen des Volkes hineingetragen worden ist. Gewiss, der Sozialismus führt einen gewaltigen Kampf gegen die Weltmächte, die unser Leben beherrschen, vor allem gegen die Herrschaft Mammons, — aber wozu will er diese Freiheit? Ist seine befreite Menschheit nicht eine Menschheit, die doch wieder nur aus sich selber und für sich selber lebt, die sich nährt von der verbotenen Frucht und damit gottgleich zu werden wähnt, die schliesslich den höchsten, gewaltigsten babylonischen Turm baut, mit dem es sicher gelingen soll, ohne Gott auf Erden glücklich und behaglich zu leben? Es ist derselbe Geist des Abfalls, den wir im Liberalismus erkannten, und gerade hieraus erklärt es sich, weshalb Dostojewsky seinen Kampf ganz besonders auch gegen den westlichen Sozialismus gerichtet hat. Wer könnte sich auch, zumal angesichts der Entwicklung dieses Sozialismus in Russland, der Wahrheit seines Wortes verschliessen, das uns jetzt wie der Ruf eines Propheten anmutet: «Sie denken alles ohne Christus gerecht aufzubauen, aber sie werden

damit enden, dass sie die Welt mit Blut überschwemmen!»[1]) Weil auch im Sozialismus jene falsche Einstellung, die mit dem Liberalismus aufkam, weiterlebt, deshalb treten auch bei ihm all jene Entartungen auf, die die Geschichte des Liberalismus kennzeichnen, und es hat seinen tiefen Grund und Sinn, dass der Sozialismus mit hineingerissen wurde in die Katastrophe des Liberalismus, statt dass er sich in dieser weltgeschichtlichen Stunde rettend hätte erheben können.

Die Entwicklung alles Liberalismus, des individualistischen wie des sozialistischen, lehrt uns so das Eine: wo man die Menschheit von den falschen Weltherrschaften befreien will, nur um statt dessen das Ich des Menschen zur Herrschaft zu bringen, da wird man, — so viel Recht und Wahrheit auch in jenen Befreiungen liegen mögen! — schliesslich doch nur noch tiefer unter die Herrschaft des Fürsten dieser Welt geraten. Wo man jedes warnende «esset nicht von diesem Baum!» missachtet und j e d e Abhängigkeit, j e d e Bindung an einen andern Willen, an einen andern Sinn, ein anderes Ziel, als das Ich des Menschen es bestimmt, verwirft, um auf Erden dazustehen «sicut deus», gleich wie Gott, — da wird schliesslich der S a t a n, der ja den Menschen in diese Versuchung führt, triumphieren! Und erleben wir denn jetzt, wo wir am Ende einer langen Entfaltung des Liberalismus stehen, nicht etwas von diesem Triumph des Satans? Statt einer befreiten Menschheit sehen wir eine furchtbare Steigerung der Herrschaft der Weltmächte, der gegenüber sich die liberalen Parolen höchst seltsam ausnehmen, — ja unsere Liberalen suchen selber Anlehnung bei den fragwürdigsten alten Gebilden, da ihnen nach ihren Negationen bei der eigenen Gottähnlichkeit doch bange geworden ist[1]) und von der ganzen Freiheitsleidenschaft aber ist kaum viel mehr übrig geblieben als jenes zügellose Sich-Ausleben, hinter dem ja nur die allerschlimmste Gebundenheit und Sklaverei steht. So ist gerade die Geschichte des Liberalismus zum Gericht desselben geworden.

* * *

[1]) Der Staretz Sossima in den «Karamasoff». Oder man nehme die Worte Schatoffs in den «Dämonen»: «Der Sozialismus muss schon seinem Wesen nach Atheismus sein, denn er verkündet gleich ausdrücklich und mit seinem ersten Satz, dass er seine Welt ausschliesslich auf Vernunft und Wissenschaft aufzubauen beabsichtigt.

[2]) Man denke z. B. an den Etatismus und Militarismus der liberalen Politiker und an die Wirklichkeit der liberalen Theologen.

Welches ist nun aber der Sinn dieses Gerichtes? Ist dieses Gericht des Liberalismus zugleich ein Gericht der Freiheit und alles Freiheitsstrebens der Menschen? Gibt es etwa jenem Konservatismus recht, von dessen Anklagen wir ausgegangen sind, und predigt es mit diesem die Rückkehr zu der alten Ordnung mit den alten Autoritäten? Gewiss nicht. Allem Konservatismus gegenüber wollen wir das grosse, das göttliche Recht der Freiheit betonen. Auf die Freiheit kann und wird der Mensch nie verzichten, und soweit der Liberalismus echte Freiheit bedeutet, werden wir auch an ihm festhalten. Nicht darum kann es sich jetzt handeln, dass wir uns nach der grossen Enttäuschung durch den Liberalismus in einen neuen Konservatismus zurückziehen, vielmehr einzig darum, dass wir nach einer Freiheit suchen, bei der doch die Bindung an Gott bestehen bleibt. Dass es eine solche Freiheit gibt, geht schon daraus hervor, dass ja nicht erst der Liberalismus die Freiheitsparole ausgegeben hat, sondern dieser Ruf nach Freiheit gerade dort am mächtigsten hervorgebrochen ist, wo die Bindung an Gott am tiefsten war. Tatsächlich begegnet uns der Freiheitsgeist nirgends so rein und so stark wie gerade in jenem Buche, das das herrlichste Zeugnis der vom Liberalismus geleugneten Welt Gottes enthält. «Zur Freiheit seid ihr berufen!» — dies Wort ist ein echtes Bibelwort, das überhaupt nur von dieser höheren Welt her in unsere Welt hineingerufen werden konnte. Diese Freiheit, zu der Gott uns beruft, ist freilich eine andere Freiheit als die des Liberalismus, als die Freiheit des Menschen, der nur Kind dieser Welt sein will, als die Freiheit des Sündenfalles, die schliesslich immer bei jenem libertinistischen «alles ist erlaubt!» landen wird. Es ist die Freiheit des Menschen, der nur Kind Gottes sein will, «die herrliche Freiheit der Kinder Gottes», von der der Apostel Paulus aus tiefem Erleben heraus redet. Nicht dort, wo der Mensch sich frei macht, um sein eigenes Ich, seinen eigenen Willen auszuleben, haben wir wahre Freiheit, nein, «wen der Herr frei macht, der ist frei!» Dort allein, wo Gott den Menschen befreit, wo er ihn löst von den Mächten dieser Welt und ihn bindet an seine Wahrheit, — da haben wir wahre Freiheit. Dort, wo der Mensch, von Gott ergriffen, nicht mehr sich sucht, sondern Gott angehören will, wo er nicht mehr trachtet nach den Reichen dieser Welt und ihren Gütern, sondern nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, da

wird er Freiheit erleben und da wird sich diese Freiheit gerade auch zeigen gegenüber den Mächten dieser Welt. Was der Liberalismus in seiner Auflehnung gegen falsche Bindungen des Menschen s u c h t e, das wird hier g e f u n d e n. Die wahren Rechte des Menschen, der wahre Individualismus, die Freiheit der Seele und des Gewissens — hier werden sie dem Menschen zuteil. Die an Gott Gebundenen sind die freiesten Menschen, denn: Deo servire libertas! Gerade weil Paulus sein Eigenleben drangegeben hat und es bei ihm jetzt heisst: «Ich lebe, doch nicht i c h, sondern Christus lebt in mir» — drum hat er jene herrliche Freiheit der Kinder Gottes erfahren. Und die Reformation wurde nicht dadurch schon zur herrlichen Freiheitsbewegung, dass sie den alten Zwang der Kirche abwarf, sondern vielmehr dadurch, dass ihr in neuem Erleben G o t t und nicht mehr bloss ein menschliches System zur Autorität geworden ist. Aus diesem Erleben heraus, aus dem neugewonnenen G l a u b e n konnte Luther ausrufen: «Der Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemand untertan.»

Hier haben wir die Quelle, von der ein Strom wirklicher Freiheit in die Welt ausgegangen ist. Auch was die Bewegung des Liberalismus an wirklicher Freiheit aufzuweisen hat, steht direkt oder indirekt in Verbindung mit dieser Quelle. So war ja gerade die R e f o r m a t i o n der Ausgangspunkt für alle tieferen Freiheitsbewegungen der Neuzeit. Wir können dieselbe nicht einfach n e b e n die Renaissance stellen als die e i n e Emanzipationsbewegung neben der anderen, — nein wir müssen sie derselben g e g e n ü b e r stellen als die Freiheitsbewegung des G o t t e s kindes gegenüber der Freiheitsbewegung des W e l t kindes. In beiden Bewegungen wird zwar das Recht und die Freiheit des Individuums geltend gemacht gegenüber der Herrschaft des mittelalterlichen Systems, aber während in der einen das Recht des Sich-Auslebens, die Freiheit des «alles ist erlaubt!» erstrebt wird, sucht die andere die «Freiheit eines Christenmenschen» und das Recht des Gewissens, allein Gott zu gehorchen. Und gerade die Entfaltung dieser beiden Freiheitsbewegungen, die auf der einen Seite einen Cesare Borgia, auf der andern einen Luther hervorbringt, kann uns anschaulich zeigen, wo der Mensch zur wahren Freiheit kommt. Dass neben der Renaissance damals die Reformation stand und dem Menschen, der die falsche Fessel von sich warf, die

wahre Bindung brachte, das allein bewirkte, dass aus der Auflösung der mittelalterlichen Welt nicht nur Willkür und Zügellosigkeit, sondern auch wirkliche Freiheit hervorging, — und das eben ist die Not und das Verhängnis unserer Zeit, dass sich neben dem negativen Liberalismus nicht eine starke Freiheitsbewegung jener andern positiven Art durchzusetzen vermochte, die in der Freiheit doch die höhere Bindung festhält, ja gerade aus jener höheren Bindung heraus die Freiheit gewinnt. Gänzlich fehlte es freilich nicht an solchem Freiheitsgeist: von der Reformation her wirkt dieser wahrhaft freie Geist weiter und im Zeitalter der Aufklärung und des Liberalismus begegnen wir nicht nur einem Voltaire, den Enzyklopädisten und den Männern des Systèm de la nature, sondern auch Kant und Fichte, die ja eben die sittliche Autonomie vertreten und ihre Freiheit im Glauben an eine naturüberlegene Welt verankern; oder wir finden auf mehr theologischem Boden nicht nur einen D. Fr. Strauss und die liberale Theologie, sondern auch Vinet und Kierkegaard.[1] Nur ist es das Verhängnis in der Geschichte des

[1] Mit Absicht nenne ich neben Vinet, diesem feinen Vertreter eines echten Liberalismus — dessen Absetzung durch die «Radikalen» übrigens auch als ein bedeutsames Symptom der weiteren Entwicklung und Entartung des Liberalismus erwähnt werden mag — auch Kierkegaard, der auf den ersten Blick doch das Gegenteil eines Liberalen und gar eines «liberalen Theologen» zu sein scheint. Bei ihm bricht aber gerade jene höhere Freiheit durch, auf die es ankommt und wenn er in seinem Kampf gegen jene neue Herrschaft eines starren Systems über den Menschen, zu der die Hegelsche Philosophie geworden war, mit Leidenschaft den Satz verficht: «die Subjektivität ist die Wahrheit» — so hat er damit gewiss dem Recht des Individualismus und Liberalismus einen klaren Ausdruck gegeben. Den echt liberalen Geist sehen wir aber auch in der Stellung, die diese beiden Vertreter der wahren, gottgewollten Freiheit gewissen Verkörperungen des Geistes dieser Welt gegenüber einnehmen: während unsere heutigen liberalen Theologen mitunter einem bedenklichen Götzendienst des Staates huldigen, hat Vinet gerade der Weltmacht des Staates gegenüber einen Freiheitskampf des Gotteskindes gekämpft; und während unsere liberalen Theologen ihren religiösen «Radikalismus» gewöhnlich mit einem merkwürdigen kirchlichen Konservatismus verbinden, zeigte Kierkegaard gegenüber der menschlichen Institution der Kirche eine geradezu unheimliche, tief beunruhigende Freiheit und führte gegen das, was nur menschlich in ihr war, einen heroischen Freiheitskampf. In dieser Freiheit gegenüber den Mächten dieser Welt, nicht aber in aller-

Liberalismus, dass dieser immer mehr den Zusammenhang mit dieser Freiheitsbewegung verloren hat, dass immer mehr der Einfluss des platten Aufklärungsdenkens und eines gröberen oder feineren Materialismus den eine Zeit lang spürbaren Einfluss des deutschen Idealismus verdrängte.

Aber auch auf politischem Gebiet macht sich die in der Reformation neu erschlossene Freiheitsquelle deutlich spürbar. Die tiefste Kraft der englischen Revolution stammt doch von der Reformation, insbesondere von Calvin her, und etwas von dem hier erwachten demokratischen Geist, der den wahren Wert des Einzelnen als Gotteskindes betonte, ist auch in der französischen Revolution neben dem negativen Aufklärungsgeist spürbar; um dieses Freiheitsgeistes willen haben sich Männer wie Fichte und Pestalozzi zu ihr bekannt. Aber auch im Sozialismus lebt ein gutes Stück echter Freiheitsbewegung, was wohl dort, wo der Marxismus nicht allbeherrschend aufgetreten ist, am deutlichsten zutage tritt. In allem Sozialismus äussert sich dieser Freiheitsgeist vor allem darin, dass er den Menschen von der Herrschaft der Weltmächte, inbesondere des Geldes, befreien will und ihm wieder den Glauben einhaucht, dass er zur Gestaltung der Welt berufen ist. Und wie der Liberalismus seine Ohnmacht am deutlichsten gegenüber diesen Weltmächten zeigt, so wird das ein Kennzeichen wahrer Freiheit sein, dass der Mensch in der Bindung an Gott wieder Mut und Kraft findet, gegen diese Mächte anzukämpfen und sich für einen Weltzustand einzusetzen, der dem Willen Gottes entspricht.

Am Schluss dieses Hinweises auf die Kundgebungen des wahren Freiheitsgeistes möchte ich nur noch den Mann nennen, der uns Christus und seine Wahrheit wie neu geschenkt hat und uns wieder auf das kommende Gottesreich hoffen lehrte, der uns ganz an Gott und

lei liberalen und radikalen Parolen muss sich der echte Freiheitsgeist zeigen! Und gerade in solcher Freiheit sollte insbesondere der Protestantismus gegenüber dem Katholizismus sein wahres freiheitliches Wesen zeigen, nicht aber in einem sehr fragwürdigen Bund mit allerlei «Liberalismus», — denn nur als echte Freiheitsbewegung vertritt der Protestantismus dem Katholizismus gegenüber ein höheres Recht, während er als «liberale» Bewegung tatsächlich von jenem Urteil getroffen wird, das der Katholizismus in seinem Kampf gegen den Liberalsmus auch gegen ihn richtet!

seine in Christus erschienene Wahrheit binden will und doch gerade dadurch für den einzelnen Menschen wie für die ganze Menschheit ein Führer zu neuer Freiheit werden kann: Blumhardt. Dass unter uns mit einem Male ein Aufhorchen auf die Predigt dieses Mannes anhebt, mag auch ein Zeichen sein, dass die Tage des Liberalismus gezählt sind! Nur müssen wir sehr dafür besorgt sein, dass wir uns durch ihn wirklich an Gott binden lassen, nicht aber aus seiner Wahrheit ein neues System, eine neue Orthodoxie und einen neuen Dogmatismus machen, womit die neu aufleuchtende Freiheit gleich wieder verloren ginge.

Bei Blumhardt finden wir das Wort: «Die Weltgeschichte, die Menschengeschichte, die Völkergeschichte muss in Jesu Hand kommen. Da muss es so kommen, dass die Menschen nicht mehr können, was sie wollen.» Es ist klar, dass Blumhardt gerade darin den Weg zur Freiheit sieht. In dem «Können, was sie wollen» lag ja eben der Sündenfall, der nur neue Knechtschaft, vor allem Bindung an das, was der Mensch will und begehrt, brachte. Erst wenn wir nicht mehr das können, was wir wollen, dafür aber das können, was Gott will, dann schlägt die Stunde der Befreiung. Es gilt, der Versuchung der Schlange zu widerstehen und um die Freiheit zu ringen, die Gott uns gibt, wenn wir uns seinem Willen unterordnen. Eden ist ja trotz des darüberstehenden Gottesgebotes ein Ort der Freiheit, — und dieses uns jetzt verschlossene Eden soll uns wieder geöffnet werden. In Christus ist der erschienen, der der Schlange der Versuchung den Kopf zertreten hat und mitten in der Welt des verlorenen Paradieses doch das Paradies dadurch wieder sichtbar werden liess, dass er ganz Gott untertan ward. Und dieser Christus will auch für uns der Weg zurück ins verlorene Paradies, der Weg vorwärts dem künftigen Gottesreich entgegen, werden, denn einzig in einer neuen Herrschaft Gottes auf Erden, wie er sie uns vor Augen gestellt hat, kann das Reich der Freiheit, zu dem wir berufen sind, sich entfalten. Darum muss das der Sinn alles unseres Freiheitsstrebens sein, dass wir selber und alles Menschenleben wieder frei werden für das Eine, dass Gottes Reich zu uns kommen kann.

R. Lejeune

# Zur Weltlage

**Einige Reisebilder.**

## 1. Deutschland.

### a) Gedanken am Wagenfenster.

Endlich, nach so vielen Jahren der physischen und moralischen Absperrung, fahre ich wieder einmal tief in das deutsche Land hinein, ja mitten hindurch, seiner ganzen Länge nach, Skandinavien entgegen. Es ist ein eigenes Gefühl. Wie hat dieses Deutschland meine Seele beschäftigt! Was für ein Problem, was für ein Kampf, was für eine Tragödie ist es mir gewesen! Es ist das neue Deutschland, das unerwartete, das problematische, der Gegenstand so vieler sich widersprechender Aussagen. Wie wird es sein? Nicht ohne etwas wie geistiges Herzklopfen betrete ich seinen Boden. Denn du hast ja dieses Deutschland bekämpft. Dieses Deutschland? — nein, dieses nicht, sondern jenes andere, nicht das neue, sondern das alte. Ja, aber welches davon ist nun das jetzige Deutschland? Wo ist das alte, wo das neue? Starke Spannung erfüllt meine Seele.

Inzwischen leuchtet die weite Rheinebene im Morgenschein auf. Jenseits liegt das Elsass unter grauem und blauem Morgengewölk, vom Frühnebel des Oktobertages zart verschleiert. Wir fahren am Isteiner Klotz vorbei. Einst lebte ich manches Jahr unter seinen Kanonen, geistig wie physisch; jetzt liegt sie in Trümmern, die furchtbare Trutzveste. Ists möglich? Welch ein Erdbeben muss das gewesen sein, das diese Riesenburg des Militarismus zersprengte! — Bald geht über den Bergen des Schwarzwaldes grossartig die Sonne auf, über dunklen Nebeln — ein Sinnbild der neuen Welt. Wir kommen dann nach und nach in die Riesenindustrie der Rheinlande hinein — Mannheim, Ludwigshafen, Darmstadt, Frankfurt! Werden diese Burgen auch gebrochen werden, vielleicht durch ein ähnliches Erdbeben? — Beim Sinken des Abends fahren wir durch Eisenach, später durch Erfurt und Weimar; dann grüssen die gewaltigen Leunawerke, um die der Kommunistenaufstand des Frühjahr 1921 tobte. Merkwürdig, als ich einst, von Jena aus, als froher Student, diese Gegenden durchzog, da lagen sie noch beinahe ganz im Frieden des alten Idylls, und jetzt sind sie Zentren der modernen Industrie — fast bin ich versucht

zu sagen: jetzt ist die Hölle der modernen Industrie über sie hereingebrochen. Darum sind sie auch zu einem Mittelpunkt des sozialen Bürgerkrieges geworden. In diesen Gegenden haben Studenten jene achtzehn unschuldigen Arbeiter meuchlings niedergeschossen, und in Marburg sind sie dann freigesprochen worden. Zu m e i n e n Zeiten tobte zwischen Marburg und Jena auch ein Krieg, aber nur ein theologischer, wenn auch mit aller rabies theologica geführter, der zwischen der Theologie von Ritschl, die in Marburg Professor Herrmann vertrat, und der von Lipsius, der in Jena unser Führer war. Ich versuche, die Verbindungsfäden zwischen einst und jetzt zu ziehen. Luther, du hast auf dieser Wartburg droben, die jetzt auf weite Fabrikgegenden herunterschaut und den sozialen Bürgerkrieg gesehen hat, den weltgeschichtlichen Kampf um das Heil deiner Seele geführt. Ich beuge mich davor in Ehrfurcht, aber eine Frage steigt mir trotzdem auf: «Besteht nicht zwischen deinem Seelenkampf und dem Kommunistenaufstand ein Zusammenhang? Ist dieser nicht gekommen, weil du zu sehr d e i n Heil gesucht hast und zu wenig Gottes Sache in der Welt und unter den Brüdern? Hättest du die Bauern besser verstanden und anders behandelt, läge heute nicht alles auch anders? Hätte dein deutsches Volk dann durch diese tiefen Wasser gehen müssen? Ich antworte nicht, ich frage bloss. Ich frage vor allem in Erfurt, der Stätte des Augustinerklosters; denn hier vor allem kämpftest du ja; die Wartburg sah mehr den Sieg. Und dann Weimar. Gibt es auch eine einfache Beziehung zwischen Goethe (nebst dem weimarischen Schiller) und dem neuesten deutschen Schicksal? Ist die starke Hinwendung zur ästhetischen und (bei Goethe) wissenschaftlichen Kultur, die doch das eigentliche Kennzeichen Weimars ist, ein Segen gewesen? Soll man sich darüber freuen, wenn im Briefwechsel der Dioskuren während einer Periode gewaltigster politischer Welterschütterung fast ausschliesslich künstlerische und etwa noch philosophische Probleme erörtert werden? Ist es so selbstverständlich, dass die Stimme des e t h i s c h e n P a t h o s wenigstens im grossen Stil während des neunzehnten Jahrhunderts nicht zum deutschen Volke gesprochen hat? War Weimar stark genug, um den neuen, riesigen, zum Teil furchtbaren sozialen Gewalten, die in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts auf die Bühne traten, Stand zu halten? War es nicht zu sehr auch Idealisierung und Verklärung der Welt, wie sie

dann freilich noch viel stärker von dem nahen Jena ausging, wo Fichte durch Schelling und Hegel abgelöst wurde?

Ich frage wieder bloss und antworte nicht; denn wer will das Geheimnis einer Volksart und Volksgeschichte ergründen?

## 2. Deutschlands Not.

Ich spähe aufs schärfste nach Zeichen des ganzen deutschen Zustandes aus. Wie steht es mit der deutschen Not? Sie tritt nicht krass hervor. Die Wagen sind sauber; der Dienst wickelt sich exakt ab. Immerhin, beim genauen Zusehen merkt man doch, dass das Material anders aussähe, wenn der Krieg nicht gewesen wäre. Das Gleiche gilt von der Kleidung. Sie ist meistens ganz ordentlich, auf den ersten Blick, aber wieder zeigt eine schärfere Beobachtung, dass eine gewisse Dürftigkeit vorherrscht, die oft genug, beim Proletariat und den ihm nahestehenden Schichten zur Abgerissenheit und tiefer hinuntersinkt. Welch eine Rolle spielt der alte Soldatenmantel! Das Aussehen verrät bei vielen den Mangel. Das deutsche Volk zeigte früher einen andern Typus. Sorgenvolle Frauen handhaben die Stricknadel. Andere verhandeln die Valutafragen. Von der vielgerühmten Pracht der Schaufenster sehe ich nicht so viel. Die Lebensmittelläden freilich sind reich ausgestattet, aber davor stehen oft genug Leute, denen man den Hunger und das Nichtkaufenkönnen nur zu gut ansieht. Das alles wird noch viel deutlicher, wenn man die Vergleichung mit der Schweiz oder gar mit Schweden vollzieht. Wie besonders hier in Schweden sofort alles so viel reicher, glänzender, behaglicher wird! Und auch die Haltung der Menschen sicherer, selbstbewusster, gesättigter. Es liegt eine stille Traurigkeit über dem deutschen Land. Wer irgend Sinn für die geistige Atmosphäre hat, muss das empfinden. Kaum irgendwo ein fröhlicher Lärm, wohl aber oft genug ganz deutlicher Kummer. Es ist ein verarmtes, schwer ringendes, geschlagenes Volk.[1])

## 3. Deutsche Art.

Es ist auch ein tief gutartiges Volk. Dass man sich über ein gewisses anmassendes oder taktloses Auftreten mancher deutscher Menschen

[1]) Einer unserer deutschen Freunde wird sich wohl in der nächsten Zeit in den Neuen Wegen genauer über diese Dinge äussern; ich wollte aber meinen Eindruck nicht verschweigen.

im Auslande gar viel ärgert und dass dies eine Quelle vieler Verstimmung gegen das ganze deutsche Volk ist, weiss man zur Genüge. Aber nun dieses Volk in Deutschland selbst! Es ist gar nicht besonders lärmend; es ist bescheiden, freundlich, höflich, gutmütig — dies alles bei weitem mehr als unsere Schweizer. Etwas tief Kindliches, das freilich allerwärts dem einfachen Volke eignet, scheint mir doch beim Deutschen besonders hervorzutreten. Ich habe diesmal freilich besonders die sächsische Art angetroffen, aber da ich durch ganz Deutschland gefahren bin, so gilt mein Eindruck doch auch für das ganze Volk.

Solche Beobachtungen wirken auf das Urteil über die deutsche Kriegsführung zurück. Dieses Volk ist als Ganzes nicht brutal, mögen auch zwischen einem Bayern und einem Sachsen oder zwischen einem Schwaben und einem Ostpreussen hierin bedeutende Unterschiede bestehen. Brutal sind seine militärischen und politischen Führer gewesen, wenigstens ein grosser Teil davon, aber eine deutsche Volksbrutalität hat es auch in diesem Kriege gewiss nicht gegeben. Darum bleiben wohl alle die Tatsachen bestehen, die sich uns als solche in langer und sorgfältiger Prüfung bewährt haben, aber sie müssen im Lichte dieser andern Tatsache, der durchgängigen Gutmütigkeit des einfachen deutschen Volkes, betrachtet werden. Das hat denn auch seine politischen Folgen! Und noch ein Zweites tritt an diesem Volke hervor. Es ist immer noch, oder auch, es ist wieder, das Volk des Idealismus, der geistigen Leidenschaft. Wenn wir da zwei Abende lang, einmal im Kreise von «Freunden der Neuen Wege» und dann in einer Versammlung kommunistischer proletarischer Jugend (nebst Zugewandten) stundenlang uns in die schwersten Kulturprobleme versenkten, wo ich im Zusammensein mit andern Gesinnungsverwandten und Freunden diese Luft lauterer Geistigkeit atmete, da musste ich mir sagen, dass das nun schon deutsche Art ist, nicht ein deutsches Monopol freilich, aber ein deutsches Merkmal. Das ist das alte Deutschland und zugleich das neue. Es ist vorhanden. Man muss es nur nicht am falschen Orte suchen.

Freilich, dieses Wesen ist gewiss durch die Not wachgerufen oder doch gesteigert worden; es ist eine Frucht des Leides und der Armut. Sollten wir aber darum diese Not weiter erhalten? Nein und zehnmal nein: es ist mir zum ergreifenden Erlebnis gewor-

den, was mir freilich schon vorher feststand, aber mehr als prinzipielle Erkenntnis: dass dieses Volk nun wahrhaft geschlagen genug ist, eine andere Behandlung heilige Pflicht ist, eine Fortsetzung der bisherigen schwere Sünde wäre.

Davon ein andermal mehr!

### 4. Die neue Welt.

Ein Hinterhaus einer Strasse im Zentrum von Leipzig. Es ist eine kommunistische Siedelung: Druckerei, Verlag, Verkauf von Wanderartikeln, Herstellung von kunstgewerblichen Gegenständen. Ausserhalb der Stadt Landparzellen. Der frühere Besitzer hat sein Geschäft seinen jungen Freunden abgetreten und lebt mit ihnen als Vater und Bruder zugleich. Es sind Angehörige einer besondern proletarischen Jugendorganisation. Hier sitzen wir auf Bänken, Tischen und Treppen, mit der proletarischen auch bürgerliche intellektuelle Jugend, dazu Aeltere, verhandeln die Gegenwart und Zukunft der Jugendbewegung und spüren, wie aus einem zum Geiste erwachenden Proletariat doch eine neue Kultur aufsteigt. Ein Stück neues Deutschland, aber vor allem ein Stück neue Welt.

Birkagarden in Stockholm, das Werk Doktor Beskows und seiner Mitarbeiter. Es ist Arbeiterhochschule und Settlement. Sechzig Arbeiter, alles Sozialdemokraten, Anarchisten, Kommunisten, machen hier am Tage ihren Volkshochschulkurs durch; am Abend füllen sich die Räume mit andern. Dazu kommen die Kinder, die Knaben, zur Hut, zur Beschäftigung mit allerlei Kunst und Handwerk. Tausend Menschen gehen in der Woche ein und aus. Diese Arbeiterhochschüler tauchen in Geschichte, Nationalökonomie, Literatur, Ethik ein, lernen den letzten Sinn der Arbeiterbewegung kennen. Freie junge Menschen voll geistiger Kraft. Und alle geschart um einen der edelsten Träger des Glaubens an das kommende Reich.

Es ist mehr neue Welt im Werden, ja schon da, als wir glauben. Darum Grüsse aus dem Norden an alle Freunde, auch von vielen verwandten Herzen!

Stockholm, Birkagarden, 8. Nov. 1922. L. R.

# Offener Brief an die Synoden der schweizerischen Staatskirchen

Am 11. Oktober 1922 hat das Militärgericht der 1. Divison, das in Lausanne tagte, über einen Schweizerbürger, Marcel Grand, geurteilt, der sich weigerte, vor der ärztlichen Rekrutenuntersuchungskommission zu erscheinen, da es ihm als Christ unmöglich sei, in irgend einer Form sich in die Miltärorganisation einordnen zu lassen. Die Verhandlungen brachten nichts zutage, das erlaubt hätte, an der Aufrichtigkeit Grands zu zweifeln. Er hat die Absicht, Missionar in Afrika zu werden. Seine Haltung war nicht nur bescheiden und höflich gegenüber dem Gerichtshof, sondern auch demütig angesichts der grossen Frage, in der sein Gewissen ihn zu einer andern Lösung führt als die Mehrzahl seiner Mitbürger. Er hat sein Bedauern ausgesprochen, dass er schon mit 20 Jahren sich darüber zu entscheiden habe, in einem Alter, wo das Urteil und die Erfahrung vielleicht noch nicht gereift sind, und er hat besonders die höhere Solidaritätspflicht betont, durch die er sich gegenüber den christlichen Dienstverweigerern anderer Länder gebunden fühlt. Männer wie Grand weigern sich aus Gewissenspflicht, auf Befehl ihrer Regierung zu töten oder das Morden vorzubereiten — selbst zum Schutze ihres Landes. Viele unserer Mitbürger fragen sich, ob dieses Gewissen erleuchtet sei oder nicht.

Das Militärgericht fand, es sei nicht seine Sache, diese Frage zu untersuchen und nahm einfach die zuerst vom Grossrichter und dann vom Auditor formulierte These an, nach der

> «es unstatthaft sei, dass ein Mann eher seinem persönlichen Gewissen gehorche als den Vorschriften des Staates.»

Im Urteil, das Grand zu drei Monaten Gefängnis und drei Jahren Einstellung in den bürgerlichen Rechten verurteilt,

> weigert sich das Gericht ausdrücklich, mildernde Umstände zuzugestehen.

Durch diese Weigerung geht das Gericht über die Bestimmungen des Art. 49 al. 5 der Bundesverfassung hinaus, welche festsetzt: «Die

Glaubensansichten entbinden nicht von der Erfüllung der bürgerlichen Pflichten.» Es ignoriert kurzerhand den immerhin möglichen Konflikt zwischen diesem Gesetz und dem evangelischen Gesetz, das vom Staate in der Institution der Staatskirche offiziell anerkannt wird, und spricht dadurch der in den Kirchen ausgegebenen feierlichen Weisung:

> *Du sollst Gott mehr gehorchen als den Menschen*

so vollkommen als nur möglich jede wirkliche Bedeutung ab.

Dieses Urteil ist von einem höheren Standpunkte aus eine ausgesprochene Rechtsverweigerung. Diese Rechtsverweigerung berechtigt zwar nicht zu einem Rekurs gegen das Gesetz, das sich selbst erhaben über alle andern Ordnungen erklärt; sie legt uns dagegen unbedingt die Pflicht auf, uns an Sie zu wenden, die Sie in unserem Lande die offiziellen Vertreter und Verteidiger des evangelischen Gesetzes sind.

In Erwägung, dass die vom Grossrichter und vom Auditor vertretene Auffassung

> die Verurteilung derjenigen Männer in sich schliesst, welche die christliche Kirche gründeten, indem sie bis in den Tod Widerstand leisteten gegen das Gesetz des Staates, das sie zum religiösen Opfer vor der Statue des Cäsaren zwingen wollte;
>
> dass sie ebenfalls diejenigen Männer verurteilt, welche die Kirche reformierten, indem sie ihrem Gewissen mehr gehorchten als den Obrigkeiten;
>
> dass sie im Grunde genommen alle grossen Gestalten der Geschichte verurteilt, welche, um eine neue Ordnung einzuführen, derjenigen sich widersetzten, die der Mehrzahl ihrer Mitbürger noch annehmbar erschien;
>
> dass diese Auffassung das Hauptorgan des sittlichen Lebens der Menschheit, das Gewissen, missachtet und zerstört,

bitten wir Sie:

1. Sie möchten den Behörden, welche beauftragt sind, das Gesetz des Staates anzuwenden, in Erinnerung rufen, dass auch sie unter einem höheren Gesetz stehen; besonders den Militärgerichtshöfen nahe legen, dass die offiziellen Lehren der Kirche wenigstens als

mildernde Umstände gelten sollen für Menschen, die in Konfliktfällen ihrem Gewissen in aller Aufrichtigkeit gehorchen.

2. Sie möchten mit Ihrer ganzen Autorität das Gesuch an die eidgenössischen Räte um Schaffung eines Zivildienstes unterstützen. Dieser Zivildienst soll Bürgern, deren Gewissen ihnen nicht mehr erlaubt, dem Heere anzugehören, Gelegenheit geben, für die Gemeinschaft einen unter Umständen längern und schwereren Dienst zu leisten. Er existiert bereits in den skandinavischen Ländern und wird in Holland vorbereitet. Grand hat ausdrücklich erklärt, dass er mit Freuden einen solchen Dienst leisten würde.

Im Vorstehenden muten wir Ihnen nicht zu, zu erklären, dass der Militärdienst auch Ihnen unvereinbar erscheine mit den Forderungen des christlichen Gewissens. Wir bitten Sie nur um Ihre offizielle Unterstützung der Gewissensfreiheit aufrichtig überzeugter Männer.

Um Ihnen die Dringlichkeit der von Grand betonten Solidaritätspflicht gegenüber den ausländischen Christen nahe zu legen, übermitteln wir Ihnen hiemit den Aufruf an die christlichen Kirchen aller Länder, der uns kürzlich von einer internationalen Bewegung für Völkerversöhnung zuging, welche ungefähr 10,000 Personen umfasst.

**Botschaft an die Kirchen und Christen aller Länder von der Bewegung für eine christliche Internationale.**

Ausgegangen vom Sonntagsberg im August 1922.

Brüder in Christo! Wir Angehörige von 20 Ländern und aus vielen Gemeinschaften, Griechischen, Römischen und Evangelischen, Staatskirchen und Freikirchen, fühlen uns gedrängt, uns im Namen Jesu Christi und der bedrängten Menschheit an euch zu wenden.

Bei unserer Zusammenkunft in Mitteleuropa, wo die Tragik des sogenannten Friedens fast grösser als die des Weltkrieges ist, sehen wir deutlich, wie furchtbar der Krieg seinen angeblichen Zweck, die Menschheit zu höherem Leben zu führen, verfehlt hat.

Wie kann die Kirche Segen und Harmonie bringen? Durch Verkündigung der Wahrheit und dienende Liebe.

Muss nicht die Kirche furchtlos aufrufen zu einer Politik völliger Vergebung gegen alle Feinde in Vergangenheit und Gegenwart?

Müssen wir nicht schliesslich sagen, dass alle Art Krieg dem Geiste

Christi entgegengesetzt ist und dass Jünger Christi sich niemals irgendwie daran beteiligen sollten? Sollte nicht eine neue Erkenntnis Gottes, wie Jesus ihn offenbart hat als den Vater, der jedes Kind liebt und seine Sonne aufgehen lässt über Gerechte und Ungerechte, zu diesem Ergebnis führen?Eine solche Erkenntnis Gottes ist nötig, um die Menschheit von Furcht und Hass zu erlösen und Kräfte des guten Willens, des Mitgefühls und der Hoffnung, frei zu machen.

Eine zu neuem Leben erwachte Kirche könnte mit Leichtigkeit der Welt den Frieden bringen. Wenn die Kirche ihre Glieder einmütig aufriefe zur Vergebung, zur Liebe und Zusammenarbeit im täglichen Leben, zur Verwerfung jedes Krieges, könnte dann noch ein Staatsmann die Völker zum Brudermord aufbieten?

Eine solche Kirche würde sicher die Achtung und Hingabe der Massen gewinnen und würde, getragen von ihrem Vertrauen, ihre Führerin werden bei der Schöpfung einer neuen Gesellschaftsordnung. Die Massen würden daran erkennen, dass die Kirche wirklich ihr Vertrauen verdiene, und dass der Weg Jesu auch der Welt von heute Heil und Rettung bringt.

Brüder in Christo! Sollten wir nicht demütig und tapfer diesen Weg jetzt gehen?

* * *

Es liegt an den Kirchen, die Hoffnung zu rechtfertigen, welche die Urheber dieses Aufrufes immer noch in sie setzen.

Indem ich diesen Brief schreibe, glaube ich, die übernommene Aufgabe, Grand vor dem Militärgericht und vor der öffentlichen Meinung zu verteidigen, bis zum Ende erfüllt zu haben. Ich hoffe von Herzen, dass diese gute Sache unter Ihnen berufenere Verteidiger finden werde und entbiete Ihnen meinen brüderlichen Gruss.

Pierre Cérésole

# Allerlei
# Schweizerisches und Unschweizerisches

Es ist in verschiedener Hinsicht ein betrübliches Schauspiel, das unsere Schweiz in der Nachkriegszeit bietet. Mit zum Betrüblichsten aber daran gehört die Art und Weise, wie sich unsere Militärs ge-

berden. Stünde man in der Zeitrechnung unmittelbar hinter dem Besuch des deutschen Kaisers, hätte man seit damals nicht einen Weltkrieg hinter sich, man könnte vielleicht manche Auslassungen dieser Herren als Anormitäten hereditärer Art betrachten. So aber muss man sich doch fragen, ob da nicht Schlimmeres vorliegt. Man lese in Heft 3/1922 der «Schweiz. Monatshefte für Politik und Kultur» folgenden Passus:

> «Die Pflege der Erinnerung an die grossen Taten und Leiden des Weltkrieges ist das Einzige, was der Seele die Kraft zum Durchhalten durch die Zeit der Schmach gibt. Solche Erinnerung konzentriert sich immer in einer bis zum Götzendienst sich steigernden Verehrung der Führer, unter denen man die Heldentaten verrichtet hat. Ob Hindenburg, Ludendorff oder Tirpitz die Verehrung gar nicht verdienen, tut nichts zur Sache. In der jetzigen Lage des deutschen Volkes darf kein einsichtiger, sein Vaterland liebender Deutscher ihm seine Götzen vom Altar herunter werfen.»

So schreibt Wille, General der schweizerischen Armee von 1914 bis 1918, in einem Verteidigungsartikel zugunsten von Ludendorff und gegen Prof. Delbrück, der es gewagt hatte, das Selbstporträt Ludendorffs etwas unter die Lupe zu nehmen. Man liest und staunt. Zu reden von den «grossen Taten des Weltkrieges», von der «Zeit der Schmach», in der wir offenbar jetzt leben, d. h. vor allem das deutsche Volk lebt, von den «Heldentaten» unter «grossen» Führern. Zu verlangen, dass man die Seele sich ruhig einspinnen lasse in die Erinnerung, selbst wenn sie den Charakter des Götzendienstes annehme, selbst wenn es die Götzen Ludendorff, Tirpitz, Hindenburg gar nicht verdienten. Und das alles aus der Feder nicht etwa eines eingefleischten Alldeutschen, nein, eines Schweizers, des schweizerischen Generals!

Man vergegenwärtige sich kurz die Situation. Ludendorff, der in geradezu unheilvoller Weise seine militärischen Macht-Gesichtspunkte den «schwächlichen» Politikern aufgezwungen hat, schreibt sein Selbstporträt. Prof. Delbrück, keineswegs ein prinzipieller Gegner militärischer-machtpolitischer Denkart, erlaubt sich, an diesem Gemälde einige Korrekturen anzubringen, da Herr Ludendorff, offenbar des Malens ungewohnt, die wohltätigen Schattenseiten an seinem

Selbstbildnis vergessen hatte. Diese Korrektur nun muss ausgerechnet «unser» General zum Gegenstand einer geharnischten Verteidigung Ludendorffs machen. Die Ehre Ludendorffs ist gefährdet, wer rettet sie? Ach, es findet sich in Deutschland kaum mehr eine Geistesgrösse, die sich dazu hergibt, zu empfindlich hat man die verderbliche Tätigkeit eines Ludendorff an seinem eigenen Leibe erfahren müssen. Das hat wohl General Wille selbst gefühlt, und darum — eilt er ritterlicherweise seinem Gesinnungsgenossen zu Hilfe. Und schämt sich nicht, päpstlicher als der Papst, «deutscher» als die Deutschen, verblendeter als die lange genug Verblendeten zu sein. Gewiss ein bemühendes Schauspiel — für alle aufrechten Deutschen! Wenn endlich, endlich der deutsche Wissenschaftl er kommt, der den militärischen Götzen anzutasten und ihm allerlei Kardinalfehler anzustreichen wagt, und wenn dann unversehens der brave Schweizer über die Grenzen hinüber seinen Schild über den allzulange Unversehrten hält und als Unparteiischer den armen Deutschen die Götzen wieder auf das Piedestal erhebt!

Nebenbei bemerkt, wenn unsere Genossen von der Linken einmal einen revolutionären Kerl (wie Ludendorff in seiner Art einer der schlimmsten war) über die Grenze hinüber zu decken wagten, was für ein Geschrei über die Ausländerei!

Und bedeutsamer: die Kriegstheologen sind von den Theologen, ihren Kollegen, nicht übe, eines Bessern belehrt worden. Wo sind die Militärs, die ihren Kollegen in die Schranken weisen? Es bleibt still unter ihnen! Während der Bundesrat selbst seine Bedenken, seine Missbilligung äussern musste über mehrere Stellen des Berichtes des Generals über die Mobilisationszeit, die sich zu den politischen Vorgängen des Auslandes äusserten, unsere Militär decken mit ihrem Stillschweigen den unschweizerischen Schritt des Generals.

Einige andere hübsche Gedankengänge des gleichen Artikels seien nur gestreift. Wille bezeichnet es als unumgänglich, dass Ludendorff in seinem Selbstporträt, d. h. in seiner Verteidigungsschrift Beschuldigungen gegen andere aussprechen musste. Wille ist der Ansicht, dass der «Feldherr sich überhaupt nicht bemühen» sollte, sein Denken und Handeln vor der Oeffentlichkeit zu rechtfertigen, um ein gerechtes Urteil über sich zu veranlassen. «Er überlässt es der Nach-

welt, das gerechte Urteil über ihn zu sprechen, das die Mitwelt nicht finden kann.» Das heisst, er zieht sich auf sein Landgut zurück, erwartet in Ruhe die Staatspension, und wenn sie nicht kommt, so hat er schliesslich auch sonst zu leben, und Feldherr war er ja zum Glück einmal. Da gefallen einem die japanischen Feldherren doch ungleich besser, die, wenn mit oder ohne Schuld ihrerseits eine Schlacht verloren ging, sich selbst das Leben nahmen, weil sie es nicht mehr für lebenswert hielten, wenn, wie Wille sagt, «das Vaterland in schwerem Ringen zusammengebrochen». Und besser gefällt einem der Kapitän, auch der deutschen Schiffe, der, wenn das Schiff zum Sinken gebracht wird, stolz mit untergeht. Ist so ein grosser Unterschied zwischen dem eigenen Schiff und dem grösseren Vaterland? Warum also sollen die Kapitäne heroische Leute sein, die Generäle aber privatisieren?

Dass Herr Wille sich bemüssigt fühlt, auf die Engländer loszuziehen, die «kalt wie die Hundeschnauze» seien, die nur einen Grundsatz kennen: Right or Wrong, my country, das sei nur nebenbei registriert. Man darfs ja nicht anders erwarten. Erklärlich wird diese abschätzige Bemerkung dadurch, dass Wille, um die Einmischung Ludendorffs in die Politik zu entschuldigen, bemerkt: «Uns Menschen ist es immer schwer, uns von der Denkweise zu befreien, in der wir aufgewachsen sind. Und gerade von dem, der die Eigenschaften zum Feldherrn hat, darf man nicht verlangen, dass er ihm unsympathisches Denken und Handeln als richtig anerkennt.» Man beachte die überlegene Logik des «Feldherren»: wer die Eigenschaften zum Feldherren hat, und es hat sie offenbar derjenige, der sich als Feldherr fühlt, der ist jeder Pflicht objektiven Urteilens enthoben, er darf sich durchaus von Sympathien und Antepathien leiten lassen. Darum aber soll er sich dann nur gleichwohl seine alten Tage nicht durch Gewissensbisse vergällen lassen! «Für das richtige Handeln im Kriege gibt es keine Rezepte. Aus dem eigenem Ingenium muss es erwachsen und dabei ist der Charakter das Entscheidende, der Verstand nur sein Diener.» Ganz einverstanden, wenn dieser Charakter dann auch charaktervoll genug ist, Irrtümer einzugestehen und ihrer Grösse gemäss zu büssen und nicht sich bequemerweise ins Privatleben zurückzuziehen, um einige Memoiren herauszugeben.

Immerhin erlaubt sich Wille nun selbst einige Kritik an der deut-

schen Kriegsführung, unter Brüdern ist das gestattet, nur nicht seitens einer so unkompetenten Persönlichkeit, wie Delbrück es ist, gegenüber einem geborenen Feldherren, wie ihn Ludendorff verkörpert. Wille bezeichnet als das Schlimmste das Abbrechen der Schlacht an der Marne. Es sei nur erklärlich durch die Knebelung der Tatkraft durch theoretisches Wissen. Auch wenn zugegeben werden müsse, dass «der deutsche Generalstab der höchststrebende der ganzen Welt war» (wie soll man dieses Werturteil verstehen? Vielleicht so, dass dieser Generalstab alles einstecken wollte, die andern nur gewisse bescheidenere strategische Sicherungszonen?), so müsse doch gesagt werden, dass der lange Friedensdienst die Möglichkeit, «Manneswesen» zu entwickeln, nur den subalternen Offizieren gegeben hatte. Bei der Weiterbildung der obern Führer sei das «Geistige» immer mehr in den Vordergrund getreten, d. h. sie hätten sich allzusehr nur mit theoretischen Kriegsspielen abgeben müssen und keine praktische Schulung mehr geniessen können. Wundervoll, wie hier das Wesen des Krieges mit kurzen Strichen geschildert ist. Es ist «kalte Entschlussfreudigkeit», es ist «Manneswesen», es darf nicht sein allzugrosse «Geistigkeit», «Wissenschaftlichkeit» der Kriegsführung. Gut, möge das immerhin gelten, damit aber ist doch endlich zugegeben, dass wir mit der Anerkennung dieses Wesens und seiner Pflege um kein Haar weiter sind als der Höhlenbewohner vor 10,000 Jahren schon war.

Mag es den Militärs wohl sein in solchen Höhlenbewohnergedanken, uns ist es leider nicht mehr wohl drin und wir möchten nachgerade gerne diesen kalten Kampfgeist entbehren und die Welt etwas freundlicher gestalten. Wir glauben weder an die kalte Hundeschnauz, noch mehr an Right or wrong, my country, wir glauben daran, dass unsere kleine Erdenwelt ein Haus werden will, in der die Welt als Familienglieder miteinander leben. Und darum halten wir ein solches Geschreibsel, wie es die «schweizerische» Zeitschrift für Politik und Kultur aus der Feder des Generals Wille bringt, für sinnlos, ja für verderblich.

K. S.

# Rundschau

**Vom Sonntagsberg.** [1]) Einen schöneren Platz konnte die Leitung der «Christlichen Internationale» für ihren diesjährigen Kongress vom 7. bis 14. August kaum finden als dieses gesegnete Stück Erde am Eingang in die niederösterreichischen Alpen. Ich hatte 1914 das letzte Mal in der Schweiz die Welt der Felsenhäupter und Firnen in strahlendem Sonnenglanze gesehen. Das war beim Scheiden gewesen, in den Tagen der Kriegserklärung, die die Völker in wildem Schrecken auseinanderriss und in ein wahnsinniges Geschehen hineinjagte. Ich werde mein Lebenlang die Nachtphantasie nicht vergessen, die mich damals verfolgte, als ich, die heisse Stirn ans kühle Fenster des Schnellzuges gelegt, der mich nach Deutschland zurückbrachte, ins Dunkel hinausstarrte: Rasende Schnellzüge in allen Ländern, gestopft voll Menschen, fliehend von den Stätten, an denen sie mit Menschen anderer Zunge friedlich zusammen gelebt hatten, um dann wieder uniformiert zu den wilden Massen zusammengeballt an die Grenzen gebracht zu werden, gegen einander anzuprallen und sich vernichten zu lassen. Grauenhaftes Spiel entfesselter dämonischer Gewalten. —

Und nun trug mich am 3. August nach acht Jahren schweren und schwersten Erlebens der Schnellzug zum ersten Mal wieder den Bergen entgegen, und ich schaute am Spätnachmittag vom Sonntagsberg in eine herrliche Welt, die sich in hellem Blau aufbaute, Berg hinter Berg, Bergzug hinter Bergzug, graue Felsenwände und weisse Firnspitzen am Horizonte. Und nach Norden weithin eine fruchtbare Ebene mit Städtchen, Dörfern und den schweren Dächern einzelner Gehöfte, im Nebel dunkler Waldgebirge mit dem blaugrauen Himmel in eins zerrinnend. Wie trank das Auge voll Wonne die Fülle des Lichtes und der Farben, und wie weitete sich das Herz und zog alles hinein in sein liebendes Umarmen: den Habicht, der ruhevoll seine Kreise zog, die zerzauste Wetterfichte auf felsiger Höhe, das Blümchen am Wegrand, das Zicklein auf der Weide, und späterhin, während der acht Tage des Höhenlebens hier oben, den wilden Föhnsturm, der in silberklarer Vollmondnacht den Berg umbrauste, den Blitz aus schwarzer Wolke, den Nebel über den Tälern, die Sonne, die Sterne. — Ob der wundervolle Sonnengesang des heiligen Franz, den ein junger italienischer Freund uns dort oben in seiner einschmeichelnden, melodischen Muttersprache vortrug, uns anderwärts wohl auch so gepackt hätte? Wie oft hatte ich ihn schon gelesen und glaubte, ihn auch mitempfunden zu haben; aber hier ergriff es mich mit Urgewalt: «Preis dir, o Gott, durch alle deine Geschöpfe, unsere Brüder und Schwestern, Abbilder von dir Allerhöchster!»

Wo die ganze Natur so zum tiefsten Mitfühlen mit aller Kreatur und zu jubelnder Dankbarkeit aufrief, war wahrlich ein günstiger Boden für ein rechtes Zusammenleben mit Menschenbrüdern und Schwestern. Es waren etwa 150 Männer und Frauen aus den verschiedensten Ländern dort oben zusammengekommen: aus Amerika, Grossbritannien und Irland, Deutschland und Oesterreich, — aus diesen Ländern stammte die Mehrzahl — Dänemark, Niederlande, Belgien, Frankreich, Schweiz, Italien, Tschechoslowakei, Ungarn, Bulgarien, Russland, Armenien, Indien — man verzeihe mir, wenn ich ein Land übersehen habe. Den verschiedensten Religionen, Konfessionen und Kirchen gehörten sie an. Da waren römische und griechische Katholi-

[1]) Vergl. Neue Wege, Jahrg. 16, Heft 6, Rundschau: Das neue Oesterreich. Dazu Heft 7/8 Rundschau.

ken, Protestanten aller Richtungen, Lutheraner, Anglikaner, Calvinisten, Methodisten, Presbyterianer, Herrnhuter, Quäker und andere Sekten, Strenggläubige und Moderntheologische, auch Konfessionslose und Nichtchristen wie die beiden Freunde aus Indien. Die verschiedensten Stände und Berufe waren beieinander: Pfarrer, Professoren, Lehrer, Aerzte, Schriftsteller, Studenten, Siedler, Gewerkschaftsbeamte, Industriearbeiter. Auch die Kleidung ergab ein buntgemischtes Bild: der schwarze, zugeknöpfte Pfarrerrock neben franziskanischem Barfüsslertum, der neueste amerikanische Gesellschaftsanzug neben deutscher Wandervogeltracht. Verschieden war das Alter: Männer und Frauen im weissen Haar neben jungem Blut, das eben anfängt, den Lebenskampf zu kämpfen; verschieden die Charaktere: heissblütig der Süden, schwer und ernst der Norden, praktisch und klar Amerika, gefühlsbetont die europäische Mitte. Man wirft dem Internationalismus so gern vor, dass er die Menschen zu einem gleichförmigen Brei verschmelze. In der Gesellschaft auf dem Sonntagsberg war davon nichts zu spüren, aber eines berührte mich vom ersten Augenblicke an mit stärkster Kraft: das Gefühl der Bruderschaft. Die Menschenfamilie war Wirklichkeit. Sie umschloss die Verschiedenartigkeiten und freute sich dieses Reichtums der Formen. Umschloss sie durch das Bewusstsein der Einheit im göttlichen Geist. Er war wie ein Stück Gottesreich auf Erden, denn es war Vertrauen und Rücksicht und gegenseitige Hilfe und Wille zur Gerechtigkeit; und wenn es auch einmal in den acht Tagen zu einer kleinen peinlichen Szene kam, so wurde doch gerade da die Kraft des Geistes am deutlichsten spürbar, des Geistes, der Schuld bekennt und verzeiht, der jeden zu gründlichster Bussemetanoia, Umdenken, Anderswerden aufruft, umschafft, vom Ichkrampf befreit und die Menschen im Innersten eint.

Es war eigentlich nur e i n Hindernis zwischen all den Menschen, für die einen grösser, für die andern geringer, aber doch für jeden irgendwie vorhanden. Das war die Verschiedenartigkeit der Sprache. Wenngleich auch Augenblicke waren, die an die Erzählung der Apostelgeschichte erinnerten, wo jeder eine andere Sprache sprach und doch alle verstanden, so war die Vielheit der Zungen doch oft wirklich eine Schwierigkeit und eine Not. Es wurde in den allgemeinen Versammlungen in der Regel nur auf Deutsch und Englisch verhandelt, aber alle erkannten die dringende Notwendigkeit einer internationalen Verständigungssprache und damit die Verpflichtung, Esperanto zu lernen. Wieviel Zeit hätten wir zum persönlichen Austausch oder zur gründlicheren Behandlung der internationalen Fragen gehabt, wenn alles, was gesagt wurde, lediglich einmal in Esperanto hätte übersetzt werden müssen, um allen verständlich zu sein. Wieviel Missverständnisse und Aneinandervorbeireden wäre dadurch vielleicht auch vermieden worden. Im französich-englisch-deutschen Kulturkreis mag man unter «Gebildeten» mit diesen drei Sprachen auskommen. Je mehr wir aber die Verbindung mit dem Osten suchen und mit der Arbeiterschaft aller Länder, um so notwendiger wird die Weltverständigungssprache.[1])

Ohne den Brudergeist keine Völkerfamilie, aber man soll auch die materiellen Verhältnisse nicht verachten und soll danach trachten, dem Geist einen günstigen Boden für seine Enfaltung zu verschaffen. Gott dienen, heisst den Geist in der Materie zur Offenbarung bringen. Das war auf dem Sonntagsberg in hervorragendem Masse geschehen.

[1]) Anmerkung der Redaktion: Wir dürfen uns vielleicht die Bemerkung erlauben, dass uns anstelle einer fabrizierten eine gewachsene Sprache, am ehesten das Englische, als Weltsprache viel empfehlenswerter erscheint. R.

Neben einer grossen Wallfahrtskirche mit Pfarrhaus und einigen andern Gebäuden steht dort oben ein altes Berghotel. Das hat die «Christokratische Studentenvereinigung» Oesterreichs erworben und daraus ein Jugendheim gemacht. Dies Heim stand uns mit allen seinen Räumen offen. In hellen, luftigen Zimmern mit schlichten, sauberen Betten wohnten wir, drei, vier beisammen; alle Mahlzeiten vereinigten uns zu bestimmter Stunde; dazwischen tagen die Versammlungen im grossen Musik- und Tagesraum. Wie wohltuend war die Sauberkeit, Ordnung und Pünktlichkeit des Lebens, dazu die stille, immer freundliche Art, mit der unsere jungen österreichischen Christokraten den Dienst im Hause und bei Tisch versahen. Es gibt eine gewisse Christlichkeit, die tut sich in ihrem Eifer gegen das Organisieren, das ja allerdings den Geist leicht töten kann (bei den Deutschen ist solcher Eifer auf Grund der Erfahrungen des letzten halben Jahrhunderts vielleicht noch am meisten zu verstehen) richtig etwas darauf zugute, in Passivität und Gleichgültigkeit gegenüber den äusseren Dingen alles «werden», d. h. aber in Wirklichkeit in den meisten Fällen drüber und drunter gehn zu lassen. Wie viele Siedlungen sind schon an solchem «unpraktischen» Wesen zerbrochen! Ich möchte deshalb der Kongressleitung, die das Notwendige — nur das, aber das auch wirklich gründlich — vorbereitet hatte, und der österreichischen Freunde wegen der vorbildlichen Art, wie sie die gewiss nicht leichte Aufgabe, uns zu beherbergen, lösten, hier ganz besonders gedenken. Dass rechte Organisation Hilfe ist, zeigte der Sonntagsberg so deutlich. Es war hier etwas vom besten Geiste Calvins und des Puritanismus zu verspüren. Er machte uns das Haus zum Heim, in dem die christliche Familie sich auch wahrhaft heimisch fühlen konnte. Wäre es anders gewesen, hätten wir wohl nicht so lebhaft den Wunsch geäussert, wieder und vielleicht gar regelmässig dort etwa zu einer Ferienschule oder sonst vereinigt zu werden.

Das gemeinsame Leben, dünkt mich, war das Wertvollste an der Tagung. Die Oertlichkeit machte ein Auseinanderfallen fast zur Unmöglichkeit. Auch gab das etwas reichliche Verhandlungsprogramm kaum Zeit zu mehr als nur kleinen Spaziergängen in die nächste Umgebung. Die Hauptzeit des Tages war mit Arbeit angefüllt in Voll- und Gruppenversammlungen. Es liegt auf der Hand, dass in einer so bunt zusammengesetzten Gesellschaft aus so verschiedenartigen Erfahrungskreisen die Verhandlungen oft auch ein recht buntes Hin und Her ergaben, und keineswegs immer klare und einheitliche Ergebnisse erzielt werden konnten. Das war aber schliesslich auch gar nicht das Ziel, dass wir etwa ein christlich-internationales Programm von dogmatischer Bedeutung finden mochten. Programme töten und vergewaltigen zu leicht. Der Wert unserer Verhandlungen lag darin, dass wir uns bemühten, auch die andere Meinung zu verstehen und ihr gerecht zu werden, und dass wir uns das christliche Gewissen schärften. Wie erfrischend war z. B. bei der Behandlung der Luxusfrage im Zusammenhang mit dem Eigentumsproblem der Appell der österreichischen Freunde gegen Alkohol und Nikotin! Er kam heraus aus tiefstem Jammer um ihr Volk, das, äusserlich verarmt, sich noch um den letzten Rest seiner innern Kraft durch den Hang zum Alkohol und Tabakgenuss betrügt. Man machte aber kein Dogma der Alkohol- und Tabakenthaltsamkeit aus diesem Appell. Und doch glaube ich beobachtet zu haben, dass manchem dadurch die reine Freude an seiner Zigarette gestört war und er sie ungeraucht in der Tasche liess. Innerlich muss die Verpflichtung gefühlt werden. Daher Freiheit lassen, aber die Gewissen schärfen! Alles ist euer, — ihr aber seid Christi, sagt der Apostel. Der zweite Satz schränkt den ersten ein: nichts ist euer, das gegen die Liebe geht. Diese

muss natürlich erst im Herzen lebendig geworden sein. Sie lässt sich aber nicht befehlen.

Es wurde zu Beginn der Tagung über die innern Kräfte der Bewegung für eine christliche Internationale gesprochen, die negativ eine Reaktion gegen den Krieg und alle Gewaltmethoden ist, positiv aber vom Glauben an den lebendigen Gott lebt; an den Geist, der in schöpferischer Tat die ganze Welt umgestaltet, nicht nur die Beziehungen der Völker zueinander, sondern ebenso das soziale Leben in den Völkern, das häusliche der Familien, und das ganz persönliche jedes Einzelnen; an den Geist der Reinheit, Gerechtigkeit, Achtung, der Liebe, der Gemeinschaft. Dieser Geist ist nicht an Länder und Kirchen gebunden. Er wurde vom nichtchristlichen Inder ebenso als die tiefste Weltwirklichkeit betont wie vom protestantischen Amerikaner, vom Anhänger des Bahaismus wie dem der katholischen Internationale. Wir hörten, wie die Bewegung in den verschiedenen Ländern um sich greift und sich mancherlei Organe schafft, der Volksart und der Geschichte der Länder entsprechend, hier frisch und erfolgreich, dort wieder schwer ringend mit den alten Mächten des Egoismus, der Brutalität, des Unverstandes und der Verirrung, der Gleichgültigkeit und Faulheit. Wir sahen vor allen Dingen auch im Osten verheissungsvolles Licht aufleuchten, in Japan und China und namentlich in der Gandhibewegung Indiens. Die Neuen Wege werden sich vielleicht einmal in einem besonderen Aufsatz mit ihr zu beschäftigen haben, so dass ich mich mit diesem kurzen Hinweis begnügen kann.[1])

Es würde zu weit führen und doch kein rechtes anschauliches Bild geben, wollte ich zu jeder der einzelnen Fragen, die wir verhandelten, nachdem sie zumeist in Gruppenbesprechungen vorbereitet worden waren, auch nur wenige Worte sagen. Wir sprachen über den Staat und dei Einzelnen, über die Rassenfrage, über Privateigentum und Kommunismus, über Arbeits- und Arbeiterfragen, über die soziale und internationale Aufgabe der Kirchen, über Zivildienst, Militärdienst und Kriegsdienst, über eine Schulerziehung im neuen Geist. Immer und immer wieder kam es bei diesen Besprechungen zum Ausdruck, dass alle diese Fragen letztlich in der Erziehungsfrage verankert sind. Die besten sozialen Institutionen, Staatsformen, Industrieeinrichtungen werden sabotiert durch den alten egozentrischen Geist. Schafft neue Menschen, die sich brüderlich zueinander einstellen! — auf diese Forderung sind wir immer wieder gestossen. Von dieser Basis der Bruderschaft und Gotteskindschaft und Einheit von Gott und Menschheit aus lösen sich die staatlichen, wirtschaftlichen, industriellen, kirchlichen, schulischen Fragen ohne Schwierigkeit. Wir wissen freilich, wie uns der alte Mensch anhängt und immer wieder neue Lebensanfänge stört. Aber wir sehen den rechten Weg und glauben ihn und wagen ihn und helfen uns gegenseitig, dass wir nicht müde werden auf ihm. Aus dieser Erkenntnis heraus, wie wichtig die gegenseitige Hilfe bei der Arbeit um eine neue Welt ist, haben sich die berufsmässigen Erzieher («Erzieher» im weiteren Sinne sind ja alle, vor allem die Mütter!) zu einer Gruppe zusammengeschlossen, die in Arbeitsgemeinschaft miteinander verbunden bleiben will.[1]) Ein sichtbares Ergebnis der Tagung, das freilich zunächst auch nur Sehnsucht und guter Wille ist und erst noch sichtbare Taten nach sich ziehen muss. Aber wir sind damit doch über das Stadium des blossen Redens einen guten Schritt hinausgekommen.

Der letzte Tag stellte uns vor die Frage, welches unsere allerdring-

[1]) Neue Wege, 16. Jahrg. 7/8 enthält ein Dokument aus dieser Bewegung.

[1]) Zentrale bei Lehrer Arthur Pfeiffer, Turmstrasse 15, Waldheim in Sachsen.

lichste praktischste Aufgabe in der nächsten Zeit sei. Es wurde mancherlei genannt: Hilfe für Russland, Hilfe für Armenien und für alle unterdrückten Minoritäten, praktische Beteiligung am Wiederaufbau Nordfrankreichs, wie es Freunde schon einmal versucht hatten, Bearbeitung von Presse und Zeitschriften durch ein zu gründendes internationales Korrespondenbüro, Einrichtung einer internationalen Bibliothek, von Ferienheimen, Stellenvermittlung, Konferenzen, Ferienschulen, Bildung von Reisegruppen, die die einzelnen Länder besuchen, Propagierung der Abstinenz, des Esperanto, und anderes mehr. Wir kamen zu keinem bestimmten Ergebnis. Wir sahen nur eben, wie gross und mannigfaltig die Aufgaben sind, und wie sie von jedem verlangen, dass er sich ganz mit allen Kräften für die grosse gemeinsame Sache einsetzt, wo auch immer er stehe. Aber wir hatten bei dieser Besprechung den Höhepunkt der Tagung — wenigstens für mich war es so, vielleicht auch für manchen andern. Das war, wie unser finnischer Freund Wegelius in so ergreifender Schlichtheit und mit so tiefem Ernst aus einer rechten Seelenangst heraus zu uns sprach: Christus steht mitten unter uns und wartet. Er hat viel Geduld. Er wartet ja schon Jahrhunderte und Jahrtausende. Er wartet heute auf uns besonders, dass wir uns anbieten zu seinem Werk. Das Gewissen der Menschheit sollte unsere Bewegung sein, insbesondere das des Völkerbundes. Christus wartet auf uns, — aber er wartet nicht in Ewigkeit. Wehe uns, wenn er an uns vorbei weitergeht zu andern! Denn getan werden muss seine Arbeit. Heute geht sein Ruf an uns und alle, die mit uns guten Willens sind. Dass wir ihn hören möchten!

Am Fusse des Sonntagsberges am Ufer des brausenden Ybbs hat sich die Neuzeit eingenistet. Kilometerlang erstrecken sich dort die Anlagen des Böhlerwerkes. Das raucht und hämmert und ist schmutzig und ein Durcheinander von Gebäuden aller Art, und die Menschen sind bleich und müden Auges und die Kinder so schmalwangig und elend. Ich durchwanderte das Tal, als ich vom Sonntagsberg Abschied genommen hatte. Ich gedenke auch dieses Erlebnisses mit Dankbarkeit. Es war ein rechter Abschluss dieser schönen Tage. Es formte sich mir das ganze Erleben nun zum Gleichnis göttlicher und menschlicher Beziehungen: Herunter vom Sonntagsberg in die Alltagswelt! Die geistige Heimat ist dort oben. Dort ist der Blick frei auf die Berge, von denen die Hilfe kommt. Dort ist Kraftquelle, ist seliges Nehmen, Haben und Sein. — Aber unten sind die Menschenbrüder und -schwestern, die im Schatten wohnen. Dort ist unser Tagewerk.

W. Nestler

NB. Eine vom Sonntagsberg im August 1922 ausgegangene «Botschaft an die Kirchen und Christen aller Länder von der Bewegung für eine christliche Internationale» ist in dem «Offenen Brief» Cérésoles enthalten, den wir in diesem Hefte bringen.

**Vom deutschen Pazifistenkongress.** Ein sehr erfreuliches Symptom von dem unzweifelhaften stärkeren Ineinanderwachsen des Sozialismus und Pazifismus in Deutschland bot der Verlauf des Pazifistenkongresses, der mit der darauffolgenden Generalversammlung der deutschen Friedensgesellschaft soeben in Leipzig stattfand.

Obwohl es diesmal eine deutsche Tagung war, hatten wir doch die Freude, Delegierte aus den verschiedensten Ländern, England, Amerika, Neu-Seeland, Mexiko, Norwegen, Holland, etc. unter uns zu sehen, von denen der Engländer James Hudson aus Manchester eines der meist beachteten Referate über «Kriegsdienstverweigerung und Generalstreik» hielt. Dieses stärkere Ineinanderwachsen von Pazifismus und Sozialismus, Demokratie und Arbeiterschaft Deutschlands auf der anderen Seite ist dadurch besonders

charakterisiert, dass die Friedensbewegung bis zum Ausbruch des Krieges in Deutschland fast lediglich durch einige bürgerliche Demokraten im Sinne eines organisatorischen Pazifismus, der Schiedsgericht und Völkerbund verlangt, repräsentiert war.

Der Sozialismus hat in Deutschland bis zum Kriege immer die Auffassung vertreten, dass mit der Erreichung seiner Ziele sich alles andere von selbst ergäbe: daher brauche für den Gedanken des Pazifismus an sich keine besondere Arbeit geleistet zu werden.

Die Erfahrungen des Weltkrieges, dem gegenüber in den meisten Ländern die sozialistische Internationale fast mehr versagte als die pazifistische Internationale, haben wohl doch auch hier zu einer Revision der Auffassungen geführt.

In Deutschland jedenfalls setzte, nachdem während des Krieges die «Schuldfrage» eine ausserordentliche Rolle gespielt hatte, dann eine Entwicklung ein, die die deutsche Friedensbewegung zunächst in zwei Hauptrichtungen spaltete. In diejenigen, die unbekümmert um alle Erfahrungen und Erlebnisse der Weltkriegskatastrophe da wieder weiter spannen, wo sie am 1. August 1914 notgedrungen aufgehört hatten, die ihre ganze Kraft nur auf die Organisierung von schiedsgerichtlichen Institutionen etc. legten. Während bei dem anderen Teil der Pazifisten die Erlebnisse so stark und tief gewirkt haben, dass sie nun für notwendig halten, dass jeder Einzelne fortan sich seiner Verantwortlichkeit für den Krieg bewusst werde, dass er durch Nichtteilnahme an ihm ihn von vornherein unmöglich machen soll, wie es in England und Amerika die Conscientious Objectors schon mit vorbildlichem Heroismus getan haben.

Diese selbe Schicht erkannte aber zugleich, dass es nicht genügt, den Krieg als ein Verbrechen gegen die Menschheit zu verurteilen, sondern dass es zugleich nötig ist, seine Ursachen zu beseitigen. Wodurch sie selbstverständlich zu der Forderung kamen, auch die Gegensätze der Klassen und Nationen zu bekämpfen, sowie das gegenwärtige Produktionssystem, das auf Profitwirtschaft anstatt auf Bedarfswirtschaft beruht.

Ebenso glauben sie auch die falsche Auffassung des Staates als eines Götzen bekämpfen und der Erkenntnis zum Sieg verhelfen zu müssen, die allein ein gesundes Gemeinschaftsleben schaffen kann: «Der Staat ist um des Menschen willen da und nicht der Mensch um des Staates willen.»

Die Anerkennung der Heiligkeit des menschlichen Lebens, der menschlichen Persönlichkeit soll das Grundgesetz der menschlichen Gesellschaft werden.

Diese Auffassung führt in ihren Konsequenzen zu einer dem Gemeinwohl wie dem Individuum dienenden Auffassung, zum Sozialismus, wenn auch vielleicht nicht zum Marxismus. Die immer stärkere Gewinnung unserer Mitglieder für diese Auffassung führte daher in den letzten Jahren zu einem stärkeren Gegensatz zwischen den mehr bürgerlich gerichteten Demokraten und den mehr sozialistisch gerichteten Radikalen, die entweder einer der sozialistischen Parteien oder keiner Partei angehörten.

Die internationale Konferenz in Bilthoven der Internationale der Dienstverweigerer Ostern 1921, die ein diesen Ideen entsprechendes Programm schuf, und der ihr nachfolgende Internationale antimilitaristische Kongress im Haag, der den Generalstreik bei Kriegsausbruch forderte, zeigte, dass diese Bewegung nicht nur in Deutschland, sondern parallel in fast allen Kulturländern vor sich geht.

Diese internationalen Aktionen sind erfreulicherweise nicht ohne Einfluss geblieben.

Im Herbt vorigen Jahres in Amsterdam, dann noch klarer und deutlicher im April d. J. in Rom, hat auch die doch ihrem Wesen nach ziemlich konservative Gewerkschaftsinternationale sich zu der Auffassung bekannt: «dass die or-

ganisierten Arbeiter die Pflicht haben, allen in Zukunft drohenden Kriegen mit allen der Arbeiterbewegung zur Verfügung stehenden Mitteln entgegenzuwirken und den tatsächlichen Ausbruch eines Krieges durch die Proklamierung und Durchführung eines internationalen Generalstreikes zu verhindern».

Die Bedeutung dieser öffentlichen Proklamation braucht man nicht zu überschätzen. Aber man darf und muss sie doch als ein bedeutsames Symptom in dem Kampf gegen den organisierten Mord ansehen, wenn man sich erinnert, dass vor dem Weltkrieg ein solcher Beschluss zwar schon einige Male auf den internationalen sozialistischen Kongressen 1868/1891 gefordert, aber bisher immer abgelehnt worden ist.

Nun ist es uns gelungen, auf dem deutschen Pazifistenkongress diese Probleme in ihrem ganzen Umfang in den Mittelpunkt der Tagung zu stellen. Die Erkenntnis, dass es nicht genügt, am Tage des Kriegsausbruches eine Resolution gegen den Krieg zu fassen, über die dann die Macht der Tatsachen einfach hinwegschreitet, muss in mühseliger jahrelanger Arbeit zu einer Selbstverständlichkeit werden. Die Arbeiterschaft muss auch allmählich dazu erzogen werden, nicht mehr in all den Berufen tätig zu sein, die auf die Vernichtung von menschlichem Leben ausdrücklich ausgehen: sie darf nicht länger mehr selbst den Krieg mit vorbereiten helfen.

Die Erkenntnis, dass hier die Zusammenarbeit und Aktivität aller Schaffenden, aller Hand- und Kopfarbeiter notwendig ist, ist erfreulicherweise so gewachsen, dass unserem Ruf die Vertreter der Gewerkschaften gefolgt sind.

Neben dem Vertreter der individuellen Dienstverweigerer, James Hudson, Manchester, waren als Referenten über das Problem des Generalstreiks Fimmen oder Oudegeest vorgesehen, die nur leider im letzten Augenblick verhindert waren. Dafür sprach der deutsche Gewerkschaftsvertreter Dissmann (U. S. P.) völlig in unserem Sinne, während allerdings Grassmann mit grösserer Skepsis und Zurückhaltung die Möglichkeit des Generalstreiks ins Auge fasste.

Als ein erfreulicher Erfolg darf es angesehen werden, dass der Kongress sowohl wie die Friedensgesellschaft mit grosser Majorität die folgende Resolution annahm:

«Der Kongress erblickt eines der vornehmsten Prinzipien jeder staatlichen und internationalen Gesetzgebung in der grundsätzlichen Festilegung des Rechts des Einzelnen, frei über sein Leben zu verfügen.

In Bewunderung des heroischen Beispiels, das die Heeresdienstverweigerer vieler Länder, vor allem während des Krieges die Conscientious Objectors in England und Amerika gegeben haben, sieht der Kongress eine der vorzüglichsten Sicherungen gegen jeden Krieg in der Verweigerung der Gefolgschaft (Kriegsdienstverweigerung). Zugleich erklärt er sich für Unterstützung aller der Volkskreise, die die Notwendigkeit erkannt haben, den tatsächlichen Ausbruch eines Krieges durch die Proklamation und Durchführung eines internationalen Generalstreiks zu verhindern.

In diesem Sinne begrüsst der Kongress auch die Beschlüsse der Gewerkschaftsinternationale in Amsterdam und Rom.

Der Kongress spricht sich dafür aus, dass mit der Propaganda für Kriegsdienstverweigerung und Generalstreik jene für Unterlassung der Herstellung und der Transporte von Kriegsmaterial Hand in Hand geht.»

Das Verhältnis der Parteien zur Friedensbewegung wird in der folgenden Resolution zum Ausdruck gebracht:

«Die Deutsche Friedensgesellschaft kämpft für die endgültige Beseitigung des Krieges, als einer unsittlichen und unsinnigen Form der Auseinandersetzung zwischen Menschengruppen. Sie studiert die zu diesem Zwecke tauglichen Mittel,

propagiert sie und wendet sie selber nach Kräften an.

Ihre besondere politische Aufgabe verbietet der Deutschen Friedensgesellschaft, sich einer bestimmten politischen Partei zu verschreiben. Sie strebt grundsätzlich die Mitarbeit aller Volksgenossen an, die das gleiche Ziel verfolgen, wie sie selbst.

Im übrigen ist die ihr gemässe Haltung nicht die der sogenannten politischen Neutralität. Vielmehr unterstützt sie alle Parteien und Gruppen des öffentlichen Lebens, die bewusst für die endgültige Beseitigung des Krieges arbeiten, und bekämpft alle Parteien und Gruppen, die diesem Ziele zuwiderhandeln.»

Ebenso stimmte man der folgenden, dem Reichstag vorzulegenden Resolution zu:

«Es geht von den Pazifisten Australiens die Anregung aus, in allen Ländern gleichzeitig eine Volksabzählung über allgemeine und vollständige Abrüstung herbeizuführen.

Der 11. deutsche Pazifistenkongress richtet an die Reichsregierung und den Reichstag die dringende Aufforderung, unter der Voraussetzung, dass das geplante Referendum in allen Staaten stattfindet, auch in Deutschland einen derartigen Volksentscheid herbeizuführen.»

Ausser dem vielleicht wichtigsten Problem der individuellen Dienstverweigerung wie des Generalstreiks behandelte der Kongress noch das «Finanzproblem vom nationalen und internationalen Standpunkt» aus, wie das «Produktionsproblem», wozu als Referenten Sozialisten wie Rudolf Hilferding, Mitglied des Reichswirtschaftsrates, der bekannte Wiener Soziologe Rudolf Goldscheid, Regierungsrat Dr. Wolfers aus dem Reichswirtschaftsamt, und Stadtbaurat Horten über eine Erfassung der differenzierten Sachwerte sprachen. Aus der streng wissenschaftlichen und den Problemen der Weltwirtschaft Rechnung tragenden Darlegung wurde deutlich, dass die Veranstalter und Mitglieder des Deutschen Pazifistenkongresses nicht nur allgemeine schöne Resolutionen fassen, sondern zu den schwierigen Fragen des Wiederaufbaus der Weltwirtschaft auch sachlich Stellung nehmen wollen. Im Anschluss an die Erörterung der nationalen und internationalen Bedeutung der Kulturprobleme wurde dann ein Antrag für die Freilassung der politischen Gefangenen, insbesondere des Dichters Ernst Toller, angenommen, wie das Bekenntnis aller Religionsgemeinschaften zur Idee des Friedens und die Einführung des allgemeinen Weltfriedenssonntags gefordert.

In einem ausgezeichneten Eröffnungsvortrag von Professor Mendelssohn-Bartholdy über die Einschränkung des Souveränitätsbegriffes des Staates kam ganz im Geist der Mehrheit des Kongresses deutlich zum Ausdruck der Unterschied zwischen dem alten und neuen Geist in der Welt, besonders auch in Deutschland, nämlich zwischen der aus eng nationalistisch-egoistischen Gründen geschlossenen alten Art «Bündnispolitik», die zum allgemeinen Krieg aller gegen alle geführt hat, wie deren Gegensatz im Gedanken des «Bundes», der sich immer mehr in der Welt durchsetzen muss, der Freundschaft, gegenseitige Hilfe und Unterstützung fordert, der das Recht an die Stelle der Gewalt setzt.

Nur auf dieser Grundlage kann es auch zu einer wahren Völkergemeinschaft kommen, wie sie im kleinen etwa in den in einem Staat zusammengeschlossenen Staaten in der Schweiz oder der Vereinigten Staaten Amerika schon besteht, so muss dieser Gedanke des Bundes auf die Völkergemeinschaft selber angewendet werden.

Wenn man sich so den Inhalt und Ablauf des Kongresses vergegenwärtigt, — der die Gesamtheit aller 15 im deutschen Friedenskartell zusammengeschlossenen Organisationen umfasst, — von der am weitesten rechts stehenden «Liga für Völkerbund» und des «Friedensbundes der Deutsch-Katholiken» bis

links zum «Bund der Kriegsdienstgegner», dann darf doch anerkannt werden, dass die furchtbaren Lehren des Krieges jedenfalls für die hier zusammengeschlossenen Schichten der deutsch-republikanisch gesinnten Kreise nicht vergeblich gewesen sind. Sowohl ein Teil des alten Liberalismus, wie weite Kreise der Arbeiterschaft beginnen hier die Konsequenzen zu ziehen.

Und wenn vom 7. bis 15. Dezember das Internationale Gewerkschaftskartell einen Kongress für den Weltfrieden im Haag abhalten will und zur Teilnahme daran alle für den Weltfrieden arbeitenden Organisationen einlädt, so darf auch das als ein Erfolg, der insbesondere seit dem Krieg für einen revolutionären Pazifismus eintretenden Strömung angesehen werden.

Auch wenn man die Reife der Menschheit, mag es sich nun um die Arbeiterschaft, oder die Intellektuellen handeln, für einen zu Ende gedachten Antimilitarismus nicht überschätzen darf, im vollen Bewusstsein dessen, dass jahrelange Erziehungsarbeit allerorten nötig ist, um eine, den Krieg mit voller Kraft erfolgreich bekämpfende Menschheit zu erziehen, so darf man doch diese nicht mehr zu leugnenden Anfänge einer verantwortlichkeitsbewussten Auflehnung jedes Einzelnen gegen die Mitwirkung am Verbrechen des Krieges mit Freude begrüssen. Es wird die gewiss oft mühselige Arbeit aller für eine neue und bessere Welt kämpfenden Kräfte und Elemente sein, dafür zu sorgen, dass hier nicht nur Resolutionen gefasst werden, sondern dass wirklich eine neue Lebensanschauung heranwächst, stark genug, allmählich auch unser heute noch von Hass, von kurzsichtigen Gewaltfaktoren fast vernichtetes soziales und wirtschaftliches Leben im Sinne einer auf Vertrauen und gegenseitiger Hilfe aufgebauten Gesellschaftsordnung zu ändern.

Dr. Helene Stoecker (Berlin)

## Kleine Notizen.

**Gaben für das hungernde Russland.** September—November: Fr. K. in D. Fr. 100.—; F. B. in Z. Fr. 50.—; X. X. Fr. 5.—; E. B. in Z. Fr. 5.—; E. H. in A. Fr. 20.—; J. R. Fr. 15.—; T. N. in Z. Fr. 20.—; Frau H. in Z. Fr. 5.—; Ch. N. in C. Fr. 15.—; Schulkinder in B. durch F. B. Fr. 10.—; M. S. in Z. Fr. 2.—; Ungen. Fr. 5.—; Ch. R. in Z. Fr. 5.—; Fam. Sch.-J. Fr. 67.—; M. Sch. Fr. 5.—.

Herzlichen Dank L. R.

## Mitteilung.

**Bern.** Zusammenkunft der Freunde der «Neuen Wege» Sonntag, den 10. Dezember, abends 7¾ Uhr. Lokal: Alkoholfreies Restaurant «z. Münz», Marktgasse 38. Thema: Das Problem der Armut. (Fortsetzung der Diskussion.) Leiter: Herr Pfarrer Bailly. Gäste sind stets willkommen!

## Redaktionelle Bemerkung

Das vorliegende Heft war bis auf einige letzte Korrekturen am 21. November druckbereit und hätte in wenigen Tagen in den Händen der Leser sein können, wenn nicht der Typographenstreik plötzlich all unsere Berechnungen durchkreuzt und das Erscheinen des Heftes überhaupt in Frage gestellt hätte. Da der Satz aber fast druckfertig war, versuchten wir, den Druck in der Weise doch zu ermöglichen, dass wir auf die Korrekturen verzichten und den Lesern nachstehend nur einige der sinnstörenden Fehler angeben. Andere Fehler möge der Leser entschuldigen, ebenso die durch den Streik verursachte arge Verzögerung des Erscheinens.

**Korrigenda:** Im Aufsatz über den Liberalismus:

S. 527 Zeile 4 der Fussnote lies Menschheit statt Menschlichkeit.
S. 533 Zeile 15 von unten lies einzigen statt ewigen.
S. 537 letzte Zeile der Fussnote lies Kirchlichkeit statt Wirklichkeit.

Im Aufsatz „Allerlei Schweizerisches und Unschweizerisches“:

S. 554 Zeile 10 von unten lies Antipathien statt Antepathien.
S. 555 Zeile 6 von unten lies schnauze statt schnauz.

# Siehe, er kommt!

Ich bin vor kurzem wieder auf dem Friedhof von Bad Boll an den Gräbern der beiden Blumhardt gestanden. Auf dem mächtigen Grabstein des Vaters steht in leuchtend grossen Lettern das Wort: «Siehe, er kommt!» Dahinter, auf dem Grabe seiner treuen Mitkämpferin Gottliebin, die andere, grosse Losung von Möttlingen und Boll: «Jesus ist Sieger!» Gegenüber aber erhebt sich nun das Grabmahl Blumhardt des Sohnes und darauf heisst es:

«Dass Jesus siegt,
Bleibt ewig ausgemacht,
Sein wird die ganze Welt.»

So antwortet der Sohn durch seinen ganzen Lebenskampf, durch Enttäuschung und Erfüllung, Niederlage und Sieg dem Vater. Ich stand vor diesem Wort: «Siehe, er kommt!», die Seele noch erfüllt von all den dunklen und hellen Bildern des heutigen Weltzustandes, die mir meine grosse Reise durch Deutschland und die skandinavischen Länder gezeigt; ich schaute hinaus in die weite, stille Landschaft, über der das Abendrot glühend aufstieg, und es war mir, als höbe sich das Wort von dem wuchtigen Grabmal empor an den Himmel und leuchtete brennend über der ganzen Welt, als Gericht und Verheissung, den ganzen Sinn des heutigen Geschehens ausdrückend: «Siehe, er kommt!» Ich glaube nicht, dass es ein Wort gibt, das richtiger, tiefer, gewaltiger und zugleich kürzer den Kommentar zu der heutigen Weltstunde lieferte. Ihr Licht und ihr Dunkel, ihr Gutes und ihr Böses werden gleichmässig dadurch gedeutet.

1.

Wenn wir in der heutigen Welt herumkommen, sei es bloss im Geiste, sei es durch persönliche Berührung mit den Menschen und Verhältnissen, so stossen wir überall gleichmässig auf einige bestimmte Erscheinungen.

Es herrscht heute überall R e a k t i o n, politische, soziale, religiöse. Ueberall hat sie ihren Hauptsitz in den Kreisen der Intellektuellen auf der einen und im Bauerntum auf der andern Seite. Diese Reak-

tion hängt zusammen mit einer Stimmung des Unglaubens gegenüber allen menschlichen Idealen, die man ebenfalls gleichmässig überall antrifft und die bei tiefern Naturen wohl in Verzweiflung übergeht. Schuld an dieser Stimmung ist der wirkliche oder vermeintliche Schiffbruch fast alles dessen, was aus dem Krieg und der Revolution als tröstende Verheissung emporgestiegen war: des Sozialismus, des Friedensideals, der neuen Demokratie, ja, man möchte im Sinne dieser Menschen fast sagen, des Reiches Gottes selbst.

Mit dieser ungläubigen oder verzweifelten Stimmung wieder hängt zusammen das furchtbare Offenbarwerden des Bösen. In verschiedenen seiner Formen tritt dieses so nackt und so riesenhaft hervor, wie noch niemals solange die Erde steht. Dies gilt jedenfalls vom Mammonismus. Noch nie ist die Menschheit so unbedingt unter seinem Zeichen gestanden wie heute. Wir werden von den Banken und dem, was hinter ihnen steht, regiert. Die Diplomaten sind die Marionetten des internationalen Finanzkapitals. Die politischen Probleme sind Geldprobleme. Und das kann leicht für eine ganze Periode noch viel schlimmer werden. In welchem Masse diese Macht auch die Seelen der heutigen Menschen erfüllt und mit welcher götzendienerischen Leidenschaft sie aus ihnen aufschäumt, wenn sie bedroht erscheint, hat unter uns der Kampf um die Vermögensabgabe mit offenbarender Klarheit gezeigt. — Zum Mammonismus gesellt sich, vielfach eng mit ihm verbündet, die Brutalität. Sie tritt hervor in der Bewunderung roher Dinge und Menschen, vor allem einer gewissen Art von Sport und seiner Helden; in der Vergötterung der blossen Kraft und des äuseren Erfolges; in der immer skrupelloseren Art, den Gegner zu bekämpfen und sich seiner zu entledigen, aber auch in vielen andern Formen. — Dass solche Brutalität nicht ohne Entfesselung des Egoismus möglich ist, liegt auf der Hand. Sie ist in vielen Fällen einfach eine Aeusserung des Willens, sich um jeden Preis durchzusetzen. Diese Art von Willen herrscht noch wie eine Art Besessenheit über einen grossen Teil unseres Geschlechtes und macht gerade in den höheren Sphären des Lebens ein gemeinsames Arbeiten so schwer möglich. Wir erleben aber auch in der politischen und wirtschaftlichen Sphäre Entfaltungen eines Macht- und Gewaltdranges einzelner Menschen, die ins Dämonische übergehen. Sie haben freilich eine Analogie an dem Stre-

ben gewisser geistiger «Führer» aller Art, die Menschen durch allerlei Künste in ihren Bann zu zwingen. — Dass das Laster an solchen Zuständen einen Nährboden findet, auf dem es sich unerhört entfalten kann, versteht sich fast von selbst. Der Alkoholismus hat in Europa überall wieder zugenommen, zum mindesten die Alkoholstimmung. Die geschlechtliche Ausschweifung überflutet alle Dämme und kennt keine Scheu mehr. Wir leben namentlich in den grossen Städten inmitten eines Höllensumpfes. — Endlich möchte ich noch als ein Charakteristikum der heutigen Lage, das man überall, im Norden und Süden, in merkwürdiger Uebereinstimmung der Erscheinungsformen, antrifft, die Zuspitzung der Gegensätze nennen. Sie zeigt sich besonders auf dem Gebiete der Sozialpolitik. Die mittleren Parteien werden zerrieben zugunsten der Extreme von Rechts und Links, die einander gegenseitig hervorrufen und verstärken. Nicht nur geht die Gesellschaft immer deutlicher in die zwei grossen feindlichen Lager, die ich nicht zu bezeichnen brauche, auseinander, sondern auch in ihnen selbst waltet deutlich die Neigung zum Extrem hin. Diese ganze Tendenz tritt allerdings nicht überall gleich deutlich hervor; sie wird da und dort vorübergehend von andern Bewegungen durchkreuzt und gemildert; doch ist sie überall vorhanden und alle Zeichen deuten darauf hin, dass sie noch zunehmen wird. Aber in Einem finden sich Rechts und Links zusammen: die Zuspitzung bedeutet, dass der Gegensatz auf den Kampf der Gewalt hinausläuft.

Wenn wir das alles zusammennehmen und es vielleicht im Geiste ergänzen durch all das, was dazu gehört, hier aber nicht angeführt werden kann und soll, dann bekommen wir ein furchtbares Bild. Es ist das Bild eines fortwährenden Sinkens in die Tiefe, der Hölle entgegen, das Bild eines Untergangs. In der Tat, wenn man durch unsere grossen Städte geht, besonders des mittleren und südlichen Europa (der Norden ist unversehrter), und sich die Menschen ansieht, so muss man in tiefster Seele erschrecken über diesen Zug von verbissener Brutalität und schamloser Offenheit des Bösen, diese bis in Kleidung und äusseres Benehmen hinein sich zeigende Verwilderung und Verlotterung, die uns überall entgegentritt. An diesen und andern Erscheinungen tritt, wie ich schon angedeutet habe, immer deutlicher ein dämonischer Zug hervor. Es geht

über den Bereich des Menschlichen hinaus. Das fühlt man denn auch immer allgemeiner.

2.

Und nun, was sollen wir dazu sagen? Sind diese Erscheinungen so zu verstehen, dass sie uns einfach trostlos machen müssten?

Ich glaube im Gegenteil — wenn ich paradox reden darf — dass sie uns zum Trost gereichen können. Sie offenbaren ihren Sinn in dem: «Siehe, er kommt!» Alle diese Erscheinungen sind Symptome einer tiefen B e u n r u h i g u n g der Geister. Daraus ist die Reaktion im letzten Grunde zu erklären. Reaktion ist nicht mit konservativer Gesinnung zu verwechseln. Diese hat etwas Ruhiges, Ueberzeugtes. Reaktion aber ist ein Erzeugnis der innern Unsicherheit; sie ist ein letztes verzweifeltes Sichwehren von Mächten, die spüren, dass ihre Zeit vorüber ist, dass sie gerichtet sind. Die Reaktion glaubt nicht an sich selbst, darum auch ihre Neigung zur Gewalt. Darum aber brauchen auch wir nicht an sie zu glauben. Das, was diese Reaktion verteidigt, ist innerlich unterhöhlt; es muss stürzen und kann nur für kurze Zeit noch gestützt werden. Wohl mag das Neue nicht genau in den Formen kommen, die seine Anhänger erwartet, und mag im Alten noch ein Stück Wahrheit sein, aber die alten F o r m e n müssen stürzen. Was aber den oft in Verzweiflung übergehenden Unglauben betrifft, der auf der einen Seite das Alte stützt, auf der andern in alles Böse hineintreibt, so lässt sich wohl erkennen, dass er, als der Dämon, der er ist, trotzdem Gottes Werk treiben muss. Es ist wohl ein gar tiefes Gesetz, dass Verzweiflung dem wahren, starken Glauben vorausgehen muss. Zu diesem führt nicht leicht ein anderer Weg. Jener Glaube an die rasche und leichte Verwirklichung grosser menschlicher Ideale war doch vielfach zu oberflächlich, blosser Schaum, nicht starke, tragende Kraft. Es muss tieferer Grund erreicht werden, wenn jene Dinge möglich und standfest werden sollen, und zu diesem tieferen Grunde dringen wir in den Schmerzen des Zweifelns und Verzweifelns vor. Es müssen viele Götzen im Feuer verzehrt werden, bevor der wahre Gott offenbar werden kann. Das ist, nebenbei gesagt, wohl auch der tiefere Sinn des c h a o t i s c h e n Zustandes der Zeit. Das Chaos gehört zum Suchen; im Chaos müssen die Menschen Gott suchen lernen, durch die Ueberwindung des Chaos seiner inne werden.

In diesem Sinne gehört das Chaos als Vorbedingung zu jeder neuen Schöpfung.

Mit diesem Punkte hängt auch der sittliche Zerfall zusammen. Ich muss, damit man mich nicht missverstehe, ausdrücklich erklären, dass ich entsetzlich darunter leide. Trotzdem ist es meine tiefe Empfindung, dass wir auch ihn in letztem Grunde nicht bloss als böse zu verstehen brauchen. Wirkt nicht auch in all der Zügellosigkeit des Mammonismus und Egoismus, der Brutalität und Sinnlichkeit ein Moment der tiefen Beunruhigung? Wollen sich die Menschen damit nicht betäuben? Warum aber empfinden sie dieses starke Bedürfnis nach Betäubung? Ganz offenbar, weil etwas Besseres sich in den Tiefen ihrer Seele regt, etwas, wozu sie sich aber nicht recht bekennen und entschliessen mögen, an das sie noch nicht recht glauben können. Sie sind einem Bessern mitten in der Verzweiflung ihres schlimmen Wesens ganz nahe; sie sind nur durch eine dünne Wand von ihm getrennt. Es wird vielleicht gerade heute wieder eine sehr wesentliche Wahrheit, dass «die Zöllner und Dirnen dem Reiche Gottes näher sind als die Pharisäer und Schriftgelehrten». Es war doch mit unserer nun zerfallenden «Sittlichkeit» nicht immer so weit her. Schliesslich war sie zum grossen Teil nur ein Firnis. Wir gehen vielleicht durch den Zerfall einer ungleich wertvolleren und sieghafteren Offenbarung und Entfaltung des Guten entgegen.

Damit ist wohl auch der Schlüssel zu der Tatsache der ganzen Offenbarung des Bösen und der Zuspitzung der Gegensätze, die unsere Lage kennzeichnen, gefunden. Es ist in diesen Blättern schon oft gezeigt worden, wie der Sieg des Guten gerade durch die vollendeten Offenbarungen des Bösen hindurch zustande komme. Das Böse richtet sich selbst, indem es sein wahres Gesicht zeigt. Der Militarismus, der prinzipiell gestürzt ist, ist gestürzt, weil er seine vollendete Gestalt angenommen hatte. Nun kommt der Mammonismus dran. Er muss sich offenbaren, um sich zu richten. Das Gericht hat schon begonnen. Das ist der tiefste Trost — und kein künstlich gesuchter — für die Niederlage vom 3. Dezember. In solchen Zusammenhängen gewinnt die Auffassung des Johannesevangeliums vom Wesen des Gerichtes ihre mächtige Bedeutung: «Das ist das Gericht, dass das Licht in die Welt gekommen ist und es liebten die Menschen die Finsternis mehr als das Licht; denn ihre Werke waren schlecht. Denn jeder, der

das Schlechte tut, hasst das Licht und kommt nicht ans Licht, dass seine Werke nicht geprüft werden. Wer aber die Wahrheit übt, kommt ans Licht, dass seine Werke offenbar werden als solche, die in Gott getan sind.» (Joh. 3, 15—21.) Das Licht richtet. Es ist gerade das Kommen des Guten, das das Böse hervortreibt. Dieses wehrt sich. Es ist Verzweiflung. Die ganze ungeheure Offenbarung des Bösen, die wir erleben, ist verursacht durch die Offenbarung des Guten, die kommt. Die Welt ist auf der Oberfläche so schmutzig, weil sie in der Tiefe durch eine gewaltige Gährung gereinigt wird. Das scheint mir der Schlüssel, der uns das Geheimnis des Bösen dieser Tage öffnet, soweit es uns geöffnet werden soll. Es ist eine Sache voll Hoffnung und Trost — nicht kleiner Hoffnung auf kleine Siege und kleinen Trostes ob kleinen Erfolgen, sondern grosser Hoffnung auf grossen Sieg und grossen Trostes ob ganzem Erfolg.

Die Zuspitzung der Gegensätze aber bedeutet bloss eine Potenzierung dieser Offenbarung. Sie setzt das, worauf es ankommt, ins hellste Licht, sie treibt die zentralen Wahrheiten und Probleme so deutlich hervor, dass jedermann sie sehen kann und muss. So wird heute in der Verschärfung der politisch-sozialen Gegensätze auf die G e w a l t hin das Problem der Gewalt, dieses menschliche Zentralproblem, für das innere Leben der Völker ebenso deutlich offenbar gemacht, wie der Weltkrieg dies für das Verhältnis der Völker zueinander getan hat. Es ist mit Händen zu greifen, dass uns die Aufgabe gestellt ist, dieses Problem zu lösen, und zwar so, dass wir die Gewalt überbieten durch den Geist, ja, um das Höchste zu nennen, auf das doch alles sich eigentlich zuspitzt: die Liebe.

Durch diese ganze Offenbarung und Zuspitzung sollen überhaupt die menschlichen Grundprobleme und Grundwahrheiten klar herausgesetzt und die Seelen vor Entscheidungen gestellt werden. Das ist etwas Grosses. So allein kann das Unbedingte wieder zur Geltung kommen, der ganze Ernst der Wahrheit klar werden. So treten einander heute immer deutlicher z w e i W e l t e n entgegen: die alte Welt, die Welt der Gewalt, des Mammons, der Entheiligung des Menschen durch sich selbst und andere in Ausbeutung, Versklavung, Laster, die Welt des Krieges, des Kapitalismus, des Machtstaates, das alles verbündet mit einer gewissen Art von Religion — und die neue Welt des Reiches Gottes, des Friedens, des gegenseitigen Dienens,

der neuen Freiheit und Liebe. Der Ringkampf dieser beiden Welten wird immer gewaltiger und immer furchtbarer werden. Die alte Welt wird äusserlich lange die Oberhand haben, die Offenbarung des Bösen zunehmen und die des Guten äusserlich übertreffen, aber dies gerade, weil das Gute von der Tiefe her vordringt, aber gerade damit die volle Offenbarung des Guten vorbereitend!

Aber das alles bedeutet: «Siehe, er kommt!» Denn von wem geht diese ganze Unruhe aus, wenn nicht von ihm? Es ist s e i n e Welt, die näher rückt, es ist s e i n Gericht, das sich in all diesen Erscheinungen vollzieht. Ja, machen wir es uns klar: sie sind G e r i c h t; sie gehen nicht bloss dem Gericht voraus, sie s i n d es schon. Es ergeht Gericht über die W e l t, es ergeht aber auch Gericht über die R e l i g i o n, über ein Christentum, das sich mit der Welt verbündet, das, nachdem es lange genug den Militarismus gestützt, nun — wie bei Anlass der Vermögensabgabe — den Mammonismus stützt. Unser Sinken in den Abgrund, der Hölle entgegen, ist das Weltgericht Christi. Es ist das, was die alten Bilder symbolisch darstellen. Es ist das Gewaltige, Herrliche, Trostvolle an all den Erscheinungen der Gegenwart, dass es nun um seine Sache bitter ernst geworden ist. Aber hinter dem Gericht steht die Verheissung. Sie leuchtet dem, der Augen hat für Gottes Schaffen und Wollen, schon durch das Dunkel hindurch: «Siehe, er kommt!»

3.

Wir haben bisher bloss auf die dunkle Seite im Bilde unserer Zeit geachtet und sind zu dem Ergebnis gekommen, dass gerade sie, die so viele auf das Gute hoffenden Menschen zur Verzweiflung bringt, uns zur Verheissung wird. Und zwar dies nicht etwa nach der etwas zweifelhaften Regel der populären Eschatologie (Erwartung der letzten Dinge): «Es ist so schlimm, dass Christus kommen muss», sondern weil dies Schlimme selbst ein Merkmal an sich zu tragen scheint, durch das diese Finsternis als eine von dem kommenden Licht erzeugte charakterisiert ist. Aber diese ganze Auffassung bekommt erst dann ihre rechte Sicherheit, wenn wir auch schon etwas von diesem Lichte zeigen können, wenn wir die andere Seite am Bilde der Zeit ins Auge fassen.

Diese andere Seite ist vorhanden. Es kann sie eigentlich jeder

sehen: es ist das Andrängen der neuen Welt, das nicht aufhört. Ich erinnere an die Tatsachen, die schon auf der Oberfläche sichtbar sind. Der Sturm auf den Militarismus geht weiter. Er ist mit nichten gebrochen. Vielmehr ist der Militarismus gebrochen. Er hat keinen moralischen Halt mehr. Wenn eine Macht, wie Krieg und Militarismus, einmal des Nimbus, von dem sie doch lebten, so entkleidet und so fragwürdig geworden ist, wie heute, dann ist es fertig mit ihr, mag sie sich auch noch eine Zeitlang ein Scheinleben erhalten. Ebenso geht der Ansturm gegen den Kapitalismus weiter. Auch hier haben zeitweilige Rückschläge nicht die Bedeutung, die wir ihnen beimessen, weil wir den Dingen zu nahe sind und die Perspektiven zu kurz nehmen. Auch diese Macht ist gebrochen, wenn auch zuzugeben ist, dass ihre «Offenbarung» vielleicht noch ein Stück weitergehen muss, bis ihr moralischer Sturz jedermann ebenso deutlich ist wie der des Militarismus. Wir dürfen in Bezug auf diese zwei, wie auf alle ähnlichen Probleme, nicht vergessen, dass auch geistige Schlachten und Kriege beständig ihr Gesicht wechseln, dass ihr Bild sich verschiebt und gelegentlich Verwirrung entsteht. Da kann man denn leicht meinen, alles sei verloren, während ein Beobachter von höherer Warte aus wohl sähe, dass die Sache gut stehe. Wir verfallen noch leicht dem Irrtum, dass wir die Erfolge in einer ganz bestimmten Form und sozusagen an einem ganz bestimmten Orte haben wollen. Wenn sie so nicht eintreffen, sind wir bereit, zu verzagen und beachten gar nicht, dass in andern Formen und an andern Orten unerwartete Siege eingetreten sind. Auch möchte ich noch einmal davor warnen, die Perspektive zu klein zu nehmen. Wir können uns die heutige Weltgärung und den Sinn der Zeitenwende nicht gross genug denken. Die geistigen Dimensionen sind ungeheuer. Da meinen wir wohl etwa, dieser Ozean sei in Ruhe, es herrsche Stagnation, aber ein Auge, das — geistig und zeitlich geredet — weitere Dimensionen umfassen könnte, würde ohne Zweifel bemerken, dass die scheinbare Ruhe in Wahrheit ein ungeheure Bewegung ist. Diese Bewegung ist Wellenbewegung, ein Hin und Her, gewiss, damit müssen wir rechnen. Wir können mit unsern Zielen und Hoffnungen zeitweilig gar sehr ins Gedränge und ins Hintertreffen kommen. Aber dieses Hin und Her hat seinen guten Sinn, denn nur dadurch können die Dinge «offenbar» werden und zur Reife kommen. In diesem Hin und Her

brechen immer neue Wahrheiten auf, treten immer neue Stadien des Fortschrittes (oft in Form von scheinbaren Rückschritten) ein, bis der völlige und entscheidende Durchbruch erfolgt. Viele, viele von uns, wir alle, haben weitere Perspektiven, grössere Gedanken, tiefer blickende Augen nötig. Ihr vielen leicht Verzagenden, Ihr seid zu kurzsichtig; Ihr verliert zu rasch den Atem. Wer mit Gott gehen will, besonders in solchen Sturm- und Schöpfungszeiten, muss beweglich sein, einen tiefen Atem haben und ein starkes Herz. Aber den tiefen Atem und das starke Herz gibt ein echter G l a u b e, ein Glaube, der sich wirklich an Gott hält, statt bloss an des eigenen Herzens Hoffnungen und Träume. Gott enttäuscht nicht, der wirkliche Gott. «Siehe, er kommt!»

Wir haben uns aber, wie gesagt, mit alledem mehr an die Oberfläche der Zeit gehalten. Steigen wir nun etwas tiefer hinunter, dorthin, wo ihre eigensten Kräfte sich regen, wo die Zukunft arbeitet, die so ganz anders ist als die Gegenwart. Hier muss wieder ein dringender Rat gegeben werden. Wir dürfen, wenn wir den Sinn der Zeit beurteilen wollen, uns ja nicht bloss an die Oberfläche halten. Einmal darum nicht, weil hier bei weitem nicht das Bedeutsamste geschieht. Was hier geschieht, und zwar an Gutem und Grossem, ist nur ein Symbol des Bessern und Grössern, was in der Tiefe vorgeht. Sodann haben wir ja zu zeigen versucht, wie so viel Schmutz und Unrat auf die Oberfläche kommt, weil die Tiefe sich in gewaltiger Gärung reinigt.

In der Tat geht in dieser Tiefe allerlei vor, was jetzt nur wenige recht sehen, was aber eines Tages ans Licht kommen und die Welt verändern wird. Man kann es vielleicht am besten beobachten, wenn man, wie der Schreibende soeben Gelegenheit hatte, rasch nach einander allerlei Völker und Menschen kennen lernt.. Es ist erstaunlich, wie überall alle tieferen Seelen — und im Grunde a l l e Seelen, denn wir sind eine Einheit —, von den gleichen Fragen und Aufgaben bewegt werden. Da ist vor allem die des B e s i t z e s. Sie lässt den Menschen keine Ruhe mehr. Immer wieder habe ich in kleinen oder grossen Kreisen die Frage der Gütergemeinschaft, der Entäusserung des Eigentums, der freiwilligen Armut zu erörtern Anlass gehabt, und immer wieder habe ich Menschen getroffen, die diesen Weg wirklich erwählt haben. Hier öffnet sich der Blick auf eine der Hauptformen

der Revolution Christi, die kommen wird. Ich frage aber auch: sollte nicht das Fieber des Mammonismus eine Aeusserung dieser Unruhe in der Tiefe sein? — Ein anderes Problem dieser Art ist die Frage nach der Stellung zum ganzen Reiche der G e w a l t, von dem Staat, und Militär, teilweise sogar das Recht ein Ausdruck sind. Man sieht, dass hier eine ganze Welt in den Seelen zerbricht. Die Dienstverweigerung tritt an Stellen auf, wo man sie nie erwartet hätte. Es bereiten sich im Schosse eines sich erneuernden, ernsthaft werdenden Christentums, besonders inmitten einer neu zu Christus kommenden Jugend, grosse Dinge vor. — Ebenso bezeichnend und stets wiederkehrend ist der Z u g n a c h u n t e n, der Drang nach B r u d e r s c h a f t. Immer und immer wieder trifft man auf kleine oder grosse Kreise von Menschen, wo Bürgerliche (ihrer Herkunft und Stellung nach) und Proletarier, Hochgeschulte und Ungeschulte, Parteilose, Sozialisten, Kommunisten, Anarchisten, ja sogar Bauern und Arbeiter, sich zusammenfinden in e i n e m verbindenden Ideal und e i n e r Bruderschaft. Die Prinzipien der Sache, die die irreführenden Namen «Volkshochschule», «Settlement», «Siedelung» tragen, sind überall am Werke und schaffen da und dort rasche und wundervolle Frucht. Die besten Gedanken einer «pädagogischen Revolution» sind Gemeingut aller lebendigen Geister und erfahren da und dort eine Verkörperung. Kurz, es ist eine ganz neue Welt schon vorhanden, eine Welt, die völlig anders ist als die unserer Zeitungen, Parlamente, offiziellen Kirchen- und Schultümer. Diese sind die Gegenwart (oder doch Scheingegenwart), jene Welt ist die Zukunft. Sie ist das Neue, das Unerwartete. Sie wäre nicht da, wenn sie nicht da sein m ü s s t e; so sie d a ist, kann sie nicht anders, als die Zukunft sein.

Hier offenbart sich also der tiefere Sinn dessen, was auf der Oberfläche durcheinanderwogt, des Guten und des Bösen. Der Antimilitarismus erfüllt sich in neuer Liebe und Bruderschaft, der Sozialismus und Kommunismus in einem neuen Gemeinschaftssinn des ganzen Lebens, einer neuen Einstellung zu Besitz, Eigentum, weltlichen Gütern überhaupt. Auch das Böse findet, wie gesagt, hier seine Deutung und, fügen wir hinzu, seine Erlösung. Denn was war es im Grunde anders, als ein Missverständnis? Er suchte am falschen Ort Stillung für den Hunger nach Leben. Es war zum Teil ein Suchen des Gottesreiches, aber ohne Gott. Wie soll man den politischen Kom-

munismus anders deuten, denn als einen furchtbar verirrten Ersatz für den fehlenden Kommunismus des Reiches Gottes, als einen Kommunismus des Antichrist anstelle des Kommunismus Christi, den die Christenheit schuldig blieb? Wie soll man den fieberhaften Mammonismus und die Sinnen- und Genussgier anders auslegen, denn als einen Versuch, den Unendlichkeitsdurst der Seele mit der Welt zu sättigen? Können die Menschen anders, wenn sie nicht Gottes Leben haben? Wo sollen sie den Glauben an die Möglichkeit eines andern Lebens hernehmen? Und gilt dies nicht ganz besonders von dem Problem der Gewalt? Wenn sich die Entwicklung bestimmter Bewegungen und Kämpfe auf den Gewaltglauben zuspitzt, ist das nicht natürlich, solange man bloss mit der Welt rechnet? Ist der Gewaltglaube in seiner heutigen, reflektierten, überspannten, herausfordernden Form nicht ein Schrei nach einer Macht, die über der Gewalt steht, die die Gewalt unnötig macht? — Diese ganze Bewegung, die des Guten und des Bösen, wird erfüllt und erlöst in der Revolution Christi, die nun aus der Tiefe her im Anzug ist. Alle Verheissungen und alle Nöte der Zeit treiben zu Einem hin, spitzen sich zu Einem zu: zu einer neuen Nachfolge Christi. In ihr kommt er zu uns. «Siehe, er kommt!»

Aber wir dürfen, ja müssen noch einen Schritt weiter in die Tiefe. All diese neuen Fragen, diese starken Beunruhigungen, diese neuen Wege, sie sind nur die Wirkung der tiefen Empfindung, dass er kommt. Ich meine, dass die Seelen überall und immer zahlreicher, immer inniger auf neue Offenbarung warten. Sie spüren, dass dieses neue Leben und Wollen nur einen Sinn hat, wenn dahinter eine starke, überlegene Wahrheit, eine Welt der Wahrheit steht. Sie spüren, dass dies die Wahrheit ist, die Christus heisst, dass aber diese Wahrheit durchaus neu erfasst werden muss. Sie spüren auch, dass diese Wahrheit eine weltgestaltende, welterlösende ist, dass sie Hoffnung und Zukunft bedeutet, dass erst in ihrem Hervortreten die heutige Weltrevolution zu Ende komme. Dieses Suchen nimmt da und dort auf der Oberfläche die Form eines neuen kirchlichen Enthusiasmus an, aber in der Tiefe scheint mir deutlich genug, dass es von Kirche und Theologie weg zu einer neuen Unmittelbarkeit, einer neuen Wirklichkeit Christi in der Welt und im Laiengewand führe. Es lebt jedenfalls in den Gemütern und wird immer

stärker, die Ahnung, ja der Glaube, dass wir neuen, ungeahnten Entfaltungen der Siegeskraft Christi entgegengehen. Gerade aus dem Zusammensturz der Kultur, der Welt und der Weltreiche braust es mächtig auf:

> «Dass Jesus siegt,
> Bleibt ewig ausgemacht,
> Sein wird die ganze Welt.»

4.

Siehe, er kommt! Wir müssen nur Augen haben, ihn zu sehen. Wir können nur dann arbeiten, wenn wir ihn sehen. Sonst fehlt uns bald Mut und Glauben dazu. Aber wenn wir dieses Licht sehen, dann können wir, müssen wir arbeiten. Denn nichts wäre törichter, als m ü s s i g auf den Kommenden zu warten. Dann würden wir ihn sicher nicht erkennen oder im Warten einschlafen.

Zweierlei aber muss noch gesagt werden.

Es ist heute eine weitverbreitete Empfindung in religiösen Kreisen, dass er komme. Das ist eine der grossen Wahrheiten, die die Christenheit so lange vergessen hat, trotzdem die Bibel davon erfüllt ist. Wie es nun aber zu gehen pflegt, ist die erste Welle eines solchen Stromes neu aufgebrochener Wahrheit bedeckt von Unrat. So gibt es heute sehr viel apokolyptischen Unfug, viel Sensation und Spekulation, viel törichtes Rechnen und Grübeln, die sich an das Kommen Christi heften. Dem gegenüber halten wir uns an etwas ganz Eeinfaches und Grosses: er kommt i n s e i n e m R e i c h! Wir lehnen alle Phantastik ab. Die Zukunft birgt gewiss viel heiliges Geheimnis, vieles, was über den Verstand der Verständigen hinausgeht; Herz und Kopf jedes einzelnen von uns mag dazu eine Beziehung suchen, so wie sie ihm angemessen ist, nach Mass und Art wie jedem die Erkenntnis gegeben ist. Aber das Eine, worauf es ankommt, ist, dass sein L i c h t kommt, dass seine W a h r h e i t siegt, dass seine W e l t vordringt und dass seinem Kommen unser Entgegenkommen, seinem Vorschreiten unsere Nachfolge entspricht.

Das Zweite aber, was noch gesagt werden muss, ist eine Antwort auf die Frage: Wie kann ich solches glauben? Wieder muss die Antwort lauten, dass dieser Glaube nichts Phantastisches haben darf. Er darf nicht eine Einbildung sein, ein Selbstbetrug des hoffnungs-

bedürftigen Gemütes, sondern muss eine Frucht des höchsten Realismus sein. Wieder sage ich: er darf nicht bloss aus den Wünschen und Träumen des eigenen Herzens emporsteigen, sondern muss sich an Gott selber nähren. Er muss aus einem Schauen erwachsen, das schärfer ist, tiefer dringt, als das gewöhnliche. Und er muss gespeist werden durch die stetige Erfahrung von der Kraft und Wirklichkeit des lebendigen Gottes. Wer in seinem eigen tiefsten Erleben erfahren hat, wie dieser Gott kommt, wie er in unserem Leben schafft, wie er vorwärts führt, Taten tut, Wunder (im höchsten Sinn) tut, wie wir ihm nie genug zutrauen können und in unserem Glauben nur immer hinter den von ihm eröffneten Möglichkeiten zurückbleiben, — der traut ihm zu, dass er so auch in die W e l t komme, dass er auch sie fortführe, dass er zu den grössten Erlösungtaten bereit sei, dass er, wie das Weihnachtsevangelium sagt, «Wunderrat» sei, «Held, Kraft, Friedefürst», dass sein werde die ganze Welt. Und so bleibt dies das letzte Wort: Wer ernst an Gott glaubt, der glaubt auch, dass er kommt.

Er i s t gekommen und er kommt. Er ist in C h r i s t u s und seiner Welt schon zur Erde niedergestiegen. Das ist ja der eigentliche und tiefste Sinn der Weihnachtskunde — wahrhaftig ein sehr tiefer, reeller Sinn. Er ist gekommen in all den Revolutionen, die, wie Feuerströme aus einem unendlichen Glutherd, immer wieder von dieser Tatsache ausgegangen sind und die wir nur immer besser als solche erkennen sollten. Und er k o m m t. Im gewaltigen Zusammensturz unserer Tage, der ein Zusammensturz v o r i h m ist, kommt seine Erlösung. Es war die dunkelste Weltstunde, als Christus einst erschien; so kommt er immer wieder in den tiefsten Finsternissen der Geschichte. Sie gehen ihm voraus, sie werden von seinem Licht erzeugt. So symbolisiert es ja Weihnachten.

Schon wird die Welt heller vor ihm mitten im Dunkel. Das gewaltigste Erdbeben der uns bekannten Geschichte hat den Grabstein weggewälzt, der sich von einer dem Naturalismus oder der blossen Weltkultur verfallenen Weltanschauung und Theologie her auf ihn gelegt hatte. Er steht auf. Er tritt uns wieder aus jener Bibel entgegen, woraus moderne Schriftgelehrsamkeit, der eine Decke vor den Augen hing, ihn wegerklärt hatte. Das «Christentum des Neuen Testaments», von dem Kierkegaard mit so leidenschaftlicher Gewalt verkündet,

dass wir es nicht mehr hätten, wir sehen es wieder. Die Gotteswelt tritt wieder hervor, die das Ziel der Geschichte ist. Mit Christus ersteht seine Welt und der Auferstehende schreitet in die Welt. «Siehe, er kommt!»

L. Ragaz

# Als die Zeit erfüllet war . . .

Welch eine erlösende Kraft in diesem Worte liegt! Man müht sich vielleicht tagaus tagein an kleinen und grossen Dingen, die Gott und seiner Sache dienen möchten, man schafft sich manchmal so müde und sieht so wenig Frucht. Ist nicht alles noch beim Alten? Bist du überhaupt weiter gekommen? Ja, hast du irgendwo auch nur ein wenig helfen können, bist du dabei nicht ganz im äussern Helfen und Arbeiten stecken geblieben? Wo, wo ist denn eine Spur, ein Aufleuchten des ersehnten Zieles? Was ist dein Mühen gegen die scheinbar unverwüstliche Kraft des Elends und des Bösen?

Wohl uns, dass in solchen Stunden das Licht aus dem Stall von Bethlehem strahlt, — dass wir ahnen dürfen, was es bedeutet, dass das Gottesreich als Kindlein geboren wurde; als die Zeit erfüllet war!

Nicht, nachdem eine grosse Schar von Menschen etwas besonders Gutes fertiggebracht hatte, nicht als «Erfolg» irgend einer menschlichen Anstrengung, — nein, als das Wunder, als das Kindlein, das da kommt, wenn seine Zeit da ist, als Geschenk des Vaters, das Er in die sehnend ausgebreiteten Arme legt, — so ist Weihnachten geworden und will es immer wieder werden. Beim Einzelnen und in der ganzen Welt.

Du hast vielleicht jahrelang dich nach Erlösung von einer persönlichen Leidenschaft gesehnt, hast lange, lange Zeit aus dem Dunkel heraus nach Licht gesucht, hast ein schweres Lebensproblem nicht zu lösen vermocht und dich unsäglich gemüht. Und ist dir dann nicht einmal, unerwartet, vielleicht ganz anders als du gemeint, eine Lösung, Licht, Erlösung geworden; — als die Zeit erfüllet, Gottes Stunde gekommen war? So wie das Kindlein zu seiner Zeit kommt, und keine Ungeduld und kein Drängen es zwingen kann; — aber dann ist es da, beseligend, voll göttlicher Wunder. Ist Gottes Hilfe nicht manches Mal so bei uns eingekehrt?

Und so wird es auch sein mit unserm Sehnen nach Erlösung der Menschheit, nach einem neuen Aufleuchten der Welt Gottes. Wenn uns der scheinbar so langsame Fortgang alles ehrlichen Mühens, das Versagen so mancher guten Kräfte, wenn uns das immer neue Auftauchen von feindlichen Mächten und ihre scheinbaren Siege entmutigen wollen, dann sollen wir es wissen: die Zeit wird sich erfüllen. Ob dem Lärm und Treiben des Kampfes und der Arbeit hören wir nur oft das verborgene leise Klingen und Schaffen des werdenden Lebens nicht. Aber hin und wieder, in gesegneten Stunden, lässt Gott es uns ahnen, wie Er überall am Werk ist und wie Seine Sache wächst und vorwärts treibt; es erfüllet sich die Zeit, das Licht wird aufgehen, vielleicht gerade dann, wenn uns das Dunkel undurchdringlich scheint.

Wäre es nun aber so, dass Gott unserer Mühe und Anstrengung lächeln wollte, dass uns alles nichts nützen könnte, was wir kämpfen und streben, und wir alles nur geschenkt bekommen? Wie wunderbar uns doch auch da das Geheimnis des Kindes Antwort gibt! So wie die Mutter es weiss, dass ihre eigene Hingabe, ihre Sorgen und treues Bereitsein eingehen muss in das Wirken und Schaffen Gottes, wie jedes Leben durch ein tiefinneres Zusammenwirken Gottes und des Menschen wird, so ist es auch im Höchsten, im Erscheinen und Durchbrechen göttlichen Lebens.

Wohl ist es Gnade und Geschenk, wenn unsere Not sich wendet und das Dunkel sich lichtet, wohl muss uns und der ganzen Welt das Beste gegeben werden, das wir nie aus uns hervorbringen können, aber immer gehören wir mit unserer Anstrengung dazu. Und wenn es nur wäre, dass wir die Krippe bereit halten, in die das Gotteskind sich betten will, wenn wir nur, wie Simeon, in Glaubensgeduld und in treuem Ausharren unsere Arme ausstrecken, damit sie die heilige Gabe empfangen können, wenn wir nur in heissem Verlangen, arm und sehnsüchtig im Dunkeln auf die Verkündigung warten, — wenn wir nur b e r e i t sind. Dann helfen wir mit, dass die Zeit sich erfüllen kann.

Denn nicht nur von oben kommt Gottes Wunder; es kommt auch von uns, durch uns, es ist doch auch «inwendig in uns». Jedem Menschen ist es mitgegeben, in jeder Seele liegt es als göttliches Wesen und wartet. Es wartet auf die Stunde, da die Seele sich öffnet, da sie, die ihren

Gott, ihre Heimat gefunden hat, den Reichtum nicht für sich behalten will, sondern ihn ausströmen lassen muss in die Welt. Ueberall da, wo die Liebe aus uns heraustritt und Wahrheit wird, erfüllt sich die Zeit. Dann durchflutet göttliches Wesen unsere menschlichen Beziehungen und all unser Werk, dann verbinden göttliche Kräfte alles das, was heute noch einsam und zerstreut sich müht und Gottes Weg sucht. Dann wird, aus Menschenanstrengung und göttlichem Wunder, die Welt geboren, in der Weihnachten erfüllte Wirklichkeit wird.

D. Staudinger

# Zum 3. Dezember

## I.

### Vorbemerkung.

Es hat der Redaktion der Neuen Wege leid getan, dass auf die Abstimmung über die Vermögensabgabe hin nicht eine endgültige Stellungnahme zu der Initiative durch die Neuen Wege erfolgt ist. Der Schreibende darf zu seiner Entschuldigung seine Reise anführen, die ihn bis zur Betäubung in Anspruch nahm, und die ihr vorausgehende, durch körperliche Invalidität erschwerte schreckliche Arbeitsbedrängnis. Der andere Redaktor aber war auf diese Arbeit etwas zu wenig eingestellt und kam auf diese Aufgabe erst, als es für die Neuen Wege zu spät war.

Nun, viel hätten wir ja nicht tun können. Wichtiger vielleicht, als vor der Abstimmung Stellung zu nehmen, ist nun, aus ihr die rechten Schlüsse zu ziehen. Dazu sollen vorläufig die beiden folgenden Artikel beitragen. Ich selbst möchte mich auf ein paar kurze Bemerkungen beschränken.

Ich habe seinerzeit die sozialdemokratische Initiative mit Freuden begrüsst, weil mir das Prinzip richtig erschien und es mich freute, dass die Partei sich auf den Weg eines Kampfes um den Inhalt des Sozialismus begab, statt sich in den taktischen Streitigkeiten zu verzehren. Aber die Form, die dann das Prinzip annahm, hat mir die schwersten Bedenken eingeflösst. Und zwar waren es nicht etwa die geweissagten wirtschaftlichen Folgen direkter Art, die mich schreckten. Es ist noch keine sozialreformerische Massregel von ir-

gendwelcher Tragweite erfolgt, ohne dass man als ihre Wirkung den Untergang der Gesellschaft vorausgesagt hätte. Namentlich musste die Behauptung, es bleibe nach der Vermögensabgabe nicht mehr genug Geld für Industrie und Steuern übrig, demjenigen als bitterer Hohn erscheinen, der Gelegenheit hatte, solche armen Industriellen zu beobachten, die nicht wissen, wohin mit ihrem Geld, die halbe Berggemeinden zusammenkaufen und in wirtschaftlich nutzlose, aber prunkvolle Anlagen viele Hunderttausende hineinwerfen, und der etwa dem Treiben unserer jeunesse dorée in Wintersport-Plätzen zusehen und davon erzählen hören musste. Angesichts solcher Tatsachen, die *sehr* häufig sind, nicht etwa isoliert dastehen, und der andern, entgegengesetzten Tatsache, der schweren Not, die hart daneben so viele Volksgenossen drückt, denen mit dem Geld, das ein Herrensöhnchen in einer Woche vertut, für ein Jahr glänzend geholfen wäre, berührt es eigentümlich, wenn man im «Kirchenfreund» (Nr. 25) den Satz liest: «Ob man sich wohl in christlichen Kreisen Rechenschaft gab über die Folgen, welche die Annahme dieser Initiative über sich bringen würde? Sie hätte nicht nur die Erschütterung und Zerrüttung unseres Wirtschaftslebens, *den Anfang der bolschewistischen Verwüstung*[1] zur Folge gehabt u. s. w.», oder in einer Erklärung der Waadtländer Synode, die wir in der Runschau bringen: «Ueberzeugt, dass unser Volk in seiner grossen Mehrheit den fundamentalen Prinzipien der christlichen Moral, die die Grundlage der Existenz der schweizerischen Nation bilden, treu bleibt, ladet die Synode die Synodalkommission ein, an die Pfarreien eine Botschaft zu schicken, um die Aufmerksamkeit der Gläubigen auf die Schwere der Frage zu lenken, die dem Gewissen unseres Volkes am 3. Dezember gestellt wird!» Kann man, um es milde auszudrücken, weltfremder reden? Gibt es eine blutigere Ironie als solche Sätze? Ja, die Herren sollen die Grundsätze der christlichen Moral einmal in einer grossen Börse oder einer Gesellschaft gewisser Reicher, die eine Auto-Spritztour machen, in Anwendung sehen! Und was die «bolschewistische Verwüstung» betrifft, so sollte doch ein Mann wie Pfarrer und Professor Hadorn wissen, dass der Bolschewismus nicht von einer einseitigen und gesetzlichen *Ausgleichung* oder allzugrossen Unterschiedes von Reich und Arm

[1]) Von mir gesperrt.

herstammt, sondern vom Gegenteil. Nein, ich fürchtete nicht die Folgen einer solchen Ausgleichung, die doch noch so sehr auf der Oberfläche geblieben wäre, ich fürchtete mich vor etwas anderem: vor dem staatssozialistischen und fiskalischen Element an der Initiative. Man hätte, wie Bietenholz es damals verlangte, dafür sorgen sollen, dass die Verwendung des Geldes nicht auf bureaukratische, sondern auf genossenschaftliche Weise, d. h. möglichst durch autonome, föderalistisch beschaffene Organe erfolgen werde. Denn Geld, das plötzlich in Masse in die Hände der Bürokratie kommt, ist nicht nur verloren, sondern stiftet direkt Schaden. Es wäre wohl auch gut gewesen, einen ganz bestimmten sozialen Zweck für die Verwendung der Abgabe anzugeben: die Altersversicherung. Das wäre besser verstanden worden. Und endlich hätte alles vermieden werden müssen, was ohne Not die in solchen Dingen individualistische Mentalität des Schweizers reizen musste (Gefahr einer Abstempelung der Sparhefte etc.).

An eine Annahme der Initiative habe ich nach dieser Formulierung nie geglaubt. Ich habe es immer wieder gesagt: «Jeder, der 5 Fr. in einem Sparheft hat, wird dagegen stimmen.» Ich hätte mich aber auch selber im Oktober kaum zu einem Ja entschliessen können; denn ein falsch angewandtes Prinzip führt zu einem Fiasko, und dann ist das Prinzip selbst unheilvoll kompromittiert. Den Weg des Staatssozialismus scheue ich aufs äusserste.

Nun aber hatte diese Sache eine Bedeutung gewonnen, die ich nicht erwartet hatte. Sie ist zum Ringen zweier Prinzipien geworden. Dass ich dabei auf der Seite desjenigen gestanden hätte, dem die Initiative Ausdruck geben wollte, versteht sich von selbst. Man wird ja wohl wissen, welch ein nicht nur wirtschaftliches, sondern auch religiöses Zentralproblem mir die Eigentumsfrage geworden ist. Das starre Haften am Privateigentum, der Eigentumsbann, ist mir eine der Hauptmächte, die dem Reiche Christi im Wege stehen und vor ihm weichen müssen. Weil dieses Problem selbst schliesslich das Thema des Kampfes wurde, gewann dieser eine so grosse prinzipielle Bedeutung, wie schon lange keiner mehr.

Zugleich hat der Kampf einen Stil angenommen, den ich doch nicht erwartet hätte. Er ist zu einer wilden, beinahe dämonischen Offenbarung des Mammonismus geworden und hat uns vor eine neue

Lage gestellt. Wir müssen uns nun vor zwei falschen Auffasungen hüten: wir dürfen den Sinn der Abstimmung nicht übertreiben und doch auch wieder nicht abschwächen. Es wär falsch, alle Neinsager, oder auch nur ihre Mehrheit, als unbedingte Anbeter des goldenen Kalbes zu betrachten. Es ist noch mehr ein Sieg der Propagandalüge als des Mammons. Auch g u t e Eigenschaften des Schweizers haben mitgewirkt, vor allem seine Abneigung gegen staatliches Eingreifen in sein Leben, eine Abneigung, die uns beim Kampf gegen die Lex Häberlin sehr zugute gekommen ist. Bei der Arbeiterschaft hat sodann die Angst vor der zunehmenden Arbeitslosigkeit wohl eine entscheidende Rolle gespielt. Wir brauchen also ob dem 3. Dezember an unserem Volke noch nicht zu verzagen.

Aber freilich muss uns zweierlei unerbittlich klar sein: eine furchtbare Offenbarung war der 3. Dezember und der Kampf, der ihm vorausging, in Bezug auf den Seelenzustand einer bestimmten Schicht unseres Bürgertums, sagen wir in Kürze der Leute, die geistig von der «Neuen Zürcher Zeitung» leben und die die Propaganda gegen das Gesetz vor allem gemacht haben. Für so schlimm hatte ich auch nach allen Erfahrungen mit ihr diese Schicht doch nicht gehalten. Deren Gott ist nun wirklich der Geldsack. Aber fast noch schlimmer ist die Sorte von Christen, «evangelischen» (welch ein Hohn ist da schon das Wort!) und katholischen, die sich mit ihr verbündet haben und Christus in ihren Dienst zu stellen suchten. Endlich aber müssen wir uns durchaus klar machen, dass die Schweizer nun einmal das Volk des ausgeprägtesten Eigentumsgeistes der Welt sind. Das scheinbar bedrohte Sparheft in den Banken, die scheinbare Bedrohung der Banken selbst, dieser w i r k l i c h e n Heiligtümer der Masse des Volkes — das war die Hauptursache der dauernden Erregung, die der Generalstreik von 1918 erzeugt. Es ist auch wahr: die Welt wird heute von den Banken aus regiert.

Trotzdem ist kein Anlass zum Verzagen. Diese Offenbarung des Mammons ist gut. Besonders kann die Stellung des offiziellen Christentums dazu der Ausgangspunkt einer wertvollen Revolution werden. Ueberhaupt ist der ganze Kampf nur ein Anfang, ein Symptom dessen, was nun kommen muss und, wills Gott, bessere, tiefere, edlere Formen annehmen wird. Und was das Schweizervolk betrifft — und aus dem härtesten Stoff schafft man die besten Werke.

Es waltet im Leben der Völker ein Gesetz des Kontrastes, wonach die höchsten geistigen Leistungen einer bestimmten Art oft von Völkern ausgehen, in denen die entgegengesetzten Kräfte besonders stark vorhanden sind. Das grösste Beispiel dafür ist Israel. Gerade in einem solchen Volke wie wir sind muss dieser Kampf, der am 3. Dezember zu einem ersten Austrag kam, eine besondere Bedeutung gewinnen.

L. R.

II.

### Am Abend des 3. Dezembers.

Zunächst eine besonders bittere Gegenüberstellung. In Basel wurde eine langer, poetischer und illustrierter Erguss gegen die Initiative verteilt, der folgende schöne Stelle enthielt:

> Die Perle der Lex Goldscheid ist,
> Das merke dir, o guter Christ,
> Dass sie von jedem offenbart,
> Was er im Stillen sich erspart...

In einem christlichen Blatt stand zu lesen, dass die Initiative letztlich auf Aufhebung allen Privateigentums ziele. Die ersten Christen hätten schon die Gütergemeinschaft versucht, aber bald wieder aufgeben müssen: «...es ging nicht, weil es eine gottwidrige Einrichtung war.» Also *gute Christen* sind die, welche verheimlichte Sparbüchlein und Wertpapiere haben, die *erste Christengemeinde* gab sich mit *gottwidrigen* Versuchen ab.

Bluten da nicht alle Wunden Christi aufs neue? Und du, evangelische Kirche Jesu Christi, — mag es auch deine Sache nicht sein, zu etwas wie die Vermögensabgabe Stellung zu nehmen, aber dass du nicht geschlossen und stark aufstehst und einen Warn- und Wehruf ausstösst ob der neuen Kreuzigung Christi in diesem Abstimmungskampf, dass du dem Meister in der Welt noch nicht genug Einfluss verschafft hast, dass solche Verhöhnung seiner Botschaft unmöglich wäre, das hat mir heute abend fast die Feder in die Hand gedrückt, um meinen Kirchenautsritt zu erklären.

Aber dann die Stellungnahme zur Initiative selbst einmal. Ich habe mir vor der Abstimmung überlegt, wer eigentlich die entscheidende Instanz in einer solchen Frage sei, ob der Verstand oder das Herz. Es

kam so. Ich sass jüngst hier in der «Schmiedenzunft» vor dem grossen Bilde Hans Sandreuters, das den Ritter St. Martin darstellt, wie er seinen Mantel mit einem Bettler teilt, die gleiche Szene, die eben erst an einem unserer Basler Kirchengebäude aus staatlichen Mitteln im Bilde dargestellt worden ist. Ich hörte einen Vortrag von Pfarrer Jäger aus Freiburg i. Br. über «Die Kraft Gottes». Er stellte die rechte «Kraft» der rechten «Lehre» in feiner Weie gegenüber und wies der Kraft, nicht der Lehre, dem Wissen die entscheidende Rolle im Einzelleben und im Weltgeschehen zu. Paulus wurde vor Damaskus nicht von einer Lehre, sondern von einer Kraft überwältigt. Durch die Jahrhunderte hindurch hat Jesus durch jene Kraft ungezählte Menschen an sich gezogen, nicht durch einen Appell an ihren berechnenden Verstand, mit dem Hinweis auf einen Vorteil und Gewinn, — eine Tatsache, die alle Realpolitik und allen einseitigen Materialismus bis in den Grund erschüttert.

Diese Kraft erhält sich nicht nur, sondern wächst durch die Jahrhunderte hindurch. Sie ist daran, in einer geschichtlichen Entwicklung, in deren Anfängen wir noch stehen, «alle Gewalt im Himmel und auf Erden» zu gewinnen. Spengler hat, bei seiner Diagnose auf «Untergang des Abendlandes» diese Kraft ausser Acht gelassen.

Bei diesen Worten und vor jenem Bilde des hl. Martin zog sich mir auf einmal eine Gedankenlinie vom Vortrag über das Bild zur Vermögensabgabe hin. Es ging mir auf, dass der Ritter Martin dort auch ganz aus der Kraft des Herzens und nicht aus dem Verstand heraus handelt. Das Herz treibt ihn vom Ross herab und gebietet ihm, den Mantel mit dem zerlumpten Bettler zu teilen. Ruft man die Vernunft herbei, so wird sie bedenklich den Kopf schütteln und reflektieren: «Der schöne Mantel! Wie die Fetzen herunterhängen! Wenigstens hätte er ihm den Mantel ganz geben sollen!» Der Verstand begreift die überragende Bedeutung jener St. Martins-Tat, jenes impulsive Gehorchen gegenüber dem Gebot der Bruderliebe, das einfach den Besitzenden mit dem Hablosen teilen lässt, nicht.

Blumhardt sagt irgendwo: «Weise wird man mit dem Herzen, nicht mit dem Kopf.» Die Tat St. Martins ist weise, nicht nach dem Kopf, sondern nach dem Herzen.

Turgenjeff stellt einmal, nach Kropotkins schönem Buch: «Ideale und Wirklichkeit in der russischen Literatur», Don Quixote und Ham-

let sich gegenüber. Der eine unternimmt es in höchst unwissenschaftlicher, ja unsinniger Weise, grosse Taten zu tun. Der andere, der nachdenkliche Skeptiker, macht keine solchen Dummheiten wie Don Quixote, — er tut überhaupt nichts, er ist unfähig zu Taten. Turgenjeff bedauert, dass Denken und Wollen, die beide zusammen gehören, sich so trennen, aber er fühlt, dass, wenn es einmal so ist, der Mann des Wollens, der Tat, richtiger ist als der Mann der untätigen Reflexion.

Aenhlich wird im «sozialistischen Programm» von Ragaz «Glaube» und «Wissen» einander gegenüber gestellt und dabei hervorgehoben, dass dem Glauben auch darum der Vorrang gebührt, weil er in jedermanns Bereich liegt, das Wissen aber nicht.

Und nun die Stellungnahme zur Vermögensabgabe — hat sie nach dem Verstand zu geschehen oder nach dem Herzen?

Wie entschieden sich wohl fast alle Gegner der Initiative? Haben sie zuerst nicht gewusst, ob sie dafür oder dagegen sein sollten, und dann eine wissenschaftliche Ueberlegung angestellt, die sie zur Ablehnung führte? Ganz gewiss nicht. Sondern sie haben augenblicklich aus der Tiefe ihres Herzens heraus gewusst, dass sie die Vermögensabgabe nicht wollen. Hinterher erst haben sie gefragt: warum wollen wir nicht? Oder vielfach: was wollen wir sagen, warum wir nicht wollen?

Aber jene andern Gegner, die wirklich ehrlich prüfen wollten und aus sachlichen Gründen ablehnen zu müssen glaubten. Es nimmt mich wunder, wie viele wohl darunter sind, die sich selbst für sachverständig in Volkswirtschaftsfragen halten. Als Sachverständige dafür gelten ja vor allem die Männer der Hochfinanz und Grossindustrie, die alles durch ihre Geschäftsbrille betrachten und die in diesen Jahren des Wirtschaftschaos nachgerade genügend den Beweis geleistet haben, dass sie n i c h t sachverständig sind. Mit allen ihren Konferenzen, Kommissionen, Studien und Gutachten haben sie noch rein nichts zur Wiederherstellung der Ordnung erreicht; im Gegenteil, es wird immer schlimmer.

Im Grunde gibt es gar keine Sachverständige, gar niemand, der die heutige Volks- und Weltwirtschaft wirklich klar durchschaut und überblickt und sie dank solchen Verständnisses dann auch vernünftig zu lenken weiss. Es k a n n niemand so geben, weil sich die heutige

Wirtschaft solchem Verständnis und solcher Leitung überhaupt entzieht, indem sie ihrer Natur nach als Konkurrenz- und Profitwirtschaft ordnungslos, chaotisch ist, sich aus Gegensätzen und Krisen zusammensetzt. Darum ist wahres, positives Verständnis und schöpferische Leitung dieser Wirtschaft unmöglich. Möglich ist höchstens jenes negative Verständnis, jene zersetzende Leitung seitens der «Pleitegeier» von Stinnes an bis zum armseligen galizischen Schieber, wodurch sie sich Vermögen mit vielen Nullen, für eine Zeitlang grosse Macht, gutes Essen und Trinken etc. verschaffen. Aber es sind alles nur sehr kurzsichtige und kurzfristige Gewinne, nichts Gesundes und Dauerndes, vielmehr jetzt schon Schaden und Fluch für das Volksganze.

Wie Archimedes die ganze Erde mit einem Hebel bewegen wollte, wenn er einen festen Punkt ausserhalb derselben fände, aber ohne diesen Punkt unfähig dazu war, so ist man auch unfähig, vernünftig auf die heutige Wirtschaft einzuwirken, solange man in ihr stehen bleibt. Mit unsern sachlichen, verstandesmässigen Ueberlegungen fussen wir aber in der bestehenden Wirtschaft. Wenn wir wirklich eine neue, bessere Ordnung wollen, brauchen wir einen Standpunkt ausserhalb der alten Welt, die wir bewegen wollen. Sachliche Erwägungen, die vom Alten ausgehen, helfen uns nicht, sondern wir brauchen einen neuen Entschluss des Herzens, ein Fühlen, das nicht auf der Erde wurzelt, sondern im Ideal, im Absoluten, in Gott. Der feste Punkt, von dem aus sich die alte Welt bewegen lässt, kann nur etwas davon Losgelöstes, nicht etwas verstandesmässig daran Gebundenes sein; es muss ein sittliches Fühlen, ein religiöser Glaube, ein Hoffen und Streben nach einer neuen Welt, dem Gottesreich, sein.

Ich meine also, dass man die Stellung zu einer Frage wie diese Initiaitve tatsächlich nicht durch verstandesmässige, sachliche Ueberlegung gewinnt und gewinnen muss, sondern aus dem Herzen heraus, sei es nun aus dem Herzen der eigenen Interessen, sei es aus dem Herzen der Sehnsucht nach einer neuen, brüderlichen Ordnung. Es ist dies so und kann nicht anders sein, weil überhaupt die Möglichkeit einer rein sachlichen Entscheidung fehlt.

Dass eine sachliche Entscheidung zur Stellungnahme über die Initiative unmöglch ist, wird auch durch nichts besser bewiesen als

durch die unsachliche, unmögliche Art des Kampfes gegen sie, von der oben zwei Beispiele stehen.

Erst wenn das Herz die Entscheidung gefällt hat, hat der Verstand sachlich zu prüfen und so sorgfältig wie möglich zu überlegen, wie die Entscheidung des Herzens auszuführen sei.

Dass der Initiativvorschlag für die Vermögensabgabe anerkanntermassen nicht unbeträchtliche sachliche Mängel hatte, ist zunächst eine hoffentlich nicht vergebliche Mahnung an die politischen Führer der Arbeiterschaft, die Unzulänglichkeit oberflächlichen Politisierens und die Notwendigkeit gründlicher, gewissenhafter Arbeit einzusehen.

Weiterhin weist die sachliche Mangelhaftigkeit der Initiative m. E. aber darauf hin, dass das politische System, dessen Produkt es war, ein kranker Baum ist, unfähig, gesunde Früchte zu bringen. Das ganze System der Politik ist auf Bruderkampf eingestellt, nicht auf Zusammenarbeit. Unter diesem System konnte an dem von der einen Seite gemachten Vorschlag gar nicht das Falsche korrigiert und das Gute daraus herausgeholt werden. Es musste nur einen hässlichen Zank geben. Darum wende ich mich immer mehr von der Politik ab. Schon das Gewerkschaftswesen gibt besser die Möglichkeit zu Verhandlungen und Verträgen, die bei allem Streiten und Feilschen doch schon eine Art Zusammenarbeit sind. Erst recht liegt es im Wesen der Genossenschaft, Fragen durch Zusammenarbeit statt durch Streit zu lösen. Vielleicht aber muss der Systemwechsel noch vollständiger werden, als Gewerkschaft und Genossenschaft ihn im Rahmen der heutigen Ordnung schon bedeuten. Vielleicht muss das ganze zentralistische Staatswesen fallen und an seine Stelle eine freie Föderation, eine «Eidgenossenschaft» von selbständigen, in sich in Familien gegliederten Wirtschaftsgemeinden treten, die in sich Zusammenarbeit und gemeinsame Deckung der Bedürfnisse vollständig verwirklichen, im Sinne eines echten Kommunismus, wie er mir im Grunde der Siedelungsbewegung enthalten zu sein scheint.

A. Bietenholz-Gerhard

## III.

## Der Advent des Schweizervolkes.

Der 3. Dezember war der erste Adventssonntag, — hat wohl ausserhalb der Kirche überhaupt jemand daran gedacht in unserem

Volke? Haben sich wohl insbesondere jene 735,000 Schweizerbürder, die an diesem Tage mit ihrem Nein zur Urne liefen, die geringsten Gedanken gemacht über Sinn und Bedeutung dieser Feier? Ja, haben auch nur jene, die vor dem Gang zur Urne erst noch in der Kirche den Advent mitfeierten, sich irgendwie darüber Rechenschaft gegeben, wie ihr Kampf gegen die Vermögensabgabe vor der Adventsbotschaft bestehen könne? Wie kann man nur so fragen und dem zufälligen Zusammentreffen des ersten Adventssonntages mit der Abstimmung über die Vermögensabgabe irgendwelche tiefere Bedeutung beimessen! Wer denkt denn noch an kirchliche Feiern, wo es um einen so wichtigen Volksentscheid geht, und wer fragt denn noch nach diesen Erbaulichkeiten, wenn Realitäten wie eine Vermögensabgabe in Frage stehen! — So etwa mags auf unsere Fragen zurücktönen. Und doch kommt uns die offenkundige Bedeutungslosigkeit, zu der der Advent durch die gleichzeitige Abstimmung über die Vermögensabgabe verurteilt wurde, sehr bedeutungsvoll vor und veranlasst uns die Art, wie das Schweizervolk seinen Advent beging, zu einer — freilich wenig erbaulichen — Adventsbetrachtung.

Der 3. Dezember bot uns eine eigenartige Adventsfeier. Es war ein Tag voll Spannung und Erwartung, und ein Tag voll Freude und Jubel. Haben je schon die Adventsglocken unser Volk zu einem derart imposanten Aufmarsch aufgerufen, wie es am Vormittag des 3. Dezember geschah? Und gab es je schon am Adventsfeste so viele frohe Gesichter, so viele dankbare Herzen und so viel jubelnde Lippen, wie am Abend dieses Tages? Es fehlten ja nur noch das Festgeläute und die Dankgottesdienste, wie man sie in der Kriegszeit bei solchen Siegen veranstaltete, und der Eindruck eines grossen Festes wäre vollkommen gewesen.

Allein, gerade all das eifrige und leidenschaftliche Treiben, das auf diesen Tag hin unser Volk erfüllte, gerade die gewaltige Anteilnahme, die das Ereignis dieses Tages im ganzen Volke fand und gerade diese jubelnde Freude, die er schliesslich auslöste, stimmt uns an diesem Advent so nachdenklich. Es war ja nicht die Ankunft des Herrn, nicht irgend ein entscheidender Kampf und Sieg der Sache Gottes auf Erden, was unser Volk derart zu bewegen vermochte und schliesslich geradezu selig stimmte, — es war ja vielmehr die überraschend wuchtige Verwerfung der Initiative für eine einmalige

Vermögensabgabe, mit welcher die Finanzierung der dringend notwendigen Alters- und Invalidenversicherung bezweckt war! Es war die Freude darüber, dass das Vermögen der Reichen der Gefahr entronnen war, einer bescheidenen Abgabe zugunsten der Aermsten des Volkes unterworfen zu werden, wie auch darüber, dass der Steuerbetrug nach wie vor im Schweizerland blühen könne.

Hätte diese Freude wohl auch noch Raum bei einem Volke, das sich durch Christus in einen wirklichen Advent stellen lässt, den Anbruch des Reiches Christi ersehnt und nicht bloss eine erbauliche kirchliche Feier veranstaltete, so oft der Kalender die Adventszeit an es heranschiebt? Ja, wäre die ganze Stellungnahme unseres Volkes vor, bei und nach der Abstimmung überhaupt möglich gewesen, wenn wir als echte Adventsmenschen das Ende unserer Menschenwelt, d. h. all dessen, was die Menschen ohne Gott unternommen und geschaffen haben, erwarten würden und gerichtet wären auf ein neues Regiment Gottes unter den Menschen? Advent kündigt ja gerade der bestehenden Welt, insbesondere aber jener Geldwelt, für deren restlose Erhaltung sich unser Volk so leidenschaftlich wehrte, das Ende an, und weist uns auf den Anbruch einer andern Welt hin, in der der Mensch dem Menschen ein Bruder ist und sich ihm mit allem, was er ist und hat, verpflichtet fühlt, — auf jene Welt also, gegen die sich unser Volk mit überwältigender Einmütigkeit und Wucht erhob, als sie auch nur mit einem kleinen Stücklein ihrer Wahrheit unter uns Fuss fassen wollte.

So war es denn auch eine ganz andere Freude, die am Advent des Schweizervolkes zum Ausdruck kam, — nicht die Freude über ein Vordringen jener Gotteswelt, sondern umgekehrt die Freude über die erfolgreiche Festigung der alten, ohne Gott errichteten Menschenwelt. Es war zumal die Freude des reichen Mannes, der nach wochenlangen Aengsten beruhigt zu seiner Seele sagen kann: «Liebe Seele, du hast einen grossen Vorrat auf viele Jahre; habe nun Ruhe, iss, trink und habe guten Mut!» An diesem Sinn der Adventsfreude unseres Volkes ändert auch die Tatsache nichts, dass da und dort die Freude sich etwas anders äusserte und sogar sonst recht fest geschlossene Hände zum Schenken zu öffnen vermochte, — vom Gratisschnaps und Gratisspeck unserer Bauern über namhafte Beträge, wie sie auch uns nach dem Abstimmungstag zu wohltätigen Zwecken zur Verfügung gestellt wur-

den, bis hin zu jenen 100,000 Franken der «Zürcher Familie», von denen alle Blätter so schön zu berichten wussten. Bei dieser ganzen Gebefreudigkeit können wir uns nur der schmerzlichen Frage nicht ganz erwehren, weshalb es dazu erst der wuchtigen Abwehr jener Zumutung eines Opfers bedurfte und weshalb nicht der Opfergedanke selber schon diese Gebefreude zu wecken vermochte. Und kommt es einem nicht etwas sonderbar vor, dass man v o r der Abtimmung in der Initiative nur den Raubzugsplan erblickte, n a c h der Abstimmung aber vereinzelt ihren Sinn doch dadurch anerkennt, dass man sich nun doch zu freiwilligen Spenden für soziale Zwecke verpflichtet fühlt.[1])

Bei unserer ganzen Beurteilung des 3. Dezember wissen wir wohl, dass nicht nur Geldinteressen gegenüber der Initiative geltend gemacht wurden. Wir bestreiten nicht, dass ihr mancherlei Mängel anhafteten und wir wollen auch zugeben, dass ihre Durchführung im gegenwärtigen Moment gewisse Schwierigkeiten gezeitigt hätte, Schwierigkeiten freilich, auf die beim Ausführungsgesetz noch hätte Rücksicht genommen werden können und die nicht etwa der Initiative als solcher, sondern eben jenem falschen Geist zuzuschreiben wären, der sich von Anfang an mit Leidenschaft gegen die ganze Tendenz der Initiative wandte und auch nach ihrer Annahme Mittel und Wege gesucht hätte, um die Vermögen vor den Wirkungen dieser Tendenz zu schützen. Aber wenn wir auch nicht vorbehaltlos für die Initiative eintreten konnten, so enthüllte doch der Kampf, der in unserem Volke gegen sie geführt wurde, immer mehr einen solchen Sinn, dass

[1]) Ein kleines Erlebnis, das ich mit dieser Gebefreudigkeit in einer Kommissionssitzung zur Beratung einer Weihnachtsfeier für die Kinder der Arbeitslosen machte, mag auch zur Charakterisierung dieser eigenartigen Advents- und Weihnachtsfreude dienen: Sprach da ein guter Bürgersmann mit aufrichtig warmen, begeisterten Worten für eine Gabensammlung und Weihnachtsfeier, müsse doch das grosse Fest, der Tag der grossen Freude uns alle bewegen, nun auch der Armen zu gedenken und ihnen eine Freude zu bereiten. Ganz naiv meinte ich erst, dass der Mann vom Weihnachtsfest rede, bis ich zu meiner Ueberraschung schliesslich merken musste, dass mit diesem Fest und Freudentag der 3. Dezember, der Advent des Schweizervolkes gemeint war! Einen derart neuen Sinn und Inhalt kann die Weihnachtsbotschaft «Siehe, ich verkündige euch grosse Freude» unter uns bekommen.

es für uns nur noch e i n e Stellungnahme gab. Waren es denn etwa die M ä n g e l der Initiative und die eventuell mit ihrer Annahme zu befürchtenden volkswirtschaftlichen Schwierigkeiten, die diesen beispiellosen Kampf in unserm Volke entfesselten? Haben d i e s e unser Volk derart aufgerüttelt und zur Abwehr aufgerufen, dass unter anderm einzelne Gemeinden 100-prozentige Stimmbeteiligung aufwiesen und ein Siebzigjähriger bei diesem Anlass zum erstenmal in seinem Leben von seinem Stimmrecht Gebrauch machte? Ist um dieser Mängel und Nachteile willen die ganze ungeheure Propaganda entfaltet worden? Wahrhaftig, nicht die Mängel, sondern gerade die Wahrheit, die die Initiative in ihrer mangelhaften Form vertrat, war es, die diesen ganzen Kampf entfesselte. Nicht der Gedanke an all jene geltend gemachten, selten aber bewiesenen volkswirtschaftlichen Rückwirkungen — aus denen man zudem in den Monaten vor der Abstimmung bereits so schön Kapital zu schlagen verstand — bewirkte diese Massenerhebung, sondern vielmehr jener Grundgedanke, die grossen Vermögen zur Ueberwindung der grössten sozialen Not heranzuziehen, wozu noch jenes unerhörte Unterfangen kam, zur Feststellung dieser Vermögen in die tatsächlichen Vermögensverhältnisse unseres Volkes hineinzuzünden. Der Gedanke einer V e r m ö g e n s a b g a b e zugunsten der darbenden Volksgenossen, ja schon der damit verquickte Gedanke einer Vermögens e r m i t t l u n g — das war das Entsetzliche, was unserem Volke derart Schrecken und Abscheu einflösste, und es hätte gar nicht der ganzen demagogischen Lüge von der «Raubinitiative» und des törichten Versuches, diese Initiative als «bolschewistisches Experiment» hinzustellen, bedurft, um unser Volk zu solchem Widerstand zu entflammen. Der Gedanke, dass der Reiche mit seinem Besitze eine grosse Verpflichtung gegenüber dem notleidenden Bruder habe, und der Versuch, dieser Pflicht eine allgemeine, gesetzlich anerkannte Geltung zu geben, genügte, um alle Leidenschaften zu wecken.

Angesichts des leidenschaftlichen Kampfes, den dieser Gedanke und Versuch hervorrief, müssen wir unwillkürlich an die Erfahrungen eines Karl Marx denken, der im Vorwort zum «Kapital» schreibt, «dass die eigentümliche Natur des Stoffes, den seine Forschung behandelte, (gemeint sind eben jene Eigentumsverhältnisse, die auch die Initiative berührte) die heftigsten, kleinlichsten und gehässigsten Leiden-

schaften der menschlichen Brust, die Furien des Privatinteresses, wider sie auf den Kampfplatz rufe, und dass heutzutage der Atheismus selbst eine culpa levis sei, verglichen mit der Kritik überlieferter Eigentumsverhältnisse.» So sehr wir die materialistische Geschichtsbetrachtung und zumal ihre Anwendung auf das Geistesleben als eine kurzsichtige Einseitigkeit ablehnen, — hat Marx mit ihr nicht gegenüber all dem, was sich in diesem Kampfe als Recht, Moral und Religion ausgab, bitter Recht behalten? Könnte es durchsichtiger in Erscheinung treten, dass unsere Rechtsbegriffe nur die juristische Formulierung unserer Eigentumsverhältnisse darstellen, als es in all den pathetischen Rechtsergüssen geschah, in denen die Initiative als «Aufhebung des Rechtsstaates» bezeichnet und ihre Verwerfung als das «machtvolle Bekenntnis des Schweizervolkes zum Rechtsstaat» gefeiert wurde? Wer mit dem Worte «Recht» noch irgendwelche Vorstellungen von Gerechtigkeit verband, der musste angesichts dieser Rechtsbekenntnisse doch erkennen, dass alle unsere Rechtsbegriffe nichts anderes sind, als Umschreibungen und Folgerungen des Grundsatzes von der Heiligkeit und absoluten Unantastbarkeit des Privateigentums; als Rechtsbrecher, als Verbrecher steht vor dieser, den heidnischen Römern entliehenen Rechtsauffassung jeder da, der die Not des Elenden wichtiger nimmt als den Ueberfluss des Reichen und sich doch nicht zur herrschenden Auffassung bekennen kann, dass das Geld mehr gilt als der Mensch. Diesem Rechtsbegriff entspricht auch jene ganze Moral, die im Abstimmungskampf mit so viel Pathos auftrat und unter anderem namentlich den der Initiative zugrunde liegenden Opfergedanken als Raub brandmarkte. Einer Moral, die ganz den herrschenden Eigentumsverhältnissen und Geldinteressen angepasst ist, muss natürlich j e d e Antastung dieser Eigentumsverhältnisse als Raub erscheinen, gleichgültig, ob der «Räuber» an sich denkt oder bei seinem «Raube» sich einzig vom Gedanken an das schwere Los des notleidenden Bruders leiten lässt. Ob man auf dem Boden dieser Moral nicht konsequent auch jenen zum Räuber stempeln würde, der einem gewissen reichen Jüngling nicht nur eine bescheidene Vermögensabgabe zumutete, sondern sogar befahl: «Verkaufe, was du hast und gibts den Armen!«? Doch die Christenheit hatte es nicht nötig, derart von Christus Absand zu nehmen, — die christliche Kirche sorgte schon dafür, dass aus jener von dem herrschen-

den Denken sehr abweichenden Stellung Jesu zu den «Schätzen auf Erden» für den Christen und seine Geldinteressen keine Gefahr entstand. Hat sie doch auf katholischer Seite sogar höchst offiziell all ihre Kräfte für den Kampf gegen die Vermögensabgabe mobilisiert und es auch im protestantischen Lager unterlassen, ihre Stimme zu erheben gegen den ganzen Geist, der bei diesem Kampfe unser Volk beseelte. Wir erwarteten von der Kirche gewiss nicht eine Befürwortung der Initiative, aber der stille und laute Segen, den sie der Bekämpfung der Initiative zuteil werden liess, musste bei diesem Abwehrkampf als Einverständnis mit dem wüsten Mammonsgeist, der die treibende Kraft des Kampfes war, verstanden werden.

So trugen auch Recht, Moral und Religion — eben das, was Marx als den ideologischen Ueberbau über der realen Grundlage der ökonomischen Verhältnisse bezeichnet — das Ihrige dazu bei, um das Volk in dem Eindruck zu bestärken, dass es sich bei dieser Antastung der gewohnten Eigentumsbegriffe und der sorgsam gehegten Geldinteressen, die schon der eigene Mammonsgeist als frevelhaften Eingriff empfand, tatsächlich um eine Verletzung des Heiligsten handle. Und das ist denn auch der eigentlich furchtbare Sinn dieses Advents des Schweizervolkes, dass er uns zeigte, wo das Heiligtum unseres Volkes liegt und was es vermag, wenn es um dieses Heiligste geht. Nicht bloss ironisch von den Gegnern, nein mit inbrünstiger Ueberzeugung und heftiger Leidenschaft wurde in diesem Kampf gegen die Vermögensabgabe immer wieder das Wort gebraucht, dass es um die heiligsten Güter gehe! Ist es doch sogar einem — sonst sehr «gläubigen» — evangelischen Pfarrer passiert, dass er in einem führenden Blatte der Ostschweiz einen Kollegen gehöig zurecht wies, weil dieser mit seinem Eintreten für den sozialen Sinn der Initiative «die heiligsten Ueberzeugungen seiner Gemeinde verletzt habe». Tatsächlich berührte die Initiative jenen Punkt, um den das glühendste Glauben, Lieben und Hoffen unseres Volkes schwingt. Wir würden keinen auch nur annähernd so heftigen und so einmütigen Kampf erleben, wenn es einmal um jene Güter ginge, die man sonst gewöhnlich als die heiligsten zu bezeichnen pflegte. Dass die Verteidigung der Freiheit, die ja früher auch zu den heiligsten Gütern des Schweizers gerechnet wurde, nur halb so viele Kämpfer findet, zeigte der 24. September, — wie viele Verteidiger aber die Sache Gottes um sich

scharen könnte, wagen wir nach dem 3. Dezember gar nicht auszudenken. Kann denn ein Volk, das sich mit solcher Leidenschaft für die Verteidigung blosser Geldinteressen einsetzte und mit solcher Einmütigkeit die Heiligkeit des Eigentums zu seinem höchsten Glaubenssatz erhob, auch noch Gott und seiner Sache dienen? «Niemand kann zwei Herren dienen. Entweder er wird den einen hassen und den andern lieben; oder er wird dem einen anhangen und den andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.» Wie kann unser Herz noch frei und offen sein für Gott und seine Wahrheit, wenn es seinen wahren Schatz in jenen Gütern erblickt, die am 3. Dezember so energisch verteidigt wurden? «Wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz.» Tatsächlich hat uns nichts so deutlich wie dieser Kampf um die Vermögensabgabe gezeigt, wie sehr die Menschen G e b u n d e n e sind, Gebundene bis ins Herz hinein. Nur in solcher Gebundenheit konnte man blind sein für den sozialen Sinn der Initiative und von «Raub» reden, wo ein Opfer gemeint war. Nur in dieser Gebundenheit konnte man immer von allen möglichen und unmöglichen volkswirtschaftlichen Gefahren und Schäden reden, dabei aber den schweren Schaden und die grosse Gefahr übersehen, den das Dasein jener Zehntausende von notleidenden Greisen und Invaliden für unser Volk bedeutet. Nur in dieser Gebundenheit konnte man jene als Volksfeinde und Verbrecher hinstellen, die sich die Not des Lazarus mehr zu Herzen gehen liessen als allen Purpur und kostbare Leinwand, alle Herrlichkeiten und Freuden des reichen Mannes. In dieser Gebundenheit liegt auch die Lösung jenes Rätsels, weshalb unser Volk trotz aller Zeichen der Zeit die Stimme Gottes nicht versteht, trotz aller Mahnungen seinem Willen nicht gehorchen kann, überhaupt blind und taub ist für all die grossen, dringenden Forderungen der Stunde. Nehmen wir zu jenem Erlebnis bei Kriegsbeginn, das uns den nationalistischen Taumel der Völker vor Augen führte, nun noch dieses Bild der mammonistischen Ergriffenheit unseres Volkes, dann haben wir eine Enthüllung der ungeheuren Macht, die die Weltgewalten über den Menschen ausüben. Nicht die Ankunft Christi, nein die Herrschaft des Fürsten dieser Welt offenbart uns der Advent des Schweizervolkes.

Hat diese erschütternde Predigt des ersten Adventssonntags uns nichts zu sagen für unseren Advent? Wenn unsere Adventserwartung

sich auf die Zuversicht gründet, dass die Reiche der Welt noch unseres Herrn und seines Christus sein werden (Offg. 11, 15), muss da nicht der Advent als ein furchtbares Gericht über ein Volk kommen, das sich leidenschaftlich an diese Reiche der Welt klammert und ihre Ordnungen für heilig hält? Schwer lastet dem, der mit seinem Adventsglauben wirklich das Kommen des Reiches Christi erwartet und mit seiner richtenden Wahrheit rechnet, die Frage auf dem Herzen: «Doch wenn des Menschen Sohn kommen wird, meinst du, dass er auch werde Glauben finden auf Erden?» Nicht ohne tiefe Bewegung und Bangen lesen wir jene Reden und Gleichnisse Jesu, mit denen er die Seinen auf seine Ankunft vorbereiten wollte.[1]) Wenn der Bräutigam kommt, um sein Fest zu feiern, wird er uns dann auch wachend finden und können wir ihm mit brennenden Lampen entgegengehen? Haben wir mit den uns anvertrauten Talenten auch für unsern Herrn gearbeitet und für ihn etwas gewonnen, oder haben wir unser Talent vergraben oder gar verscherzt, so dass wir am Tage der Rechenschaft mit leeren Händen dastehen? Sind wir über dem wenigen, das uns anvertraut war, treu gewesen, sodass man uns über vieles setzen kann, oder haben wir damit so gewirtschaftet, dass uns auch das, was wir noch haben, genommen werden wird? Oder, um noch auf jenes so gewaltige, in seinem Sinn aber so schlichte Gleichnis vom Weltgericht hinzuweisen: wie können wir in dem Gericht, das das Kommen des Reiches Christi bedeutet und in dem einzig nach der Menschlichkeit der Menschen gefragt wird, bestehen? Heisst es bei uns: Ich bin hungrig gewesen und ihr habt mich gespeist; ich bin nackt gewesen und ihr habt mich bekleidet; ich bin krank gewesen und ihr habt mich besucht; ich bin ein hilfloser Greis gewesen und ihr habt euch meiner angenommen? Oder werden wir als Unmenschen, denen das Ergehen der geringsten ihrer Brüder gleichgültig ist, dastehen, als Unmenschen, für die kein Platz ist im Reiche des himmlischen Vaters? Kann unser Volk, das einen so eigenartigen Advent gefeiert hat, bestehen vor dieser grossen, einzigen Adventswahrheit?

Jedenfalls gehört das, was wir in all diesen Wochen in unserm Volke erlebten, mit zum Endcharakter unserer Zeit, gibt diesem aber

[1]) Ich möchte den Leser bitten, insbesondere jene Gleichnisse im Kap. 25 des Matthäusevangeliums zu lesen, deren Sinn ich nur andeuten kann.

noch ein besonders ernstes Gepräge. Gewöhnlich sind wir bei unseren Adventsgedanken einfach von der Freude darüber getragen, dass dort, wo unsere Welt zusammenbricht, Raum für die Welt Gottes geschaffen wird, aber: kann dieses Ende unserer Menschenwelt etwas anderes als ein furchtbares Gericht sein? Jedenfalls wollen wir nicht immer nur dieses kommende Ende vom Standpunkt der klugen Jungfrauen, der treuen Knechte und jener Scharen zur Rechten des Richters betrachten, sondern bedenken, dass das Kommen des Reiches Gottes, um das wir beten, auch verschlossene Türen, verworfene Knechte, auch Ausschliessung, Verfluchung und viel Wehe kennt.

Wenn der Advent des Schweizervolkes uns diese Erkenntnis wieder in die Herzen schreibt, dann könnte er trotz allem eine Bedeutung für jenen andern, wahren Advent bekommen. Drum gilt es, in diesen Adventswochen und immer jene Worte Jesu zu beherzigen, die die eigentliche Adventspredigt unserer Zeit darstellen:

«Und wie es geschah zu den Zeiten Noahs, so wirds auch geschehen in den Tagen des Menschensohnes. Sie assen, sie tranken, sie freiten, sie liessen sich freien bis auf den Tag, da Noah in die Arche ging und die Sintflut kam und brachte sie alle um. Desgleichen, wie es geschah zu den Zeiten Lots; sie assen, sie tranken, sie kauften, sie verkauften, sie pflanzten, sie bauten; an dem Tage aber, da Lot aus Sodom ging, da regnete es Feuer und Schwefel vom Himmel und brachte sie alle um. Auf diese Weise wirds auch gehen an dem Tage, wenn des Menschen Sohn soll offenbart werden.» (Lukas 17, 26—30.)

R. Lejeune

# Der Kampf um den Zivildienst

Der Kampf ist nun auf der ganzen Linie entbrannt. Es ist bedeutsam, wie der Ruf nach dem Zivildienst unsere männlichen und weiblichen, uniformierten und nicht uniformierten Militaristen aufgeschreckt und aufgeregt hat. Und interessant ist es, ihre Argumentation und Kampfweise zu verfolgen.

Nach dem auf die Zürcher Versammlung folgenden kurzen Zeitungspektakel stiess zunächst in der «Allgemeinen Militärzeitung»

(Nr. 19, 16. Sept.) ein «Justizmajor» Eugster ins Horn. Sein Ton ist noch halbwegs anständig. Freilich, dass es sich für «diese Leute» (das ist so der Stil, in dem von uns geredet wird, «diese Leute»!), die den Zivildienst fordern, wirklich im Ernst um den Kampf gegen den Krieg handle und sie von wirklichen Gewissensgründen getrieben werden könnten, vermag schon dieser «Justizmajor» nicht zu glauben. Der Zivildienst ist in seinen Augen nur ein Vorwand, hinter dem sich das eigentliche Ziel, die «Zerstörung des Staates», verbirgt. (Dass «der Staat» durch einen neuen Weltbrand ungleich rascher und sicherer zerstört würde, ist ein Gedanke, der natürlich jenseits des Horizontes «dieser Leute» liegt.) Man erkennt aus dieser stets wiederkehrenden Argumentation Zweierlei: einmal, dass das Heer für «diese Leute» in allererster Linie die Stütze des Staates, d. h. der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung, und dass sie darum so sehr für es besorgt sind, sodann, dass man in diesen Kreisen völlig verlernt hat, an sittliche Kräfte und Motive zu glauben. Durch solche Argumentationen beleuchten diese Kreise nicht die Dienstverweigerer oder die Anhänger des Zivildienstes, wohl aber sich selber. Dass die gleichen Kreise dann im Handumdrehen wieder gegen den Materialismus der Sozialisten und anderer Leute wettern, dient zu ihrer weiteren Beleuchtung.

Nach dem «Justizmajor» kam die patriotische Schweizerin, verkörpert vor allem in der Frau Prof. Bleuler, der bekannten Vorkämpferin gegen den Alkohol, der es entgangen zu sein scheint, in welch engem Zusammenhang Alkoholismus und Militarismus stehen, und die es miteinander vereinigen kann, die Menschen aus dem Sumpf der Trunksucht zu ziehen, um sie dann in die Hölle des Krieges zu stürzen. Sie eröffnet das Feuer im «Schweizer Frauenblatt» (Nr. 44 vom 4. November 1922) und in der «Neuen Zürcher Zeitung» — natürlich! — und gruppiert einige andere Frauen um sich. Was an deren Argumentation auffällt, ist der Umstand, dass diese Frauen den Weltkrieg offenbar ob dem Strickstrumpf oder der Mappe des Hottinger Lesezirkels oder meinetwegen der Lektüre einer Zeitschrift für Gemeinnützigkeit übersehen haben. Von den Mitteln, mit denen ein neuer Krieg geführt würde und von denen unsere Armee keine Stunde bestehen könnte, haben sie trotz ihrer militärischen Eingeweihtheit keine Ahnung. Es kommen die längst schäbig gewordenen Argumente von unserem Heer, das uns vor dem Weltbrand beschützt

habe (das wissen sogar die obersten Militär besser!), von der friedlichen Schweiz, die sich natürlich bloss verteidigen werde, während die bösen Nachbarn — die als Raubtiere dargestellt werden, während wir fleissige Bienen sind — natürlich sofort über unsern Honig herfallen würden, sobald sie uns wehrlos sähen. Was uns an diesen Frauen auffällt, ist noch weniger der höhnische Ton, den sie anschlagen — das machen sie halt andern nach —, auch nicht die naive schweizerische Selbstverherrlichung — die ist ja in diesen Kreisen und leider sehr allgemein üblich —, sondern wieder der völlige Unglaube in Bezug auf höhere Kräfte, die das Leben der Völker bestimmen könnten. Dieser Unglaube ist psychologisch um so interessanter, als er bei Frauen auftritt, die sich ja durch ihre philanthropische Tätigkeit doch zu höheren menschlichen Zielen zu bekennen scheinen. Auf was für einer geistigen Grundlage ruht denn diese ganze Philanthropie? Hat sie überhaupt eine solche? Aber diese Art ist für eine sehr grosse Zahl von Schweizern und Schweizerinnen typisch: eine Fülle von Gemeinnützigkeit, aber völliges Versagen allen tiefern Lebensproblemen und höheren Lebenzielen gegenüber. Die Ursache dieser Erscheinung ist deutlich genug.[1])

Wir werden durch diese Bemerkungen von selbst zu einer der Hauptfestungen im Dienste des Militarismus, dem Burghölzli,[2]) geführt. Dieses Burghölzli mit seinen Professoren und Doktoren (wenigstens ihrer Mehrheit) ist, wie es scheint, das Hauptorgan der Methode, die man bei uns vor allem gegen den Antimilitarismus verwendet: dass man nämlich seine Vertreter als geisteskrank erklärt. Darin findet sich diese modernste Psychologie mit den gröbsten Urteilen eines gewissen populären Unverstandes zusammen, genau so, wie einst die Urteile der Inquisition und der Richter in den Hexenprozessen mit den Instinkten einer blinden Masse übereinstimmten. Die Analogie reicht weiter, als man wohl ahnt! Wir haben

[1]) Das über diese Art von Frauen (und Männern) Gesagte gilt selbstverständlich nicht von allen Schweizerinnen (und Schweizern) oder auch nur von deren Mehrheit. Gerade im «Frauenblatt» sind eine Reihe von ganz ausgezeichneten Erwiderungen von Frauen (und Männern!) erschienen.

[2]) Für ausländische Leser sei bemerkt, dass das Burghölzli die grosse und weitbekannte Irrenanstalt des Kantons Zürich ist.

es hier mit dem Dogma eines im Grunde materialistischen Naturalismus zu tun, der von vornherein geneigt ist, Dinge wie Gewissen, Gottes- und Christusglauben, Martyrium für pathologische Erscheinungen zu halten. Wieder stossen wir auf die Abwesenheit des Glaubens an geistige Kräfte, die über den Naturtrieb oder die formale Intelligens hinausgehen. Das ist überall der Feind, mit dem wir es zu tun haben: der Mangel an echtem Glauben. Wo kein wahrhaft geistiger Glaube vorhanden ist, da bleibt nur der Glaube an die Gewalt übrig und dieser wird zum Glauben an Bajonett und Maschinengewehr. Anstelle der Kirche tritt der Staat, als Herr der Gewissen.

Mit dieser Burghölzli-Psychologie wird auch noch aufgeräumt werden müssen, wenn wir wieder ein geistiges Leben bekommen sollen.

Vollends ins Grobe und Gröbste aber verläuft diese ganze Linie, wenn wir wieder beim Militär ankommen und zwar diesmal bei seiner schweizerischen Spitze, dem Generalstabschef Sonderegger, dem Retter des Vaterlandes von anno 1918! Er hat in Zürich am 4. Dezember auf Einladung der «Freisinnigen (!) Junioren» einen Vortrag gehalten, der zu den traurigsten Dokumenten des geistigen Tiefstandes, zu dem wir gelangt sind, gehören dürfte. Sonderegger nimmt das Thema von den Pathologen auf und fügt einige andere Argumente von gleicher Qualität hinzu. Interessant ist besonders das vom «innern Feind», gegen den die Armee notwendig sei. Wir bringen einen Bericht, der noch nicht einmal das Aergste enthalten soll, an anderer Stelle. Soll man sich darüber wundern, dass dieser Chef der schweizerischen Armee bis zu Ausfällen gegen die Juden und, nach dem Bericht von Ohrenzeugen, Spässen über die «Weiberröcke» heruntergestiegen ist? Man braucht bloss zu wissen, was für eine Rolle Mars unter den Göttern spielt! Aber ärger kann jedenfalls eine Sache nicht gerichtet werden, als der Militarismus durch den Geist seiner Vertreter.

Man sieht zum Greifen deutlich, dass hier zwei Welten einander gegenüberstehen und dass man sich für die eine oder andere entscheiden muss. Es soll nicht geleugnet werden, dass man die Sache des Krieges in edlerem Stil und mit mehr Tiefe vertreten kann und auch manchmal tut, aber im letzten Grund wird man doch auf die gleichen Argumente hinauskommen. Hier gilt Entweder — Oder!

Uns beweist die Erregung, ja Wut, die der Zivildienst bei den Militaristen hervorruft, dass wir auf dem rechten Wege sind und dass diejenigen unserer Freunde unrecht haben, die befürchten, dass durch diese Forderung dem Kampf gegen den Militarismus die Spitze abgebrochen werde. Dessen Verteidiger wittern mit gutem Instinkt, dass hier ein Prinzip auftritt, das ihm noch gefährlicher ist als das blosse Nein der Dienstverweigerung, so viel dieses auch bedeutet.

Darum müssen wir den Kampf mit gesammelter Kraft aufnehmen. Es gilt, so viel Unterschriften aufzubringen, dass man nicht leicht über die Petition und das ganze Problem weggehen kann. Der Anfang ist sehr ermunternd, von allen Seiten werden die Bogen begehrt und gross ist die Begeisterung. Besonders wichtig ist die Feststellung, dass es eine grosse Zahl junger Leute gibt, die einen Zivildienst anstelle des Militärdienstes verlangen. Diese Feststellung sollte vielleicht auch etwa in Form von besondern Bogen gemacht werden. So liesse sich der Einwand zum Schweigen bringen, den man so oft hört, es sei doch nur eine verschwindend kleine Zahl von jungen Leuten, die in Betracht komme. Dieser Einwand ist zu falsch. Es sind im Laufe dieser Kriegs- und Nachkriegsjahre nach Aussage Berufener viele Hunderte solcher Fälle gewesen. Wenn sie sich jetzt vermindert haben, so beruht dies zum Teil darauf, dass man sie nach Möglichkeit in aller Stille dadurch erledigt, dass man die Betreffenden, oft fast mit Gewalt, als untauglich erklärt. Aber es wäre immerhin gut, wenn man durch Zahlen zeigen könnte, dass hinter unserer Forderung ein grosser Teil der wehrpflichtigen schweizerischen Jugend steht.

Was die Gewinnung der Unterschriften selbst anbetrifft, so ist den Petitionsbogen[1]) eine genaue Anweisung für das richtige Vorgehen beigelegt. Die Sammlung findet am besten auf d e z e n t r a l i s i e r t e Weise statt, d. h. so, dass sich in jedem Kanton und je nachdem auch in jedem Tal und jeder grössern Ortschaft eine Gruppe von Menschen (manchmal mag auch einer allein genügen) der Sache annimmt. Sehr zu wünschen ist, dass man die Gelegenheit benütze, durch V o r t r ä g e auf die Sache des Zivildienstes selbst und ihren ganzen Zusammenhang hinweisen. Bis Ende Februar sollte die Sammlung abgeschlossen

[1]) Man verlange diese bei H a n s A m b e r g, Alfred Escherstrasse 8, Zürich 2. Auch G e l d e r möge man ihm zustellen oder dann auf das Postscheck-Konto Nr. VIII 9367 einzahlen.

sein, damit die Petition möglichst bald in der Bundesversammlung verhandelt werden könne. Der Text der Petition hat gegenüber dem ursprünglichen Entwurf starke Abänderungen erfahren. Er sei darum nochmals hergesetzt.

**An die Bundesversammlung der Schweizerischen Eidgenossenschaft.**

In Anbetracht der Tatsache:

a) dass viele Schweizerbürger und Schweizerbürgerinnen, bestärkt durch die Greuel und die Folgen des Weltkrieges, nicht nur den Krieg aus ganzer Seele verabscheuen, sondern jede weitere kriegerische Vorbereitung grundsätzlich verwerfen, als eine für die Zukunft des Volkes so gut wie der ganzen Menschheit unheilvolle und unverantwortliche Handlung,

b) dass es auch vielen andern Schweizerbürgern und Schweizerbürgerinnen, welche diese Auffassung nicht teilen, widerstrebt, wenn Schweizerbürger, die aus Gewissensgründen jeglichen Militärdienst verweigern, immer wieder zu Gefängnisstrafen verurteilt werden müssen, während sie freudig bereit wären, auf andere Weise der Volksgemeinschaft zu dienen,

c) dass in andern Staaten in dieser Hinsicht bereits gesetzgeberische Massnahmen getroffen worden sind,

gelangen die Unterzeichneten in Fortsetzung bereits gemachter Anregungen mit folgender Petition an die Bundesversammlung:

1. Für Schweizerbürger, die aus Gewissensgründen den Dienst in der Armee nicht leisten können, wird ein Zivildienst eingerichtet.

2. Sinn und Zweck des Zivildienstes ist körperliche und geistige Erziehung, Pflege kameradschaftlicher Gesinnung und tatkräftiger Liebe zu Heimat und Volk, und im besondern eine Arbeitsleistung im Geiste der gegenseitigen Hilfe. Als solche kommen zum Beispiel in Betracht: Erstellung von Verkehrswegen, wasser-, forst- und alpwirtschaftliche Arbeiten, Hilfsdienst bei Seuchen und Naturkatastrophen usw.

3. Der Zivildienst steht unter ziviler Leitung, ist unabhängig von der Militärbehörde und Militärorganisation und darf nicht zu militärischen Zwecken benützt werden.

4. Der Zivildienst soll in bezug auf Ordnung und Arbeitsernst dem Militärdienst nicht nachstehen und zur Verhütung jedes Missbrauches einen Drittel länger dauern als dieser.

5. Der Zivildienst soll grundsätzlich keine Konkurrenz für die Berufsarbeiter bilden, sondern sich auf Arbeiten beschränken, die im öffentlichen Interesse liegen, aber aus Mangel an Mitteln nicht ausgeführt werden können.

6. Für militärersatzpflichtige Schweizerbürger, die gewissenshalber die Militärsteuer verwerfen, wird an Stelle derselben eine um einen Drittel

höhere Zivilsteuer eingeführt. Deren Ertrag ist ausschliesslich für Zivildienstzwecke zu verwenden.

7. Der Zivildienst und die Zivildienststeuer sind so bald als möglich einzuführen, damit einem unhaltbaren Zustand ein Ende bereitet werde.

Zum Schlusse möchte ich noch einmal meine Ueberzeugung aussprechen, dass es sich bei dieser ganzen Aktion nicht nur um den unmittelbaren Erfolg, sondern zugleich um etwas Grösseres handelt: den Kampf gegen Krieg und Militarismus überhaupt. Unser letztes Ziel ist die Beseitigung von Militär und Militärdienst überhaupt durch die völlige Abrüstung. Dieses letzte Ziel zu verhehlen, haben wir weder Lust noch Anlass. Schämen muss sich heute nicht, wer an die Möglichkeit und Notwendigkeit glaubt, den Krieg aus der Welt zu schaffen, sondern wer nicht daran glaubt. Wir kämpfen mit entfalteten Fahnen.

Darum muss der Kampf so geführt werden, dass seine gewaltige prinzipielle Bedeutung klar hervortritt. Wir müssen die Gelegenheit ergreifen, um unserm Volke das ganze Problem neu vor die Seele zu stellen und es vor einem Einschlafen des Gewissens zu bewahren, das zum geistigen Tode führen müsste.

Der Kampf wird viel kosten, in jeder Hinsicht. Er wird Geld erfordern. Wir müssen wieder bitten, uns darin zu Hilfe zu kommen, trotz der Ungunst der Zeiten, ja gerade um ihretwillen — denn sie kommt ja aus dem Krieg und Kriegsglauben. Aber er wird noch mehr fordern. Wenn nicht alles trügt, gehen wir den schwersten Proben entgegen. Auf allen Gebieten rücken wir den Entscheidungen näher. Da muss sich ein jeder darüber klar sein, was er einsetzen kann und will und auf das Aeusserste gerüstet sein. Vor allem aber scheint mir wichtig, dass wir versuchen, diesen ganzen Teilkampf des Reiches Gottes wieder in seinen grossen Zusammenhang zu stellen und ihn auch von dort aus, mit dessen Geiste, zu führen. Wir sollten immer wieder die allerdings gar schwere Aufgabe zu lösen trachten, die äusserste Schärfe, die ja nicht vermieden werden kann, mit der höchsten Liebe und den Kampf gegen das Böse mit dem Glauben an das Gute auch im Gegner zu verbinden. Mag seine Argumentation und sein Ton noch so schlimm sein, so kann das vielleicht gerade aus der Beunruhigung seines Gewissens stammen. Nur in dem Masse, als wir dies vermögen, dienen wir wirklich dem, was der innerste Be-

weggrund unseres Streites ist: der Bruderschaft und dem Frieden, der Heiligkeit des Menschen und der Ehre Gottes. Wir wollen keine Pedanten und Doktrinäre sein, nicht ein scharfes Wort von vorneherein für Sünde erachten; — scharfe Worte sind noch lange nicht die schlimmsten Worte — aber wir wollen uns, so Gott will, auf der Höhe halten.

L. R.

Ich möchte nicht unterlassen, von dem, was ich bei Anlass meiner Reise letzthin über den Zivildienst in Skandinavien aus dem Munde kompetenter Personen erfahren, in Kürze Bericht zu erstatten. In Schweden bewährt sich die Einrichtung aufs beste. Sie wird von durchschnittlich 200 jungen Leuten benützt. Diese haben alle den Militärdienst aus religiösen Gründen verweigert. Dafür, dass diese Gründe ernst seien, müssen sie das Zeugnis einer kompetenten Instanz (meistens eines Pfarrers!) beibringen. Es gibt aber viel mehr Dienstverweigerer, als diese 200, nämlich noch solche aus mehr politischen Gründen. Diese werden dem Sanitätsdienst etc. zugewiesen. Die im Zivildienst, der unter nichtmilitärischer Leitung steht, Tätigen, arbeiten an Werken, für die es in Schweden an Kräften fehlt; an Waldarbeiten und an der Ausnützung der Wasserkräfte, der Herstellung von Telegraphenleitungen und ähnlichem. Der soziale Sinn des Zivildienstes tritt also in Schweden, zum Teil infolge des erwähnten Umstandes (des Mangels an Arbeitskräften), nicht so deutlich hervor, wie nach unserm Entwurf, aber das kann noch kommen, um so mehr, als es in Schweden eine sozialistische Regierung und dazu mehr Hochsinn als bei uns gibt. Ueber die Qualität der Teisnehmer am Zivildienst lautet das Urteil äusserst günstig. Die Dauer des Dienstes ist um 40 Prozent länger als die des Militärdienstes.

In Norwegen ist der Zivildienst zwar gesetzlich eingeführt, aber noch nicht praktisch erprobt. Er wird nach allem, was ich vernommen, sehr stark benützt werden. Es ist erfreulich, welchen Umfang in Norwegen die Dienstverweigerung angenommen hat.

Was Dänemark betrfft, so wird das dortige vorläufige «Versagen» der Einrichtung, von der man übrigens nur durch uns weiss, als Argument gegen diese angeführt. Meine Nachfrage nach den Ursachen dieses Versagens hatte folgendes Ergebnis: Der Zivildienst wird durch die Behörde sabotiert. Man wählte dafür möglichst ungeeignete Arbeiten. Man tat die Teilnehmer mit Sträflingen zusammen. Man beseitigt ganz wie bei uns in der Stille möglichst viele Fälle von Dienstverweigerung, um die Zahl der Zivildienstleute zu vermindern. Dazu kommt eine gewisste Zurückhaltung der Arbeiterschaft und vor allem der Umstand, dass die sich zur Rekrutierung stellenden jungen Leute von der Sache meistens nichts wissen.

Unsere dänischen Freunde werden dafür kämpfen, dass das alles anders wird. Von einem endgültigen Versagen der Einrichtung in Dänemark kann also nicht im Ernste geredet werden.

# Rundschau

**I. Ein Dokument zur Vermögensabgabe.** Die Synodalkommission der Waadtländer Staatskirche hat an die Pfarreien und Pfarrer, die ihr angehören, folgenden Aufruf erlassen:

«Die Synode hat einstimmig folgende Resolution angenommen: Ueberzeugt, dass unser Volk in seiner grossen Mehrheit den fundamentalen Prinzipien der christlichen Moral treu bleibt, die die Grundlage der Existenz der schweizerischen Nation bilden, lädt die Synode die Synodalkommission ein, an die Pfarreien eine Botschaft zu richten, um die Aufmerksamkeit der Gläubigen auf die Schwere der Frage zu lenken, die dem Gewissen unseres Volkes am 3. Dezember gestellt wird.

Das Evangelium, als Inspiration der göttlichen Liebe, ist mit keinem politischen oder ökonomischen System solidarisch. Die Geschichte zeigt uns, wie gefährlich die Vermischung der Sache der Monarchie mit dem Christentum, des Trones mit dem Altar gewesen ist. Der heutige Welt-Affarismus provoziert die Verurteilung durch das Gewissen der Menschen. Bei Gelegenheit des Kongresses von Genua haben die Kirchen ihren Protest erhoben. Ist nicht dieser Affarismus eines der grössten Hindernisse für die Wiederherstellung des Friedens zwischen den Völkern?

Aber wenn die Frage, die am 3. Dezember zur Abstimmung vorgelegt wird, sich zunächst als eine wirtschaftliche Frage darstellt, so bedeutet sie doch zugleich ein moralisches Problem, das an die Grundlagen der schweizerischen Eidgenossenschaft rührt. Wer den Glauben an den himmlischen Vater nicht von seiner Hingabe an das irdische Vaterland trennt, kann nicht gleichgültig bleiben gegenüber diesem Angriff auf die Prinzipien, die die Grundlage unseres nationalen Gebäudes bilden.

Anno 1918 haben sich unsere durch die Grippe dezimierten Truppen zur Erhaltung der politischen Ordnung, zur Verteidigung der Demokratie gegen die Anarchie erhoben. Heute würde die vorgeschlagene Abgabe vom Vermögen die Unordnung im Schosse des wirtschaftlichen Lebens unseres Volkes erzeugen. An Stelle der Zusammenarbeit aller zu mehr Gerechtigkeit für alle, unternehmen die Initianten ihren Feldzug im Namen des Klassenkampfes. Alles aber, was auf dem Hass ruht, kann nichts anderes erzeugen als schwere moralische Störungen. Die Unordnung aber, sei sie politisch, wirtschaftlich oder moralisch, ist ein Auflösungsmittel für das nationale Leben; sie droht unsere Schweiz bis in die Fundamente zu erschüttern. Die Ordnung ist die Grundlage des geistigen Lebens, der Moral wie der Religion. Ein Volk kann ohne sie nicht leben. Eine Frage, wie die, welche die schweizerischen Abstimmenden lösen sollen, bringt über unser Volk eine tötliche Krisis. Wie könnten die Gläubigen unserer Kirche dabei gleichgiltig bleiben? Ein Mönch in seiner Zelle führt ein beschauliches Leben, fern von aller menschlichen Erregung, aber ein Christ, der sein Vaterland liebt, muss in die Arena treten und seinen Anteil an der Verantwortung auf sich nehmen; er muss seine Bürgerpflichten erfüllen. Ihr werdet daher die gestellte Frage prüfen und Euer Urteil nach Eurem Gewissen abgeben.

Die niedrigen Leidenschaften des Neides, der Eifersucht, des Hasses, sind dem Flugsand ähnlich, ein soziales Gebäude, das auf sie gegründet wäre, könnte nicht bestehen. Die Heiligkeit, die Gerechtigkeit, die Liebe sind ewige Prinzipien. Nur dasjenige Volk, das davon aus-

geht, widersteht allen Stürmen und ist auf den Felsen gebaut. Möchte unsere geliebte Schweiz mehr und mehr von christlichem Geiste durchdrungen werden, der die höchste und letzte Inspiration bleibt.»

* * *

Ueber dieses Dokument liesse sich eine Broschüre schreiben. Es ist bezeichnend durch seine Halbheit, die Schwächlichkeit seines Tones, sein schlechtes Gewissen. Fast möchte man meinen, eine politische Grösse habe es bestellt. Man erklärt das Vaterland und alles Heiligste für bedroht und spürt doch, dass es etwas schwierig ist, das Privateigentum als das christliche Allerheilige zu verteidigen. Manches ist an dem Dokument erfreulich, so die energische Erklärung, dass der Christ sich um die Politik zu bekümmern habe, dass das Evangelium nicht mit irgend einer weltlichen Ordnung zu solidarisieren sei; ebenso ist das, was es von den letzten Prinzipien sagt, gewiss richtig. Aber nun die Anwendung! Zuerst einmal der Widerspruch zu sich selbst, dass es das Evangelium mit der heutigen Wirtschaftsordnung solidarisiert, d. h. mit der unbeschränkten Herrschaft des Privateigentums. Wie viel näher wäre doch gelegen, das vom Affarismus Gesagte auch auf die soziale Versöhnung zu beziehen. Dann die ungeheuerlicheVoraussetzung, dass das Privateigentum zu den Fundamenten der christlichen Moral gehöre, während doch jedes Kind aus dem Evangelium das Gegenteil weiss. Weiter die grenzenlos naive Annahme, dass das heutige System «Ordnung» bedeute, während es doch die wildeste Anarchie und alles eher als «Heiligkeit, Gerechtigkeit und Liebe» ist; endlich die Wiederholung der Mätzchen über den Novemberstreik 1918 mit der üblichen Verherrlichung des Ordnung stiftenden Maschinengewehres; die einseitig bloss gegen die Initianten gerichteten Anklagen, die in dieser Allgemeinheit eine krasse Unwahrheit sind; die Unaufrichtigkeit, die auf die Gewissensprüfung abstellt, aber das Ergebnis vorwegnimmt und endlich das Fehlen jedes Appells zu Gunsten einer richtigen Verteilung und Verwendung des Reichtums und eine bessere soziale Fürsorge.

In dieser ganzen Halbheit und Unaufrichtigkeit ist das Dokument leider ein nur allzu treues Spiegelbild unseres offiziellen Kirchentums und Christentums. Und nicht ein Mann hat an dieser christlchen Synode dagegen gestimmt!

L. R.

II. **Eine andere Stimme.** In einem Heft des Jesuiten Pesch über den «Neubau der Gesellschaft» wird als Forderung des Christentums völliger Bruch mit dem kapitalistischen Wirtschaftssystem verlangt. «Wir müssen das Volk darüber belehren», so heisst es da (Seite 8), «dass der individualistische Kapitalismus in schroffstem Gegensatz steht zur christlichen Soziallehre und Moral, dass eine Verfassung, welche die Volkswirtschaft in eine Summe von Einzelwirtschaften auflöst, von denen jede ungehemmt und ohne Mass dem eigenen Gewinn nachgeht, wo die Bedarfsdeckung des Volkes nicht Ziel ist, sondern zum blossen Mittel wird im Dienste privater Gewinnsucht, wo die Persönlichkeit des Arbeiters die gebührende Anerkennung und Achtung entbehrt, seine Stellung im Produktionsprozesse verkannt, der Lohn nur als lästiges Kostenelement in der privatwirtschaftlichen Berechnung, als Minderung der Rentabilität, empfunden wird, wo der Stärkere den Schwachen rücksichtslos niederkonkurriert, mit allen Mitteln dem Untergang zuführt, wo die Unwahrhaftigkeit der Reklame sich herrlich lohnt usw., wo ein nicht unbeträchtlicher Teil der Einkommen Beuteeinkommen ist, wo Drohnen ohne volkswirtschaftlich wert-

volle Leistung vom Schweisse des Volkes leben und sich mästen, kurz, dass eine Volkswirtschaftverfassung, in welcher Volkswirtschaft ganz von dem privaten Geldinteresse beherrscht wird, wo man den Profit unter dem Schleier einer verfälschten Produktionskostenberechnung und mit den dunkeln Mitteln der Geheimdiplomatie und raffinierten Bilanzen zu verdecken versteht, wo der materialistische, mammonistische Geist oberster Leiter ist — dass eine solche kapitalistische Wirtschaftsordnung nur ein Gegensatz zur christlichen Moral geworden ist, und bis heute ihre schmachvolle Existenz geführt hat. Kapitalismus und Christentum stehen einander gegenüber wie Feuer und Wasser.» Was sagt dazu die waadtländische Synode mit ihren «fundamentalen Prinzipien der christlichen Moral»? Sollte es möglich sein, dass in diesem Falle der Jesuit in der Bibel sässe und wir daneben?», fragt mit Recht Flemmig im «Neuen Werk», dem wir das Zitat entnehmen. L. R.

**III. Sonderegger für eine starke Armee gegen den innern Feind.** Am **Montag,** den 4. Dezember, abends, referierte der schweizerische G e n e r a l s t a b s c h e f S o n d e r e g g e r im grossen Saale zu «Kaufleuten» über das Thema: «Die internationale Abrüstung und die Schweiz» in einer von den «Freisinnigen Junioren» einberufenen öffentlichen Versammlung. In der Meinung, dass das, was «unser» höchster militärischer Führer zur Abrüstung zu sagen habe, das ganze Volk interessieren dürfte und nicht nur die zahlreich erschienenen bürgerlichen Leute, sei kurz der Inhalt der Ausführungen Sondereggers skizziert:

Die Sehnsucht nach Frieden war schon in alten Zeiten in den Völkern vorhanden. Heute wieder, nach dem Weltkriege, werden immer mehr Stimmen laut, die nach Abrüstung rufen. Der Völkerbund ist aus diesem Verlangen heraus entstanden. Er ist mit dem Zwecke geschaffen worden, künftige Kriege zu vermeiden. Entweder erreicht [illegible] iel dadurch, dass militärische Macht seitens der Völkerbundsmitglieder einen Friedensstörer in die Schranken weist, oder dadurch, dass die Abrüstung ernsthaft durchgeführt wird. Mit Bezug auf diese Aufgaben hat der Völkerbund v e r s a g t. Er hat nicht erreichen können, dass militärische bezw. wirtschaftliche Repressalien gegenüber einem Friedensbrecher für Völkerbundsmitglieder obligatorisch erklärt werden konnten und er hat weiter nicht zu einem Abrüstungsabkommen führen können — weil eben Voraussetzung dazu wäre, dass alle mitmachen müssten. Das Ergebnis der Abrüstungskommission des Völkerbundes ist: Eine militärische Abrüstung hat die moralische zur Voraussetzung, diese hinwiederum eine Gesundung der politischen Lage, bezw. das Gleichgewicht der Finanzen in internationaler Hinsicht. Erst wenn die Weltlage eine bessere geworden ist, vermag der Völkerbund etwas zu erreichen! Auch mit dem Abkommen von Washington (Abrüstung zur See) ist es nicht weit her — insofern nämlich, als dieses einfach nicht ratifiziert wird, und damit alles beim Alten bleibt.

Es sind zweierlei Argumente, die für die Abrüstung vorgebracht werden. Erstens wirtschaftliche und dann pazifistische. Gegenüber den wirtschaftlichen Einwänden verweist Sonderegger lediglich auf die Tatsache, dass vor dem Kriege bei grösseren Rüstungen eigentlicher Wohlstand bei glänzender Prosperität der Wirtschaft bestanden habe. (!) Bei den Pazifisten ist zu unterscheiden zwischen ideellen und aktiven Pazifisten. Die ideellen Pazifisten geben selber zu, dass zuerst die Rassenversöhnung zustande kommen muss, bis Kriege verunmöglicht werden können. Hinter den a k t i v e n P a z i f i s t e n steckt immer der S o z i a l i s m u s, bezw. K o m m u n i s m u s (Bar-

busse, Eisner). Zudem sind es immer Juden, wie auch der Vater der Vermögensabgabe, Goldscheid, natürlich nur ein Jude sein konnte. Zuerst muss jeder Pazifist analysiert werden. Ist er nicht ein Ausländer, ein Bolschewik oder ein Feigling, so bleibt nichts als ein guter Teufel, der es nicht besser versteht, der aber leicht eines Besseren zu belehren sein wird. Hinter den religiösen Gründen verbergen sich Psychopathen, sofern es sich nicht um Schindluderei handelt. Auf alle Fälle ist hinter den religiösen Antimilitaristen der bolschewistische Pferdefuss zu konstatieren. Da den Umstürzlern der Umstand, dass unsere Armee tief im ganzen Volke wurzelt, ein Dorn im Auge ist, soll nun die Pastete geteilt werden. Durch einen möglichst angenehmen Zivildienst sollen grosse Teile der Armee von dieser getrennt werden, damit dieselbe dann umso eher bekämpft werden könne. Es muss vor allem genau darauf geachtet werden, welche Form der Kampf gegen unsere Armee annimmt. Hier ist alle Vorsicht am Platze. Am Sonntag ist das Vaterland aus grosser politischer und wirtschaftlicher Gefahr errettet worden. Gerade der Buchdruckerstreik beweist durch sein Einsetzen vor der Vermögensabgabe - Abstimmung, wie eine «fremde Hand» in unserem Lande regiert und der Arbeiterschaft von aussen diktiert. Diese fremde Hand in unserem Lande, die ganze innere Lage, erlaubt uns nicht, an eine Abrüstung zu denken. H. A. im «Volksrecht».

IV. **Sozialistische Einheit.** Die zweite Internationale und die Wiener Arbeitsgemeinschaft wollen sich zusammenschliessen. So ist im Haag entschieden worden. Es ist das Beste, was geschehen kann und wenn die schweizerische Partei recht beraten ist, dann macht sie mit. Sie wird ja eines Tages doch müssen. Sich jetzt mit den Bolschewisten in einer Internationale zusammenzufinden, ist eine Utopie, wie doch wohl «Volksrecht» und «Tagwacht» auch wissen. Es muss noch viel Wasser in den Rhein laufen, bis diese Einigung aller Sozialisten möglich ist. Aber wenn einmal ein sehr grosser Teil beisammen ist, dann mag er ja sehen, ob von Fall zu Fall ein Zusammengehen mit den Uebrigen tunlich ist. Dieser Zusammenschluss sollte ohnehin nicht auf Grund eines abstrakten und dogmatischen Programms, sondern im Hinblick auf ganz bestimmte und klare praktische Aktionen erfolgen. Und eine gewisse sozialistische Mannigfaltigkeit ist einer Uniformität mit all ihrem Zentralismus, Bureaukratismus und all ihrer offenen und versteckten Diktatur weniger bei weitem vorzuziehen. Die rechte Einigkeit muss, wenn sie etwas taugen soll, aus dem Geiste kommen, nicht aus der Organisation. L. R.

V. **Armenien.** Für uns andere besteht ein Hauptinteresse an der Lausanner Konferenz darin, dass von ihr das Schicksal Armeniens stark abhangen wird. Gewaltige Anstrengungen werden von allen Seiten gemacht, dass ihm eine freie «Heimstätte» geschaffen werde. Die Aussichten hiefür sind, menschlich gesprochen, gering, aber wir sagen: «Dennoch!» — und kämpfen mit, jeder wie er kann. Diese furchtbare Wunde am Leibe der Menschheit, und besonders der Christenheit, muss geheilt werden; allen Jungtürken und Diplomaten zum Trotz! L. R.

**Wer will ein verlassenes Kind aufnehmen?** Es ist leider eine Tatsache, dass fortwährend arme, verlassene Kinder in arme Heimatsgemeinden abgeschoben und von da oft in einer Seele und Körper gefährdenden Weise verkostgeltet werden, während zu gleicher Zeit manch ein warmherziges, kinderloses, in geordneten Verhältnissen

lebendes Ehepaar vergeblich nach einem Geschöpfchen sucht, auf das es seine Liebe übertragen, und das es zu einem gütigen, tüchtigen Menschen erziehen möchte.

Unsagbar Wertvolles ist schon verloren gegangen durch das Fehlen einer bekannten Zentrale, die sich solcher Fälle angenommen hätte. — Diesem Mangel abzuhelfen, gleichzeitig auch um den in der Schweiz noch nicht ausgerotteten Kinderhandel entgegenzutreten, ist im Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenverein eine Kommission erstanden, die es sich zur Aufgabe macht, Fäden zu spinnen zwischen elternbedürftigen Kindern und kinderliebenden Menschen, welche gewillt wären, Elternpflichten auf sich zu nehmen, Elternpflichten im hohen Sinne des Wortes.

Die Kommission ist sich wohl bewusst, dass ihre Aufgabe eine ausserordentlich verantwortungsvolle, heikle und schwierige ist. Insbesondere da es sich nicht immer, ja in den wenigsten Fällen, um Waisenkinder handelt. Aber wenn alle Kreise, die ein warmes Herz für die Kinderwelt haben, mithelfen wollen, die Bestrebungen der Kommission zu unterstützen, so wird deren Arbeit mit der Zeit Segen bringen können.

In den ersten Monaten ihrer Tätigkeit hatte die Zentrale mehr Anmeldungen von gut empfohlenen Kindersuchenden, als Anmeldungen von verlassenen Kindern aufzuweisen. Inzwischen aber haben Amtsvormundschaften und Jugendfürsorgen ihre Schützlinge angemeldet und es hat sich das Verhältnis dahin verschoben, dass wohl jetzt noch ein paar gute Heimplätzli für Maiteli von zwei bis zehn Jahren offen stehen, aber für kleine B u e b l i Eltern gesucht werden müssen.

Ob wohl unter den Lesern der «Neue Wege» jemand wäre, der so ein verlassenes, armes, aber munteres und liebebedürftiges Bürschchen an Kindesstatt nehmen, oder doch kostenlos erziehen würde?

Zur Auskunft gerne bereit per
Unentgeltliche Kinderversorgung
des schweizerischen gemeinnützigen
Frauenvereins:
Martha Burkhardt, Rapperswil
(St. Gallen).

## Versammlungen

**Bern.** Die nächste Zusammenkunft der Freunde der «Neuen Wege» findet statt Mittwoch, den 17. Januar 1923, abends 7¾ Uhr im alkoholfreien Restaurant «zur Münz», Marktgasse 38.

Wir werden die Freude haben, an diesem Abend fremde Gäste bei uns begrüssen zu können, indem einige Mitglieder des Vorstandes der C h r i s t l i c h e n I n t e r n a t i o n a l e, der Bewegung, die von B i l t h o v e n ausging, anwesend sein werden. Sie werden uns von ihren Zielen und ihrer Arbeit erzählen, nicht in Form von Vorträgen, sondern in zwanglosem Gedankenaustausch. Wir hoffen, dass recht viele Leser der «Neuen Wege» an dieser Zusammenkunft teilnehmen werden. Auch Gäste sind jederzeit herzlich willkommen.

Der Ausschuss.

# Zum Schluss des Jahrgangs

Zum Abschluss des Jahrganges möchten wir unsern Lesern und Freunden gern eine kurze Rechenschaft ablegen. Wir haben uns bemüht, der Doppelaufgabe gerecht zu werden, die wir uns von neuem gestellt haben: die letzten Grundlagen unseres Glaubens und Hoffens immer klarer herauszustellen und herauszuarbeiten — soweit es nötig

und nützlich erscheint, auch durch Auseinandersetzung mit andern Zeitströmungen, — verwandten und gegnerischen — und die neue Arbeit der Verwirklichung, die wir und andere tun und tun wollen, zu beleuchten und zu vertiefen. Die Beiträge von Ewald, Lejeune, Rauschenbusch und Ragaz haben die erste dieser Aufgaben an wichtigen Punkten angefasst. Wir werden diese Linie weiter verfolgen und hoffen sie immer mehr in die Tiefe und Weite führen zu können. Zunächst wird eine Auseinandersetzung mit den Verteidigern der Theosophie erfolgen, woran sich eine Darstellung und Beleuchtung der religiösen Zeitbewegung überhaupt schliessen soll. Eine den Aufsätzen über die Theosophie analoge Auseinandersetzung mit den mehr negativen Geistern wird damit Hand in Hand gehen. Als besonderes Ziel schwebt uns vor eine neue Erschliessung der Bibel. — Auch auf der andern Linie haben wir ein redliches Stück Arbeit getan. Wir haben besonders das Gemeinschaftsleben in den Mittelpunkt der Erörterung gestellt. Die Aufsätze von Roniger, Bietenholz, Züricher, Stückelberger und Staudinger haben es sowohl nach seinem allgemeinen Sinn, wie nach besonderen Seiten hin gründlich behandelt. Auch damit werden wir fortfahren und wohl immer mehr in die brennendsten Fragen und Aufgaben der Nachfolge Christi in unsern Tagen hineinkommen. Wieder schliesst sich daran der besondere Kampf gegen Krieg und Militarismus, den wir namentlich durch den Feldzug für den Zivildienst neu aufgenommen haben. Er wird weitergehen und andere Kämpfe ähnlicher Art sich ihm anschliessen.

Neben dieser Doppelaufgabe, — die wir gewissermassen auf eine neue Weise anfassen möchten — haben wir eine alte nicht versäumt: die Beleuchtung der politischen und sozialen Ereignisse und Probleme vom Standpunkt unseres Glaubens und Hoffens aus und die Orientierung über das, was in der Richtung dieses Glaubens und Hoffens überall in der Welt geschieht. Auch diese Seite unseres Werkes soll weiter gepflegt werden. Besonders gedenken wir das Oekumenische noch weiter und gründlicher auszugestalten, d. h. noch mehr unsern Blick in die Weite zu lenken, auf die Angelegenheiten des Reiches Gottes in der ganzen Welt, und die Verbindung mit den befreundeten Kreisen und Bewegungen in andern Ländern und Völkern herzustellen. Wir haben alle Aussichten, dass uns dies immer besser gelingen wird. Gewisse internationale Probleme gedenken wir

auf eine konzentriertere Weise anzufassen und dafür die Geister zusammenzuführen. Und bei alledem sollen die schweizerischen Angelegenheiten nicht zu kurz kommen.

Endlich werden wir der Orientierung über literarische Erscheinungen, die unsern Gedanken- und Arbeitskreis berühren, weiterhin alle Aufmerksamkeit schenken, und auch hierin hoffen wir immer Gründlicheres und Besseres zu leisten.

Dieses ganze Werk haben wir ja gewiss unzulänglich getan, oft mit ungenügenden Kräften oder in Hast und Hetze allzuvieler Aufgaben. Aber wir glauben doch sagen zu dürfen: wer den nun abgeschlossenen Jahrgang 1922 noch einmal im Zusammenhang durchschaut, der wird gewahren, dass eine Fülle von Arbeit darin steckt, und zwar einer sinnvollen, innerlich zusammenhängenden, von einem Geiste und Wollen getragenen Arbeit.

Wir glauben darum immer wieder, dass die Neuen Wege ein Lebensrecht und eine Zukunft haben. Es könnte wohl sein, dass — entgegen dem Augenschein — ihre beste und wertvollste Zeit erst jetzt kommt, die Zeit, wo der letzte, tiefste Sinn unserer ganzen Bewegung sich nach allen Seiten hin, im Denken wie im Tun, entfaltet. Es hat bei uns und allerwärts eine Bewegung angehoben, die über die bisherigen Formen unserer Arbeit hinausdrängt, auf neue Wege der Nachfolge Christi. Von dieser Bewegung sind auch die Neuen Wege ein Organ und werden es wohl von selbst immer mehr werden. Der Schreiber dieser Zeilen hat auf seiner letzten Reise immer wieder zu seinem Erstaunen erfahren, was die Neuen Wege im Zusammenhang dieses neuen Lebens bedeuten. Es wäre ein schwerer Schaden, wenn sie nicht mehr wären — gerade im jetzigen Augenblick!

Nun wissen wir alle ohne weitere Begründung, wie schwer die Lage heute für jedes Unternehmen dieser Art, das dem Guten dient und mit guten Mitteln arbeitet, geworden ist. Fast alle ringen mühsam um ihre Existenz. Eine Konzentration der Kräfte wäre schon darum dringendstes Gebot. Es widerstrebt dem Schreibenden, mit einem ungestümen Werben an die Leser und Freunde zu gelangen. Wenn ein Unternehmen nicht leben kann ohne solche Methoden, dann soll es lieber sterben. Unsere Freunde wissen, wie gesagt, welches die Lage ist. Wir haben ja ihre Treue auch immer wieder erfahren und

werden sie nochmals erfahren. Sie werden uns in dieser kritischen Stunde nicht im Stiche lassen. Wir wollen nicht die übliche Bitte aussprechen, dass ein jeder von ihnen sich geloben solle, wenigstens e i n e n Abonnenten für den neuen Jahrgang zu verschaffen, aber es versteht sich unter uns von selbst, dass wir unser Organ ausbreiten, wo immer wir können. Wir verbreiten ja mit dem Organ die Sache und diese ist mehr als je das Eine, was Not ist. Gerade jetzt geht es neuen Wendungen entgegen.

Die Neuen Wege sind zugleich das Organ einer G e m e i n d e. Und es soll die Gelegenheit benützt werden, besonders e i n e n Irrtum zu zerstören: Es halten sich manche von der Mitarbeit zurück, weil sie meinen, dafür nicht die Befähigung zu besitzen. Sie glauben, dafür zu einfach, zu wenig schreibgewandt zu sein. Wir wünschen gar sehr, dass dieses Vorurteil falle. Es kommt uns nirgends, und so auch in den Neuen Wegen nicht, auf glänzende intellektuelle Begabung und Leistung Einzelner, sondern auf die Treue und den guten Willen einer ganzen Gemeinde (im weitesten Sinn des Wortes) für die Sache Gottes und des Menschen an. Immer wieder möchten wir erklären, dass wir in den Neuen Wegen gern auch f r e i e A u s s p r a c h e haben. Aber auch wer wirklich nicht schreiben kann — und das sollen auch nicht alle — der kann auf andere Weise ebenso wirksam mitarbeiten, durch Einstehen für die Sache, Verbreitung und Vertretung unserer Gedanken und Werke. Es ist Arbeit genug für alle. Und dass wir uns immer mehr in freiester Weise, vom Geist gedrängt, zusammenschliessen zu Arbeit und Kampf, das ist unser Wille, aber auch ein jetzt schon ganz deutlicher, notwendiger Weg. Die Formen werden sich hiefür von selbst immer mehr finden.

So befehlen wir denn unser Werk, unsere Sache dem Schutz und Segen dessen, dem sie gilt, und entbieten allen Freunden auf Weihnachten und Iahreswende unsere Segenswünsche. Wir rufen besonders allen Verzagenden das Wort zu: «Werfet euer Vertrauen nicht weg, denn dieses hat eine grosse Verheissung!»

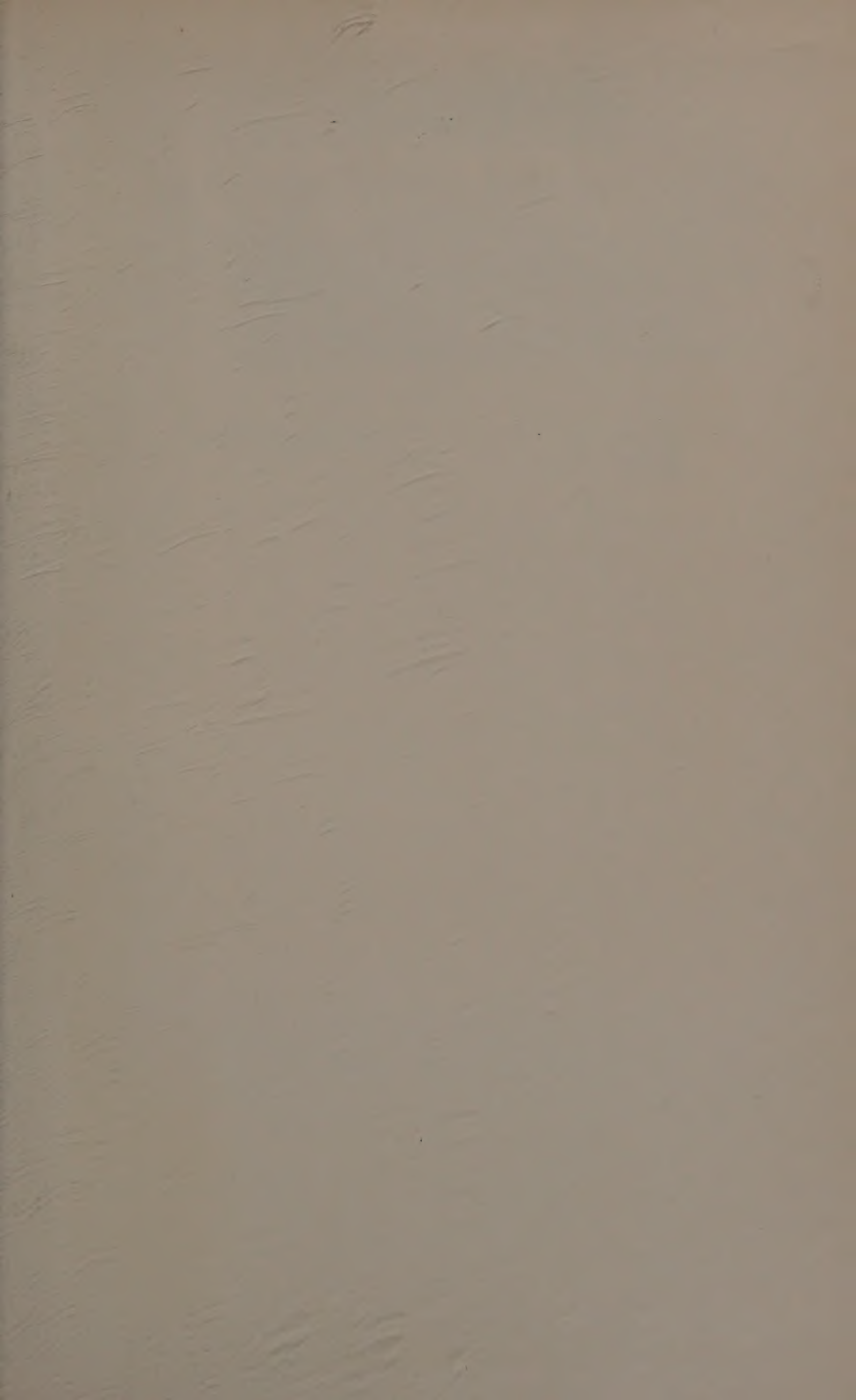
Für die Redaktion: L. R a g a z

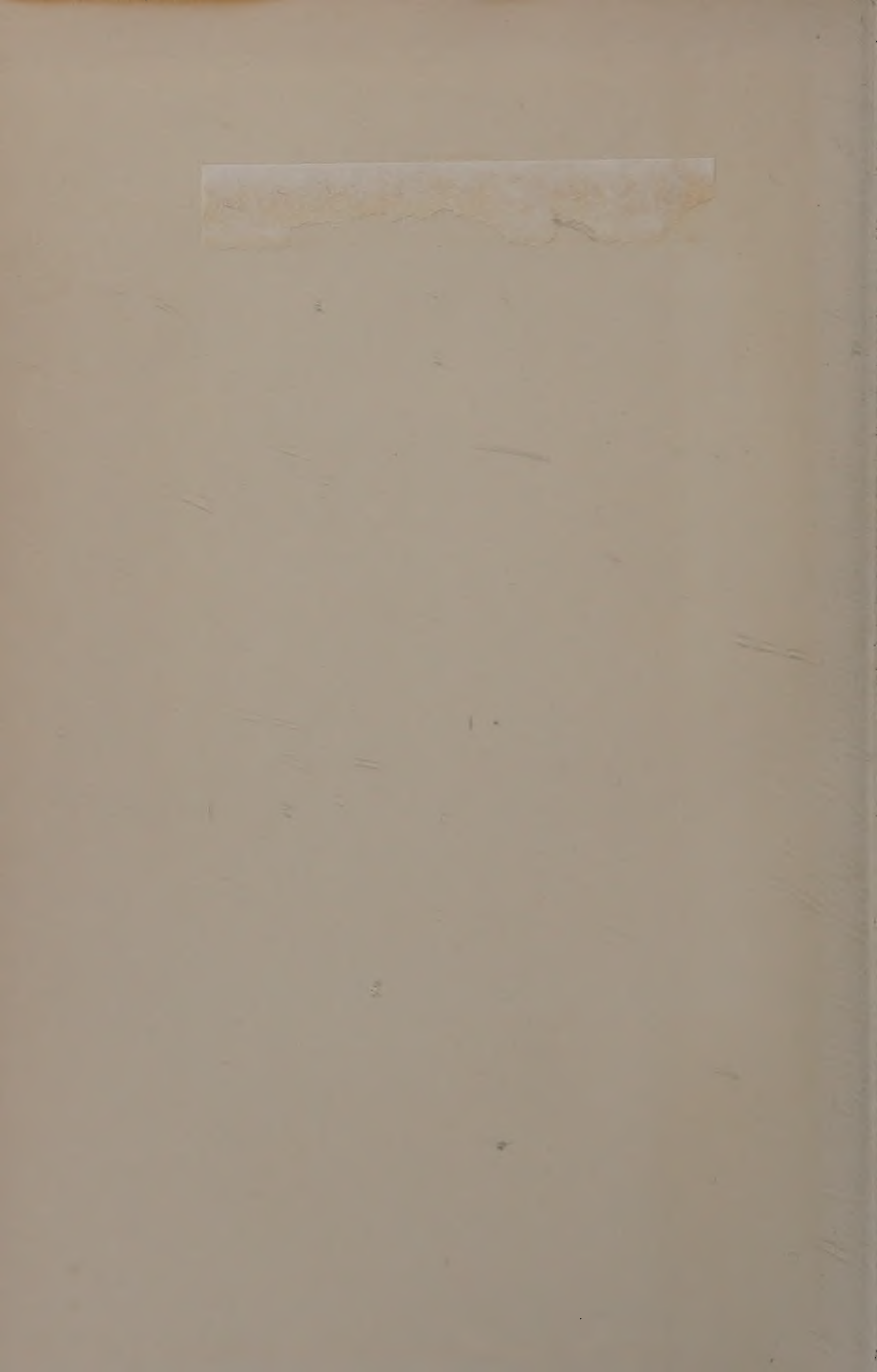
## Redaktionelle Bemerkung

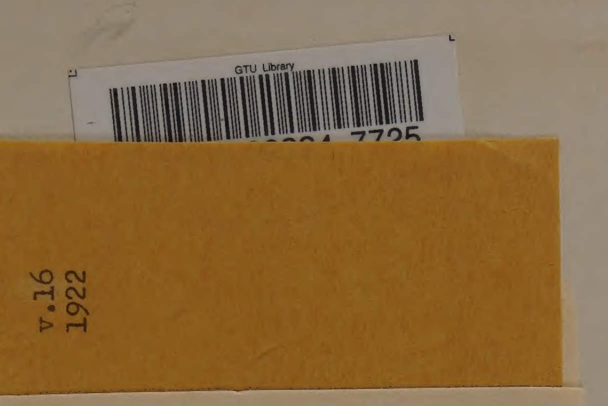
Da der Buchdruckerstreik die Herausgabe des Heftes leider abermals stark gehemmt hat, können wir das I n h a l t s v e r z e i c h n i s für den Jahrgang 1922 erst dem nächsten Hefte beigeben, was wir freundlich zu entschuldigen bitten.










GTU Library

